Jahrbuch der Charakterologie

Herausgegeben von Emil Utitz

VI. Jahrg. ✡ 1929 ✡ VI. Band

Pan-Verlag Kurt Metzner G. m. b. H.
Berlin W 9

Digitized by Google

ALLE RECHTE, INSBESONDERE DAS DER ÜBERSETZUNG
IN FREMDE SPRACHEN, VORBEHALTEN
COPYRIGHT 1929 BY PAN-VERLAG KURT METZNER G. M. B. H.
IN BERLIN W 9

Druck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig. 947628.

Digitized by Google

5-4-73

Psychology
5-10-29
18644
v.6

Inhalt

Seite

HOFMANN, Paul. Das Verstehen und seine Allgemeingültigkeit 1

STERN, William. Persönlichkeitsforschung und Testmethode 61

HARTMANN, Heinz. Über genetische Charakterologie, insbesondere über psychoanalytische 73

BERGMANN, Hugo. Eine Kritik der Psychoanalyse 97

KRETSCHMER, Ernst. Die französische Konstitutions- und Temperamentenlehre 111

FRIEDEMANN, Adolf. Handbau und Charakterkunde (mit Abbildungen) 121

HEILBRUNN, Ernst. Stendhal 155

ESSELBRÜGGE, Kurt. Die Struktur des Humors bei Gottfried Keller 177

HENNING, Hans. Ziele und Möglichkeiten der experimentellen Charakterprüfung (mit Abbildungen) 213

SAUDEK, Robert. Das zentrale Nervensystem und der Schreibakt (mit Abbildungen) 275

LÖWY, Max. Versuch einer „motorischen Psychologie" mit Ausblicken auf die Charakterologie 305

Digitized by Google

Ein Inhaltsverzeichnis der Bände 1, 2/3, 4 und 5 befindet sich am Schluß des Bandes

Digitized by Google

Das Verstehen und seine Allgemeingültigkeit.

Von Paul Hofmann (Berlin).

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsübersicht

Seite

1. Philosophie ist Sinn-Erforschung. Da Sinn der Gegenpol zu Sein ist, ist sie weder Metaphysik noch normative Erkenntnistheorie 5
2. Verstehen ist die Funktion, in der wir Sinn erfassen. Die Methode der Philosophie muß auf Verstehen gegründet sein. Um Sinn und Verstehen selbst zu verstehen, behandeln wir drei Fragen: 1. Was ist Sinn? 2. Was ist Verstehen? 3. Die Allgemeingültigkeit des Verstehens von Sinn 6

I. Was ist Sinn?

3. Die Polarität von Er-leben und gegen-ständlichem Er-äugnis in jedem möglichen Erlebnis und die Urkorrelation Subjekt-Objekt 6
4. Der beiderseitige Doppelsinn von Subjekt und Objekt und die Struktur ihres Verhältnisses zueinander 8
5. Das Subjekt ist dasjenige Objekt, mit welchem sich das die Welt der Objekte erlebende Erleben identifiziert. Es ist durch Umdeutbarkeit des jeweilig Erlebenden in ein Erlebtes innerlich unendlich geschichtet, und seine Schichten sind durch fortlaufende Identifizierungen verbunden. Das Objekt ist demgegenüber dasjenige, welches dem erlebend-erlebenden Ich als fremd und für-sich-seiend gegenübersteht 9
6. Relative Bedeutung jeder Subjekt-Setzung; das „reine Erleben" als „Grenzbegriff" — wie anderseits das „Ding an sich" ein Grenzbegriff ist. Die „innere Unendlichkeit" des Ich und die äußere der „Welt" 12
7. Sinn ist das spezifisch Subjektive, ich-haft Erlebende und deshalb nie selbst darstellbar, sondern nur mittelbar durch seine gegenständliche Bedeutung „explizierbar". Neben dem Bewußtsein seiner Bedeutung lebt im Sinn auch eine immanent ihn selbst deutende Erklärung 13
8. Kausalprinzip und Substanzprinzip als Formen des Erklärens. Für ersteres ist das „objektive" Verhältnis der Daseinsfremdheit grundlegend, zu der das Einandergemäßsein der Beschaffenheit tritt. Das Substanzprinzip geht hervor aus der „subjektiven" Identität; es findet Ausdruck im Gedanken der „Beharrung" und in dem der „Entwicklung" von „Lebensäußerungen" aus dem substanzialen Gesetze eines „Wesens" 13
9. Die immanente Anwendung des Kausal- und Substanzprinzips auf das sich selbst erlebende Sinn-Erleben sondert in unendlichem Fortschreiten das sinnhafte Erleben von dem erlebten Gegenständlichen. Es faßt dabei das Sinnhafte „ergründend" als Lebensäußerung der Seele und des dieser zutiefst immanenten, spezifisch subjektiven „Geistes" 15
10. Der erlebte Notwendigkeitszusammenhang sinnhafter Strukturen ist nicht „unmittelbar gegeben", sondern beruht auf jener spezifisch substanzialen erlebnisimmanenten Deutung 16

II. Das Verstehen.

11. Verstehen als das Innewerden oder Spüren des subjektiven und deshalb nicht „vorfindbaren" Sinnes, der unsere Erlebnisse „beseelt". Es ist ein instinktsicheres Sichführen-lassen durch eine „Einstellung" oder „determinierende Tendenz" 16

Digitized by Google

Seite

12. Die Einstellung des Verstehens ist die Vorbedingung zur „mäeutischen" Explikation des Sinnes. Die Explikation ist aber dem Irrtum ausgesetzt. Die Fixierung des Sinnes durch Symbole 17
13. Das Verstehen als substanziales Erklären aus dem subjektiven Strukturgesetz der „Erlebensmöglichkeiten". Die Tiefenstufen dieser Struktur. Das Apriori der Urphänomene des Erlebens überhaupt 18
14. Die methodische Bedeutung des im Verstehen lebenden Möglichkeitsbewußtseins . 20
15. Das Verstehen anderer Personen 21
16. Das Problem der Verschiedenheit der erlebend einander verstehenden Charaktere und Weltanschauungen 23
17. Verstehen als Gegensatz zu dem induktiven, naturalistischen Erklären nach dem Kausalprinzip 26
18. Die Grenzen und die Leistungen des Verstehens 27
19. Das Verstehen als die eine der beiden korrelativen Urrichtungen des sich immanent selbst deutenden Erlebens 29

III. Der Sinn der Allgemeingültigkeit des Verstehens.

20. Allgemeingültigkeit im interobjektiven und im interindividuellen oder intersubjektiven Sinne. Der nicht-induktive Charakter der im Verstehen lebenden interindividuellen Allgemeingültigkeit 32
21. Der Versuch, diese Allgemeingültigkeit aus der Beziehung auf „ideale Gegenstände" zu verstehen, hat keinen positiven Sinn. Weltanschauliche Wichtigkeit des damit angegebenen Problems 32
22. Mit Kant läßt sich die interobjektive Allgemeingültigkeit allgemeiner Erkenntnisse von Objekten subjektiv begründen auf den Sinn der Gegenständlichkeit - überhaupt 33
23. Sein Gedankengang läßt sich ergänzen zu einer Ergründung der intersubjektiven Allgemeingültigkeit des Urphänomenalen. Weil Verstehen zu dem Aufbau jedes mir erlebbaren fremden oder eigenen Erlebens den Grund legen muß, würde der Gedanke nicht-verstehbaren Erlebens selbst ohne Sinn sein. Das Verstehen aber beruht zuletzt auf dem Innewerden der Urphänomene meines Erlebens. Erlebter Sinn ist deshalb in allen Fällen seines Auftretens im strengsten Sinne identisch und infolge dieser „subjektiven" Identität allgemeingültig 35
24. Zusammenfassung der Hauptergebnisse. Die romantische Klage über die „metaphysische Einsamkeit" der Seele. In Wahrheit ist die zu seinem Sinne gehörige (objektive) „Einzigkeit" des Ich der Grund für die interindividuelle Allgemeingültigkeit von Sinn und Wert. Und damit von allem, was uns „heilig" sein kann . . . 35

Anmerkungen 39

Anhänge:

I. Das verstehende Erklären des Verhaltens von Menschen und die keineswegs spezifisch „teleologische" Struktur des Erlebens. Lebensformen und Weltanschauungen 47
II. Das Verstehen als Innewerden von „Erlebensmöglichkeiten" 48
III. Das transzendentale Prinzip. Mein Gegensatz gegen Husserls „schauende" Phänomenologie und der Sinn des Allgemeinen 52
IV. Das Konformitätsprinzip und die Urkorrelation 55

Digitized by Google

1. Das Problem des Verstehens ist untrennbar verbunden mit letzten, entscheidenden Fragen der Philosophie. In dem vorliegenden Schrifttum unserer Epoche, die eine tiefgreifende, weltanschauliche Krisis erlebt, werden diese Fragen zwar brennend empfunden, sind aber begreiflicherweise noch nicht zu klarem Bewußtsein gelangt, geschweige denn beantwortet. Scheu, auf ihre Untersuchung ernstlich einzugehen, oder mangelnde Fähigkeit, diese selbständig durchzuführen, sind — wie ich glaube — die Hauptursachen dafür, daß bisher die Versuche unbefriedigend geblieben sind, Sinn und Leistung des Verstehens theoretisch zu fassen. Ich muß deshalb in den folgenden, dem Verstehen gewidmeten Ausführungen jene grundlegenden philosophischen Probleme in den Vordergrund stellen.

Philosophie ist Selbstbesinnung, ist Sinn-Erforschung. Dieser Satz ist — recht verstanden — ein Programm, er enthält einen neuen Ansatz des philosophischen Denkens. Wie jeder gesunde Neu-Ansatz der geistesgeschichtlichen Entwicklung wird sich freilich auch dieser Neu-Ansatz keineswegs als ein bloßer Umsturz erweisen; er bedeutet vielmehr meines Erachtens zugleich ein besseres Sich-selbst-Verstehen eben der philosophischen Gedanken, die die Menschheit je und je gedacht hat. Treten wir auf den Boden dieses Ansatzes.

Wenn Philosophie Sinn-Erforschung ist, so ist sie jedenfalls nicht Metaphysik. Unter Metaphysik verstehe ich den Versuch, das allgemeinste Wesen des Seienden überhaupt oder — wie Aristoteles sagt — „die Prinzipien des Seienden" wissenschaftlich zu erfassen. Sinn ist nun, wie ich noch darlegen werde, charakterisiert als der erlebende Gegenpol des Gegenständlichen, das ist aber: des Seienden. Die Sinn-Erforschung geht also gerade nicht auf das „Seiende als Seiendes", und auch nicht auf das Wesen oder die Prinzipien des Seienden, soweit unter diesen etwas selbst Seiendes verstanden wird[1]).

Sinn-Erforschung ist aber auch nicht Erkenntnistheorie. Diese will eine sog. „normative Wissenschaft" sein. Sie will das Recht denkender oder wertender Überzeugungen „begründen". Nun ist zuzugeben, daß in unseren Überzeugungen auch das Bewußtsein ihres Rechtes lebt. Dieses Rechtsbewußtsein ist ein Sinn-Erleben. Den Sinn dieses Rechtsbewußtseins darzulegen und zu „ergründen", wäre eine Aufgabe der Sinn-Erforschung — neben manchen anderen. Die Erkenntnistheorie jedoch — wie sie gewöhnlich aufgefaßt wird — begnügt sich nicht mit der Ergründung des Sinnes, der in unseren Überzeugungen lebt. Sie will nicht die erlebte Rechtsmeinung auslegen, sondern das in ihr gemeinte Recht von sich aus sicherstellen. Und zwar will sie das, um dadurch eine feste Grundlage zur

Digitized by Google

„Normierung" der wissenschaftlichen Arbeit zu gewinnen. Die so gestellte Aufgabe der Erkenntnistheorie ist der Metaphysik verwandt, sie liegt außerhalb der als Sinn-Erforschung verstandenen Philosophie[2]).

2. Aus der Auffassung der Philosophie als Sinn-Erforschung erhellt sich, daß das Problem des Verstehens für die Philosophie grundlegend sein muß. Denn Verstehen ist die Funktion, in der wir Sinn erfassen. Die Methode der Philosophie muß also auf Verstehen aufgebaut sein. Dann aber kommt alles darauf an, den Sinn oder das Wesen von Sinn und Verstehen selbst zum Verständnis zu bringen.

Um Sinn und Verstehen gruppiert sich nun eine Fülle von Problemen, die von manchen zeitgenössischen Erörterungen geahnt, aber noch nirgends klargestellt werden. Aus diesen will ich unsere Betrachtungen um zwei grundlegende Fragen gruppieren, zwischen die sich als zweiter Teil die Erörterung des Verstehens einschieben soll.

Unsere erste Frage wird also lauten müssen: Was ist Sinn?

Ich will die zu gebende Anwort sogleich andeutungsweise vorwegnehmen: Sinn ist, wo immer wir ihn erleben, das Gegenteil und das polare Korrelat von Gegenstand. Sinn ist dasjenige, in welchem und durch das wir Gegenständliches erleben, er ist aber niemals im gleichen Sinne selbst Gegenstand, wie der in ihm erlebte Gegenstand es ist. Das sinnhafte Erleben des Gegenstandes aber ist ein Wissen und ein Werten. „Wissend" erfasse oder bestimme ich den Gegenstand[3]), wertend nehme ich zu ihm Stellung. Im Sinne der so angedeuteten grundlegenden Gegensätzlichkeit von Sinn und Gegenstand müssen wir sagen: Sinn ist, wenigstens relativ zu dem Gegenstand, den er erfaßt, spezifisch subjektiv.

Fassen wir nun aber so den Sinn in irgendeinem, wenn auch — wie angedeutet wurde — grundsätzlich nur relativen Sinne als subjektiv, so ergibt sich notwendig eine zweite Frage.

Verstehen ist in irgendeiner Weise ein Erfassen oder Erkennen von Sinn. Dem Verstehen soll nun eine eigentümliche Evidenz und in dieser oder durch sie eine eigentümliche Allgemeingültigkeit eigen sein. Wie kann sich aber auf die Einsicht in Subjektives Allgemeingültigkeit gründen? Ist nicht alles Subjektive, eben weil es subjektiv ist, auch nur individuell? — Alles Erkennen oder Innewerden von Subjektivem scheint so nur eine höchst besondere und niemals eine allgemeingültige Bedeutung haben zu können. — So wird uns die Allgemeingültigkeit des Verstehens von Sinn zum zweiten Problem.

Nun zu unserer Sache.

I. Was ist Sinn?

3. Unsere erste Frage war: Was ist Sinn? Besonders: in welchem Sinne ist Sinn spezifisch subjektiv, spezifisch „ichhaft"? Und daraus wieder folgt die Frage nach dem Sinne von Subjektivität und Ich selber; eine Frage, die natürlich untrennbar verbunden ist mit der nach dem Gegenteil des Ich: nach dem Gegenstand und dem Sinn seiner Objektivität.

Vom Sinn sage ich nun formelhaft: Sinn ist das „Er-leben", in dem wir Gegenständliches „eräugen". Es läßt sich nämlich in jedem Erlebnis grundsätzlich

Digitized by Google

unterscheiden: dasjenige Moment, welches wir haben, indem wir es oder in ihm „leben", von demjenigen Moment, welches uns als Ereignis (Er-äugnis), das ist als erlebensfremdes, gegenständliches Korrelat jenes Erlebensmomentes gegenübersteht. Gegenstände gibt es für uns nur in Erlebnissen. Jedwedes Erlebnis aber „ist" nicht nur etwas (gegenständlich) Erlebtes, d. h. zuletzt „Gegebenes" oder „Vorgefundenes", sondern es ist auch ein irgendwie spezifisch geartetes „Erleben" dieses Erlebten. Anderseits muß man sich grundsätzlich einmal klarmachen, daß unser eigenes „Leben" in keinem Falle dadurch erschöpfend zu kennzeichnen ist, daß wir sagen, es sei selbst ein „Geschehen", ein „Sich-ereignen" oder sonst in irgendwelcher Art ein Gegenstand, sondern daß es eben stets ein Er-leben irgendwelcher Ereignisse bedeutet. — Diese Einsicht ist für die Erfassung dessen, was „Sinn" ist und damit für den letzten Ansatz des philosophischen Fragens und Denkens entscheidend.

Ich will das wenigstens andeutungsweise an einem Beispiel erläutern. Ich nehme irgendein Ding wahr: etwa einen Tisch. Der Sinn dieses Wahrnehmungs-Erlebnisses ist, daß dieser Tisch (vermeintlich) unmittelbar selbst vor mir „da sei". Aber von dem Da-sein des Tisches an und für sich könnte ich auch denken, daß ich es nicht wahrnehme. Dadurch, daß der Gegenstand nur „da ist", erlebe ich ihn also noch nicht (sei es nun wahrnehmend oder in irgendeiner anderen Weise des Erlebens). Wenn nun irgendein anderer Gegenstand oder irgendein anderes Ereignis, gleichviel welches und an welcher Stelle der Welt, da-ist, so ist in gleicher Weise hierdurch noch nicht ein „Erlebnis" von ihm da. Das würde gelten von jeder Art dasciender Gegenstände oder Ereignisse, so auch von den „Ereignissen" in meinem Leibe und auch von denen in meiner „Seele"; auch diese wären dadurch allein, daß sie sich „ereignen" (d. h. sich gleichsam dem „Auge" darbieten), noch nicht „erlebt", noch nicht (mir) „bewußt". Dies Moment der Bewußtheit — und so auch das der Tischwahrnehmung — hat also nicht den Sinn, selbst Gegenstand oder Ereignis zu sein, weder „außer mir" noch „in mir": es ist vielmehr ein Erleben, in dem ich Gegenstände „erlebe", es selbst aber ist letztlich nicht in gegenständliches oder ereignishaftes Sein oder Dasein aufzulösen. Dies alles haben wir uns angesichts eines Wahrnehmungserlebnisses — aus dem „Sinne" desselben — klargemacht, ohne „Erfahrungen" anderer Art hinzuzunehmen. Es liegt also in dem irgendwie — wenn auch nur versteckt — miterlebten Sinne des Erlebnisses selbst, daß das zu ihm gehörige Moment der Bewußtheit immer nur das Korrelat der in dem Erlebnis erlebten Gegenstände, aber niemals in letztem, endgültigem Sinne selbst Gegenstand ist. — In gleicher Weise nun wie dies Moment der Bewußtheit letztlich nur er-lebbar, aber nicht als Er-äugnis faßbar ist, ist es auch mit dem des erlebenden Wertens bestellt, das in „Gefühl" und „Wille" lebt. Dies Werten ist eine zweite Art des erlebenden Sich-beziehens auf Gegenstände, die auf das wissende Bestimmen, als welches ich die Bewußtheit auslege, nicht zurückführbar (d. h. aus Momenten solchen wissenden Bestimmens nicht zusammensetzbar) ist: es ist ebenso „ursprünglich" erlebend wie das Moment der Bewußtheit selbst.

In allem Erleben wird nun „etwas" erlebt, genauer: etwas Gegenständliches. Und dasjenige gegenständliche Etwas, das wir in dieser Weise sozusagen als das zu-

Digitized by Google

nächst erlebte haben, wird als selbstgegeben erlebt[4]). Jedes Erlebnis hat also ein Doppelgesicht, es hat zwei Pole, die in untrennbarer Korrelation zueinanderstehen, einen objektiven (gegenständlichen) und einen subjektiven (erlebenden) Pol. Der objektive Pol ist ein es-haftes Für-sich-sein, das aber erlebt wird, das dem Erleben gegeben erscheint. Der subjektive Pol ist das ich-hafte Erleben dieses Objektiven, das erlebende Sinnmoment, in welchem ich mir seiner „bewußt" werde (in welchem ich es „bestimme") oder in welchem ich „wertend zu ihm Stellung nehme"[5]). Daß diese Polarität von selbstgegebenem Etwas und erlebender Aneignung in jedem möglichen Erlebnis überhaupt vorliegt, hat Kant bereits gesehen, als er den berühmten Satz aussprach: „Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind."

Dieser polaren Korrelation von Erleben und Ereignis in jedem besonderen Erlebnis entspricht die Polarität von: Ich, Bewußtsein oder Subjekt und anderseits Welt oder Inbegriff der Objekte; kein Objekt ohne Subjekt, das es erlebt, kein Bewußtsein ohne eine Welt von Objekten, auf die es sich wahrnehmend oder denkend (und zugleich auch wertend) bezieht. Es ist deutlich, daß die zuerst erwähnte Korrelation Erleben-Ereignis eine Folgeerscheinung oder Anwendnngsform dieser zweiten tieferliegenden und umfassenderen ist. Auf welche Weise, das werden wir weiterhin sehen.

Diese urphänomenale Korrelativität von Ich und Es, Subjekt und Objekt, welche jedem Erleben zugrunde liegt, ist oft bemerkt worden. Woran es aber bisher fehlt, das ist die genaue Bestimmung des Sinnes ihrer beiden Pole Subjekt und Objekt und damit zusammenhängend die Aufklärung der höchst merkwürdigen Struktur dieses grundsätzlich polaren Urverhältnisses. Diese Struktur will ich jetzt skizzenhaft erörtern und dabei zugleich erklären, warum ich vorhin Subjektivität dem „Sinne" nur in einem relativen Sinn zuschrieb.

4. Fragen wir einerseits nach dem Sinne des Ich oder des Subjektes, so zeigt sich dieses nicht nur als das erlebende Korrelat der Gegenstände und der Welt, sondern seinerseits auch selbst als ein besonderes Objekt der Welt. Das „Ich-bezeichnete" wie Avenarius es nennt, wird selbst als Gegenstand in der Welt „vorgefunden". Anderseits bilden die Objekte nicht nur das „erlebensfremde" Gegenstück des ichhaften Erlebens, sondern sie sind bewußte Objekte; ja wir glauben berechtigt zu sein, in jedem besonderen Falle die Bewußtseinszugehörigkeit des gegebenen Objektes dadurch hervorzuheben, daß wir es „Erscheinung" oder „Phänomen" nennen. Ich und Objekt sind demnach beiderseits doppelsinnig: das Ich ist nicht nur Subjekt sondern auch Objekt; die Objekte sind nicht nur objektiv sondern sind auch dem Subjekt zugehörige Phänomene. In dieser Umdeutbarkeit jedes aufweisbaren Subjektes in ein Objekt, und umgekehrt, liegt für die Frage nach dem Sinn der Subjektivität und Objektivität eine Schwierigkeit. Es läßt sich nie ein Gegenstand isolierend festhalten, von dem wir sagen könnten: er ist „das" Subjekt; d. h. er ist ein für alle Male und „ohne Rest" nur Subjekt und gar nicht Objekt.

Es sind nun doch jedenfalls sinnvolle Erlebensmomente, in denen wir Subjektivität und Objektivität als solche erleben; der Sinn dieser Momente nun und die Art der zu ihrem Sinne gehörigen eigentümlichen Relativität läßt sich verständlich

Digitized by Google

machen, wenn man auf die Struktur des erlebten Verhältnisses beider eingeht. Und zwar gehe ich aus von dem Sinn der Ich-haftigkeit oder Subjektivität.

5. Ich knüpfe an an die soeben erwähnte paradoxe Tatsache, daß wir auch das Ich, also das Subjekt, als ein Objekt der Welt denken und vorzufinden meinen. Welche Eigentümlichkeiten zeichnen nun dieses Ich-Objekt — oder das „objektive Subjekt" (wie ich es zu nennen pflege) — vor den anderen, den nicht-ich-haften Objekten aus? Die Antwort ist einfach: das Ich ist dasjenige Objekt, an welchem eine Innenseite gegeben ist: derart, daß eben dieses „Innere" des Ich die Welt mitsamt dem zu dieser gehörigen objektiven Subjekt selbst erlebt oder doch erleben kann. Anders ausgedrückt: Das „Innere" oder — wie ich sagen will — das „Erleben" erlebt die Welt der Objekte und in ihr das Ich-Objekt; dieses letztere aber ist dadurch ausgezeichnet, daß das die Welt erlebende Erleben eben „seine" (und nur seine) Innenseite ist. Dasjenige erlebende Erleben, von dem wir unmittelbar wissen, das wir „vorfinden" oder das uns „gegeben" ist, ist die Innenseite dieses einzigen, eben darum als „Ich bezeichneten" Objektes und keines anderen. Man kann dies Verhältnis des Ich-Objektes zu seiner Innenseite auch folgendermaßen ausdrücken: das erlebende Erleben selbst wird „identifiziert" mit dem objektiven Ich, das einer seiner Gegenstände ist.

Wenn wir nun den soeben gegebenen Ansatz zur Analyse der Urkorrelation genauer betrachten, werden wir verstehen, warum ich vorhin von dem nur relativen Sinne gesprochen habe, in dem wir Ich-haftigkeit oder Subjektivität auf irgendein vorgefundenes oder gedachtes Etwas anwenden.

Wir sind soeben ausgegangen von dem Doppelsinn, in dem wir das objektive Ich auffassen. Das Ich ist ein Objekt in der Welt der Objekte und es ist anderseits das Subjekt, das die Welt und ihre Objekte erlebt. Es ist also Objekt und Subjekt zugleich: Objekt im Gegenverhältnis zu dem es selbst und die Welt erlebenden „Inneren", Subjekt im Gegenverhältnis zu der von ihm erlebten „Welt". Im Hinblick auf diesen für den Sinn Ich wesentlichen Doppelsinn spreche ich von der Schichtung der Struktur des Ich und nenne jenes „Innere", welches das objektive Ich als seinen Gegenstand erlebt, das Ich „übergeordneter Schicht". Es ist aber zu beachten, daß diese Absonderung der Schichten voneinander, die die beiden Schichten als in irgendeinem Sinne gegeneinander für-sich-seiende Gegenstände anspricht, eine spezifisch einseitig gesehene Darstellungsweise bedeutet. Wir dürfen über sie die Gleichberechtigung der anderen nicht vergessen, die sich ergibt aus der bereits hervorgehobenen Identifizierung beider Schichten. Wie berechtigt beide Darstellungsweisen sind, geht daraus hervor, daß nur die Unterscheidung der Schichten uns erlaubt, das objektive Subjekt selbst in die Reihe der Gegenstände der Welt einzubeziehen, nur die Identifizierung aber, dasselbe Ich als das die Welt der Objekte erlebende aufzufassen, und dadurch zugleich das „ich-bezeichnete" Objekt von den anderen Objekten der Welt auszeichnend abzuheben.

Der Sinn des objektiven Ich ist demnach bezeichnet durch die Umdeutbarkeit jedes besonderen Sinnes, unter dem wir es erfassen. Das Ich-Objekt ist umdeutbar in das die Welt erlebende Subjekt, dieses umgekehrt in ein selbst der Welt zugehöriges Objekt. Die Sinnbestimmungen, zu denen wir somit greifen müssen, um

Digitized by Google

das Urverhältnis Subjekt-Objekt selbst zum Verständnis zu bringen, zeigen sich so als eigentümlich schwankend.

Dies ist wohl der Hauptgrund dafür, daß man diese Sinnbestimmungen noch niemals unbefangen und folgerichtig durchgeführt hat, sondern stets in einseitigen Aperçus dogmatisch festgeworden oder günstigenstenfalls in den ersten Anfängen der Analyse steckengeblieben ist. Die Forderung wissenschaftlicher Prägnanz schien sich mit solchen schwankenden Bestimmungen nicht zu vertragen[6]). Läßt man sich aber nicht sogleich abschrecken, so wird man einsehen, daß an diesem Punkte — und nur an diesem — solche schwankenden Bestimmungen statthaft sein müssen. Eindeutige Bestimmtheit wird ja überhaupt logisch nur gefordert aus dem Sinn des Begriffes „Gegenstand" (Objektivität) und des diesem gerade im Verhältnis zu seiner Erkenntnis (durch ein Subjekt) eigenen Für-sich-seins. Die Axiome der formalen Logik sind die „implizite Definition" des Sinnes: Gegenstand. In unserem Falle aber soll ja das Subjekt gerade in dem spezifischen Anderssein erfaßt werden, das ihm im Gegensatz zu dem Objekte eigen ist, es soll also an dem Subjekt-Objekt-Verhältnis die spezifisch gegensätzliche Stellung verstanden werden, in der wir das Ich — als das „Nicht-Objekt" — zu dem Objekt erleben. Anders ausgedrückt: die Axiome der Gegenständlichkeit sind nicht verbindlich für das Verhältnis des Gegenstandes - überhaupt zu seinem polaren Korrelat: dieses Verhältnis ist selbst nie restlos als „Gegenstand" zu verstehen.

Es ist nun leicht einzusehen, daß dieses Schwanken und diese Umdeutbarkeit keineswegs auf dasjenige objektive Subjekt beschränkt sind, von dem wir ausgingen. Sie übertragen sich von ihm aus nach beiden polaren Richtungen der Urkorrelation hin auf jedes Besondere, das wir hinsichtlich seiner Subjektivität oder Objektivität zu bestimmen suchen. Und hierdurch ergibt sich nach beiden Richtungen hin ein grundsätzliches Fortschreiten ins Unendliche.

Wir brachten die übergeordnete Schicht des objektiven Subjektes für unseren Blick zur Abhebung, indem wir sagten: an dem objektiven Subjekt ist eine Innenseite gegeben. Jetzt beachten wir, daß man hier sogleich fragen muß, „wem", das ist „welchem Erleben" diese Innenseite „gegeben" ist. Und wenn wir weiter sagten, diese Innenseite wird mit dem objektiven Subjekt identifiziert, so müssen wir wiederum fragen: „von wem", von welchem Erleben? Es wird hiermit deutlich, daß wir schon in den soeben angestellten Erörterungen „implizite" mehr als eine übergeordnete Schicht in die Struktur des Ich eingeführt haben. Und das mit Recht. Sobald man von dem Erleben sprechen will, das die Welt zum Gegenstand hat (und dabei selbst mit einem Gegenstand in der Welt identifiziert wird — der eben darum „Ich" heißt) machen wir doch dieses Erleben auch seinerseits schon zum Gegenstand unseres (denkenden) Erlebens. Wir haben also von einer „dritten Schicht" des Ich her das Erleben der zweiten als Gegenstand gefaßt, und haben damit anderseits dieses nun objektivierte Erleben (der zweiten Schicht) wieder mit hineinbezogen in das Ganze der objektiven Welt, die wir als „von ihm" erlebt denken. Im Sinne dieser in die Welt hineinbezogenen Innenseite des Ich-Objektes pflegen wir ja von der „Seele" des Ich zu sprechen oder von der selbst objektiv gemeinten „Eigenschaft" des Ich, „Bewußtsein" zu haben. Hier liegt also wiederum

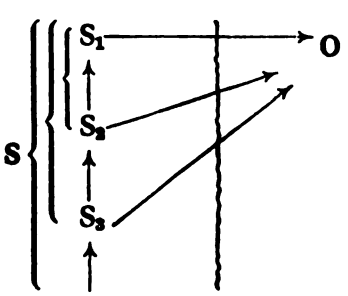
Digitized by Google

jene Umdeutung vor, diesmal bezogen auf das dem objektiven Subjekt übergeordnete Ich der zweiten Schicht: eine Umdeutung des ichhaften Erlebens, das sich auf das Objektive richtete, in ein seinerseits erlebtes, also wiederum objektives Ich.

Und nun ist höchst wichtig einzusehen, daß wir mit dieser Umdeutung den Anfang zu einer unendlichen Reihe gemacht haben, den Anfang zu einer der Idee nach unendlichen Übereinanderordnung von Schichten, aus denen sich die spezifische Struktur des Ich oder des Erlebens aufbaut. — Wenn wir versuchen, das Ich oder das Erleben zu denken oder zu beschreiben, so versuchen wir ja, es zum „Gegenstande" zu machen. Indem wir das aber tun, behalten wir eben auch nur ein objektiviertes Erleben in der Hand; das eigentlich erlebende Erleben springt gleichsam zurück in eine andere Schicht, es steht neben dem nun objektivierten Erleben als das, was dieses objektivierte Erleben seinerseits erlebt. Das „eigentlich subjektive" Ich entzieht sich so gleichsam dem Zugriff der beschreibenden Objektivierung, es entzieht sich ihm immer wieder — und wir können es eben nur dadurch charakterisieren, daß wir dieses Sich-der-Erfassung-entziehen selbst hervorheben. Objektiviert man also im denkenden Bestimmen das Ich derart, daß man diesen seinen Sinn bestimmenden Verhältnissen (d. h. wie später gerechtfertigt werden wird: seinen „möglichen" Verhältnissen) Rechnung trägt, so erscheint das Ich als eine Schichtung von Ich-Stufen, deren höhere jedesmal die untergeordnete zum Objekt hat, und zwar als eine prinzipiell unendliche Schichtung. Diese ganze unendliche Schichtung aber ist durch Identität verbunden, da ja stets die erlebende mit der erlebten Ich-Schicht identifiziert wird[7]).

Die Identität nun, welche die sich uns darbietenden, einander erlebenden Ich-Schichten miteinander verbindet, charakterisiert den Ichpol der Urkorrelation Subjekt-Objekt: Ich oder Subjekt ist dasjenige, in dem Erlebtes und Erlebendes identisch sind. — Und nun können wir auch sogleich sagen, wie der Objektivitätssinn des Objektpols unserer Korrelation charakterisiert ist. Objekt, das ist „Gegen-stand", ist das Erlebte, das dem erlebenden Ich als Für-sich-sein, das ihm als Fremdes gegenübersteht. In diesen Sätzen ist der Sinn von Subjektivität und Objektivität expliziert.

Ich will diesen Sinn der Subjektivität und Objektivität an einem Schema darstellen.



Das Objekt *O* ist das dem erlebenden Subjekt *S* (der Gesamtheit von *S* und $S_1 S_2 S_3 \ldots$) daseinsfremde: das Erlebte ist dem Erlebenden gegenüber für-sich

Digitized by Google

(Wellenlinie zwischen beiden). Das objektive Subjekt S_1 dagegen, das dem O unmittelbar als das es er-lebende gegenübersteht (Pfeil, dessen Spitze auf O zeigt), wird selbst erlebt von der höheren Ich-Schicht S_2, dieses wieder von S_3 usw. Und das erlebende Subjekt jeder dieser höheren Schichten (S_n) erlebt die Welt der Objekte (O) und als einen Gegenstand in ihr die ihm selbst untergeordnete Subjektschicht (S_{n-1}). Es identifiziert sich aber jedesmal nur mit dem von ihm selbst erlebten (eben damit „objektivierten") Subjekt und nicht mit den übrigen Gegenständen. (Darum sind die einander jedesmal unmittelbar folgenden Subjektschichten außer durch den Pfeil noch durch die Identität bezeichnende Klammer verbunden, während zwischen den $S_1 S_2$ usw. und O jedesmal nur der Pfeil steht.) Auf der Subjektseite der Korrelation ist also das Erlebte jedesmal mit dem Erlebenden identisch. Die sich so ergebende Identität der ganzen Reihe der einander übergeordneten Erlebenssubjekte deute ich durch das ihnen zur Seite gestellte S (ohne Index) an.

6. Die Subjektseite der in dem Schema dargestellten Struktur interessiert uns hier vornehmlich. An ihr ersehen wir, inwiefern jede Subjektivsetzung eines besonderen Etwas einen nur relativen Sinn hat. S_1 wird von S_2 erlebt als das zur „Welt der Objekte" gehörige, selbst objektive Ich. Ebenso wird S_2 von S_3 objektiviert und der „Welt" eingeordnet. Das letzte nur noch subjektive und gar nicht mehr objektivierte Ich ist unerfaßbar: es würde in der Unendlichkeit liegen. Es ist ein „Grenzbegriff", in dem kein mögliches Etwas mehr gedacht wird. Es hat aber auch als solcher Grenzbegriff eine sinnaufbauende Funktion. Es dient nämlich dazu, innerhalb des Schemas die eine Richtung möglichen Fortschreitens vor der anderen auszuzeichnen. Im Hinblick auf diese möglichen Richtungsverschiedenheiten aber bestimmen wir besondere Etwasse als im Vergleich zu anderen relativ subjektiv oder objektiv.

Ich führe hier nicht aus, daß sich in entsprechender Weise auch das rein objektive Objekt, das „Ding an sich selbst" als ein solcher Grenzbegriff erweisen läßt. Bleiben wir vielmehr beim Subjekt.

Was Subjektivität bedeutet, verstehen wir am besten, wenn wir uns fragen, wodurch denn nun das objektive Subjekt im Gegensatz zu allen anderen erlebten Objekten als „Ich" charakterisiert ist. Die Anwort müßte lauten: durch die innere Unendlichkeit der in ihm sich identifizierenden (erlebensmöglichen) Schichten. Das Ich oder Subjekt wird als solches gedacht in der Bedeutung, daß es eine innerlich unendliche Struktur besitzt, so wie wir sie soeben betrachtet haben.

Man darf sich nicht daran stoßen, daß die Bedeutung des Sinnmomentes Ich uns die Aufgabe stellt, eine Unendlichkeit zu denken, die uns als solche doch nie „gegeben" sein kann. Der uns sehr geläufige Begriff der Welt tut ja z. B. dasselbe, und ich behaupte sogar, daß jeder Sinn — recht verstanden — nur in unendlichen Bedeutungen explizierbar ist. Bleiben wir aber bei der Welt. Indem wir etwa ein gegebenes Ding als zur Welt gehörig auffassen, stellen wir es in die Unendlichkeit von Raum und Zeit hinein, die uns, wie Kant sagt, nie gegeben sondern nur „aufgegeben" ist. Der so gedachte Begriff der Welt hat nun trotz seiner Unendlichkeit einen guten Sinn, den zu verstehen wir uns wohl bewußt sind. Wie nun die Be-

Digitized by Google

deutung des Sinnes Welt eine äußere und spezifisch objektive Unendlichkeit denkt, so die Bedeutung Ich eine spezifisch subjektive innere.

7. Aus der so umrissenen Bestimmung des Sinnes der Subjektivität folgt Wichtiges über die Art, wie wir Sinn als solchen erfassen. Sinn war ja das Subjektive, das Lebendige, in dem wir Gegenständliches erleben. Wie das Subjekt ist deshalb auch Sinn nicht eigentlich selbst faßbar und beschreibbar. Denn was wir beschreiben, stellen wir als Gegenstand uns gegenüber. Trotzdem läßt sich mittelbar auch ein besonderer erlebter Sinn in seiner Besonderheit charakterisieren. Wenn wir nämlich dasjenige Gegenständliche beschreiben, das in dem betreffenden Sinn-Erleben erfaßt und erlebt wird. In solcher Charakterisierung sagen wir, was der betreffende Sinn „bedeutet“[8]). Diese gegenständlich beschreibbare Bedeutung „ist“ aber nicht der lebendige Sinn selbst, sondern sie spiegelt ihn gleichsam nur. Ich nenne diese mittelbare Charakterisierung Explikation des Sinnes. Unsere Beschreibung des Sinnes Subjektivität, in der doch das Ich „objektiviert“ und seine „Struktur“ angegeben wurde, mag als ein Beispiel solcher Explikation durch Angabe des im lebendigen Sinn bedeuteten Gegenständlichen betrachtet werden.

Im Erleben lebt nun nicht nur ein Bewußtsein von der Eigenart, also dem Sosein, des Sinnes, der das Erleben beseelt, sondern die erlebenden Sinnmomente werden zugleich als ein Dasein erlebens-immanent gedeutet oder erklärt. Der Sinn lebt ja in seelischen Ereignissen, die wir als daseiende in uns vorfinden. Indem wir das Dasein dieser so und so gearteten Ereignisse im Erleben selbst erklären, erklären wir auch das Dasein der in ihnen erlebten Sinnmomente. (Obwohl natürlich die Erklärung dieser letzteren ihres spezifisch „sinnhaften“ Sinnes wegen stets auf unendliche Regresse zurückweisen muß.) In alles Erleben von Sinn und ganz besonders in das Verstehen geht nun solch immanentes Erklären mit ein.

8. Nun muß ich bezüglich alles unseres Erklärens eine allgemeine Bemerkung einschalten. Wenn wir irgendwo Gegebenes erklären, so folgen wir nicht, wie man meist oberflächlicherweise sagt, nur einem Prinzip: dem Kausalgedanken, sondern wir wenden zwei Prinzipien an: das Kausalprinzip und das Substanzprinzip. Beide konkurrieren miteinander in eigentümlicher Weise, verschmelzen aber anderseits in verschiedenen Formen miteinander. Sie wirken auf diese Weise so zusammen, daß es zuletzt unmöglich ist, nur einem von beiden unter völliger Ausschließung des anderen Prinzips zu folgen. Diese Verhältnisse kann ich hier nicht darstellen, ich muß sie nur erwähnen[9]). Die Wurzel dieser beiden Prinzipien unseres Erklärens liegt in dem urphänomenalen, allem möglichen Erleben überhaupt zugrunde liegenden Verhältnis der Subjekt-Objekt-Korrelation, von dem ich vorhin gesprochen habe.

Den objektiven Pol dieser Korrelation fanden wir ausgezeichnet durch das Verhältnis der Fremdheit oder des gegenseitigen Für-sich-seins, das zwischen den Objekten und dem sie erlebenden objektiven Subjekt besteht. Dieses Verhältnis der Fremdheit, der Daseinsverschiedenheit, wie ich es nennen will, finden wir nun wieder in der Struktur des Kausalbegriffes. Ursache und Wirkung sind daseinsverschiedene Dinge oder Ereignisse. Aus dem Verhältnis zwischen Objekt und objektivem Subjekt, an dem es urphänomenal erlebt wird, wird in den An-

Digitized by Google

wendungen des Kausalprinzips dieses Verhältnis der Daseinsfremdheit denkend übertragen auf Verhältnisse zwischen Objekt und Objekt. Diese Übertragung verfolgen wir hier aber nicht, sondern wir bleiben bei der Betrachtung unseres Subjekt-Objekt-Schemas.

Offenbar ist Daseinsfremdheit nicht die einzige Beziehung, die zwischen *O* und *S* besteht. Das Objekt wird ja anderseits von dem Subjekt erlebt. Dieses weiß von ihm, „hat" es irgendwie trotz jener im Sinne der Gegen-ständlichkeit liegenden Fremdheit. Das Verhältnis von *S* und *O* zeigt so eine innere Spannung: es bedeutet einerseits gegenseitiges Fremdsein, anderseits Selbstgegebensein des einen für das andere. Diese Spannung zwischen Fremdsein und doch zugleich Als-selbstgegeben-Erlebtsein findet sich vor in jedem Wahrnehmungserlebnis. Dieses wird nämlich erlebt als ein (vermeintliches) Selbstgegebensein des Gegenstandes, der doch eben als „Gegen"-Stand gerade in irgendeinem Sinne außerhalb des Erlebens sein muß. Da nun, wie ich schon erwähnte, das Erleben selbstgegebener Gegenständlichkeit zum Sinne des Erlebens überhaupt gehört, so ist die Spannung urphänomenal in allem Erleben überhaupt anzutreffen. Ich kann hier nur kurz folgendes sagen. Eben diese Spannung wird in objektivistischem Sinne, d. h. unter vorherrschender Betonung des Fremdheitsverhältnisses überwunden durch den Kausalgedanken. Das dem Dasein nach Einander-fremde wird dem Sosein nach als einander gemäß gedacht. Die Beschaffenheit des Erlebnisses *S* „entspricht" der Beschaffenheit von O. Und so entspricht überhaupt der Ursache die Wirkung[10]).

Wir wenden uns jetzt zu der Subjektseite unserer Korrelation. Diese war ausgezeichnet durch die Identität von $S_1, S_2 \ldots\ldots$ Es ist deutlich, wie hier die Wurzel des Substanzgedankens liegt. $S_1 S_2 \ldots\ldots$ sind die ihrem Sosein nach verschiedenen Zustände einer dem Dasein nach identischen Substanz „Ich". Jeder dieser Zustände $S_1 S_2 \ldots\ldots$ kann nun aber, wie wir sahen, anderseits selbst als objektives Ereignis gedacht werden. Als solche gefaßt wären $S_1 S_2 \ldots$ auch dem Dasein nach voneinander zu unterscheiden: etwa in der Zeit. Wir kommen dann zu zeitlich verschiedenen Zuständen an einer mit sich selbst identisch beharrenden Substanz: *S* (ohne Index). Und nun können wir zwischen diesem beharrenden *S* und seinen Zuständen $S_1 S_2 \ldots\ldots$ ein quasi-kausales Verhältnis denken. $S_1 S_2 \ldots\ldots$ sind Quasi-Wirkungen, „Lebensäußerungen", die der mit sich selbst identisch bleibende Kern *S* gleichsam an seiner eigenen Oberfläche ausübt. Wir kommen so auf den Gedanken der „Entwicklung", der seiner Wurzel nach substanzial ist; wenn auch das Substanzprinzip, wie wir sahen, in ihm bereits mit einem kausalen („quasi-kausalen") Gedanken amalgamiert ist. Leibniz hat diesen Gedanken der Entwicklung besonders konsequent durchgeführt im Aufbau seiner monadologischen Metaphysik und Goethe hat ihn klassisch formuliert in dem Wort von der gesetzlich „geprägten Form, die lebend sich entwickelt".

Das aus diesen Grundverhältnissen der *S-O*-Korrelation entspringende Substanzprinzip wird bezeichnet durch den Gedanken eines Wesens oder einer Struktur, das ist des inneren Gesetzes eines Dinges. Dieses Wesen beharrt identisch in der Zeit. Es bedingt oder begründet die voneinander disparaten Eigenschaften

Digitized by Google

des Dinges und seine einander in der Zeit folgenden Zustände. Es legt fest die Zahl und Art möglicher Lebensäußerungen, mit denen die Substanz auf äußere kausale Reize „reagieren" kann. Das ursprüngliche und bevorzugte Anwendungsgebiet des Substanzprinzips aber ist die Subjektseite der Erlebenskorrelation. Es wird dann anderseits neben dem Kausalprinzip auch dazu verwendet, die ausgesprochen objektiven Gegebenheiten der Welt zu erklären. Auch hier gebrauchen wir ja unvermeidlich den Gedanken des beharrlichen Dinges, das Eigenschaften hat und ein in spezifischem Sich-verhalten reagierendes Wesen ist. Diese Anwendungen sind „Anthropomorphismen" aber, wie Goethe sagt: begreifen wir nie, wie anthropomorphistisch wir sind[11]).

9. Die Verschiedenheit des Kausalprinzips und des Substanzprinzips (dieses letzten besonders in Form des Entwicklungsgedankens) ist nun für unser Sinn-Erleben von größter Wichtigkeit. In der immanenten Selbstdeutung unserer Erlebnisse unterscheiden wir nämlich die ichhaften Sinnmomente von den relativ objektiven Momenten durch die Verschiedenheit der Prinzipien, nach denen wir uns beiderseits ihr Dasein begreiflich machen. Die gegenständlichen Momente unserer „Erlebnisse" (d. h. der in uns vorfindbaren aber sinnbeseelten „seelischen" Ereignisse) fassen wir als bedingt durch kausale „Reize", die in irgendeinem Sinne von außen: aus der Welt, auf uns einwirken. Die (jedesmal relativ zu jenen Momenten) erlebend-sinnhaften Momente dagegen erscheinen uns als Lebensäußerungen aus der Struktur des erlebenden Ich selbst. Wir erklären sie immanent aus den in dieser Struktur angelegten „Erlebensmöglichkeiten".

Wir sahen nun, daß die Begriffe subjektiv-objektiv relativ sind. Sie können nicht eindeutig auf Gegenstände angewandt und so festgehalten werden. Die Struktur des Ich war ja innerlich unendlich; wir unterschieden in ihr immer nur relativ äußere, objektive Schichten und im Vergleich zu diesen immer ich-haftere: im immer eigentlicheren Sinne subjektive. Was deshalb von einer Schicht betrachtet als relativ ichhafte Lebensäußerung erlebt wird, kann von einer tieferen aus als relativ objektiver Reiz erscheinen, in dem noch nicht das eigentlichste, letztlich erlebende Ich sich ausdrückt. So erscheint z. B. das seelische Ereignis einer Empfindung („rot") als relativ „subjektiv" im Vergleich zu den Beschaffenheiten objektiver Dinge, oder der von ihnen ausgehenden, die Seele reizenden Vorgänge (Wellen). Es erscheint aber objektiv im Vergleich zu dem es erfassenden Erleben, das sich seiner Eigenart bestimmend bewußt wird (dem urteilsartigen Erfassungsakt „rot"); dies Erleben also scheint auf den Reiz jenes seelischen Sich-ereignens mit diesem Erfassungsakt zu „reagieren".

Für diese verschiedene Tiefe und Eigentlichkeit der Ich-Schicht, aus der wir so die Momente unserer Erlebnisse herleiten, haben wir auch verschiedene Namen. In dem unendlich geschichteten Aufbau unseres erlebenden Ich bezeichnen wir nämlich als Seele die relativ oberflächlicheren Schichten, als Geist jenes Innerste, kernhaft Tiefste, jenes reine Erleben, von dem wir sahen, daß es nur in einem Grenzbegriff denkbar ist. Ich bemerke aber, vorsichtshalber, daß ich hier nur von einem in dem extremsten Sinne eines Grenzbegriffes subjektiven Geiste spreche und nicht etwa von einem „objektiven Geiste". — Das so charakterisierte grund-

Digitized by Google

sätzlich substanziale Erklären erlebter Sinn-Erlebnisse bildet das Gegenstück des vorhin beschriebenen Explizierens. Ich möchte es als das „Ergründen" von Sinn bezeichnen.

10. Wir haben gesehen, wie wir in diesem immanenten Erklären oder Ergründen von Sinn-Erlebnissen dem Substanzprinzip folgen. Die Verkennung dieser Tatsache hat in den bisherigen Theorien des Verstehens unendliche Verwirrung gestiftet. Man wußte zunächst nichts von der eigentümlichen: selbständigen und sogar konkurrierenden Funktion des Substanzprinzips neben dem Kausalprinzip. Wo nun im Verstehen Gesetzlichkeits- oder Notwendigkeitsbeziehungen erlebt wurden, da glaubte man, daß diese Notwendigkeitsbeziehungen zwischen verschiedenen innerlich wahrgenommenen (seelischen) Ereignissen stattfinden müßten, das heißt, daß es sich um einen kausalgesetzlichen Zusammenhang handeln müsse. Vor allem Dilthey sah sich zu der unhaltbaren Behauptung gedrängt, daß uns im Verstehen solche kausalgesetzlichen Zusammenhänge unmittelbar gegeben seien[12]). In Wahrheit gründen wir die eigentümliche Gesetzlichkeit, deren wir im Verstehen inne zu werden meinen, erlebensimmanent auf das substanziale Wesen des erlebenden Ich: auf das Wesen also, als dessen Lebensäußerung wir das verstandene Sinn-Erleben er-gründend auffassen. Diese substanziale Gesetzlichkeit, dieses Band der Notwendigkeit zwischen dem nur in fortschreitenden Deutungen zu denkenden Ich-Kern und seinen zu verstehenden sinnhaften Lebensäußerungen ist natürlich keineswegs unmittelbar gegeben; es ist nicht wahrgenommen, sondern es ist ein Gedanke des dem verstehenden Erleben immanenten Deutens.

II. Das Verstehen.

11. Nachdem ich in den vorangegangenen Ausführungen zu umreißen versucht habe, was „Sinn" ist, möchte ich nun — in aller Kürze — von dem Verstehen sprechen.

Sinn ist, wie ich zunächst zusammenfassend festlegen will, das subjektive, erfassende und an-eignende Bestimmen von Gegenständlichem. Und in etwas weiterer Bedeutung umfaßt Sinn nicht nur dies wissende intellektuell-geistige Verhalten, sondern bedeutet auch das emotionale wertende Stellungnehmen zu mir bewußtem Gegenständlichen. Verstehen aber bedeutet, wie ich nun hinzufüge, das „Innewerden von Sinn im Erleben"[13]). Ich sage mit Vorbedacht „Innewerden" und nicht „innerlich Wahrnehmen" oder auch nur Auffassen. Denn, da Sinn in spezifisch subjektiver Weise erlebt und im Erleben gedeutet wird, so dürfen wir nicht sagen, daß wir im Verstehen den Sinn „vorfinden" oder als „Gegebenes" haben. Vorgefunden werden seelische Ereignisse, Sinn aber ist wesentlich niemals Ereignis sondern dasjenige, in dem und durch das wir — außerseelische und auch seelische — Ereignisse auffassen. Trotzdem spüren wir Sinn auch in den von uns erlebten seelischen Ereignissen, insofern wir sie eben „erleben". Er ist in ihnen „lebendig" oder noch besser, er ist das Lebendige in ihnen, er „beseelt" sie; als etwas, was in ihnen oder hinter ihnen lebt, selbst aber ungegenständlich und unergreifbar ist. Auch im Verstehen wird uns deshalb der Sinn nicht

Digitized by Google

zum Gegenstand; wir „spüren" (zunächst wenigstens) nur den in uns lebendigen Sinn: verstehend aber wissen wir nun auch, daß wir ihn spüren und daß wir uns von ihm erlebend führen lassen; wir wissen also auf diese Weise wohl, daß wir diesen in uns lebenden Sinn verstehen, aber wir können darum doch noch nicht sagen, wie und als was wir ihn verstehen.

Ich will das an einem Beispiel erläutern: Wenn „ich an irgend etwas denke" und dabei den Sinn dieses meines Denkens verstehe, z. B. denke an die Stadt außerhalb dieses Raumes, so kann das Erleben von einer Art sein, die ich beschreiben müßte als Vorstellen von etwas Wirklichem (d. h. von etwas als wirklich Vermeintem). Der Sinn: „wirklich" lebt also in meinem Erleben. Aber ich brauche in diesem Erleben nicht einmal das Wort „wirklich" mitzuerleben, ich brauche noch weniger sagen zu können, was es bedeutet — was ja bekanntlich gar nicht so einfach ist; trotzdem kann der Sinn, den das Wort „wirklich" ausdrückt, in mir lebendig sein. Es ist ja deutlich, daß z. B. der Fortgang meines denkenden Erlebens stark dadurch mitbestimmt wird, ob ich das Gedachte als wirklich oder unwirklich, wenn auch ganz unausgesprochen, eben erlebe — und verstehend kann ich mir daher auch bewußt sein, daß der Verlauf meines Erlebens so unter einer gewissen Einstellung erfolgt[14]).

Darum sage ich: Verstehen findet den Sinn nicht als selbstgegebenes Gegenständliches vor, sondern es spürt ihn nur, es wird seiner inne. Eben deshalb bedeutet Verstehen zunächst auch noch nicht, daß der Sinn an ein Wortsymbol gebunden wäre und noch weniger, daß mir seine Bedeutung „explizite" bewußt wäre. Es bedeutet zunächst nur ein instinktsicheres Sich-führen-lassen durch den Sinn und ein Bewußtsein von eben dieser Sicherheit: im Verstehen haben wir den Sinn als das Bewußtsein einer „Einstellung" oder — wie man es im emotionalen Sinnerleben genannt hat — einer „determinierenden Tendenz" unseres Erlebens. Mit anderen Worten: wir verstehen den unformuliert in unserem Erleben lebenden Sinn (z. B. den Sinn, den das Wort „wirklich" ausdrücken würde), indem wir uns bewußt sind, diesen Sinn im Verlauf des Erlebens richtig anzuwenden.

12. Dieses sozusagen instinktive oder irrationale Verstehen von Sinn ist ein Sich-selbst-Verstehen des Subjektes, das den Sinn erlebt. Es ist also grundsätzlich zu unterscheiden von dem, was ich vorhin das Formulieren oder Explizieren des Sinnes nannte, das — wie ich ausführte — im Hinblick auf die gegenständliche Bedeutung des im Erleben lebendigen Sinnes erfolgt. Dieses leistet ja, zunächst wenigstens, nicht der Erlebende selber, sondern der das Erleben betrachtende Theoretiker (wenn auch der Erlebende, wie wir noch erörtern werden, stets bis zu einem gewissen Grade zugleich selbst „Theoretiker" ist). Trotzdem ist natürlich zu betonen, daß dies irrationale, einstellungsmäßige Verstehen die geeignete Vorstufe und die unerläßliche Vorbedingung zu dem Explizieren eines Sinnes in Begriffen ist. Das Verstehen ist also zugleich die Einstellung zur möglichen Explikation des Sinnes. In der Einstellung des Sinnerlebens und eben aus der Instinktsicherheit der Anwendung heraus, die diese Einstellung gibt, bin ich in der Lage, die Explikation des Sinnes gleichsam „mäeutisch" aus mir selbst herauszufragen. Ich kann mir der verschiedenen, gegenständlichen Situationen bewußt werden, auf die eben

Digitized by Google

dieser Sinn Anwendung finden kann, und kann mich angesichts dieser Beispiele auf die Bedeutung besinnen, auf die der lebendige Sinn selbst gleichsam hinweist. Und es ist ersichtlich, daß diese mäeutische Explikation wieder erleichtert wird, wenn der mir lebendig innewerdende Sinn an ein Symbol, z. B. ein Wort, gebunden ist. Denn im Gegensatz zu dem unfaßbar verfließenden erlebenden Sinne selbst ist dies Symbol festhaltbar und wiederholbar — seine Anwesenheit erhöht so jene instinktive Sicherheit des Verstehens.

Nun nennen wir nicht nur jenes instinktive erlebende Innewerden, sondern auch das gegenständliche Explizieren selbst Verstehen, und tatsächlich geht das letztere immer bis zu einem gewissen Grade in das erstere mit ein. Es ist aber wichtig zu beachten, daß das Verstehen in diesem zweiten Sinne der Gefahr des Irrtums unterworfen ist. Die Explikationen können inadäquat bleiben, indem sie z. B. die möglichen Fälle der Sinnanwendung nicht völlig übersehen oder unwesentliche Züge an ihnen herausheben. „Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren", sagt Goethe; und denselben Gedanken drückt Schiller aus mit den Worten: „Spricht die Seele, so spricht, ach, schon die Seele nicht mehr." Die Explikationen sind sogar sehr häufig inadäquat. Die seit 200 Jahren von der sog. Erkenntnistheorie aufgestellte Definition des vorhin beispielsweise herangezogenen Sinnes der Wirklichkeit ist ein solcher Fall. Ich kann das aber leider hier nicht ausführen[15]).

Unter der Einwirkung der Explikationen nun werden erlebende Sinnmomente an Wortsymbole geknüpft. Sind die Explikationen inadäquat, so wird hierbei das, was dem eigentlichen, im Erleben lebenden Sinne nach zusammengehört, getrennt und es wird Verschiedenartiges verbunden. Und wie die adäquate Symbolisierung die Instinktsicherheit des Verstehens erhöht, so führt uns eine inadäquate in die Irre. Da nun Symbolisierungen fast überall sich mit unserem Sinn-Erleben verbinden, so wird verständlich, daß es möglich ist, sich selbst, d. h. den in mir selbst lebendigen Sinn auch mißzuverstehen; und es wird verständlich, wie man solche Mißverständnisse in einem besseren Sich-selbst-Verstehen oder einem „übergreifenden Verstehen" — wie Spranger es genannt hat — überwinden kann.

13. Das Verstehen ist nun nicht nur eine Einstellung auf die Explikation des erlebten Sinnes, sondern auch auf seine Erklärung aus den Erlebensmöglichkeiten der Ich-Struktur. Wir glauben im verstehenden Erleben zu spüren, wie die in uns lebendigen Sinnmomente Ausdruck sind der besonderen Möglichkeiten unseres Erlebens überhaupt. Und zwar nicht etwa willkürlich, zufällig oder — wie man sagt — „konventionell" gesetzter Möglichkeiten, sondern bedingt aus der unverbrüchlich gesetzlichen Struktur des erlebenden Ich. Sinnmomente, wie das vorhin besprochene der „Wirklichkeit", aber auch andere z. B. „Gegenständlichkeit" und auch solche wie „Farbigkeit" haben eine bestimmte Eigenart, die z. T. nur durch hochkomplizierte Bedeutungsstrukturen explizierbar ist. Ist es nun Zufall oder vielleicht Willkür, daß wir in unserem Sinnerleben gerade von diesen Sinnmomenten Gebrauch machen? Könnten wir, wenn wir einmal fingieren wollen, daß ein willkürliches „Erfinden" von Sinnmomenten überhaupt denkbar wäre, an Stelle jener bestimmten Sinnmomente etwa beliebige andere setzen? Offenbar nicht. Es ist z. B. Schicksal und unabänderlich, daß all unser Erleben

Digitized by Google

unter der Subjekt-Objekt-Korrelation erlebt wird, daß alles Bewußtsein Bewußtsein von etwas ist usw. So müssen wir in jedem erlebend-verstehbaren Sinnmoment die Äußerung einer selbst gesetzlich bestimmten Erlebensmöglichkeit sehen. Der Inbegriff dieser Erlebensmöglichkeiten bildet ein in sich geschlossenes System, und die Einheit dieses Systems muß erklärend verstanden werden aus der Struktur des erlebenden Geistes, dessen Lebensäußerungen die zu verstehenden Sinnmomente sind.

Infolge der vorhin besprochenen Relativität und Schichtung der Ich-Struktur sind nun auch in diesem ergründenden Verstehen Unterschiede zu machen. Diejenigen Momente an unseren Erlebnissen, die relativ von außen oder oberflächlich bedingt sind, die verstehen wir auch nicht im eigentlichen Sinne, sondern wir „erfahren" sie nur als Ereignisse, die sich in uns abspielen. Von den tiefsten Möglichkeiten unseres Erlebens überhaupt glauben wir jedoch nicht als von Erfahrungen zu wissen, sondern „a priori". Auf dieses Wissen a priori werde ich noch zurückkommen. Schon jetzt aber läßt sich etwas von ihm sagen. Sein Unterschied vom Empirisch-Bewußten kommt hinaus auf den subjektiver (substanzialer) und objektiver (kausaler) Bedingtheit der betreffenden Erlebnis-Momente. Der Objekte nun gibt es viele; das ihnen gegenüberstehende Ich aber ist immer nur eines. Was deshalb empirisch, d. i. durch objektive Reize bedingt ist, das kann in anderen Erlebnissen auch fehlen; und ebenso brauchen die verschiedenen relativ-objektiven Schichten der Ich-Struktur nicht in jedem Erlebnis sämtlich angeregt zu sein. Was aber aus dem letzten Grunde der Möglichkeit des Erlebens-überhaupt folgt, das muß in jedem möglichen besonderen Erlebnis anzutreffen sein. Es verhält sich, mit Kant zu sprechen, zu dem besonderen Gehalt der Erlebnisse wie die „Form" zum „Inhalt"; es bildet gleichsam den Kanevas, auf dem die bunte Mannigfaltigkeit unserer Erlebnisse gestickt ist. —

Ich möchte hier sozusagen drei Tiefenstufen der Einschaltung in die Struktur unterscheiden. Es gibt erstens Momente, deren Gegenteil ebenso erlebensmöglich ist wie sie selbst. Z. B. die Sinnmomente, in denen wir die besonderen Bestimmtheiten Rot oder Blau erfassen[16]). Es gibt andere, deren Gegenteil zwar erlebensunmöglich ist, die aber selbst nicht in jedem Erleben vorkommen müssen. So ist z. B. im Sinne „Farbigkeit überhaupt" begründet, daß Rot dem Orange immer ähnlicher ist als dem Gelb, und ein entgegengesetzt geartetes Ähnlichkeitserleben ist unmöglich[17]); es kann aber ein Erleben geben, in dem weder Rot noch sonst ein Farbiges überhaupt vorkommt. Endlich gibt es Sinnmomente, die zum Sinne des „Erlebens überhaupt" unerläßlich zu gehören scheinen, deren Fehlen also erlebensunmöglich erscheint. So etwa der Sinnverhalt der Subjekt-Objekt-Korrelation[18]), der Sinnverhalt, daß alles Erleben etwas erlebt, und der diesem korrelative: daß alle Gegenstände in irgendeiner Weise bewußte oder erlebte sind. — Es erscheint mir wichtig zu wiederholen, daß alle sog. Erkenntnisse a priori uns im Verstehen von Sinnmomenten einsichtig werden, die in unserem Erleben lebendig sind. Wo wir nämlich wie in dem zuletzt erwähnten tiefsten der drei Tiefenstufen Sinnmomente erleben, die zu allem möglichen Erleben überhaupt gehören, da begründen sich Einsichten a priori von strengster Allgemeingültigkeit. Ich werde

Digitized by Google

hiervon nachher zu sprechen haben. Ich nenne diese grundlegenden Sinnmomente des Erlebens-überhaupt „Urphänomene" des Sinn-Erlebens.

14. Wie wir sahen, bedeutet das Verstehen die Einstellung nicht nur auf die Explikation, sondern auch auf die Ergründung des in unseren Erlebnissen lebenden und sie beseelenden Sinnes. Es wird also nicht erlebt als ein Betrachten von Ereignissen, die ich in mir selbst „vorfinde", sondern als sich besinnendes Innewerden der Erlebensmöglichkeiten, die in den Erlebnissen „Ausdruck finden".

Sinn „ist-" nicht „da" und „ereignet" sich nicht, er ist ein „geistiges Band", das man nicht vorfinden, nicht „in die Hand" nehmen kann. Er lebt in dem Erleben, in dem er sich gleichsam „verwirklicht"; was sich aber als „geworden", als fest und wirklich fassen läßt, ist immer nur das, was ihm gegenüber war. Der Sinn springt ja, wie wir sahen, in die höhere Schicht zurück, wo immer wir ihn fassen wollen. Darum sind auch die Sinnmomente, die die in mir selbst vorfindbaren eigenen Seelenereignisse „beseelen", diesen von der höheren Schicht aus eigentlich nur „eingelegt" oder „eingefühlt". Ganz ebenso, wie wir sehen werden, daß fremden „Personen" ihre erlebende Innenseite immer nur vom Ich aus eingelegt werden kann.

Hiermit begründet sich ein Unterschied des Verstehens von allem Betrachten und Schauen, dem weittragende methodische Bedeutung zukommt. Für die verstehende Sinnerforschung ist es grundsätzlich gleichgültig, ob ein aktuelles Bewußtsein der Momente, die die Explikation als die für den Sinn wesentlichen herausarbeitet, in den von dem betreffenden Sinn beseelten wirklichen Erlebnissen stets vorzufinden ist oder nicht. Die Zugehörigkeit irgendwelcher Momente zu einem Sinn braucht nicht dadurch beglaubigt zu werden, daß diese Momente als Gegebenheiten, als Tatsachen, an bestimmten seelischen Ereignissen „aufgewiesen" würden, es genügt vielmehr, wenn evident gemacht wird, daß sie aus dem Sinn des Erlebens jederzeit „mäeutisch" herausgefragt werden können. Sinnmomente sind ja nicht Sachen, nicht „Gegenstände", die dem Erleben gegenüber für sich sind, sondern „Möglichkeiten" des Erlebens, die dieses selbst von innen her bestimmen. Wir wollen das an Beispielen klar werden lassen.

Gegen die Behauptung der Polarität alles Erlebens, also gegen unsere Urkorrelation: Subjekt-Objekt hat man geltend gemacht, daß es Bewußtseinszustände „gebe", in denen wir ganz ausschließlich in dem objektiven Gehalt unseres Erlebens lebten und an das erlebende Ich selbst mit keinem Gedanken dächten. Aus dem Begriffe des Gegen-standes, so sagt man, dürfe deshalb nicht gefolgert werden, daß das Ich, dem der Gegenstand gegenüber-stehe, selbst auch immer „da-sei". „Ein Reiter kann auch zu Fuß gehen", sagt Sigwart. Hiergegen ist einzuwenden: Die Behauptung, die Urkorrelation gehöre zum Sinn des Erlebens-überhaupt, ist durchaus zu unterscheiden von einer „psychologischen" Beschreibung gewisser, oder auch aller, bewußten „Ereignisse". Sie behauptet keineswegs, daß in jedem solchen Ereignis beide Pole der Korrelation vorfindbar seien. Daß aber zum Sinn des Erlebens oder Bewußtseins auch die Beziehung auf den Ich-Pol der Korrelation gehört, das wird beglaubigt durch eine verstehensevidente Möglichkeit. Wir können uns nämlich jedem Erleben gegenüber, wenn anders wir es im Sinne des

Digitized by Google

Erlebens-überhaupt, d. h. eben „als“ Erleben erleben, auf diesen Ich-Pol besinnen. Von jedem Erlebnis aus können wir mit Sinn die Frage stellen, „wer es erlebt“, und der Fortgang dieser Fragen führt von jedem Falle aus unmittelbar oder mittelbar auf das erlebende „Ich“. Diese „Möglichkeit“ kann nicht bestritten werden. Ja sie ist nicht einmal nur eine „Erfahrung“, die durch weitere Erfahrung bestätigt oder widerlegt werden könnte und müßte — sondern sie wird uns gewiß in einer evidenten Einsicht „a priori“. Im Sinne dieser a priori evidenten Erlebensmöglichkeit aber gehört der Subjekt-Pol und die Beziehung auf ihn zum Sinne des möglichen Erlebens überhaupt.

Diese grundsätzliche Bezogenheit des zu verstehenden Sinnes nicht auf Tatsachen sondern auf Möglichkeiten des Erlebens wirkt sich auch aus in den Explikationen, die besondere Sinnmomente betreffen. Wir können Sinn-erlebend uns z. B. bewußt sein, daß ein Ding in der „Welt“ ist. Der Sinn des Begriffes Welt ist aber, wie wir oben sahen, nur in unendlichen Reihen explizierbar. Die unendlichen Momente, die dieser Sinn „Welt“ bedeutet, sind nun natürlich niemals sämtlich als Ereignisse vorfindbar. Es kann uns aber im Erleben die Möglichkeit bewußt sein, den in der Welt befindlichen Gegenstand grundsätzlich zu unendlich vielen anderen in den Beziehungen erleben zu können, die die Bedeutung jener Welthaftigkeit erfüllen würden. — In ähnlicher Weise gehört es zum Sinn jeder besonderen qualitativen Bestimmtheit, auf andere mögliche, mit ihr selbst vergleichbare in vergleichender Unterscheidung bezogen werden zu können, obwohl diese anderen in den seelischen Ereignissen, in denen wir die Beschaffenheit der ersten erleben, nicht „vorzufinden“ sind. Wo wir z. B. ein (gleichviel ob als Wahrnehmung oder Einbildung) vorgefundenes Blau haben, da finden wir „Vergleichsqualitäten“, wie Gelb, Rot, Grün usw., keineswegs immer vor. Der Sinn des Bestimmtseins „als“ Blau aber nimmt auf die Möglichkeit bezug, dem Blau im System möglicher Farben überhaupt einen Platz anzuweisen. Das heißt aber: es zu allen anderen möglichen Farben so in Beziehung zu setzen, daß es von jeder derselben in bestimmter Richtung und in bestimmtem Grade unterschieden wird*).

15. Bisher haben wir nur von dem Sich-selbst-Verstehen des Erlebenden gesprochen. Es gibt aber auch ein Verstehen anderer Personen, ja wo wir von Verstehen sprechen, pflegen wir an dieses zuerst zu denken. Da nun, wie oben erwähnt, Erleben zur Innenseite des Ich gehört und eine solche Innenseite überhaupt nur am Ich (an dem „ich-bezeichneten“ objektiven Subjekt) unmittelbar vorgefunden wird, so ist ersichtlich, daß all unser Wissen um fremdes Erleben in irgendeiner Weise von dem eigenen Erleben ausgeht. Alles Fremdverstehen baut sich deshalb auf auf dem Sich-selbst-Verstehen; dieses leitet mich in den Gedanken, in denen ich, wie man sagt, in den anderen ein Erleben „einfühle“ — und damit den zunächst als „Es“ gegebenen zum „Du“ gleichsam erst beseele.

Das für uns wichtigste über das Fremdverstehen können wir nun am besten darlegen, wenn wir eine Streitfrage ins Auge fassen, die sich über es entwickelt hat. Man hat gesagt und anderseits bestritten, das Erleben und Verstehen fremden

*) Ich erinnere hier an das bekannte im Anhang II erwähnte Problem Humes.

Digitized by Google

Seelenlebens setze einen „Analogieschluß“ voraus. Das in mir selbst erlebte Seelische nämlich betrachte ich nach dieser Theorie als Ursache gewisser an mir selbst zugleich auch äußerlich wahrnehmbar gewordener Vorgänge. Wo ich dann an Objekten gleichartige Vorgänge wahrnehme, schließe ich auf ein analoges Innenleben. Wir wollen uns deutlich machen, inwieweit diese Analogieschluß-Theorie richtig und inwieweit sie unrichtig oder einzuschränken ist.

Richtig ist, um es zunächst kurz zu sagen, daß fremdes Seelenleben von mir nie ebenso unmittelbar „vorgefunden“ wird wie eigenes: ich kann es nie, wie das eigene, aus höherer Schicht zum Gegenstande einer Betrachtung machen: so daß es mir als ein objektives Geschehen in der Seele des Ich und damit in dem Wirklichkeitsganzen der Welt unmittelbar selbstgegeben erscheint. Ich muß vielmehr tatsächlich das fremde Seelenleben zu den mir allein „gegebenen“ äußeren „Anzeichen“ desselben hinzudenken. Unrichtig ist aber, daß ich zu jeder besonderen Annahme von Fremdseelischem auf „Erfahrungen“ zurückgreifen müßte, in denen die gleichen Anzeichen an mir selbst aufgetreten und dabei zugleich als Ursache derselben die entsprechenden eigenen Seelenereignisse vorgefunden worden wären.

Vom „Verstehen “eines Anderen sprechen wir nun eigentlich nur da, wo gewisse Gruppen von wahrnehmbaren Lebensäußerungen vorliegen, deren Zusammenhang ich dann verstehend zurückführe auf zugrunde liegende Zusammenhänge eines Erlebens. Dies Zurückführen ist natürlich kein explizites Schlußverfahren — das hat wohl auch niemand behaupten wollen — sondern es hat den Charakter einer „apperzeptiven Ergänzung“. Daß diese apperzeptive Ergänzung geleitet wird durch irgendein auf eigenes Erleben bezogenes oder aufgebautes Bewußtsein kann wohl nicht bezweifelt werden. Dieses Bewußtsein aber ist verstehender Art, es ist ein Innewerden der Möglichkeit solcher Erlebenszusammenhänge überhaupt, in dem ich mir ohne Zweifel auch bewußt machen kann, daß ich sie — da sie ja „Erlebnisse“ sind — nur in mir selbst als verwirklicht würde vorfinden können. Es ist nun aber zu beachten, daß dieser letztere Gedanke nicht hinzutreten muß und daß er für das Zustandekommen des Erlebnisses des Fremdverstehens selbst nicht erforderlich ist. Es ist also für dieses Verstehen, in dem ich in einer Quasi-Hypothese den Zusammenhang des fremden Erlebens als möglich „nacherlebe“, grundsätzlich unwesentlich, ob ich den betreffenden Zusammenhang nur phantasiere, ob ich mich seiner als eines an mir selbst einmal gewesenen erinnere, oder ob ich ihn sogar im gegenwärtigen Augenblick als wirklich in mir vorfinde. Es ist überhaupt unwesentlich, ob die betreffenden Zusammenhänge in mir selbst je als Ereignisse vorgefunden worden sind. Ja, es ist nicht einmal notwendig, daß sie in mir, als einem so und so charakterologisch beschaffenen objektiven und individuellen Wesen überhaupt auch nur vorgefunden werden „konnten“. Worauf es einzig ankommt ist, mir der Möglichkeit des Erlebens solcher Zusammenhänge überhaupt bewußt zu werden, denn nur dieses Bewußtsein ist zur Bildung jener Quasi-Hypothese unentbehrlich.

Wir sahen nun, daß das Sich-selbst-Verstehen grundsätzlich nicht kausal erklärt, sondern substanzial zurückgeht auf Erlebensmöglichkeiten, die sich in Erlebnissen äußern. Als mittelbaren „Ausdruck“ solcher Erlebensmöglichkeiten erlebe ich dies-

Digitized by Google

mal die Anzeichen des fremden Erlebens. Und die Notwendigkeiten ihres Zusammenhanges denke ich begründet in dem substanzialen Strukturgesetz der Seele oder des Geistes, das in ihnen erlebend (auf gewisse Reize) reagiert. Wo ich nun Fremdseelisches verstehe, da brauche ich die Erlebensmöglichkeiten, deren ich dabei inne werde, keineswegs auch „in mir" in seelischen Ereignissen verwirklicht zu finden oder auch nur verwirklicht zu denken. Ich kann vielmehr von dem Innewerden der Möglichkeit, das „ich" subjektiv verstehend erlebe, unmittelbar übergehen zu der als objektiv gedachten Wirklichkeit der entsprechenden Ereignisse in dem Andern. Im Sinne der damit ausgesprochenen Einschränkung darf man sagen: ein eigentlicher Analogieschluß braucht in das Fremdverstehen nicht einzugehen, weil dasselbe — soweit es eben nicht auf „Erfahrung" beruht, sondern auf echtem Verstehen — ein Vorgefundensein entsprechender objektiver Seelenereignisse in der eigenen Seele des Verstehenden nicht erfordert.

Aus dem so gekennzeichneten Verhalten des Fremdverstehens erklärt sich ein oft bemerktes Phänomen. Jeder biedere Philister versteht im Theater nacherlebend die Erlebnisse Caesars oder Romeos. Derartige Erlebnisse hat er in sich selbst niemals vorgefunden, noch wird er sie jemals vorfinden. Sie sind aber doch zu verstehen aus eben den Erlebensmöglichkeiten, die auch zu den Erlebnissen des Philisters den letzten Grund bilden.

16. Nach diesen Andeutungen über das Verstehen von Sinn und das sich auf dasselbe aufbauende Fremdverstehen müssen wir ein tiefliegendes Problem wenigstens erwähnen und streifen. Das Problem der Möglichkeit und der Verstehbarkeit verschiedener Charaktere und Weltanschauungen.

Wenn man von dem Gedanken ausgeht, daß mein Verstehen geleitet wird von dem irgendwie gearteten Bewußtsein, das ich von der Struktur und der Gesetzlichkeit des eigenen Ich habe, und wenn man anderseits individuell verschiedenartig strukturierte Charaktere zuläßt, so scheint sich eine seltsame Folgerung zu ergeben. Wenn „ich selbst" nämlich von anderen Charakteren letztlich und grundlegend verschieden wäre, so müßten mir diese auch unzugänglich und unverständlich bleiben. Jedes Individuum lebte dann wie ein einsames Gestirn im unendlichen Weltraum, es fänden sich keine Brücken von Mensch zu Mensch, jedes fremde Leben bliebe nicht nur rätselvoll, sondern undenkbar, und sogar sein Begriff wäre sinnlos.

Es scheint hier nur ein Ausweg zu bleiben. Hinter der Verschiedenartigkeit der Individuen müßte irgendein überindividueller, allen gemeinsamer Geist angenommen werden, in dem die verschiedenen individuellen Charaktere jeder für sich verankert wären. Von jeher hat man denn auch solche Gedanken gebildet und zuweilen hat man auch den Mut besessen, dieses (eine) überindividuell-geistige Gebilde zu dem (seinem Sinne nach ja ebenfalls einzigen) „Ich" nicht in entschiedenen Gegensatz zu stellen (indem man nämlich etwas grundsätzlich „Objektives" aus ihm machte), sondern es als das „eigentliche, wahre Ich" des Menschen zu bezeichnen. So besonders von der Ethik aus, und zwar aus einem meines Erachtens richtigen Gefühl von dem letzten Sinn unseres ethischen Erlebens. Man hat nämlich diesen Sinn des Ethischen in die Formel zu fassen gesucht: „Werde der du bist" oder: „Mensch, werde wesentlich"; und unter diesem Etwas, das ich werden soll und das ich „eigentlich" schon bin,

Digitized by Google

das mein Wesen ausmacht, sicherlich zugleich jenes Überindividuelle, allen Gemeinsame verstanden. Schleiermacher hat überdies mit Recht aber ohne eigentliche Auflösung des Problems, vom Ethischen aus gefordert, daß das Allgemeinmenschliche in jeder Person in besonderer Prägung sich verwirklichen solle.

Ohne Zweifel ist nun dieser Gedanke einer überindividuellen „Vernunft", eines allgemeinen Menschengeistes hinter den Individuen, metaphysisch oder kryptometaphysisch, wie er verstanden wurde, für uns nicht mehr befriedigend*). Zudem löst er nicht einmal die Schwierigkeit, von der aus wir auf ihn kamen. Gehen wir aus von der charakterologischen, individuellen Besonderheit meines Ich und setzen wir dieses in irgendeine Verbindung mit dem für alle Charaktere gleichen Übergeist: wie soll sich dann aus dieser Verbindung die Möglichkeit des Verstehens fremder Charaktere begreifen lassen? Jene sind ja ebenso individuell, nur eben anders beschaffen als ich. Der Übergeist aber ist nicht-individuell, allgemein. Es ist nicht ersichtlich, wie aus der Verbindung meiner besonderen Individualität mit diesem Allgemeinen die verstehende Einsicht in andere besondere Individualitäten hervorgehen soll. Die Auflösung dieser Schwierigkeiten kann offenbar nur an der Stelle ansetzen, wo wir in diesen Betrachtungen angesetzt haben: an dem Urgeheimnis selbst, das uns der Sinn unseres eigenen Ich-erlebens darbietet. An dieser Stelle muß begreiflich zu machen sein, warum gerade das „eigentliche" Ich nicht-mehr-individuell ist und warum deshalb dies Nicht-mehr-individuelle im Ich nicht als eine von dem individuellen Ich abtrennbare und ihm als Objekt (und d. h. stets zugleich als ein „anderes Objekt") gegenüberstellbare Instanz zu verstehen ist. So daß ich im Ich bleibend dennoch zurückgehen kann auf das allgemeine Gesetz, als dessen mögliche Abwandlungen oder Besonderungen nicht nur meine, sondern auch andere Individualitäten zu verstehen sind. Den Weg zu dieser Enthüllung des Geheimnisses zeigten wir in dem Begriffe der „inneren Unendlichkeit des Ich". Nicht um auf diese Weise das Urgeheimnis des Ich gleichsam fortzuerklären, aber um es so gerade in seiner letzten Unerforschlichkeit zu verstehen und gelten zu lassen.

Wie diese Auflösung des Problems ausfällt, das kann hier nur angedeutet werden. Ehe ich das positiv tue, muß ich aber einen naheliegenden Gedanken abweisen. Wir haben in unseren Erörterungen die relativ objektiven kausalen Reize, die in irgendeinem Sinne aus der „Umgebung" des Ich kommen, von dem eigentlichen Ich unterschieden, dessen Lebensäußerungen die Sinnmomente des Erlebens sind. Es liegt nun nahe, alles individuell Geartete am Ich auf die Rechnung dieser Umgebungseinflüsse zu setzen und zu sagen: das eigentliche Ich ist in allen Charakteren gleich oder sogar identisch. Dieser Gedanke, so sehr sich ihm die Behandlung aller besonderen charakterologischen Erscheinungen nähern wird, ist doch für uns ungenügend, weil er zwischen dem „Objektiven" und „dem eigentlichen Ich" auch seinerseits eine zu scharfe (weil eben letztlich nur objektiv gedachte) Grenze zieht. Von ihm aus gesehen, würden wir ja die individuellen Verschiedenheiten der Charaktere und Weltanschauungen immer nur als Tatsachen „erfahren", aber nie „ver-

*) Vgl. hierzu auch unseren § 21 und seine Argumente gegen den verwandten Gedanken eines allen Individuen gegenüberstehenden „objektiven Geistes".

Digitized by Google

stehen" können. Das zu erklärende Phänomen liegt aber eben darin, daß wir die Möglichkeit typisch verschiedener Bildungen des Erlebens doch verstehen können.

Nun also kurz das Prinzip der richtigen Lösung. Die Möglichkeit jener verschiedenen Prägungen und die Tatsache ihrer Verstehbarkeit begreifen wir nicht schon dadurch, daß wir das Verstehen überhaupt als ein Innewerden „meiner" oder auch „der" Geistesstruktur fassen. Vielmehr muß die Eigenart dieser unser Verstehen leitenden Struktur, wie wir sie hier aufzudecken begonnen haben, ins Auge gefaßt werden. Es kommt hier nämlich an auf die innere Unendlichkeit dieser Struktur und auf die antithetisch-polare Spannung, die in jeder ihrer Schichten herrscht. Unter individuell-geistigen Prägungen, das ist Charakteren, verstehen wir den (substanzialen) Grund der relativ festen Eigenart des erlebensbedingten Sichverhaltens von Personen. Dieses Sich-verhalten verstehen wir in keinem Falle als allein bestimmt durch objektive, äußere Faktoren, d. h. durch meine räumliche Umgebung und meine eigene psychologische Anlage. Alle diese objektiven Bedingungen des lebendigen Erlebens lassen sich vielmehr jedesmal deuten als nur auslösende Reize für das von der Tiefe der Erlebensmöglichkeiten her substanzial bestimmte Erleben. Wir denken dies Sich-verhalten also stets als mitbestimmt durch (mehr oder weniger bewußte) sinnhafte Erlebensmomente und Erlebenszusammenhänge, in denen wir „uns selbst erleben". Es ist aber deutlich, daß diejenigen Erlebensmomente, die als solche mitbestimmende Faktoren in bestimmte objektive Verhaltungen eingehen, niemals gleichmäßig gegründet sein können in allen den unendlichen Schichten, in die sich für das Verstehen die Struktur des Erlebenden auflöst. Die im Erleben zum Ausdruck kommenden Momente sind vielmehr jedesmal eingeschränkt, d. h. sie sind Ausdruck einer gewissen Auswahl dieser Schichten. Weil also das Erleben innerlich unendlich geschichtet ist und weil es außerdem in jeder Schicht polar und antithetisch ist, gibt es typisch verschiedene Arten des Erlebens. Das Sich-selbst-Erleben des Menschen überblickt nämlich die innere Unendlichkeit gleichsam stets nur von einem Punkte und darum perspektivisch verschieden. Der sich entwickelnde Mensch „lebt" deshalb vorwiegend entweder in einer oder in einer anderen der sich so darbietenden jeweilig einseitigen Perspektiven des Selbstbewußtseins. Diese Eigenart des wissenden und wertenden Bewußtseins (und auch die des schon relativ unbewußten sich selbst verstehenden Innewerdens) seiner eigenen Geistigkeit formt aber den sich entwickelnden Charakter und bestimmt so dasjenige an diesem, was im eigentlichen Sinn verstehbar ist. Bewußtsein und Sich-selbst-Verstehen bauen also mit an der Ausprägung des individuellen Charakters. Ursprüngliche Veranlagung einerseits, auslösend wirkende kulturelle und natürliche Umgebungseinflüsse anderseits bestimmen dabei die Auswahl unter den an sich möglichen Grundhaltungen und begünstigen eine vor der anderen. So wächst der sich entwickelnde Charakter in bestimmte Grundhaltungen hinein und wird in diesen mehr oder weniger fest. Die so im Erleben und Verstehen seiner selbst gebildete Form des Charakters kann aber auch von anderen verstanden werden.

Wir nehmen also eine gleichartige geistige Uranlage des Menschen an, die durch die Eigenart ihrer Struktur die Möglichkeit, ja die Unvermeidlichkeit einseitiger

Digitized by Google

Entwicklungen darbietet. Nur durch diesen Gedanken läßt sich, wie mir scheint, jene scheinbare Antinomie überwinden zwischen der zu postulierenden Einheit und Gleichheit des Geistigen überhaupt und der Tatsache typisch verschiedener Ausprägungen des geistigen Lebens. Das Verstehen der Charaktere aber beruht auf der eigentümlichen Fähigkeit, in den besonderen Ausprägungen, die meinen individuellen Charakter bilden, erlebend nicht befangen bleiben zu müssen, sondern der darunterliegenden, noch indifferenzierten Gesetzlichkeit des Erlebensmöglichen- überhaupt inne zu werden, in denen mir so auch die Möglichkeit andersartiger Ausprägungen zum Bewußtsein kommt.

17. Wir wollen nun die Eigenart und die Leistungen des Verstehens im allgemeinen charakterisieren. Hierzu müssen wir zunächst das Verstehen dem naturalistischen Erklären als Gegensatz gegenüberstellen. Dieses läßt uns Zusammenhänge unbelebter „toter" Dinge und Ereignisse als notwendig denken auf Grund von kausalgesetzlichen Verbindungen, die es in Hypothesen entwirft. Und zwar stellt es diese Hypothesen auf in einem Induktionsverfahren an der Hand vermuteter und dann verifizierter exakter Regelmäßigkeiten der beobachtbaren Verhältnisse. Erklärungen nach dem Substanzprinzip, welche die Notwendigkeit gegebenen Sich-Verhaltens aus dem selbst nie beobachtbaren Wesen der sich-verhaltenden Dinge ableiten würden, drängt dies naturalistische Verfahren soweit als möglich zurück, ohne freilich gewisse letzte Vorstellungen dieser Art jemals völlig ausschalten zu können. Die naturwissenschaftliche Methode also erklärt grundsätzlich kausal, nicht „anthropomorphistisch": sie versucht, mit „mechanischen" Annahmen auszukommen, d.h. das Gegebene erklärend zu „entseelen". Im Gegensatz hierzu ist die verstehende Methode, die die Geisteswissenschaften beherrscht, und die in den Wissenschaften des nicht-geistigen „Lebens" zum wenigsten hilfsweise herangezogen wird, grundsätzlich substanzial, anthropomorphistisch, „beseelend". Sie erklärt die Erscheinungen aus einem zugrunde liegenden substanzialen Wesen, dessen gesetzliche Anlage oder Struktur jene als ihre Lebensäußerungen notwendig macht. Wo nun dieses Verstehen zuständig ist, da bedeutet die Annahme jener in Lebensäußerungen reagierenden Wesen nicht willkürliche Erdichtungen, sondern sie stützt sich letztlich auf das uns bekannteste und gewisseste Erleben: nämlich auf das Innewerden der Lebensäußerungen des eigenen Ich, auf das ich mich im Verstehen meiner selbst einstelle. Die Vorstellungen vom Wesen dieser Struktur, die uns dabei leiten, gewinnen wir nun — wenigstens ihrer letzten und tiefsten Grundlage nach — nicht induktiv. Wir ergreifen das Gesetz der Lebensmöglichkeiten überhaupt in uns selbst nicht dadurch, daß wir uns auf die Breite und Mannigfaltigkeit der Erfahrung stützen, sondern dadurch, daß wir im eigenen Erleben in die Tiefe gehen und durch alles Besondere des Augenblicks und der Person gleichsam hindurchgreifend der letzten unveränderlichen Grundlagen desselben „a priori" inne zu werden meinen.

Das Verstehen ist also seinem letzten Sinne nach ein nicht-induktives und ein substanzial erklärendes Verfahren. Nicht-induktiv nicht nur deshalb, weil wir die möglichen Fälle des Erlebens in „Phantasie-Experimenten" jederzeit nach allen beliebigen Richtungen durchlaufen können, sondern vor allem, weil ein Bewußtsein

Digitized by Google

des für uns Erlebensmöglichen-überhaupt in jedem besonderen Erleben irgendwie mitanklingt und durch die spezifisch verstehende Selbstbesinnung zu größerer Klarheit erhoben werden kann. Die Grundstruktur oder das Urgesetz des Erlebens überhaupt leuchtet gewissermaßen hindurch durch die Zufälligkeit und Besonderheit aller Einzelerlebnisse, die wir erleben. Der Umfang, die Struktur und die Grenzen dessen, was für mich überhaupt erlebensmöglich ist, läßt sich auf diese Weise sozusagen in jedem besonderen Augenblick aus mir herausfragen. Dieses letzte und eigentliche Verstehen ist zugleich für unser gesamtes geistige Erleben von höchster Wichtigkeit. Es ist ein Erkennen a priori; und ich habe schon mehrfach darauf hingewiesen, daß alles, was in unserem Erleben und Erkennen a priori ist, sich in diesem Verfahren immanent begründet.

In der Anwendung auf besondere Fälle verbindet sich freilich dieses eigentlichste Verstehen mit kausalen, induktiv begründeten Erklärungen. Jedes besondere Erlebnis stellt sich ja dar als eine erlebende Reaktion auf objektive kausal einwirkende Reize. Was nun an den Momenten des Erlebnisses in dieser Weise auf die Eigenart der betreffenden Reize zurückzuführen ist, ist dem eigentlichen Verstehen unzugänglich. Nur das schon gleichsam vor der Reizeinwirkung bereitliegende „System von Möglichkeiten erlebenden Reagierens überhaupt" muß aus der Struktur des erlebenden Subjektes erklärt werden. Diese Struktur selbst aber fanden wir unendlich geschichtet, das eigentlich erlebende Ich bildete in ihr nur einen sich der Erfassung bis ins Unendliche entziehenden innersten Kern. Unter dem Ich im weiteren Sinne verstehen wir ja die Einheit von Leib, Seele, Geist, in der nur der Geist das „lebendigmachende", eigentlich „beseelende" Element sein würde. Die relativ äußeren Schichten verhalten sich aber zu dem eigentlich erlebenden Kern ebenso wie die äußere Umgebung der Welt zu jenem im weiteren Sinne verstandenen Ich. Und wie ich die Landschaft, in der ich aufwachse, nur induktiv kennenlerne, so kenne ich auch grundsätzlich die Struktur der relativ äußeren Schichten des Ich nicht a priori. Wir haben ja von diesen Verhältnissen bereits gesprochen.

18. Wir müssen deshalb sagen, daß wir die besonderen Gestaltungen unseres Sinnerlebens, d. h. daß wir die eigentümlichen Verbindungen von Sinnmomenten, die im besonderen Fall in uns auftreten, überhaupt nicht verstehen, sondern nur eben als Tatsache erfahren können. Welche Sinnmomente in einem bestimmten besonderen Erlebnis zur Erfassung desselben zusammentreten, das scheint ja nicht von dem Wesen unseres zutiefst erlebenden Geistes abzuhängen, sondern von der Eigenart der Gegenstände, die erlebt werden, oder anders angesehen von den Reizen, auf die jenes Wesen sinn-erlebend reagiert. Und dasselbe gilt von allen Besonderheiten meiner psychophysischen Veranlagung und von allem, was auf sie zurückführbar ist. Alles verstehende Erklären besonderer fremdseelischer und auch in uns selbst vorgefundener Erlebnisse ist demnach in nur schwer entwirrbarer Weise zusammengesetzt einerseits aus Erfahrungserkenntnissen und anderseits aus solchen Sinnstrukturen, die wir verstehend unmittelbar in uns erfassen.

Diese Tatsache macht sich auch an gewissen Momenten unserer Erlebnisse selbst bemerkbar, die ja von immanenten Selbstdeutungen überall durchzogen sind. Der erlebte Unterschied „rezeptiver und spontaner", das ist, nur „hingenommener und

Digitized by Google

freier" Momente in unserem Erleben rührt daher. Als (relativ) frei erleben wir nämlich diejenigen inneren Vorgänge, die uns von einem relativ ichhaft gegründeten und so wahrhaft „erlebenden" Werten geleitet erscheinen, im Gegensatz zu solchen, die wir nur wie „Ereignisse" in uns sich abspielen sehen, wobei sie die in sie eingehenden Wertungen nur gleichsam „mitzureißen" scheinen. — Um für das eben Gesagte ein Beispiel zu geben, weise ich darauf hin, daß wir alles, was in unseren emotionalen Erlebnissen triebhaft ist, wie ja schon das Wort Trieb und Leidenschaft sagt, nicht eigentlich verstehen. Wir erleben es nicht als ein sinngeleitetes und als solches freies, ichhaftes Tun, sondern eher als ein Stattfinden relativ objektiver, physiologisch-seelischer Ereignisse[19]). Deshalb sind uns (nun im weiteren Sinne des Wortes Verstehen) andere Personen und sogar uns selbst gegenüber nur solche Trieberlebnisse verstehend-erklärbar, die wir aus eigener Erfahrung kennen. Dies ist der Grund, weshalb das Kind den Erwachsenen und der Mann die Frau stets nur unvollkommen versteht.

Allen diesen Einschränkungen gegenüber ist aber folgendes festzuhalten: die letzten grundlegenden Sinnmomente unseres Erlebens überhaupt, die Urphänomene des wissenden und wertenden Erlebens, die erfassen wir nicht empirisch-induktiv[20]), sondern in einem echten Verstehen, und das heißt a priori.

Was wir nun auf diese Weise im reinen Verstehen erfassen, ist gar nicht wenig. Um bestimmtere Andeutungen zu geben, erwähne ich folgendes: Wir verstehen, daß Wissen (Bewußtheit) und Werten (eingebettet in Fühlen und Wollen) die beiden möglichen Urformen[21]) des Erlebens überhaupt sind und wir verstehen auch mancherlei über die durchgehende und unveränderliche Eigenart dieser beiden geistigen Funktionen. So z. B., um nur beim Wissen zu bleiben, daß es stets „etwas" und zwar (vermeintlich) selbstgegebenes Gegenständliches weiß, und daß es dieses „weiß", indem es es „bestimmt". Dann verstehen wir auch, was dieser Sinn: „Gegenstand" bedeutet. Im Sinne des Gegenstandes gründen sich aber wieder die Axiome der Logik: der „Satz der Identität" und andere. Und da alles Gegenständliche dem eigentümlichen Sinne der Gegenständlichkeit zufolge in entsprechendem Sinne „wirklich" ist, so führt uns das Verstehen auch auf den urphänomenalen Sinn der „Wirklichkeit". Wir gewinnen so Einsicht in die Struktur der Begriffe, deren Sinn in jedem möglichen Erleben (von Gegenständen) überhaupt lebt und damit in die eigentümliche urphänomenale Struktur dieses Erlebens selbst. Von hier aus läßt sich dann auch eine befriedigende „Theorie des Erkennens" gewinnen, da wir nur aus der Erfassung der urphänomenalen Struktur des Erlebens überhaupt (und in erster Linie des wissenden Erlebens) den Sinn von Erkenntnis und Irrtum zu erfassen vermögen. Diese Überlegungen werfen nicht nur Licht auf den Sinn und die Eigenart des mathematischen Denkens, dessen Probleme in letzter Zeit ja wieder besonders lebhaft gefühlt werden, sondern sie führen uns auch an die Grundlagen des naturwissenschaftlichen Denkens heran. Aus der Aufklärung des Sinnes von Erkenntnis und Irrtum begreifen wir nämlich die „Postulate", welche wir als Voraussetzungen alles auf Erkenntnis des Wirklichen gerichteten Denkens unvermeidlich einführen und festhalten müssen. So den Gedanken, daß Struktur und Ablauf der Natur überhaupt streng gesetzlich sind. Wie sich uns

Digitized by Google

die vorgegebenen Grundformen dieser zu denkenden Gesetzlichkeit, nämlich der allgemeine Kausal- und der allgemeine Substanz-Gedanke in dieser Aufdeckung der Struktur erschließen, wurde oben schon angedeutet. Auch die übrigen seit Kant zum Licht gekommenen Probleme der Erkenntnis a priori empfangen von hier aus und nur von hier aus Licht. So wird begreiflich, warum wir gerade von den räumlichen und zeitlichen Qualitäten des Wirklichen mit besonderer Sicherheit Aussagen machen, die den Umfang bisheriger Erfahrung überschreiten und sogar grundsätzlich jede Möglichkeit erfahrungsmäßiger Verifikation hinter sich lassen (z. B. Unendlichkeit der Welt in Zeit und Raum). Aber auch die seit Kant und gegen Kant von der neueren Physik eingeschlagenen Wege des physikalischen Denkens werden begreiflich und ihr inneres Recht wird aufgedeckt. Ich kann hier nicht ausführen, wie z. B. die Umgestaltung der Raum- und Zeitaxiomatik, die die Relativitätstheorie einführt, aus diesen grundlegenden Einsichten in die Struktur sich in ihrer Möglichkeit und Berechtigung völlig verstehen läßt[22]). — In dieser Erforschung der urphänomenalen Struktur und ihrer Differenzierung ist die oben angedeutete Unterscheidung verschiedener Tiefenschichten von bedeutender Wichtigkeit.

19. Nachdem wir die Eigenart des im Verstehen lebenden Erklärens bestimmt haben, können wir nun die letzte und entscheidende Charakterisierung der Funktion des Verstehens geben. Wir können darlegen, in welcher Weise sie eine von den beiden Urrichtungen unseres Erlebens bildet.

Zwei Vorurteile bezüglich des Verstehens gilt es dabei zu überwinden. An Dilthey anknüpfend hat man immer wieder versucht, das Verstehen als Gegenteil des Erklärens zu charakterisieren. Diese Auffassung legt dann zweitens den Gedanken nahe, das Verstehen sei ein besonders unmittelbares Vorfinden oder „Schauen" der von ihm zu erfassenden „Gegenstände". Während nämlich nach verbreiteter Interpretation in das Wahrnehmen von Dingen, die im Raum außer mir sind, ein kausal erklärendes Schließen aus den unmittelbar in mir gegebenen „Empfindungen" eingehen soll, habe oder schaue das Verstehen, das sich auf Seelisch-Geistiges und besonders auch auf seelisch-geistige Zusammenhänge richtet, diese seine Gegenstände unmittelbar selbst. Das Verstehen wird so mit der sogenannten inneren Wahrnehmung der — wie man meint — spezifisch „nicht-räumlichen", seelischen Gegebenheiten in enge Verbindung gebracht und die Eigenart seiner Leistung aus den Vorzügen abgeleitet, die diese innere Wahrnehmung angeblich vor der äußeren besitzt. Die Unmittelbarkeit, durch die sich das Verstehen in dieser Auffassung auszeichnen soll, wird in anderen Gedankengängen ersetzt durch den „originären", und zugleich nichtfragmentarischen, „adäquaten" Charakter, durch den das innerlich Erlebte ausgezeichnet sei, während das im äußeren dreidimensionalen Raume als zeitlich beharrliches Ding Vorgefundene stets nur fragmentarisch: in „Abschattungen" gegeben sei.

Gegen alle diese Versuche, die Eigenart des Verstehens zum Verständnis zu bringen, haben wir zweierlei einzuwenden. Erstens ist, wie wir sahen, das Verstehen selbst eine Art des Erklärens, wenn auch ein zum Unterschied vom naturalistischen Erklären nicht kausal, sondern wesentlich substanzial orientiertes Erklären. Die

Digitized by Google

vermeintliche Freiheit des Verstehens von Deutungen und mit ihr die Unmittebarkeit fällt also fort. Zweitens aber ist die Gegenüberstellung von unmittelbarem Vorfinden, Wahrnehmen oder Schauen einerseits, mittelbarem Haben von Gegenständlichem durch erklärendes Deuten anderseits schon grundsätzlich schief. Denn der Sinn des Vorfindens oder Wahrnehmens selbst schließt bereits ein gewisses Deuten und zwar ein kausales Deuten ein. Das vorgefundene Gegenständliche, auch das innerlich wahrgenommene, wird ja erlebt als etwas relativ zu dem vorfindenden Erleben Daseinsfremdes und eben damit erhält der Begriff des Vorfindens selbst (und ebenso der des Schauens) einen kausal deutenden Nebensinn.

Wenn so das Vorfinden stets zugleich ein kausales Deuten ist, so stellt die spezifisch substanziale Erklärungsrichtung, die das Verstehen auszeichnet, diese Funktion nicht nur zum (naturalistischen) Erklären, sondern schon zum Vorfinden von Objektivem (d. i. als objektiv Erlebtem) in Gegensatz. Vorfinden (und auch Schauen) heißt ja Er-äugen, heißt: sich (in bestimmter Art) wissend verhalten in bezug auf Ereignisse oder „Gegen-stände". Wie nun im Sinne des Vorfindens, mit dem Gedanken des Gegenstandes auch der der Daseinsfremdheit des Gegenstandes gegenüber dem Erleben bestimmend ist, so liegt umgekehrt in dem substanzial-identifizierenden Begriffe der Lebensäußerung (d. i. der sich verwirklichenden Erlebensmöglichkeit), der im Verstehen lebt, der Grundsinn des Innewerdens, das nicht Gegenstände eräugt, sondern Sinn er-lebt. Verstehen ist deshalb keine besondere (ausgezeichnete) Art des Vorfindens, es ist vielmehr das Gegenteil von allem Vorfinden oder Wahrnehmen, es bedeutet eine Einstellung des erlebenden „Bewußtseins" in die dem Vorfinden entgegengesetzte Richtung der Urkorrelation.

Alle Erlebnisse deuten sich selbst immanent in doppelter Weise. Einerseits als (gleichviel ob „äußerlich" oder „innerlich") wahrnehmendes Haben gegenständlichen Für-sich-seins, anderseits als erlebendes Innewerden geistigen Sinnes. Diese beiden Deutungen, deren jede natürlich nur als Gegensatz der möglichen anderen einen bestimmten Sinn hat, stehen zueinander in scharf antithetischem Widerspruch. Sie sind anzusehen als abstraktiv einseitig herausgehobene, extreme Grenzfälle von immanenten Deutungsrichtungen, die zwar beiderseits grundsätzlich möglich sind und angewandt werden, isoliert aber nicht „vorkommen". Die in der Möglichkeit dieser entgegengesetzten Deutungen zum Ausdruck gelangende antithetische Spannung muß nun aufgelöst werden in einer in Umdeutungen verlaufenden, unendlichen inneren „Dialektik", zu der die innerlich unendliche Struktur der urphänomenalen Anlage den Schauplatz darbietet.

Und zwar wird in dieser Dialektik aus dem unreflektierten Haben ein „Selbstgegebensein" in meinem Erleben und damit erst die eigentliche „Wahrnehmung" oder Vorfindung des Gegenstandes. Diese immanente Deutung des Wahrgenommenen als „selbstgegeben" bestimmt den tatsächlichen Charakter der Erlebnisse, die wir eben als Wahrnehmungen erleben. Die innere Dialektik kann aber bei dieser Deutung nicht stehenbleiben. Denn das „Für-sich-sein", das zum Sinne der Gegenständlichkeit gehört, verträgt sich logisch nicht mit einem strengen Selbstgegebensein „in der erlebenden Seele". So spielt in das Bewußtsein der „Wahr-

Digitized by Google

nehmung" stets zugleich mehr oder weniger entschieden hinein die Umdeutung desselben in ein „kausales" Gemäßsein des erlebenden Seelenzustandes zu dem ihm gegenüber für-sich-seienden Gegenstande: der Gegenstand „bewirkt" (entsprechend dieser kausalen Selbst-auslegung des Erlebnisses) die Wahrnehmung und das bedeutet wieder anderseits: er „reizt" den „subjektiven" Leib oder die subjektive „Seele" zu einer seinem (dem gegenständlichen) Sosein entsprechenden erlebenden „Reaktion". Diese erlebensmöglichen Deutungen und Umdeutungen liegen bereits mit im Sinne des Wahrnehmens oder Vorfindens (und ebenso in dem des sogenannten „Schauens"), in welchen die Blickrichtung des Erlebens demnach von der Ich-Seite der Urkorrelation her auf das für-sich-seiende Gegenständliche geht — oder anders ausgedrückt: in welchem wir „leben" oder zu leben meinen in der Auffassung des „Objektiven".

Das Verstehen dagegen stellt das Erleben in entgegengesetzter Richtung ein. Es lebt (seiner immanenten Selbstdeutung nach) im erlebenden Sinn, d. h. es wendet die dem Vorfinden entgegengesetzte andere Deutungsmöglichkeit des Urerlebnisses an, es deutet spezifisch subjektiv-substanzial. Dieser erlebende Sinn wird nun erlebt zunächst als das subjektive Korrelat des für-sich-seienden Gegenstandes; er ist dasjenige, durch welches dieser Gegenstand dem Leben des Subjekts auffassend angeeignet wird, oder auch dasjenige, in welchem dieses Leben wertend zu ihm Stellung nimmt. Der Sinn wird dabei immanent gedeutet als „Lebensäußerung" des substanzial-identischen Sinn-erlebenden Ich, in dessen Struktur er als „Möglichkeit" begründet ist. Da nun dieses Ich selbst als innerlich unendlich verstanden wird, so daß keine besondere Erfassung desselben die letzte und endgültige sein kann, so müssen, wie wir oben sahen, in dieser Struktur selbst relativ äußere, objektive und als solche auch „vorstellbare" und anderseits relativ innere, in eigentlicherem Sinne „erlebende" und ichhafte Schichten unterschieden werden. Nicht nur die psychologische Eigenart des Leibes, sondern auch die Struktur der Seele treten in dieser schrittweise umdeutenden Vertiefung des Verstehens mehr und mehr auf die Seite des Objektiven, das lediglich „vorgefunden" wird, während der „Geist" ihnen als das eigentlich und zutiefst subjektive Prinzip gegenübersteht. Da wir nun im Verstehen gerade nicht besondere vorgefundene seelische Ereignisse des Hier und Jetzt zu ergreifen, sondern der Erlebensmöglichkeiten unseres Erlebens inne zu werden meinen, so meinen wir durch alle diese vorfindbaren Verhältnisse hindurch, mehr oder weniger klar bewußt, die Ureigenschaften oder den urphänomenalen Charakter des uns überhaupt Erlebensmöglichen zu spüren. Und dieses Innewerden präzisiert sich uns beim Erleben aprioriscber Gewißheit in dem mißlingenden Versuche, das diesem Urphänomenalen Entgegengesetzte als verstehend erlebbar (oder nacherlebbar) zu fingieren*). So wird uns das Innewerden des Urphänomenalen zu einer verstehenden Erfassung des apriorisch „Geistigen", aus dessen Struktur alles mögliche Erleben bestimmt ist[23]).

*) Vgl. hierzu die weiter unten § 23 folgende Fiktion.

Digitized by Google

III. Der Sinn der Allgemeingültigkeit des Verstehens.

20. Wir haben auf die Phänomene des Sinnes und des Verstehens einen Blick geworfen und wollen nun von den Problemen, die sich auf sie beziehen, wenigstens eins und zwar eins der wichtigsten besprechen. Das Problem der Allgemeingültigkeit verstandenen Sinnes.

Wir sahen, daß das verstehende Innewerden von Sinn die Einstellung gibt zu gewissen Erkenntnissen. Dies Innewerden von Sinn ist aber grundsätzlich etwas ganz anderes als das erfahrungsmäßige Kennenlernen irgendwelcher Gegenstände. Daß es so mit den im Verstehen begründeten Einsichten eine besondere Bewandtnis hat, hat man oft gefühlt. Man spricht im Hinblick hierauf von einer eigenartigen Evidenz, die im Verstehen erlebt wird, und hat über diese z. T. sogar recht sonderbare Behauptungen aufgestellt. In einer Evidenz liegt nun stets irgendeine Allgemeingültigkeitseinsicht oder doch eine Allgemeingültigkeitsmeinung. Von dieser will ich sprechen.

Nun müssen wir zweierlei Allgemeingültigkeiten unterscheiden: interobjektive und interindividuell-subjektive. Ein Satz soll z. B. erstens allgemein gelten für alle Objekte, die unter den Begriff seines grammatischen Subjektes fallen. Er soll aber zweitens auch allgemein gelten für alle urteilenden Individuen: d. i. für mich selbst zu jeder Zeit und ebenso für alle anderen denkenden Wesen. Beide Allgemeingültigkeiten bilden wichtige Probleme der Verstehenstheorie. Ich spreche jetzt nur von der zweiten: der interindividuellen Allgemeingültigkeit.

Daß im Verstehen solche Allgemeingültigkeit liegt, ist leicht zu sehen. Am deutlichsten wird es an der Tatsache, daß ich nicht nur mich selbst sondern auch andere verstehe. Aber auch schon in dem Sichselbstverstehen und in der Instinktsicherheit, durch die wir es ausgezeichnet fanden, lebt unverkennbar dieselbe über den Augenblick des Erlebnisses hinausgreifende Allgemeingültigkeit. Hier liegt nun ein Problem. Wie komme ich zu dem Vertrauen, daß die Sinnstrukturen, die ich verstehend jetzt und in mir selbst als erlebensmöglich erlebe, auch für andere Zeiten und Personen erlebensmöglich sind, an denen sie mir doch jedenfalls nicht „gegeben" sind? Man hat geantwortet: dies Vertrauen ist nur aus einer Induktion zu erklären. Aus Erfahrung weiß ich, daß das Erleben anderer unter denselben Konstitutionsgesetzen steht wie das meine. — Aber schon ganz oberflächlich betrachtet, zeigt sich gegen diese Auslegung ein Einwand. All mein Wissen vom Erleben anderer ist ja eben auf Verstehen gegründet, ich komme doch nur verstehend und in keiner anderen Weise an das Erleben anderer heran. Bei jedem Schritt jener angeblichen Induktion müßte also die Allgemeingültigkeitsüberzeugung, die ihr Ergebnis sein soll, schon vorausgesetzt werden.

21. Die Allgemeingültigkeit im Verstehen scheint also anders als induktiv begriffen werden zu müssen. Dies Problem besonders klar und eindringlich gespürt zu haben ist ein Verdienst Sprangers. Die Lösung aber, die ihm dieser verdiente Gelehrte gibt, scheint mir die Verstehenstheorie von vornherein auf ein falsches Gleise zu schieben.

Diese Lösung läuft in altbekannten Bahnen, hinter denen der ehrwürdige Name Platos steht. — In manchen Fällen einer nicht spezifisch verstehenden intersub-

Digitized by Google

jektiven Allgemeinheit, die uns als Beispiele naheliegen, bedarf es ebenfalls keiner induktiven Begründung. Wo nämlich viele Personen ein identisches Ding wahrnehmen, da stimmen ihre Urteile überein infolge dieser Identität ihres Objektes und zwar ohne Induktion. Auf solche, den verschiedenen erlebenden Personen identisch gegenüberstehende Objekte bezieht man nun auch die Allgemeingültigkeit des Verstehens. Und da ja Sinn, den wir verstehend erleben, jedenfalls kein reales Ding ist, so denkt man, daß im Verstehen von Sinn ganz eigenartige: nicht reale sondern ideale Gegenstände erlebt werden. Neben die reale Welt, in der dem Ich wirkliche Gegenstände gegenüberstehen, stellt man also eine „zweite Welt" des Idealen, das dem verstandenen Sinn der verschiedenen erlebenden Personen jedesmal als identischer Gegenstand gegenüberstehen soll. Diese Welt idealer Sinn-Gegenstände nennt Spranger mit Anlehnung an Hegel: den objektiven Geist[24]).

Diese Theorie erscheint mir als völlig unannehmbar. Erstens weil der Begriff des idealen Gegenstandes auf dem Boden unserer Weltauffassung, die nicht mehr die Platos ist, gar keinen positiven Sinn hat. Er ist ein leeres Wort[25]). Zweitens, weil Sinn oder Geist, dessen ich verstehend inne werde, gerade nicht objektiv ist. Geist ist seinem Sinne und (seinem in diesem Sinne meinend bedeuteten) „Wesen" nach subjektiv, er ist geradezu definiert als das im eigentlichsten Sinne Subjektive. Drittens aber: wollten wir diesen ideal geistigen Gegenstand zulassen, wie soll ich mir begreiflich machen, daß „ich" von ihm wissen kann? In dem Problem der interindividuellen Allgemeinheit, das hier zu lösen ist, wird doch unter dem verstehenden Subjekt ein Individuum gedacht: d. i. ein objektives Ich der realen Welt. Wie soll nun dieses reale Individuum von jener zweiten idealen Welt wissen können? Wie soll es sich mit den Gegenständen derselben berühren? Was soll es besagen, daß es sie — mit Husserl zu reden — „schauen" oder daß es sie — mit Rickert zu reden — als ein ideales „transzendentes Sollen anerkennen" könne?

Indem ich diese Lösung ablehne, lege ich den Finger auf ein Problem von tiefstem weltanschaulichen Belange. Denn die Frage nach der Begründbarkeit einer mehr als faktischen und mechanischen Bedeutung unserer letzten Begriffs- und Werterlebnisse ist „die Frage" unserer Epoche. Und wenn ich es wagen darf, meine tiefste Überzeugung auszusprechen: Nach dem übereinstimmenden Gefühl vieler unserer besten Zeitgenossen steht unsere Zeit in einer tiefen Kultur- und Weltanschauungskrisis. Nur eine logisch befriedigende aber zugleich innerlich wahrhaftige Lösung der hier ins Auge gefaßten Frage kann uns den Weg zur Überwindung dieser Krise zeigen.

22. Ich fahre also fort in nüchterner Begriffsarbeit. Man hat, wie ich vorhin andeutete, folgendermaßen gefolgert. Interindividuelle Gültigkeit kennen wir in der Wahrnehmung von identischen Gegenständen. Soll nun Sinn- und Wertverstehen interindividuelle Gültigkeit besitzen, so müssen auch ihm identische Gegenstände gegenüberstehen. Sind also Sinn und Wert nicht reale, so sind es ideale Gegenstände. — Diese Folgerung ist übereilt und sie ist für das Verstehen falsch. Denn das ist das Entscheidende, das ich nun behaupte: es „gibt" auch subjektiv

Digitized by Google

begründete Allgemeingültigkeit. Und von dieser Art ist die des Verstehens. Ja, genau gesprochen, liegt es sogar umgekehrt. Das Urphänomen des Verstehens selbst begründet interindividuelle Gültigkeit, und zwar auf subjektivem Grunde[26]).

Daß Allgemeingültigkeit subjektiv begründet sein kann, ist gar nicht einmal ein neuer Gedanke. Es ist ja gerade der Gedanke, mit dem Kant vor 150 Jahren eine neue Epoche der Philosophie einleitete. Kant sagte sogar — und mit Recht — noch mehr. — Es gibt eine subjektiv begründete allgemeine Erkenntnis von Objektivem. Dieser Gedanke Kants, sein eigentlicher Grundgedanke, ist durch die „Kantinterpretation", die schon bei Kant selbst begann, ganz in den Hintergrund gedrängt worden. Man hat überall zu einem Platonismus, ja leider sogar zu einem verwässerten Platonismus zurückgelenkt. — Kants subjektiver Begründung der Allgemeingültigkeit fehlte nämlich der Schlußstein. Und niemand hat bisher diesen Schlußstein gefunden. Der vermißte Schlußstein aber liegt m. E. eben in dem Urphänomen des Verstehens. D. h. in der Herausarbeitung dieses Begriffes und in der aus dem Sinn dieses Begriffes zu verstehenden Leistung der Urphänomene im Erleben.

Ich will deshalb bei Kant ansetzen. Sein Grundgedanke ist einfach. Die „Form" des Gegenstanddenkens, d. i. eben das, was im Sinne: „Gegenständlichkeit" gedacht und verstanden wird, diese Form ist allgemeingültig für alle möglichen Gegenstände überhaupt. Es kann keinen Gegenstand „geben", der den Bestimmungen sich nicht fügte, welche in dem Sinne: Gegenstand liegen. Warum nicht? — Weil alle Gegenstände, wieder ihrem Sinne gemäß: gedachte, oder ich möchte lieber sagen: erlebte Gegenstände sind: „Nicht-erlebter Gegenstand" ist ein Nonsens. Das wollte Kant sagen mit dem noch jüngst von berufenster Seite[27]) falsch interpretierten Satze: „Die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt sind zugleich Bedingungen der Möglichkeit der Gegenstände der Erfahrung"[28]). Hiermit wollte Kant keineswegs nur ein Postulat aussprechen: wir müßten daran glauben, daß auch die noch nicht erlebten Gegenstände der Form unseres Gegenstanderlebens sich fügen werden, sondern er wollte zugleich die unverbrüchliche Notwendigkeit dieses Postulates begründen. Im Sinne des Grundgedankens seiner Deduktion müßte man sagen: jeder mögliche Gegenstand, d. h. alles was wir als Gegenstand nicht etwa nur vorfinden, sondern auch nur denken können, jeder mögliche Gegenstand ist eben seinem Sinne nach erlebbarer Gegenstand; erlebt aber werden Gegenstände durch den Sinn, der sie als Gegenstände faßt; deshalb wäre der Gedanke von Gegenständen, deren Eigenart von der Form des Sinnes „Gegenstand" abweiche, selbst ohne Sinn.

Mit diesem Gedanken wäre die interobjektive Allgemeingültigkeit gewisser verstehbarer Urphänomene des Sinnerlebens erwiesen*), nämlich derjenigen, welche uns den Gedanken des Gegenstandes überhaupt erleben lassen. Was im Sinne „Gegenstand" liegt, gilt interobjektiv für alle möglichen (d. h. nämlich alle „als" Gegenstände „erlebensmöglichen") Gegenstände überhaupt. Wie steht es nun aber mit der intersubjektiven Allgemeingültigkeit?

*) Vgl. den Anhang III über das „transzendentale Prinzip".

Digitized by Google

23. An dieser Stelle müssen wir über Kant hinausgehen und seinem Grundgedanken zu Hilfe kommen. Ich will es der Kürze halber tun an Hand eines fiktiven Beispiels. Warum ist es undenkbar, daß irgendein anderes erlebendes Wesen ein von den Urphänomenen meines Erlebens abweichendes Erleben habe? Warum muß z. B. der Sinn „Gegenstand" für die Engel oder für die Marsbewohner derselbe sein wie für mich? Und zwar derselbe, wie er jetzt und hier für mich ist: in dem „Augenblick", wo ich seiner verstehend inne werde?

Fingieren wir einmal, die Engel oder Marsbewohner erlebten einen anderen Gegenstandssinn[29]). Nun teilten sie mir von ihrer so ganz anderen erlebten Welt etwas mit. Könnte ich sie verstehen? Nein. Ich würde Worte hören, ja nicht einmal Worte: nur ein leeres Geklapper. Wären denn nun diese Wesen (wenn ich nicht sonst etwa verständliche Lebensäußerungen von ihnen erhalte) für mich „erlebende" Wesen und als solche „Subjekte"? Nein. Es wären eben klappernde Mechanismen, Ereignisse, höchstens entseelte Leichname erlebender Wesen. Wir sehen: der Gedanke eines von den verstehbaren Urphänomenen meines Erlebens abweichenden Erlebens ist ohne Sinn.

Hierauf aber beruht die intersubjektive Allgemeingültigkeit verstandener Urphänomene des Erlebens. Sie gelten für jedes erlebende Wesen, das ich als solches denken kann; weil sich ja fremdes Erleben für mich überhaupt nur im Verstehen aufbaut; und weil es sich aufbaut aus denselben Sinnmomenten, deren ich selbst als der Urphänomene meines Erlebens inne werde. Das subjektive Verstehen der Urphänomene des Erlebens begründet so interindividuelle Allgemeingültigkeit.

Was haben wir damit gelernt? —

Die Allgemeingültigkeit des verstandenen urphänomenalen Sinnes beruht auf folgendem. Weil einzig Verstehen den Grund legt zum Aufbau jedes mir erlebbaren fremden nnd auch „eigenen" Erlebens*), würde der Begriff nicht-verstehbaren Erlebens ohne Sinn sein. Nun beruht das Verstehen selbst zuletzt auf dem Innewerden der Urphänomene meines Erlebens. Demnach ist der Sinn, dessen ich verstehend „in mir" inne werde, identisch derselbe wie der Sinn, aus dem sich das Erleben anderer erlebender Wesen vor mir aufbaut. Nicht also ideale Gegenstände, sondern der spezifisch zu verstehende Sinn, der in mir, dem hier vorzufindenden erlebenden Individuum „lebt", dieser subjektive Sinn ist das Identische, auf das bezogen das Verstehen seine Allgemeingültigkeit besitzt. Man kann darüber streiten, ob dieser Sinn noch „individuell" ist, ich meine: er ist „nicht-individuell"[30]). Sicherlich ist er aber „subjektiv". Er ist sogar das Subjektivste, das überhaupt gedacht werden kann. Das erkennen wir, sobald wir uns den Sinn der Subjektivität einmal klarmachen. Das haben wir vorhin in unserem Schema getan; die bisherige Philosophie dagegen hatte die Wichtigkeit gerade dieser Analyse nicht voll erkannt und sie deshalb niemals in die erforderliche Tiefe geführt.

24. Wir blicken nun zurück auf die Ergebnisse unserer Erörterungen.

Sinn bestimmten wir als das spezifisch „Lebendige", als das Subjektive, in dem und durch das wir Gegenständliches erlebend erfassen oder bewerten. Wir „ver-

*) Z. B. für das jetzt von mir als (objektiv) möglich gedachte eigene Erleben „zu anderer Zeit".

Digitized by Google

stehen" nun Sinn zunächst instinktiv-irrational, indem wir seiner inne werden. In der Einstellung des Verstehens „explizieren" wir dann Sinn durch Angabe der gegenständlichen Bedeutung, in der er sich gleichsam spiegelt; zugleich „ergründen" wir den Sinn, indem wir ihn immanent deuten als „Lebensäußerung" des innersten, mithin des subjektivsten Kernes unseres erlebenden Ich. Das Verstehen gründet sich so letztlich auf das Innewerden der Urphänomene des Erlebens-überhaupt, die wir im Sinnerleben als lebendig verspüren. Im Verstehen dieser Urphänomene lebt nun eine eigentümliche Evidenz. Vor allem das Bewußtsein der Allgemeingültigkeit des Verstehens. Die verstandenen Urphänomene sind uns nicht nur besondere, und als solche zufällige „Ereignisse", die wir in uns feststellen. Wir sind vielmehr gewiß, daß „ich selbst zu jeder Zeit" und daß jedes mögliche „fremde Erleben" auf denselben Urphänomenen begründet ist, und daß deshalb das urphänomenal Eingesehene inter-individuell allgemeingültig ist.

Dem Sinne dieser Allgemeingültigkeit galt unsere Hauptfrage und die Beantwortung dieser Frage war unser Hauptergebnis. Unsere Antwort stand aber im Gegensatz zu den pseudoplatonischen Auffassungen, welche bis heute üblich sind.

Die Allgemeingültigkeit des Sinnes gründet sich nicht darauf, daß Sinn als ein identisches, ideales Objekt allen vorfindbaren Seelenereignissen verschiedener Individuen gegenüberstände. Sie gründet sich vielmehr gerade darauf, daß die verstandenen Urphänomene im schärfsten überhaupt denkbaren Sinne subjektiv und ichhaft sind. Denn: der Sinn des „fremden Erlebens", auf den der Begriff der Allgemeingültigkeit Bezug nimmt, bedeutet selbst ein „objektiviertes", d. i. ein als objektiv gedachtes Erleben. Solches fremde Erleben aber kann ich nur verstehend erleben und auf keine andere Weise. Das gehört selbst zu seinem Sinne. Verstehend aber baue ich es auf aus eben den ich-haften Urphänomenen, deren ich als des tiefsten subjektiven Grundes „meines" Erlebens inne werde. Darum ist der Sinn im fremden Erleben — und zwar im ursprünglichsten und strengsten Sinne des Begriffes Identität — identisch derselbe mit dem in meinem Erleben zu verstehenden — und eben auf dieser seiner spezifisch subjektiven Identität beruht seine Allgemeingültigkeit.

Ich muß mich nun noch vor einem Mißverständnis wahren. Wenn ich behaupte, daß das fremde Erleben, daß das „Du" vom Ich aus in verstehendem Erleben aufgebaut werde, so vertrete ich damit nicht jene eigentlich oberflächliche und in sich widerspruchsvolle metaphysische Theorie, die man „Solipsismus" genannt hat. Ich behaupte nicht, daß nur mein (individuelles) Ich „existiere" und alle fremden „Geister" nur subjektive Gebilde des in Wahrheit jenem Ich zugehörigen Bewußtseins, daß sie also Phantasien und Schaum seien. Ich behaupte nur, daß jedes Du, dem ich begegne, ein letztlich rational unauflösbares Wunder ist, ähnlich wie das Ich selbst, wie die „Tatsache" meines Seins und Daseins und wie die Existenz einer objektiven Welt überhaupt, die ich nicht nur denke, sondern auch vorfinde. Daß ich Geschöpfe, die mir, dem eigensten erlebenden Ich, gleich sind, eben nicht nur „ausdenken" kann, sondern daß der Kontext objektiv-toter „Anzeichen", die ich vorfinde, mir erlaubt, solche gleichartigen Wesen als substanzialen Grund zu

Digitized by Google

ihnen hinzuzudenken, und daß der Fortgang der Anzeichen, die ich erfahre, diese Quasi-Hypothese bestätigt, das ist — so oft ich es erlebe — immer wieder ein „Wunder"! Ein alltägliches Wunder, wenn man will, ein Wunder, an das ich mich gewöhnt habe, dem gegenüber aber das spezifisch philosophische Staunen (das Θαυμάζειν des Aristoteles) nicht aufhören sollte. Wie sehr es ein Wunder ist, das mögen uns die seltenen und so echt beglückenden Fälle bewußt halten, wo das „Verstehen-können" des mir begegnenden Du und mein „Verstandenwerden" von ihm in jene ichhaftesten Tiefen des eigenen Erlebens hinabreicht, in denen ich sonst ohne Widerhall, unverstanden und einsam zu bleiben gewohnt bin.

Vielleicht läßt sich dieser Gedanke durch ein Beispiel dem Verständnis näherbringen. Wie die „Form", in der ich mögliches fremdes Erleben einzig denken kann, aus der Tiefe des Ich und seines Geistes genommen ist, so ist auch der Gedanke der unverbrüchlichen Gesetzlichkeit-überhaupt, die wir der Natur zuschreiben, wie uns Kant gelehrt hat, eine subjektive „Form" des denkenden Geistes. Er ist nicht induktiv gewonnen, ja er kann induktiv gar nicht gewonnen werden, sondern muß jeglichem Versuche einer Induktion schon vorausgesetzt werden. Er ist eine „Idee", ein Postulat, ein Glaube (ich verfolge hier nicht, warum wir gar nicht umhin können, diesen Glauben zu hegen). Daß nun aber der Inhalt dieses Glaubens sich in der Anwendung auf die Erfahrung bewährt, daß sich besondere Naturgesetze aufstellen lassen, denen wirklich ausnahmslos und unverbrüchlich das Naturgegebene entspricht — auch das ist ein von Jahrhundert zu Jahrhundert und von Tag zu Tag sich stets wiederholendes Wunder! Seit Galilei ist es der Naturforschung gelungen, auf einem zwar beschränkten Gebiete der Erfahrung, aber dort mit aller Präzision und Ausnahmslosigkeit solche besonderen Naturgesetze zu finden. Es mag praktisch zweckmäßig sein, die Wunderbarkeit dieses Glückswurfes zu vergessen. Für den Philosophen wäre solches Vergessen eine unerlaubte Oberflächlichkeit.

Man hat in der Romantik geklagt über die Einzigkeit und Unvergleichbarkeit und über die tiefe, letzte Einsamkeit des Ich, die man wohl auch seine „metaphysische Einsamkeit" nennen könnte. „Es ist das große Traurige", sagt ein tief- und feinfühlender Dichter, „daß eine Seele immer allein ist." Ich glaube nun zwar, daß die Klage das Phänomen nicht ganz richtig wertet. Darum erscheint mir auch der Ausdruck „Einsamkeit", in dem diese Wertung mit anklingt, eigentlich bereits als Mißverständnis. Man sollte besser nur von der zum Wesen des Ich gehörigen „Einzigkeit" sprechen. Dieses Phänomen der Einzigkeit nun ist in jener Klage jedenfalls richtig gesehen. Eben die Einzigkeit und Unvergleichbarkeit des erlebenden Ich aber ist es gerade, die uns die Allgemeingültigkeit des Verstehens „subjektiv" begründet. Wer das Geheimnis der Geheimnisse, das Wunder der Wunder recht in sich aufnimmt, welches „Ich" und „Erleben" heißt, wer die Struktur dieses uns bekanntesten und geläufigsten Sinnes verstanden hat, der bedarf des Platonischen Ideenhimmels nicht mehr. Er weiß, daß die Grundlagen gerade seiner heiligsten Überzeugungen, seiner Überzeugungen von dem, was in letzter Bedeutung Sinn und was im echtesten Verstande Wert ist, er weiß, daß diese Grundlagen im Verstehen liegen und in der Selbstbesinnung erfaßt werden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Anmerkungen.

1. Genauer betrachtet widerspricht freilich die Aufgabensetzung der Sinn-Erforschung nur der begrifflichen Fassung, nicht aber dem „richtig sich selbst verstehenden" Sinn der Metaphysik. Die „Prinzipien" des Seienden, welche erforscht werden sollen, dürfen letztlich selbst nicht als Seiendes, sondern müssen als sinnhafte verstanden werden. Sie sind ja wesentlich „allgemein". Allgemeinheit ist aber nie Eigenschaft eines Gegenstandes: es „gibt" keine allgemeinen Gegenstände; und eben darum gibt es auch nur „besonderes" Seiendes. Allgemein ist jedoch die Anwendbarkeit des selbst spezifisch nicht-gegenständlichen, nicht-seienden, sondern „erlebenden" Sinnes auf (mögliche, besondere) Gegenstände (nämlich auf alle, die durch den betreffenden Sinn „bestimmbar" sind). Metaphysik als Lehre von den „Prinzipien" des Seienden wird so (wie schon Kant bemerkt hat) zur apriorischen Erkenntnis dessen, was im Sinn des „Seienden-überhaupt" gedacht wird und darum nach dem transzendentalen Prinzip (vgl. den Anhang III) auch für alles besondere Seiende gilt. Gerade aber, weil der Begriff der Metaphysik historisch mit dem Selbstmißverständnis belastet ist, welches das „Allgemeine" als selbst seienden Gegenstand behandelt, ist es zweckmäßig, die Sinn-Erforschung der Metaphysik als Gegensatz gegenüberzustellen.

2. Es war deshalb m. E. ein schiefer Ansatz, mit dem die Philosophie von der metaphysischen „quaestio facti" zur erkenntnistheoretischen „quaestio iuris" übergehen wollte. Und noch schiefer war es, der „Kategorie" des Seins als vermeintlich gleich ursprüngliche die des „Sollens" oder die des „Geltens" zur Seite zu stellen. Der Sinn des Sollens setzt doch ohne Zweifel bereits zwei als seiend gedachte (d. i. objektivierte) Willenssubjekte voraus. Er besagt nämlich: Das Wollen des ersten ist (oder kann sein) Motiv für ein Wollen des zweiten. Wenn der zweite um das Wollen des ersten weiß, so will er selbst eben darum das von dem ersten Gewollte. Und der erste weiß, daß in dieser Weise sein Wollen Motiv für den andern ist, oder er will zum wenigsten, daß es ihm Motiv sei. Dies Verhältnis von befehlendem und als gehorchend gedachtem Willen ist die Bedeutung des Sinnes Sollen. Nur eine philosophische Einstellung, die ihre Aufgabe nicht darin suchte, den im Erleben lebenden Sinn unbefangen hinzunehmen und „verstehend" zu klären, sondern die ihn glaubte schulmeistern zu dürfen, nur eine Philosophie, welche nicht fragte: was lebt in dem Sinn?, sondern: wie „soll" der Sinn erlebt werden?, konnte diese einfachen Einsichten verfehlen. Wie an dieser Stelle, so hat in vielen anderen Fragen der Sinn-Bestimmung die „normativ-erkenntnistheoretische" Einstellung die richtige Analyse verhindert.

Trotzdem ist nun doch auch die im Text ausgesprochene Abweisung der „normativen" Erkenntnistheorie vorsichtig zu verstehen. Wo Sinn-Erforschung das in einer Überzeugung lebende Rechtsbewußtsein auslegt und an feste Symbole bindet, da ergibt sich nämlich von selbst eine „normative" Nebenwirkung. Der geklärte und festgelegte Sinn des erlebten Rechtes wird der weiteren Arbeit, die jene Überzeugung in unserem geistigen Leben leistet, zur sicheren Führung (vgl. § 11 f.). Während wir uns vorher in der Anwendung jener Sinn-Erlebnisse nur auf unseren Instinkt verlassen durften und beständig in Gefahr waren, den als „Einstellung" in uns lebenden Sinn inadäquat zu fassen und dementsprechend anders zu verwenden als er selbst eigentlich gemeint war, wissen wir nun, wie dieses in uns lebende Rechtsbewußtsein gemeint ist, d. h. wie es sich sozusagen selbst immanent begründet.

Digitized by Google

Wir wissen damit auch, in welchem Sinne es überhaupt unserem Erkennen maßgebend sein kann und wo die Grenzen seiner Tragweite liegen. So wirkt die Sinn-Erforschung „auch" normativ. Aber dieses Normieren ist ihr nicht wesentlich. Die normierende Wirkung braucht nicht einmal in jedem Falle (wie ich der Einfachheit halber sagte) nur ungewollte „Nebenwirkung" zu sein, sondern die Sinnanalyse kann vielleicht gerade um dieser Wirkung willen unternommen werden. Aber sogar das Ziel, um dessentwillen wir etwas unternehmen, ist etwas anderes als der Sinn, d. i. die Eigenart und das innere Wesen desjenigen, was wir um dieses Zieles willen unternehmen.

3. Man möge aus dieser Wendung nicht herauslesen, daß der „Gegenstand" als Gegenstand, d. h. als ein dem erlebenden „objektiven Subjekt" (von dem im Text weiter unten gesprochen wird) gegenüberstehendes Für-sich-sein, schon vor allem Wissen „an sich" dasein müsse. Es hat keinen Sinn, dies zu behaupten, freilich auch nicht es zu leugnen. Vielmehr ist schon die Frage nach jenen „Gegenständen an sich" auf Widerspruch aufgebaut. Die weiter unten zu besprechende innere Unendlichkeit der Struktur des Verhältnisses von Subjekt und Objekt erläutert, warum und in welcher Weise. Freilich ist mit dieser Frage ein letztes, von der zeitgenössischen Philosophie noch nicht gelöstes Problem angeschnitten, das zu lösen die oben vorgetragenen Gedanken dienen sollen. Vgl. hierzu den Anhang IV über „Das Problem der Konformität und die Urkorrelation".

4 Auch die „Vorstellung" erlebt Selbstgegebenes (nämlich den „Inhalt" des Vorstellungserlebnisses, den „sekundären Gegenstand" Twardowskis (vgl. Kasimir Twardowski: Zur Lehre vom Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen. Wien 1894). Sie „lebt" freilich nicht im Erleben dieses Selbstgegebenen, sondern in dem, was durch das Selbstgegebene „symbolisiert" und „gemeint" wird.

Daß in jedem Erlebnis etwas Selbstgegebenes, d. i. etwas — sei es äußerlich, sei es innerlich — Wahrgenommenes erlebt wird, und daß Wahrnehmung eben den erlebensimmanent erlebten Sinn hat, ein „Selbstgegebensein" des Gegenstandes zu erleben (wenn auch mit dem Nebensinn, daß dieses Selbstgegebensein von der — weiter unten im Text zu erörternden — übergeordneten Ich-Schicht kritisch umdeutbar ist in ein nur „vermeintliches" Selbstgegebensein), das wird freilich von den bisherigen Analysen kaum je verstanden. Brentano hat den Weg zu dieser Einsicht betreten in seiner Unterscheidung von Wahrnehmung „in modo recto" und „in modo obliquo" (vgl. hierüber meine Abhandlung Empfindung und Vorstellung. Berlin, Pan-Verlag (Rolf Heise) 1919, S. 67, und die dort angezogene Brentanostelle). Auch H. Maier spricht in seiner (zwar einseitigen aber nicht unberechtigten) Kritik des Begriffes der inneren Wahrnehmung von der „interfunktionellenWirklichkeit" dessen, was man anknüpfend an Brentano „real in modo obliquo" nennen könnte, leider ohne sich auf tiefer dringende Sinn-Analysen einzulassen. Vgl. Wahrheit und Wirklichkeit. Tübingen J. C. B. Mohr 1926, an Hand des Sachregisters. (Zu dem weiter oben in Parenthese über das „Selbstgegebensein" Gesagten vgl. einstweilen meine Besprechung von H. Maiers Wahrheit und Wirklichkeit in der Deutschen Literatur-Zeitung 1927, S. 657ff.)

5. Man merke wohl: ich spreche von dem Gegenstand einerseits und der Bewußtheit und Bewertung desselben anderseits nicht als von zwei Gegenständen, die unterschieden sind, sondern als von immanenten Unterscheidungen, die in allen Erlebnissen miterlebt werden können.

6. Diese Forderung der Prägnanz wird hier ersichtlich zu eng verstanden. Nicht nur absolut eindeutige Bestimmungen sind prägnant, sondern auch mehrdeutige, wenn nur die Möglichkeiten dieser Mehrdeutigkeit nach einem Gesetz ausdrückbar sind. Man denke beispielsweise an die Relativitätstheorie, die „eindeutige" Bestimmung der Wirklichkeit (als des physikalischen Gegenstandes) erreicht, indem sie die Transformationsgesetze festlegt, nach denen die unendlich vielfältigen gleichberechtigten Darstellungen derselben (in Koordinatensystemen) ineinander überführbar sind.

Überall, wo wir von strenger Eindeutigkeit zu solchen gesetzlichen Mehrdeutigkeiten übergehen, erkennen wir damit als unmöglich an, das „Subjektive" aus der Darstellung des Gegenstandes restlos zu eliminieren: wir „denken" aber den Gegenstand auch dann eindeutig durch Festlegung der gesetzlichen Mehrdeutigkeit seiner „anschaulich"-symbolischen

Digitized by Google

Darstellbarkeit. Wo nun der darzustellende „Gegenstand" aus seinem eigenen Sinne selbst fordert, daß sein Verhältnis zum Subjekt in die Darstellung einbezogen werde, wie es für die Subjekt-Objekt-Korrelation gilt, da ist ersichtlich Mehrdeutigkeit nicht nur ein statthaftes Mittel der Darstellung, sondern gehört geradezu zu dem Wesentlichen des Darzustellenden selber. — Fragt man aber, auf welche Weise die von uns angegebene eigenartige Struktur des Ich und die in ihr gegründete Mehrsinnigkeit aller möglichen besonderen Ich-Erlebnisse in der Erfahrung „ausgewiesen" wird, so antworte ich: durch die jederzeit feststellbare evidente Erlebensmöglichkeit des Übergehens von der einen Art des sich-selbst-erlebenden Auffassens zu den anderen. Vgl. § 14.

7. Die hier zur Explikation des Subjektivitäts-Sinnes herausgehobenen Sinn-Verhalte sind in der Geschichte des menschlichen Denkens oft gesehen worden. Ich erinnere zunächst an indische Weisheit: „Er ist der Atman der da heißt: Nein, nein! Er ist ungreifbar, denn er läßt sich nicht greifen, unzerstörbar, denn er läßt sich nicht zerstören, unhaftend, denn er haftet nicht, ungebunden; er wankt nicht, er leidet keinen Schaden." (Zitiert nach H. Oldenberg: Die Lehre der Upanishaden. Göttingen [Vandenhoeck & Ruprecht] 1915, S. 63). Ähnlich das berühmte Wort Yajnavalkyas: „Der Erkenner des Erkennens wird nicht erkannt . . . usw." und viele andere Äußerungen. Wenn abendländische Ausleger diese indischen Gedanken mit abendländischer Mystik vergleichen (Angelus Silesius: „Gott ist ein lauter Nichts" u. a.), so verwischen sie m. E. den grundlegenden Unterschied der spezifisch subjektivistischen weltanschaulichen Einstellung des indischen Denkens gegenüber der objektivistischen des Abendlandes (vgl. hierzu m. Aufsatz: Über die Strukturgrundlagen und die geschichtliche Entwicklung von Weltanschauungen. Reichls philosophischer Almanach auf das Jahr 1927 [Darmstadt]: § 17). Die Besinnung ist hier gerade letztlich abgestellt auf den Atman (das Selbst) und nicht oder doch nicht letztlich auf die zu „erkennende" objektive Welt oder dem objektiven Gott des Abendlandes. (Vgl. zu diesen indischen Gedanken auch die klar geschriebene Studie: Betty Heimann: Die Tiefschlafspekulation der alten Upanishaden. München-Neubiberg, Oskar Schloß-Verlag 1922.) Verwandt ist Heraklits: „Der Seele Grenzen wirst du nicht ausfinden . . . so tief ist der Sinn in ihr." Auch Spinoza betrachtet die innere Unendlichkeit des Erlebens, in der er zu jeder Idee die „Idee der Idee" usw. treten und die ganze Reihe in der ersten Idee enthalten sein läßt. Das gleiche Urverhältnis bildet aber auch die eigentliche Grundlage der Typentheorie Bertrand Russels, mit der dieser (mit Recht) die Paradoxien der Mengenlehre und der Aussagen über Aussagen zu lösen unternimmt.

8. Der wissende Sinn „bedeutet" ein objektiv Seiendes (das selbst objektive Beschaffensein eines in irgendeinem Sinne Seienden), der wertende Sinn wird expliziert durch Charakterisierung des inneren „Tuns", das in ihm erlebt wird. Werten nämlich ist ein im letzten Sinne „freies" Tun, es ist — obwohl eine unmittelbar rein innerliche Handlung, die „nach außen nichts bewegt" — sogar das einzige letztlich als „Tun" ansprechbare Sichverhalten des Ich. Dieses Tun aber wird explizierend charakterisiert durch Angabe dessen, was in ihm getan wird: d. i. der Handlung oder des Verhaltens, die aus ihm „folgen". Werten ist nun ein bejahendes oder verneinendes Stellungnehmen zu Gewußtem. Und aus ihm folgt eine „Einstellung", eine innere Bereitmachung auf ein bestimmtes selbst objektives Sich-verhalten jenem Gewußten gegenüber: es ist seinem Sinne (und das bedeutet in der Explikation: seiner „Absicht") nach: heranziehend, festhaltend, verwirklichend oder fliehend, abstoßend, vernichtend.

9. Die eigentümliche Gegensätzlichkeit und die unvermeidlichen Verschmelzungen der beiden mit einander konkurrierenden Prinzipien habe ich bereits abgeleitet und dargestellt in meinem Buche: Die antithetische Struktur des Bewußtseins (Berlin bei Walter de Gruyter & Co. 1914). Ich hätte dieser Darstellung jetzt wohl mancherlei hinzuzufügen, aber nichts Wesentliches zurückzunehmen.

10. Der Gedanke des Dinges an sich (oder der Dinge an sich), welches so im kausalen Sinne der letzte Grund des im Wahrnehmungserleben Erlebten sein würde, macht den Namen „Ur-sache" verständlich.

Digitized by Google

11. Das Kausalprinzip ist das die Objektivität des Objektiven herausarbeitende, mechanisierende oder „entseelende", das Substanzprinzip das „anthropomorphistische", „beseelende" Prinzip unseres Denkens. Vgl. § 17.

12. Die Unhaltbarkeit dieser Annahme erhellt sich, wie in der Literatur schon oft betont worden ist, am leichtesten aus der Möglichkeit von Selbsttäuschungen des Verstehens. Wenn mich „die Fliege an der Wand ärgert", so verstehe ich mich selbst falsch, denn „in Wahrheit" hat der Ärger, aus dem ich vielleicht die Fliege erschlagen möchte, eine andere Veranlassung. Ist aber eine derartige Täuschung möglich und hat ihr Gedanke Sinn, so kann mir die in jenem Erlebnis als tatsächlich angenommene kausale Verbindung zwischen dem erlebten Reiz, den die Wahrnehmung der Fliege auslöst, und meiner ärgerlichen Reaktion wohl auch kaum „unmittelbar gegeben" sein; jedenfalls aber ist diese Kausal-Beziehung nicht das, was im richtigen Verstehen eben „verstanden" wird; und das im richtigen Verstehen zu Verstehende wieder, über das ich mich — wie das Beispiel zeigt — täuschen kann, ist seinerseits nicht unmittelbar gegeben.

13. Vgl. zu dem folgenden meinen Aufsatz: Über die Strukturgrundlage und die geschichtliche Entwicklung von Weltanschauungen. Reichls philosophischer Almanach (Darmstadt) 1927: §§ 3ff.

14. Es ist zunächst deutlich, daß diese Bestimmtheit des Fortganges des Erlebens und mein Wissen um sie da vorhanden sind, wo mir das Wort „wirklich" gegenwärtig ist. Wenn ich aber auch das Wort habe, so brauche ich doch noch keineswegs schon angeben zu können, welchen Sinn es ausdrückt oder welches Gegenständliche es kraft dieses Sinnes bedeutet. Das Wort ist also nicht „der Sinn", es ist für diesen grundsätzlich belanglos. So kann vielleicht auch das Wort im Bewußtsein fehlen und jene Bestimmtheit des Fortganges und mein Bewußtsein von ihr auch ohne es „da sein".

15. Wirklichkeit wird von Berkeley definiert durch den Satz: esse est percipi. Hierzu verweise ich einstweilen auf meinen Aufsatz in den Kantstudien Bd. XXXI, H. 2/3 (Berlin Pan-Verlag, Rolf Heise 1926): „Riehls Kritizismus und das Problem der Gegenwart." S. 336f. und meine Besprechung von H. Maiers Wahrheit und Wirklichkeit, Deutsche Literaturzeitung (Berlin, de Gruyter) 1927, Sp. 657ff.

16. Es ist ein Hauptverdienst der „Logischen Untersuchungen" Edmund Husserls, dargelegt zu haben, daß schon in elementar-sinnlichen Erlebnismomenten wie „Rot" ein kategorial-sinnhaftes Moment erlebt wird. Wie er selbst es ausdrückt: ein „ideales Wesen": Rot, das durch „ideierende Abstraktion" ausgesondert werden kann aus dem Erlebnisganzen einer wahrgenommenen, roten Kugel oder auch dem Ganzen der seelisch-reellen Bestandteile („Empfindungen" usw.), die das Phänomen rote Kugel aufbauen. Dies ideale Wesen „Rot" ist von allen physischen Komponenten der roten Kugel und von allen psychischen des Phänomens dadurch abgehoben, daß es im Gegensatz zu diesen als „identisch dasselbe" erlebt wird mit demjenigen idealen Wesen rot, das ich bei (möglichen) anderen physischen oder psychischen Gegebenheiten erlebe, während jene Beschaffenheitsmomente von Dingen oder Empfindungen ersichtlich jedesmal (numerisch) „andere" sind. Nach Husserl werden diese idealen Wesen „geschaut". Diese Auffassung teile ich nicht, gebe aber das von Husserl hervorgehobene Erlebensphänomen des „Identisch-seins" zu als etwas, was aus dem Sinne eines jeden Erlebnisses tatsächlich und sogar a priori notwendig herausfragbar ist. Ich sehe in diesem Moment eben das spezifisch Sinnhafte, dessen wir verstehend (d. h. hier: uns selbst verstehend) inne werden. (Vgl. hierzu den Anhang III über die Allgemeinheit des Begriffes.)

17. Dieser Satz und viele andere, die sich auf das Gebiet unseres „empfindenden" Sinnenlebens beziehen, sind — wie oft bemerkt wurde — in demselben Sinne „a priori", wie es nach Kants Entdeckung die Axiome sind, welche den Raum und die Zeit unseres wahrnehmenden Erlebens definieren. D. h. in einem relativ „anthropologischen" Sinne (was ich oben durch den Begriff der Einschaltung in die zweite Tiefenstufe andeute). Es handelt sich in diesem Apriori nämlich nicht (wie bei den in der dritten Tiefenstufe liegenden) eigentlichen Urphänomenen des „Erlebens-überhaupt" um Züge, die wir jedem möglichen Erleben a priori zuschreiben müssen, sondern um solche, die sozusagen durch vollständige Induktion gesichert

Digitized by Google

sind: als durchgängige Eigenschaften unseres (menschlichen) Seelengeschehens. (Auch das hat bereits Kant deutlich ausgesprochen.) Daß und warum es nun gerade bezüglich Raum und Zeit schwierig und bisher nur selten wirklich versucht worden ist, in den unsere Raum- und Zeitanschauung charakterisierenden Momenten die echt urphänomenalen von den anthropologischen zu sondern, dies darzulegen, würde hier zu weit führen. (Vgl. einstweilen meine Besprechung von H. Maiers Wahrheit und Wirklichkeit. Deutsche Literaturzeitung 1927, S. 659f.) Vgl. auch Anm. 23.

18. D. h. die „notwendige" Tatsache, daß wir die Besinnung auf diese Korrelation aus jedem möglichen besonderen Erleben herausfragen „können". Wie Kant betont: „Das ‚ich denke' muß alle meine Vorstellungen begleiten können", an der Klarheit oder Dunkelheit dieses „ich denke" jedoch „liegt hier nichts, ja nicht einmal an der Wirklichkeit" dieses „transzendentalen Bewußtseins"; „sondern die Möglichkeit der logischen Form alles Erkenntnisses beruht notwendig auf dem Verhältnis zu dieser Apperzeption (d. i. dieses Bewußtseins) als einem Vermögen". (Kritik d. r. Vernunft, 2. Aufl., S. 131f. und 1. Aufl., S. 117 Anm.) Vgl. auch § 14.

19. Daß wir unsere Triebe und die „mechanische" Gewalt, die sie über unser wirkliches Verhalten ausüben, tatsächlich gar nicht verstehen, ersieht man vielleicht am überzeugendsten an der Tatsache, daß wir uns in triebfreier Reflexion stets eine weit entschiedenere Herrschaft über sie zutrauen, als uns im Ernstfalle zu betätigen gelingt. Wir „erfahren" immer wieder, daß wir dem Vorsatze, den wir in der „stillen Stunde" sittlicher Besinnung gefaßt haben, wieder „untreu werden", wenn uns im entscheidenden Augenblick die Macht des Triebes gleichsam überrennt. Könnten wir die Triebe „verstehen", so würden wir, so gut wie wir verstehend fremdes Seelenleben imaginieren, das wir in uns selbst nicht vorfinden, auch das künftige eigene „richtig" voraussehen. In den erwähnten Fällen schämen wir uns später vielleicht, dem Triebe „unterlegen" zu sein und haben nun auch das Gefühl, „uns selbst nicht zu verstehen", nämlich nicht zu verstehen, wie dieses unterliegende Verhalten möglich war „trotz unserer besseren Einsicht" (d. h. eigentlich nur: trotz der Erinnerung an eine Überlegung, in der uns das entgegengesetzte Verhalten als bessere Einsicht erschien). So entspringt Ovids frivole Weisheit: „video meliora proboque, deteriora sequor" und die entsprechende Klage des Paulus: „Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht."

20. Ich sage „empirisch-induktiv", weil man eigentlich zwei Arten der „Induktion" unterscheiden muß. Die nicht-empirische, sondern verstehende Induktion ist die des Sokrates. Sie geht nicht auf das Daß tatsächlicher Gesetzeszusammenhänge, sondern auf das Wie der Bedeutungen, durch die wir den an Begriffe (symbolisch) gebundenen Sinn explizieren. Im Durchlaufen der möglichen Anwendungen eines an ein festes Symbol gebundenen Sinnmomentes machen wir uns (wie oben § 12 angedeutet wurde) die Bedeutung, in der sich der erlebte Sinn spiegelt, gleichsam „sichtig".

21. An Stelle der drei „Klassen psychischer Phänomene", die Brentano unterscheidet: Vorstellung, Urteil, Liebe und Haß, treten für mich diese beiden Formen des Erlebens, die auch bei mir die verschiedenen Arten unterscheiden, in denen das Erleben sich „auf Gegenstände beziehen" kann. Und zwar bezieht es sich m. E. „selbst" auf diese Gegenstände, d. h. es erlebt dieses Sich-beziehen in der „immanenten Selbstdeutung" des Sich-verstehens.

22. Ich kann vorläufig nur auf andeutungsweise Veröffentlichungen meiner hierher gehörigen Gedanken verweisen. So auf meine Besprechung von H. Maiers „Wahrheit und Wirklichkeit": Deutsche Literaturzeitung, Berlin bei W. de Gruyter 1927, besonders Sp. 659f., meinen Aufsatz über „Riehls Kritizismus", Kantstudien Bd. XXXI, Berlin, Pan-Verlag 1926, besonders S. 339f., und meine Diskussionsbemerkungen zu Cassirers Vortrag über das „Symbolproblem", Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft (Stuttgart, Ferd. Enke 1927, besonders S. 210).

23. Auch in denjenigen Zügen unserer Erlebnisse, von denen wir gewiß zu sein glauben, daß sie allem uns möglichen Erleben überhaupt eigen sind, ist noch ein wichtiger Unterschied zu machen. Es kommt hier nämlich auf die Bedeutung des „uns" oder „mir" in jenem „uns möglich" an. Wir sahen ja, daß der Sinn des Ich geradezu unendlich vielsinnig ist und deshalb das Wort „subjektiv" auf besondere Momente des erlebten Erlebens immer nur in

Digitized by Google

relativem Sinne angewandt werden kann. Deshalb braucht das, was meinen Erlebnissen stets eigentümlich ist, noch nicht gedeutet zu werden als Lebensäußerung aus dem Wesen des tiefsten und letzten Erlebens, des „reinen" Erlebens, das uns, wie wir sagten, nur als Grenzbegriff denkbar ist. Es braucht also nicht der im eigentlichsten Verstande ichhaften und subjektiven, es kann vielmehr auch einer relativ objektiven Schicht des Ich entspringen. Soweit dies aber der Fall ist, steht es in der verschmolzenen Einheit von Gegenstand und Sinn, von Reiz und Erlebensreaktion (in ebenso relativem Sinne) auf der Reiz-Seite und seine Allgemeingültigkeit ist nicht verstehend a priori, sondern induktiv empirisch. Wenn es auch „allgemein" sein mag auf Grund einer „vollständigen" Induktion aus allen bislang erlebten Erlebnissen überhaupt. Ein Beispiel hierfür aus dem intellektuellen Sinn-Erleben gibt die Eigentümlichkeit unseres anschauenden Erlebens des Raumes. „Es gibt" kein Erlebnis ohne entsprechende Raumanschauung. Dieser angeschaute Raum hat spezifische Eigentümlichkeiten: z. B. die Dreidimensionalität. Diese Eigentümlichkeiten gehören also zum mindesten empirisch zu allem meinem Erleben. Ein Urphänomen meines Erlebens überhaupt ist jedoch die spezifische Dreidimensionalität des Raumes nicht. Nicht-dreidimensionale Raumerlebnisse kann ich zwar anschaulich-vorstellend nicht erleben. Das liegt aber an der Struktur meiner relativ objektiven Anschauungsorganisation, nicht an der des möglichen Erlebens-überhaupt. Denn im Denken von Gegenständen (der Mathematik und Physik) vermag ich mich über diese spezifische Eigentümlichkeit hinwegzusetzen. Dagegen gehört zum verständlichen Erleben-überhaupt das Sinnmoment irgendeiner Ordnungsform von der Art, wie sie in spezialisierter Weise der (dreidimensionale) Raum darstellt. Einer Ordnungsform nämlich, in die das Ich (als selbst objektiviertes) sich erlebend so einordnet, daß ihm in dieser Ordnung für-sich-seiende (und als solche „wirkliche") „Gegen-stände" „gegenüberstehen" können. Das Erlebensmoment dieser Ordnung-überhaupt, das in unserem Raume in eigentümlicher Weise spezialisiert ist, ist also urphänomenal. (Entsprechendes läßt sich, wie mir scheint, auch von der Zeit, z. B. von ihrem spezifisch einsinnigen Fluß ausführen.)

Ein Beispiel für diesen Unterschied universal-empirischer und urphänomenal-allgemeingültiger Momente aus dem emotionalen, wertenden Sinnerleben scheint mir folgendermaßen gegeben werden zu können. Die tatsächliche Eigenart unserer Trieberlebnisse bezeichnete ich weiter oben als nur empirisch erklärbar. In allen Trieberlebnissen erleben wir nun auch die eigentümliche Tatsache, daß wir Triebstillung-überhaupt (d. i. „Befriedigung") positiv bewerten. Dies ist ein empirisches Gesetz, das zu formulieren wäre: die Vorstellung eines erfahrungsgemäß triebstillenden Erfolges reizt zu positiver Bewertung. Diese positive Bewertung muß nämlich nicht eintreten. Sie kann unterbleiben, wenn wir z. B. aus anderen „Motiven" einen diesem Erfolge entgegengesetzten Sachverhalt positiv bewerten. Wir „ziehen" dann wertend den einen dem andern „vor". Solches Vorziehen kann unter anderem auch dadurch motiviert sein, daß wir die vorgezogene Wertung als die „freiere" innerlich deutend erleben. Die unter dem Reiz eines Trieb-„Ereignisses" stattfindende Wertung erscheint uns nämlich relativ unfrei im Vergleich zu möglichen anderen, die wir als aus tieferen, echteren, ichhafteren Schichten unseres werterlebenden Ich (substanziell) bedingt glauben. (Dies Vorziehen der relativ „freieren" und „echteren" Wertung vor der mehr „äußerlich" bedingten ist nebenbei bemerkt das Urphänomen des „sittlichen" Erlebens.) Daß wir nun überhaupt das freiere, eigenere, echtere Werten vorziehen — wenigstens grundsätzlich, wenn auch durchaus nicht stets in unserem unter der Gewalt der Triebereignisse sich „abspielenden" tatsächlich-praktischen Verhalten —, daß wir überhaupt das Freiere vorziehen, das scheint mir ein echtes Urphänomen des Erlebens-überhaupt zu sein. Ein entgegengesetztes „inneres" Verhalten ist nicht als verständlich denkbar (d. h. ein solches entgegengesetztes Vorziehen, das ich ja „fingieren" kann, hätte vor meinem „Verstehen" stets nur den Charakter eines toten, mechanischen „Sich-ereignens", aber nicht den des „Erlebens" (vgl. oben S. die Fiktion der „Engel oder Marsbewohner") es würde mir also höchstens als ein faktisches „Sich-durchsetzen" der weniger echten Regung erscheinen, niemals aber als eine eigentümlich innerliche „Tat" des „erlebenden" Vorziehens).

Digitized by Google

24. Terminologisch unterscheidet Spranger (in seinen „Groninger Thesen") zwar den „historisch-realen" „objektiven Geist" von dem in diesem „wirkenden" (!) „idealen Geist". Diese Unterscheidung ist für das, worauf es uns hier ankommt, belanglos.

25. Nur „reale", „wirkliche" Gegenstände wirken aufeinander. In irgendeinem Sinne (entsprechend dem sich durch die Schichtung ja relativierenden allgemeinen Sinne Objektivität) sind aber eben alle „Gegenstände" real und damit wirklich. Der Begriff der „Idealität" eines Gegenstandes kann deshalb, wenn er überhaupt Sinn haben soll, als nur relativer Gegensatz zur Realität verstanden werden. Der Sinn der Realität und der Wirklichkeit verlangt aber eine Ordnungsbeziehung zwischen dem wirklichen Gegenstande und dem selbst objektiven (d. i. objektivierten) Ich. Realität nämlich besagt (was die „Erkenntnistheorie" seit Berkeley mißversteht vgl. Anm. 15), daß der Gegenstand dem (objektiven) Ich in einer Ordnung-überhaupt (Ordnung einer „Welt") gegenübersteht. Zwischen Platos „Ideen" und dem erkennenden (objektiven' realen und individuellen) Ich bestand ein solches positives Verhältnis. Nicht nur als zeitliches (Wiedererinnerung), sondern auch (wie sogleich angedeutet werden wird) im räumlichen Sinne. Indem der moderne Platonismus (z. B. Lotze) die sogenannten „mythologischen" Gedanken aufgab, mit denen Plato dies Verhältnis bestimmte, operierte er der Ideenlehre einen lebenswichtigen Teil ihres Markes weg. Der moderne Platonismus unternahm aber diese Operation nicht aus bloßem Übermut; er mußte sie wagen, weil eben einerseits in die moderne „Weltanschauung" jene „mythologischen" Gedanken nicht eingefügt werden konnten, er aber anderseits keinen positiven Ersatz für sie fand.

Plato lebte gemäß dem astronomischen Weltbilde des Altertums in einer durch den Fixsternhimmel gebildeten Hohlkugel. Wenn er die Ideen „über dem Himmel" sein ließ und den Menschen „unter dem Himmel", so bedeutete das für ihn ein durchaus positives Verhältnis (im Raume). Dieselbe Vorstellung lag auch in der „magischen" Zweiweltenlehre des Christentums. Als aber Giordano Bruno den Fixsternhimmel zerschlug und diejenige Welt, die früher „unter dem Himmel" gewesen war, zum „All" erweiterte, wurden die Ideen, wenn man sie nicht stoisch-materialistisch oder (was dasselbe sagt) metaphysisch-„parallelistisch" umdeuten wollte, heimatlos. Die Kirche wußte, was sie tat, als sie Giordano Bruno verbrannte. Fatalerweise wurde aber der Kampf der Weltanschauungen durch diesen flammenden Scheiterhaufen nicht entschieden, sondern Giordano Bruno blieb Sieger. So finden wir den heutigen Platonismus in Verlegenheit, und aus dieser greift er zu dem leeren Wort „nicht seiender aber geltender" Gegenstände, welche eine „zweite Welt" des „Idealen" bilden sollen.

26. Das Verstehen nämlich begründet, wie oben in Fortgang ausgeführt wird, immanent die Gültigkeit der Erkenntnis a priori. Für diese aber ist es geradezu entscheidend, daß in ihr (in Husserls Terminologie zu sprechen) das „Noematische" aus dem „Noetischen" erkannt wird oder (wie ich sage) das Bedeutete (d. h. die bedeuteten „möglichen" Gegenstände) aus dem erlebend verstandenen Sinn „allgemein" bestimmt wird. Der Grund für die Gültigkeit der apriorischen Erkenntnis von Objekten ist also subjektiv.

27. Ich meine Nikolai Hartmann. Vgl. Grundzüge einer Metaphysik der Erkenntnis. (Berlin bei W. de Gruyter 1921, 1. Aufl., S. 282ff., 2. Aufl. 1925, S. 337ff., Jenseits von Idealismus und Realismus [Sonderdruck aus den Kantstudien Bd. 39, Pan-Verlag, Rolf Heise, Berlin], S. 184ff.) Hartmann sagt: „Der oberste Grundsatz formuliert dasjenige, was an synthetischen Urteilen a priori das ewig Fragwürdige ist" nämlich „die . . . Bedingung, unter der solche Urteile . . . allein . . . wahr oder „objektiv gültig" sein können", und führt diesen Grundgedanken klar und scharfsinnig durch. In Wahrheit aber formuliert Kant hier gerade den Grund (und nicht die „Bedingung"), aus dem urphänomenale Erlebensformen auch die „Gegenstände" bestimmen. Ich möchte nicht versäumen auszusprechen, daß ich N. Hartmanns Untersuchungen — und auch gerade die an den angeführten Stellen gegebenen — sehr hoch schätze. Gewiß gelangen sie nicht an das systematisch zu erstrebende Ziel, weil auch Hartmann jenen „Schlußstein" der Kantischen Deduktion, von dem ich oben spreche, nicht entdeckt. Aber sie stehen hoch über den üblichen sogenannten Interpretationen, die das Fehlen jenes Schlußsteins überhaupt nicht ahnen. Ich zitiere aus

Digitized by Google

N. Hartmanns Argumentationen (Grundzüge 2, S. 340): „Der oberste Grundsatz Kants ist die genaue Formel der transzendenten Identität der Erkenntniskategorien und Seinskategorien, welche ihrerseits der Ausdruck des unvermeidlich Metaphysischen im Phänomen der apriorischen Erkenntnis ist." Dies „unvermeidlich Metaphysische" ist aber nur unvermeidlich, solange man glaubt, das Sinnhafte d. i. nur Erlebbare (das als solches „allgemein" ist und wovon das Urphänomenale oder Apriorische einen ausgezeichneten Fall bildet), ohne Rest als „Ereignis" (d. i. selbst als „Gegenstand") fassen zu dürfen und zu müssen. (Vgl. hierzu den Anhang IV: Das Konformitätsproblem und die Urkorrelation, und Anhang III: Über das transzendentale Prinzip.)

28. Um Mißverständnissen vorzubeugen: Ich bin mir bewußt, daß die im Text gewählte kurze Herausschälung des Gedankens keine genaue Kantinterpretation ist. In Kants verklausulierten Gedankengängen mußte auch der von ihm beibehaltenen Existenz nicht-erfahrbarer Gegenstände (der „Dinge an sich") Rechnung getragen werden. Kant spricht deshalb nur von Bedingungen der Erfahrung und anderseits von Gegenständen der Erfahrung und gründet seine Deduktion nicht, wie ich es oben tue, auf den Sinn des Erlebens-überhaupt und den zu diesem gehörigen Sinn der Gegenständlichkeit-überhaupt, sondern auf den Sinn der Erfahrung. Ich kann das an dieser Stelle nicht weiter entwickeln. Zu Kants (bei ihm noch versteckt liegenden, nicht voll herausgearbeitetem) Gedankengang nur kurz folgendes: Die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung ergeben sich aus dem Sinn des Begriffes Erfahrung, welcher keine willkürliche Erfindung ist, sondern (wie ich sagen würde) in dem System unseres Erlebens-überhaupt eine bestimmte Stelle einnimmt. Erfahrung aber bedeutet Erkenntnis des Besonderen. Das heißt nicht, daß Erfahrung erst „da wäre", wenn Besonderes endgültig und sicher erkannt ist, wohl aber, daß in ihr das Besondere mit Sinn unter die Frage seiner Erkenntnisrichtigkeit gestellt werden, daß — anders gesagt — in der Erfahrung und auf Grund der Erfahrung nach Erkenntnisrichtigkeit des Besonderen „gestrebt" werden kann. Dann aber muß es auch Sinn haben, das als objektiv Erfaßte (oder zu Erfassende) zu dem nur subjektiv Eingebildeten allgemein und grundsätzlich in Gegensatz zu stellen; womit wieder nicht behauptet ist, daß die Anwendung dieser Unterscheidung in irgendeinem besonderen Falle endgültig sein müsse. Die Anwendbarkeit überhaupt der im Sinne der Objektivität oder Gegenständlichkeit sich begründenden Grundsätze ist demnach durch den Begriff der Erfahrung gefordert, und alle möglichen „Gegenstände" der Erfahrung stehen unter der einschränkenden Bedingung, diesen allgemeinen Grundsätzen überhaupt als notwendig „konform" gedacht werden zu müssen. Vgl. hierzu Anhang III meiner Abhandlung: Allgemeinwissenschaft und Geisteswissenschaft (Berlin, Pan-Verlag, Rolf Heise 1925): Kants transzendentale Deduktion der (dynamischen) Kategorien aus dem Begriff der Erfahrung. Zu dem Terminus „konform" Kants Brief an Marcus Herz 21. 2. 1772.

29. Die Unausführbarkeit dieser Fiktion, die Tatsache, daß die Worte, in denen ich sie ausspreche, einen im Erleben uneinlösbaren Wechsel ausstellen, ist das, worauf es mir hier ankommt und woraus ich meine Folgerung ziehe.

30. Weil schon die Frage nach der Art seines objektiven Seins und deshalb auch die Anwendung des spezifisch objektiv gemeinten Begriffes des Individuellseins für ihn ohne Sinn ist. Dieselbe unzuständige Frage liegt jedoch der so oft gehörten Behauptung seiner „überindividuellen" Artung zugrunde. Vgl. die in meinen Abhandlungen: „Allgemeinwissenschaft und Geisteswissenschaft" (Berlin [Rolf Heise] 1925), S. 27, und „Eigengesetz oder Pflichtgebot?" (Berlin [Walter de Gruyter] 1920), § 12f., gemachte Unterscheidung zwischen „nicht-empirisch" und „über-empirisch" und zwischen „nicht-individuell" und „über-individuell".

Digitized by Google

Anhang I.

Das verstehende Erklären des Verhaltens von Menschen und die keineswegs spezifisch „teleologische" Struktur des Erlebens. Lebensformen und Weltanschauungen.

Unser sogenanntes emotionales Leben, dessen Kern mit sinnhaft wertenden Erlebensmomenten erfüllt ist, ist anderseits mit bestimmten, auch äußerlich sichtbar werdenden Verhaltungsweisen empirisch verknüpft. So erfahren wir z. B. an uns selbst, daß die erlebend-sinnhafte Bewertung vorgestellter Gegenstände solche psychische (und durch sie mittelbar physische) Vorgänge zur Folge hat, welche geeignet sind, die positiv bewerteten gegenständlichen Situationen wirklich werden zu lassen und die Herbeiführung der negativ bewerteten zu „hemmen". Wir nennen solche positiv bewerteten Vorstellungen Ziel- oder Absichtsvorstellungen*) und die durch sie bedingten (oder doch gelenkten) seelischen und physischen Geschehnisse willkürliche Handlungen.

Es ist wichtig und kann kaum scharf genug betont werden, daß der Zusammenhang jener Zielvorstellungen mit den aus ihnen folgenden möglichen Handlungen selbst durchaus nur „erfahren" wird. Es ist weder a priori einsichtig, daß eine bewertete Vorstellung durch Hemmung und Bahnung psychophysischer Vorgänge die Verwirklichung des in ihr Vorgestellten begünstigen werde oder müsse, noch ist etwa gar der Zusammenhang zwischen beiden ein „Sinnzusammenhang". Es handelt sich vielmehr nur um kausale Zusammenhänge gewisser innerlich wahrnehmbarer seelischer Ereignisse mit gewissen psychophysischen Vorgängen, die uns in jedem besonderen Falle empirisch bekannt (und geläufig) geworden sind (200 Jahre nach Hume sollte man das eigentlich nicht mehr zu betonen brauchen). Hieran wird grundsätzlich auch dadurch nichts geändert, daß in diesem Falle auf der Ursachseite Seelenereignisse stehen, die durch das „nur erlebbare" Sinnmoment gewisser Wertungen beseelt sind. Denn diese beseelenden Momente sind hier, wo jene Seelenereignisse in der Betrachtung mit anderen Ereignissen in Zusammenhang gedacht werden, selbst bereits zu „Eigenschaften" der Seelenereignisse objektiviert. — Der rein empirische und grundsätzlich durchaus „kausale" Charakter dieser Zusammenhänge wird jedoch von allen denen übersehen, welche

*) Genauer: wir nennen sie so, wenn sie sich mit dem Bewußtsein verbinden, daß durch sie und besonders durch die in ihnen lebende Bewertung faktisch eine Einstellung bedingt wird, die kausal zu ihrer Verwirklichung führen kann.

Digitized by Google

„teleologische Erklärungen" als Konkurrenzmethode empirisch-kausaler Erklärungen glauben einführen zu können, oder welche das „Verstehen von Sinnzusammenhängen", wie Dilthey und Spranger es versuchen, durch seinen „teleologischen" Charakter von allem Erklären rein „kausal bedingter" Geschehenszusammenhänge unterscheiden wollen.

Die typische Eigenart des Wertens eines Menschen, welche selbst wieder eine besondere Ausprägung der in der Struktur des Erlebens überhaupt begründeten erlebensmöglichen Wertungsweisen ist, können wir mit Spranger seine „Lebensform" nennen. Die empirische Bedeutung, welche das Bewerten vorgestellter Gegenstände für unser handelndes Verhalten hat, macht nun neben den wertenden Sinnmomenten selbst mittelbar auch diejenigen Sinnmomente für das verstehende Erklären wichtig, in denen sich die „Welt" der „Gegenstände" für den Wertenden aufbaut. Das heißt die Sinnmomente des „wissenden" oder „bestimmenden" Erlebens. Im Unterschiede von jener Lebensform möchte ich diese typischen Gestaltungen des Wissens oder Bestimmens und damit des möglichen Gegenstandserlebens die „Weltanschauung" des Menschen nennen. Die Lebensform bestimmt dann unmittelbar die besondere Eigenart des wertenden Verhaltens: mittelbar ist dieses aber auch abhängig von der „Welt", in der der betreffende Mensch selbst zu leben vermeint und auf die sich deshalb sein Werten bezieht: also von seiner Weltanschauung. Beide sind demnach von Bedeutung für das „verstehende Erklären" des Verhaltens von Menschen. — In diesem verstehenden Erklären aber verbinden sich, wie oben mehrfach angedeutet wurde, urphänomenale verstehende Einsichten mit empirischer Erkenntnis aus an mir selbst gemachten Erfahrungen.

Anhang II.

Das Verstehen als Innewerden von „Erlebensmöglichkeiten".

Daß wir tatsächlich eine Einstellung unseres Bewußtseins erleben können, die sich am passendsten als Sich-bewußt-werden von Erlebensmöglichkeiten bezeichnen läßt, kann der nachdenkende Beobachter eigenen Erlebens oft bemerken. Das im Text S. 23 (§ 15 Schlußabsatz) angeführte Beispiel ist eins der trivialsten. Tiefere Beachtung verdienen die Erlebnisse, in denen wir Sinn und Bedeutung von Worten — etwa von gelesenen — verstehen. Betrachten wir diese als erstes Beispiel.

Die explizierende Angabe der im Darüber-weg-lesen ohne Zweifel bereits verstandenen Bedeutungen würde oft nicht nur schwierig, sondern auch höchst umständlich sein. Es kann gar keine Rede davon sein, daß wir in solchem Verstehen — wenn auch noch so schwache — „Phantasmata" in uns vorfänden, die jene Bedeutungen wirklich bildlich oder quasi-bildlich „darstellen". Und Benno Erdmanns Theorie „uubewußt erregter Dispositionen" würde zwar erklären können, daß der weitere Vorstellungsverlauf im Sinne jener Bedeutungen sich vollzieht, sie erklärt aber nicht den doch „erlebten" Zustand des Verstehens selbst, der mindestens als ein „Zumute-sein" bestimmter Art angesehen werden muß. Zum wenigsten wäre darum anzunehmen, daß wir von der Beeinflussung unseres Vorstellungsverlaufes, die durch die erregten Dispositionen tatsächlich bewirkt

Digitized by Google

wird, irgendein Bewußtsein haben. Und zwar nicht nur in der Weise einer „nachhinkenden" hypothetischen Erklärung, sondern eben bereits in jenem Zumutesein des Verstehens, das den Vorstellungsverlauf begleitet. — Dieses Bewußtsein nun nenne ich das Bewußtsein der verstehenden „Einstellung". In dieser also wissen wir, wie wir oben sagten, wohl, „daß wir verstehen, aber nicht, wie und was wir verstehen". Zugleich aber liegt unverkennbar in diesem Bewußtsein, „daß" wir verstehen, noch folgendes.

Die Einstellung des Verstehens ist auch oder kann auch sein die Grundlage zur Gewinnung von Explikationen und Definitionen der in jener Weise „instinktiv verstandenen" Sinnerlebnisse. Es mag wohl schwierig sein, dem mäeutisch Fragenden genau und klar zu bezeichnen, wie und worauf gerichtet das innere „Meinen" war, dessen wir in irgendeinem Falle jenes instinktiven Verstehens „inne wurden". So viel aber ist uns gewiß (oder kann uns durch eine dahin zielende Frage jederzeit bewußt gemacht werden): wenn immer dieses Explizieren und Definieren überhaupt gelingen soll, so kann es nur gelingen, indem wir uns auf eben jene erlebte Einstellung stützen, in der sich das instinktive Verstehen vollzog, und in dessen Innewerden es selbst überhaupt bestand. In diesem Sinne hat, wenn ich mich recht erinnere, bereits Leibniz ausgesprochen, daß wir zwar die Bedeutungen verstandener Worte nicht eigentlich in uns vorfinden, daß wir uns aber bewußt seien, sie nötigenfalls in uns aufsuchen und angeben zu können*). Das Bewußtsein dieser Fähigkeiten ist offenbar eng verbunden und nahe verwandt mit dem der instinktsicheren Anwendung des Sinnes, durch das wir den erlebten Zustand des instinktiven Verstehens charakterisieren. Beides aber bedeutet ein Bewußtsein von in uns aktuell werdenden oder zur Aktualisierung bereiten „Erlebensmöglichkeiten".

Ein noch tiefer führendes zweites Beispiel für unser Bewußtsein von Erlebensmöglichkeiten gibt uns dann ein berühmtes Problem Humes. Setzen wir den Fall, irgendeine besondere Schattierung von Blau sei uns im Wahrnehmen zufällig nie begegnet (wir können sogar verschärfend die Fiktion machen, sie komme in der Wirklichkeit zufällig überhaupt nicht vor). Wenn wir dann alle uns empirisch bekannten Schattierungen von Blau nebeneinanderstellen, würden wir sicher an der entsprechenden Stelle einen gewissen Sprung oder eine Lücke in der („idealen") Ähnlichkeitsreihe der Farben bemerken. Mit andern Worten: wir würden einer übergangenen Erlebensmöglichkeit inne werden.

Es ist nun schon sehr bezeichnend, daß wir ein solches Lücken-Erlebnis als „möglich" (genauer sogar: als „mögliches Erlebnis einer Notwendigkeit") ausdenken können, ohne uns dabei auf bestimmte Erfahrungen oder Experimente zu stützen, und daß wir in diesem Ausdenken durchaus sicher zu gehen glauben. Schon dies weist darauf hin, daß etwas nicht auf Erfahrung Gegründetes und Zugründendes im Spiel ist. So ist es in der Tat. Unser Farberleben erleben wir nicht als das rein mechanische Ergebnis irgendwelcher sich häufender physischer oder psychischer „Ereignisse".

Darauf werden wir auch geführt, wenn wir die oben (Anm. 16) erwähnten Gedanken Husserls zu Ende denken, in denen dieser dazu gelangt, auch schon in

*) Ähnlich äußert sich auch Joh. Volkelt bei Besprechung der Einfühlungsphänomene.

Digitized by Google

solchen primitiv-sinnlichen Erlebnissen wie „Rot" oder „Blau" ein durch „ideierende Abstraktion" zur Sicht zu bringendes „ideales Wesen" anzunehmen. So sicher das Besonderheitsmoment der Empfindungsqualität*) uns in irgendeinem relativen Sinne das „reine Gegebene", das „Ding an sich" zu enthalten scheint, das (in einem Grenzbegriff) als Korrelat des subjektiven Erlebens gedacht wird, so sicher sind doch anderseits schon diese primitivsten Erlebnisse des „Bestimmens" eines Sinneneindruckes oder des Habens eines „bestimmten" Eindrucks nicht durch die Beschreibung erschöpft, daß ein solches „an sich" seiendes „Gegebenes" in unserer Seele „vorhanden sei". Irgendeine „geistige Aktivität" des Erfassens und Aneignens ist mit beteiligt, obwohl es unmöglich ist, jenen „objektiven" und diesen „subjektiven" Anteil des Ganzen so auseinanderzulegen, daß sie isoliert vor Augen gestellt würden. Offenbar lebt selbst in Erlebnissen so primitiver Art, wie es das Haben einer Farbbestimmtheit darstellt, schon etwas „Sinnhaftes". Und dieses Sinnhafte muß, wie es scheint, genauer charakterisiert werden als eine irgendwie im Erleben wirksam werdende einstellungsmäßige Bezugnahme auf das System „möglicher Farberlebnisse überhaupt"; dieses System ist nun keineswegs als eine „Vorstellung" in uns „vorhanden", die wieder als rein „mechanischer" Niederschlag ebenso mechanisch und „passiv" gemachter „Erfahrungen" zu verstehen wäre; wir „verspüren" es nur in jener Einstellung und es selbst baut sich erst auf in der verstehenden Explikation der im Erleben „implizierten" lebendigen Sinnmomente des Bestimmens: als gegenständliche und sogar anschauliche Spiegelung des apriorischen „Schemas", das wir in diesem bestimmenden Erleben anwenden.

Wie gesagt, wäre es nun freilich wieder falsch, diese „aktive" oder „geistige" Komponente von der zu erfahrenden klar und scharf isoliert denken zu wollen. Darum sprach ich oben von der „relativen" Bedeutung des Begriffs unerfahrener und doch bewußter Erlebensmöglichkeiten. Die Struktur und „Geschichte" unserer Erlebnisphänomene ist viel zu tief verschlungen und viel zu schwer entwirrbar, als daß wir an derartigen besonderen erlebbaren Momenten diese scharfe Scheidung vornehmen könnten. Folgende Überlegung zeigt vielmehr, daß wir zur Einschränkung des vorhin Ausgeführten ein Bewußtsein ganz ausschließlich subjektiver Möglichkeiten, in dem gar kein „es auslösender" objektiver „Reiz" mit enthalten wäre, auch wieder nicht annehmen dürfen. Läge das System der „erlebensmöglichen" Farben z. B. jederzeit zum beliebigen Gebrauche in unserem bestimmenden Geiste bereit, so würde unverständlich, warum nicht auch für den Blinden alle jene Aussagen, die wir über die Verhältnisse von Farben „a priori" machen können**), jederzeit gewinnbar sein sollten. Offenbar ist jedoch irgend etwas Selbstgegebenes, ist also das Vorhandensein irgendeines entsprechenden Reizes auslösende Bedingung für das „Auftreten" jenes einstellungsmäßigen Erlebens. Ohne jede Farbempfindung würden wir auch kein Bewußtsein gewinnen von

*) Dies Besonderheitsmoment ist die „Tatsache, daß „ich hier „rot" und nicht „blau", jetzt „rund" und nicht „eckig" wahrnehme; ohne jede Präsumtion darüber, ob diese „Farbenqualitäten" und „Gestalten" auch „außer mir" so beschaffen sind, wie ich sie „wahrnehme".

**) Vgl. oben unsere Anm. 17 und die Textstelle, an die sie anknüpft.

Digitized by Google

dem Netzwerk „erlebensmöglicher" Bestimmungen, auf das uns beziehend wir die Bestimmtheit von Farben erleben. Es ist also zwar offenbar nicht erforderlich, daß das ganze System erlebend bestimmbarer Farben uns in Empfindungen bewußt geworden sei, „bevor" wir von der Struktur dieses Systems selbst ein verstehendes Innewerden erleben könnten. Bringen wir doch das Ganze dieses Systems in jedem einzelnen Erfassungsakt irgendeiner Empfindung bereits zur Anwendung*). (Bestimmtheit und Sicherheit und ebenso auch die innere Differenziertheit der Anwendung dieses Systems als eines Ganzen mag mit der Übung wachsen, sicherlich ist aber dieses Ganze nicht anzusehen als ein zusammengesetztes Mosaik aus einzelnen Erfahrungen, deren jede in sich vollendete Bestimmtheit von vornherein besäße.) Ein gewisses Maß von Ausarbeitung durch erfahrende Anwendung scheint jedoch auch zur verstehenden Bewußtheit von diesem System überhaupt erforderlich zu sein, vielleicht deshalb, weil auch die verstehenden Denkakte, um deutlich zu werden, einer gewissen Festheftung an „illustrierenden" Vorstellungen bedürfen. Die Lösung jenes Humeschen Problems liegt also weder auf der Linie eines absoluten Empirismus noch auf der eines derartigen Apriorismus, der das Bewußtsein der Sinnmomente des Erfassens „vor aller Erfahrung" behauptete.

Man darf deshalb zwar in keinem Falle behaupten: wir erleben hier etwas absolut Nichtereignishaftes oder gar „das Gegenteil" von realen seelischen Ereignissen; denn der lebendige Sinn ist, wo immer er erlebt wird, an seelisch Ereignishaftes angeheftet und „lebt" in engster Verschmelzung mit diesem; und sogar die Kategorie der „Lebensäußerung", unter welcher wir den Sinn selbst deuten, verlangt jeden besonderen verwirklichten Sinn als ein Ereignis (zu bestimmter Zeit und eben „in mir") aufzufassen. Es hat aber doch eine berechtigte Bedeutung, vom Erleben bloßer Erlebensmöglichkeiten als von den spezifisch sinnverstehenden Erlebnissen zu sprechen.

Zu dem Problem Humes, an das ich soeben anknüpfte, muß ich noch eine methodisch wichtige Bemerkung nachholen, die ich oben nur streifen konnte.

Man könnte gegen die von Hume angeregte Überlegung einwenden: es lasse sich durch keinen exakten Versuch nachprüfen, ob es so „ist", ob also wirklich das Bewußtsein jener Lücke in dem angenommenen Falle entstehen müsse. Mit Berufung hierauf mag dann, wer will, sich auf die Ausflucht zurückziehen, eine solche nicht durch Prüfung entscheidbare Frage sei überhaupt kein „Problem". Für uns ist diese Frage der Nachprüfbarkeit unwesentlich, denn wir behaupten hier nichts über die Notwendigkeit von „Ereignissen" irgendwelcher Art, sondern nur über den Sinn gewisser erlebter Momente des Erlebens. Das für uns Wesentliche ist deshalb unbestreitbar. Für uns ist nämlich schon das Zugeständnis genügend, daß wir, wenn auch nur im „fingierenden" Denken, jene Frage nach dem Auftreten eines Lückenbewußtseins überhaupt aufwerfen können und daß wir dabei zu spüren vermeinen: „es würde" eine Lücke fühlbar werden. (Vgl. hierzu

*) Vgl. meine Abhandlung „Empfindung und Vorstellung" (Ergänzungsheft 47 der Kantstudien, Berlin, Pan-Verlag [Rolf Heise] 1919, S. 48ff). Den dort S. 47 geäußerten Gedanken, es sei unmöglich, etwas zu denken, was seinem Wesen nach unbeobachtbar sei, erhalte ich nicht mehr aufrecht.

Digitized by Google

Husserl: Ideen § 70 über die Bedeutung der „eidetischen Phantasie“ und der „Fiktionen“ als methodisches „Lebenselement“ der „eidetischen Wissenschaft“.) Eben dieses „es würde“ spürt ja sichtlich auch Hume. Er spürt es, obwohl eine solche Lücke als ein Einwand erscheint gegen den wichtigsten methodischen Grundsatz seiner Forschung, nach dem jede „idea“ tatsächlich auf eine „impression“ zurückgeht.

Nun gilt es für uns, uns diese im fingierenden Überlegen auftretende Erwartung des Lückenbewußtseins verständlich zu machen. Ihren Sinn glaube ich folgendermaßen auslegen zu können. Wir meinen in unserm Falle verstehend zu spüren, daß erstens unser Bewußtsein bestimmter Farben nicht ohne Rest auflösbar ist in irgendein (gleichviel wie beschaffenes) Sich-ereignen, sondern daß Sinnmomente des bestimmenden Erlebens in ihm „leben“. Mögen diese Momente auch nur in der Anwendung (in der „Erfahrung“, mit der nach Kant „alle unsere Erkenntnis anfängt“) in ihrer Besonderheit fixierbar und greifbar werden, so wissen wir doch verstehend im Allgemeinen um sie als um „Möglichkeiten des Erlebens“. Diese möglichen Erlebensmomente des Bestimmens von Farben überhaupt bilden nun zweitens ein gesetzlich festliegendes System erlebbarer Farbbestimmtheiten überhaupt. Diese im Verstehen verspürten Verhältnisse des Systems aber begründen das in unserm Fall zu erwartende Lückenbewußtsein. — Die fingierende Überlegung dient hier als Mittel, um eine dem Erleben gleichsam unbewußt immanente Theorie ans Licht zu bringen. Und wir brauchen keineswegs zu behaupten, daß diese Theorie seiende Notwendigkeits-Verhältnisse richtig darstellt, sondern nur, daß in ihr selbst eine innere Notwendigkeit des Erlebens (nämlich des Sich-selbst-erlebens) zum Ausdruck gelangt. Für dieses letztere aber zeugt bereits die vorstehende Evidenz, mit der wir das Lückenbewußtsein erwarten.

Anhang III.

Das transzendentale Prinzip. Mein Gegensatz gegen Husserls „schauende“ Phänomenologie und der Sinn des Allgemeinen.

Der im Text angeführte „oberste Grundsatz aller synthetischen Urteile“ Kants führt uns, sobald wir ihn aus dem oben gegebenen Gedankengange heraus verstehen, zu einer wichtigen Einsicht, die ich als das „transzendentale Prinzip“ bezeichne. Dieses Prinzip gibt den Grund der Möglichkeit apriorischer Erkenntnis an und expliziert den so problemreichen Sinn der „Allgemeinheit der Begriffe“. Es läßt sich folgendermaßen formulieren: Die Bestimmungen, die zum Sinne (eines Begriffes) gehören, gelten für alle möglichen Gegenstände, die durch diesen Sinn bestimmbar sind. Sinnanalyse begründet deshalb allgemeine Aussagen über Gegenstände. (Wenn Kant diese Aussagen als „synthetische“ Urteile bezeichnet, so ist das nicht eben glücklich, da ja dieser synthetische Charakter der Urteile zuletzt doch analytisch begründet wird (vgl. Kritik der reinen Vernunft, 2. Aufl., S. 135).) Grundsätzlich hat nun die (interobjektive) Allgemeinheit dieser Aussagen einen sozusagen „hypothetischen“ Sinn: „wenn es Gegenstände ‚gibt‘, die durch diesen Sinn bestimmbar sind, so gilt von ihnen . . .“ Im Sinne der Urphänomene des Erlebens (oder wenn man will des Sinn-Erlebens) überhaupt

Digitized by Google

gründen sich aber kategorisch-allgemeingültige Sätze. Hier würde nämlich jener hypothetisch einschränkende Zusatz die Form annehmen: „wenn es überhaupt erlebbare Gegenstände gibt, so gilt von ihnen . . .“; wie damit jedoch das Prinzip seines hypothetischen Charakters entkleidet wird, sehen wir leicht, wenn wir bedenken, daß jedes Erleben zugleich „sich selbst“ als Gegenstand erlebt, so daß die Frage, „ob es erlebbare Gegenstände gebe“, nicht mehr ernsthaft gestellt werden kann*). So begründen die verstehbaren Urphänomene Erkenntnis a priori von allen möglichen (nämlich: allen erlebensmöglichen) Gegenständen.

Das die Urphänomene erfassende Verstehen bildet demnach neben der Wahrnehmung der Gegenstände einen zweiten Weg zu Erkenntnissen von Gegenständen. Und zwar führt dieser Weg zu allgemeinen Erkenntnissen, während Wahrnehmung (die „innere“ ebenso wie die „äußere“) stets nur besondere Gegenstände zu erkennen „gibt“. Darum ist es auch überflüssig und unzulässig als Funktion der Erkenntnis des Allgemeinen eine Abart der Wahrnehmung (die doch wieder mit dieser grundsätzlich gleichen Wesens sein soll) anzunehmen: nämlich das „Schauen“, das nicht wie das urphänomenale Verstehen allgemeine Erkenntnis von Gegenständen gewinnen, sondern allgemeine Gegenstände als selbstgegebene erfassen soll. Vielmehr hat der Begriff des „allgemeinen Gegenstandes“ überhaupt — wie wir sogleich sehen werden — keine Berechtigung. Diese Erörterungen geben mir nun Gelegenheit, die entscheidenden Differenzen meiner Sinn-Erforschung von der Phänomenologie Husserls aufzuzeigen.

Husserl gelangt in seinen „Ideen“ (Halle, bei M. Niemeyer 1913, S. 285) zu folgendem Satze, in dem er das schon vorher (§ 24) ausgesprochene „Prinzip aller Prinzipien“ zur ausschließlichen Quelle aller Erkenntnis erweitert: „Es ist als eine phänomenologische Einsicht von größter Wichtigkeit zu betrachten, daß (das assertorische Sehen und das apodiktische Einsehen) beide wirklich von einer Wesensgattung sind und daß, noch allgemeiner gefaßt, Vernunftbewußtsein überhaupt eine oberste Gattung von thetischen Modalitäten bezeichnet, in der eben das auf originäre Gegebenheit bezogene ‚Sehen‘ (im extrem erweiterten Sinne) eine festbegrenzte Artung ausmacht.“ Gemeint ist, daß das wahrnehmende oder schauende Ergreifen, das sich als wissendes Erleben des selbstgegebenen Gegenstandes (wie ich sage) „immanent selbst deutet“, nicht nur eine Quelle sicherer Erkenntnis sei, sondern die einzige mögliche. Daß demnach nicht nur die Erkenntnis der besonderen Gegenstände zuletzt auf Wahrnehmung beruhe, sondern auch alle allgemeine Erkenntnis grundsätzlich gleicher, nämlich eben „schauender“ Art sei. Die unvermeidliche Folge dieser axiomatischen Voraussetzung der Husserlschen Phänomenologie ist, daß die allgemeine Erkenntnis von der besonderen in entscheidender Weise nicht durch die Art ihres Erkennens, sondern durch die Art ihrer „Gegenstände“ unterschieden gedacht werden muß. „Es gibt“ für Husserl nicht nur besondere, sondern auch spezifisch „allgemeine Gegenstände“. Anders gesagt: die allgemeinen Gegenstände bilden selbst eine eigentümliche Klasse der Gegenstände-überhaupt. Damit scheint mir aber der

*) Vgl. hierzu unseren Anhang IV.

Digitized by Google

mittelalterliche Streit von Nominalismus und Realismus nicht eigentlich überwunden zu sein; es wird vielmehr für den Begriffsrealismus Partei ergriffen. Der Streit ist aber zu überwinden und würde überwunden sein, wenn wir durch Vertiefung der ihm zugrunde liegenden Begriffe und Voraussetzungen gewissermaßen auf eine andere Ebene gelangten, so daß sich von hier aus gesehen die Selbstmißverständnisse der Sinnbestimmungen von selbst auflösten, welche dem alten Streit zugrunde liegen. Diesen Weg zu einer besseren Überwindung des Streites scheinen mir nun die im Text angedeuteten Kantischen Gedanken zu eröffnen — sobald es gelingt, sie zu Ende zu denken; was oben versucht wird.

Aus meiner Auffassung beantwortet sich deshalb die Frage: „Was ist das Allgemeine?" anders als in allen bisherigen Theorien und — wie mir scheint — zum ersten Male befriedigend. Das „Allgemeine" bedeutet immer nur eine mittelbare Beziehung auf besonderes Gegenständliches: wir erleben es, indem wir uns im Erleben nicht unmittelbar auf Vorgefundenes oder als vorfindbar Gedachtes, d. i. auf den stets besonderen Gegenstand des Erlebnisses richten, sondern uns spezifisch „verstehend" dem im Erlebensmoment des Erlebnisses lebenden Sinn zuwenden. Was wir als zu diesem Sinne gehörig auffassen, das gilt dann mittelbar für alle unter dem „Begriff" (d. i. eben durch den Sinn des Begriffes) erfaßbaren „möglichen" Gegenstände überhaupt und in diesem Sinne allgemein. Eben dieses verstehende Sich-zuwenden zum Sinn ist das, was man „Abstraktion" nennt, aber bisher stets falsch zu fassen sucht. Die Abstraktion holt nämlich nichts — durch Fortlassen oder sonstwie — aus dem Gegenstande heraus (Kant: abstrahere aliquid), sondern sie wendet dem Gegenstand und seinen selbst gegenständlichen Beschaffenheiten gleichsam den Rücken (Kant: abstrahere ab aliquo). Durch dieses Rückenwenden aber und positiv durch das dem „Vorfinden" korrelativ entgegengesetzte Leben im Nur-zu-Verstehenden, nämlich in dem „Sinn", ist die Abstraktion charakterisiert. Infolge der eigenartigen Urstruktur des Erlebens bezieht sie sich nun aber zugleich mittelbar auf „mögliche Gegenstände dieses Sinnes überhaupt" und damit auf eben diese Gegenstände „im allgemeinen"*).

Es gibt also keine allgemeinen Gegenstände, sondern es gibt nur Erkenntnis möglicher (besonderer) Gegenstände „im Allgemeinen": und zwar durch Festlegung dessen, was in dem „Sinne" eines diese Gegenstände erlebenden möglichen Erlebens liegt**). D. h. durch „Verstehen" des Sinnes, was wieder geradezu das Gegenteil des „Vorfindens" oder Wahrnehmens und damit auch des sogenannten „Schauens" von Gegenständen ist.

Daß diese meine Auffassung des Begriffes und seiner Allgemeinheit den Streit zwischen (dem mittelalterlichen) Realismus und Nominalismus wirklich überwindet und auflöst, mag aus folgenden Sätzen ersehen werden.

*) Bertrand Russel, der in seiner „Typentheorie" den Gedanken der Schichtung des denkenden Erlebens und den aus ihm folgenden der Mittelbarkeitsstufen der Aussagen erfaßt hat, scheint sich auch folgerichtig der richtigen Bestimmung des Allgemeinen zu nähern, ohne aber — wie mir scheint — die grundsätzliche philosophische Bedeutung dieser Wendung selbst klar zu erfassen.

**) In entsprechender Weise lehne ich auch den Begriff des „abstrakten Gegenstandes" ab. Es gibt nur konkrete und zugleich („in modo recto" oder „obliquo") reale Gegenstände.

Digitized by Google

Das Begriffserlebnis ist die verstehende Erfassung des Sinnes, in der ich mich auf die durch diesen Sinn bestimmbaren (erlebensmöglichen) Gegenstände beziehe. Es bedeutet also eine nur mittelbare Bezugnahme auf „Gegenstände", die aus spezifisch zweiter Schicht*) des Erlebens erfolgt. Der Sinn selbst wird dabei mit Hilfe gegenständlicher Symbole (z. B. Namen) explikativ fixiert, er ist aber selbst kein Gegenstand: d. h. kein Gegenstand in dem Sinne der in ihm gemeinten (möglichen) Gegenstände; oder anders ausgedrückt in derjenigen Schicht des Erlebens, in der die durch den in Frage stehenden Begriff zu bestimmenden (möglichen) Gegenstände erlebt werden. Dieses Schichtverhältnis wird mißverständlich bezeichnet durch die Rede, die einerseits den Begriff selbst als „Gegenstand" einer zweiten „Welt" (anstatt als sinnhaftes Erleben aus einer zweiten Erlebensschicht) bezeichnet, anderseits dem seelischen Ereignis „Begriff", das zu der realen Welt gehört, seine spezifischen Charakteristika durch Bezugnahme auf die sogenannten idealen Gegenstände jener zweiten Welt zukommen lassen will.

Anhang IV.

Das Konformitätsproblem und die Urkorrelation.

1. Ich stelle jetzt dem Grundgedanken unserer Ausführungen gegenüber die — wie es scheint — verfänglichste Frage: Ist die Urkorrelation *S—O* selbst ein objektiv für-sich-seiendes Verhältnis zwischen Gegenständen der Welt oder ist sie lediglich eine subjektive „Kategorie" des erlebend-denkenden Geistes? Die Schwierigkeiten dieser in jeder Philosophie in irgendeiner Form auftretenden Frage sind tatsächlich noch von keiner der bisherigen Philosophen überwunden worden. Man hat entweder im positivistischen Sinne sich für die erste oder in einem gewissen idealistischen für die zweite Alternative entschieden. Dann aber ergeben sich beide Male weitere und zwar unüberwindliche, antinomische Fragen.

Von idealistischer Seite betont man wohl, daß die *S—O*-Beziehung in die Spontaneität des „reinen Denkens" oder in den „Logos" hineinfällt. Dieser Logos hat aber selbst einen subjektiven Nebensinn. Mag man seine „anthropologische" Deutung ablehnen, so bedeutet er zum mindesten einen „Geist", der seinem richtig verstandenen Sinne nach nur in einem „ich-artigen" Denken „leben" und — wenn überhaupt — so nur als Bestimmung eines solchen „vorgefunden werden" kann. In dem Labyrinth der sich an dieser Stelle anspinnenden Diskussionen geht dann das klare Bewußtsein für die zu treffende ganz grundsätzliche Entscheidung meist verloren.

Auf der anderen Seite bezeichnet etwa Avenarius das *S—O*-Verhältnis als die „Prinzipalkoordination". Einander „koordiniert" sind aber in sinnvoller Weise nur „Objekte". In diesem Gedanken ist also subintelligiert, daß Subjekt und Objekt voneinander objektiv verschiedene, also beiderseits für-sich-seiende Gegenstände seien**).

*) Mit Rücksicht auf noch unveröffentlichte Ausführungen an anderer Stelle füge ich hinzu: ich zähle die „Schichten" immer nur mit Bezug auf die gerade zu erläuternden Sinnphänomene. Es ist aber kein Widerspruch, wenn ich „dieselbe" Schicht, die ich hier die „zweite" nenne, in anderem Zusammenhang als die „dritte" bezeichne.

**) Das entspricht der grundsätzlich objektivistischen Einstellung des „Empiriokritizismus", den auch Joh. Rehmke mit seinem Ansatz am „Gegebenen" festhält.

Digitized by Google

2. (Das Konformitätsproblem.)

Faßt man nun das Subjekt-Objekt-Verhältnis als eine spezifisch subjektive kategoriale „Form" des Denkens oder Erlebens*), so kann man damit zwar nach dem „transzendentalen Prinzip" die Geltung dieser Form auch für alle erlebbaren Gegenstände als sichergestellt betrachten. Es scheint aber dann, daß solche subjektiven Formen für die Objekte in ihrem Für-sich-sein nicht bindend zu sein brauchten, und so erhebt sich die Frage, warum denn die „an-sich-seienden", objektiven Dinge so beschaffen sein müssen, daß sie in diese Form des Erkennens gefaßt zu werden vermögen. Diese Frage gehört dann zu jenen Fragen, deren Beantwortung ohne vorhergehende „metaphysische" Voraussetzung unmöglich erscheint. Sie führt also zu jenem „Minimum" unentbehrlicher metaphysischer Bestandteile, ohne welche — wie etwa Joh. Volkelt und jüngst wieder N. Hartmann durchführen — keine Erkenntnistheorie auskommt. Es müßte, so geht die Überlegung, „metaphysisch" eine gewisse Konformität**) der „Dinge" zu den „Kategorien" des Geistes und speziell zu der Subjekt-Objekt-Kategorie vorausgesetzt werden, weil ohne diese Voraussetzung aus der bloßen Kenntnis der „kategorialen Formen" nichts folgt über die Möglichkeit, mit ihnen „Dinge" zu erkennen. So scheint der Idealismus in eine Metaphysik auszulaufen.

Nimmt man umgekehrt mit Avenarius die Subjekt-Objekt-Korrelation als eine selbst objektive Eigenschaft oder Gegebenheit der Welt, so ist nicht einzusehen, wie man die Allgemeingültigkeit gerade dieser Eigenschaft für die ganze Welt in Raum und Zeit behaupten könnte, da ja empirisch von dieser Welt immer nur Bruchstücke bekannt werden und aus der Beschaffenheit dieser Bruchstücke auf das Ganze nicht mit Gewißheit geschlossen werden kann. Anders als „empirisch" könnte aber eine solche Aussage über die objektiven Eigenschaften der Welt offenbar nicht gewonnen werden.

3. (Die urphänomenale Eigenart der Korrelation: antithetisch aber zugleich innerlich unendlich zu sein, kann das Dilemma auflösen.)

Wir werden demnach stets auf Schwierigkeiten geführt, die nur durch einen metaphysischen Gewaltstreich lösbar scheinen; mögen wir die *S—O*-Korrelation nun als objektiv-empirisch oder als subjektiv-kategorial betrachten. Ich selbst habe darum lange Zeit hindurch den Standpunkt vertreten, daß hier eine unentrinnbare „Antinomie" vorliege, da ohne Zweifel diese Korrelation sowohl als subjektiv: nämlich als Form alles uns möglichen Denkens, wie auch als objektiv: als eine Behauptung über ein selbst objektives Verhältnis zwischen Objekten betrachtet werden kann und darf. Denn ohne Zweifel ist einerseits das Subjekt (das „Ich-bezeichnete", wie Avenarius sagt) selbst „auch" ein Objekt der Welt und anderseits „Objektivität" selbst „auch" ein subjektiver Gedanke.

Widersteht man nun der Versuchung, diesen Knoten metaphysisch zu durchhauen, macht man vielmehr zunächst ernst mit dem Gedanken der Antinomie, und

*) Im hergebrachten Sinne der den Sinn der Subjektivität nicht analysierenden und deshalb das Ich, aber auch Seele und „Geist" lediglich als ein irgendwie eigenartiges Objekt voraussetzenden abendländischen Philosophie.

**) Vgl. Kants Brief an Markus Herz vom 21. Februar 1772.

Digitized by Google

untersucht man dann die Eigenart jener zu ihr führenden Korrelation genauer, so bemerkt man die eigentümliche Schichtung und innere Unendlichkeit der letzteren. Und nun relativieren sich die Begriffe „subjektiv" und „objektiv" selber. Denn kraft der inneren Unendlichkeit, die zu der Eigenart der korrelativen Urstruktur gehört, lassen sich die Pole jeder besonderen Korrelation von Subjektivem und Objektivem derart umdeuten, daß das bisher Objektive nun als ein Relativ-Subjektives sich darstellt oder aber umgekehrt. Und dies gilt, gleichviel ob man in dieser Untersuchung der Korrelation („noematisch") die objektive Struktur des „Gegenstandes": Welt, oder („noetisch") die subjektive des „Sinnes": „Erleben" zu untersuchen meinte.

Durch die so sich erschließende Einsicht in die eigentümliche Sinnstruktur der Objektivität, der Subjektivität und der Korrelation beider und vor allem durch die Einsicht in ihre durch Umdeutungen verlaufende innere Unendlichkeit gelangt man nun aber über den Standpunkt der bloßen Antinomie hinaus.

Man sieht, daß in jeder Schicht der Struktur zwar das Objekt zu dem es erlebenden Subjekt in einem selbst objektiven Ausschließungsverhältnis steht. Daß aber das so dem Objekt jedesmal gegenübergestellte Subjekt noch nicht ein im letzten und eigentlichen Sinne „subjektives" Subjekt ist. Das Verhältnis irgendeines Objektes zu dem im eigentlichsten Sinne subjektiven Subjekt ist aber wieder evidentermaßen unfixierbar: es kann nie „ohne Rest" in den Begriff eines gegenständlichen Verhältnisses gefaßt werden, weil jenes „reine Subjekt" selbst lediglich einen „Grenzbegriff" darstellt. Dem eigentlichsten „reinen" Subjekt läßt sich also das Objekt nicht mehr in objektiver Trennung gegenüberstellen, obwohl zugleich evident ist, daß hierdurch das Objekt auch keineswegs zu etwas „nur" und „lediglich" in das (letzte) Subjekt Hineinfallendem wird: vielmehr ist, wo immer das Verhältnis eines (besonderen) Objektes zu einem es erlebenden Subjekt überhaupt erlebt wird, der Sinn seiner Objektivität gerade in jenem Ausschließungsverhältnis gegründet. Um dies einzusehen, vollziehe man folgende Überlegung.

4. (Der Begriff der Erkenntnis gründet sich gerade in der Relativität des Sinnes von Subjektivität und Objektivität.)

Das rein und im letzten Sinne Subjektive denken wir — wie oben ausgeführt — nur in einem „Grenzbegriff": es würde das Nur-noch-Erlebende aber seinerseits nicht mehr Erlebte sein. Umgekehrt bedeutet der Grenzbegriff des rein objektiven Seins, des „Dinges an sich", das Für-sich-seiende, so wie es als „Unerlebtes" sein würde. Wollten wir nun unsere *S—O*-Korrelation so fassen, daß sie entweder im Sinne dieser reinen Subjektivität subjektiv oder aber in dem reiner Objektivität objektiv wäre, so wäre ihr Gedanke weder Erkenntnis noch Irrtum, vielmehr völlig „nichts-sagend". Denn der Sinn der Erkenntnis, der die „Möglichkeit" von Wahrheit und Irrtum voraussetzt, verlangt, daß etwas dem Erkennen gegenüber Für-sich-seiendes in ihr (als in einem selbst faktischen Erlebnis) ergriffen oder verfehlt wird. Die Frage der Erkenntnis kann somit einerseits dem „rein subjektiv" gefaßten *S—O*-Gedanken gegenüber gar nicht gestellt werden, weil diesem kein Gegenstand mehr entsprechen würde. Sie kann es aber anderseits auch dem rein objektiv gefaßten *S—O*-Verhältnis

Digitized by Google

gegenüber nicht; denn hier wäre ja nur noch ein Für-sich-sein, aber kein erkennendes Erleben mehr vorhanden. Aus dieser Überlegung geht folgendes hervor. Es gehört zu der eigentümlichen Struktur der *S—O*-Korrelation, daß der Fragende selbst nie außerhalb ihrer stehen und sie selbst (als objektiv oder subjektiv) bestimmen kann, sondern daß er selbst stets gleichsam innerhalb der unendlichen Reihe stehen muß, in der sich ihr Sinn expliziert. Das „subjektiv oder objektiv" der Konformitätsfrage zielt darum auch in keinem denkbaren Falle auf die Begriffe einer „reinen" oder „absoluten" Objektivität und Subjektivität, sondern es meint beide in einem relativen Sinne. Diese eigentümliche Relativität des *S—O*-Sinnes aber müßte dann auch jede Antwort im Auge behalten.

Die vorhin betrachteten einseitigen Beantwortungsversuche des Konformitätsproblems aber kranken daran, daß sie den relativen Sinn der Subjektivität und Objektivität, der ja, wie gesagt, schon in der Frage liegt, zwar unverstanden voraussetzen, daß sie sich jedoch dieses Sinnes der von ihnen verwendeten Begriffe nicht bewußt bleiben. Sie glauben deshalb in ihren Antworten immer wieder von Subjektivität oder Objektivität in einem absoluten Sinne zu sprechen.

5. (Auflösung des Problems.)

Bleibt man sich jedoch dieser im Sinne der Subjektivität und Objektivität liegenden unendlichen Relativität bewußt, so ist das Konformitätsproblem bezüglich der *S—O*-Korrelation immer bereits beantwortet und gelöst, sobald es nur gestellt ist.

Fassen wir die *S—O*-Korrelation als subjektiv, d. i. als eine Sinnstruktur des Denkens, so folgt ja aus dem eigentümlichen Sinne der Subjektivität und demnach auch schon aus dem der Subjektivitätsfrage selbst, daß dieses Denken zugleich wieder als „Ereignis in meiner Seele" betrachtet werden kann. Die „Kategorie" *S—O* ist ja, sobald ich nur sie selbst denke, ein seinerseits „existenter" Gedanke, der als solcher nicht etwa nur „rein logisch besteht", sondern zugleich innerlich „wahrgenommen" wird. Die „Kategorie" ist also stets selbst als objektives „Ereignis" bereits verwirklicht. Das ständige Bereitsein dieser objektivierenden Betrachtungsweise, das wir aus der Eigenart der Struktur der *S—O*-Korrelation als notwendig einsehen, ist ja eben das, was Descartes in seinem Satze: „cogito sum" entdeckte*). Ist somit die Kategorie selbst ein „wirkliches" „seelisches Objekt", so ist auch bereits eingeschlossen, daß sie nicht das „einzige" Objekt (also gleichsam ein „Ich ohne Welt") sein kann**). Der „Solipsismus" scheitert an dem

*) Hier ist die Stelle, wo der im ontologischen Gottesbeweis mißverstandene Gedanke im Recht ist: das Ich ist dasjenige, „cuius conceptus involvit existentiam", und umgekehrt: „cuius existentia involvit ipsius conscientiam". Und damit ist, wie im oben folgenden gezeigt wird, auch die Einordnung des Ich in eine objekte Welt-überhaupt gesichert.

**) Wie zum Sinne des Subjektes seine „Einzigkeit" gehört, so gehört zu dem des Objektes daß es anderen Objekten gegenüber für-sich ist, d. h., daß es als ein „Einzelnes" in eine möglichen umfassenderen Welt steht. Wir sehen das am leichtesten, wenn wir uns klar machen, worin der relative Objektivitätssinn des objektiven Subjektes (S_1) gegenüber dem sich mit ihm identifizierenden, selbst aber relativ subjektiveren Subjekt der übergeordneten Schicht (S_2) besteht. (Vgl. das in der Abhandlung entwickelte Schema.) Bei dieser Identifizierung verschwindet sozusagen S_1 nur deshalb nicht in S_2, weil sich das

Digitized by Google

Sinne der Objektivität, den er doch selbst seinem Ipse zuerkennt, indem er diesen als existent setzt*). Das hat schon Kant gefühlt, als er den Beweis zur „Widerlegung des Idealismus" zu führen suchte. Und, wie wir leicht sehen, ist auch dieses „andere Objektive", das neben dem existenten Gedanken steht, in dem die Kategorie gedacht wird, gesichert; zunächst ist uns die Erlebens-Möglichkeit, es wahrzunehmen, unzweifelhaft bewußt in demselben Augenblicke, in dem wir den Gedanken selbst als objektiv und existent innerlich wahrnehmen. In dieser „Möglichkeit" haben wir aber auch schon das „Schema" der Welt, wenn auch noch nicht die Besonderheiten des Objektiven, das „in ihr" ist. Wir haben also gleichsam den „leeren Raum" der Welt, der stets seinerseits schon Objekt und real ist. Mit dem bloß „subjektiven Gedanken" der *S—O*-Korrelation ist also bereits ein in einer (wenn auch vielleicht im übrigen „leeren") „Welt" von Objekten selbst objektiv für-sich-seiendes Ereignis (des Denkens) da und mit diesem wieder ein Erleben, das von diesem Ereignis und jener Welt erlebend weiß. Das heißt aber: wir haben eine „objektive" *S—O*-Korrelation.

Nun aber die Frage, die vorhin dem Positivismus zum Verhängnis wurde: Ist dieser „eine" Fall der *S—O*-Korrelation nicht vielleicht der einzig „objektive" Fall ihrer Art, so daß die „übrige Welt"**) in irgendeiner wenn auch nicht ausdenkbaren Weise anders gestaltet ist als der Sinn des Korrelationsgedankens es verlangt? — Anders ausgedrückt: wie versichern wir uns der (interobjektiven und der interindividuellen) Allgemeingültigkeit des *S—O*-Gedankens, dessen Objektivität wir „zufällig" gerade „hier und jetzt" „erfahren" haben in dem Augenblick, als wir diese Kategorie dachten und dies Denken selbst zum Gegenstand innerer Wahrnehmung machten?

Die Antwort auf diese Frage haben wir oben im Text gegeben. Wäre mir „hier und jetzt" die Erlebensmöglichkeit eines von der Form der *S—O*-Korrelation abweichenden Erlebens verstehend erlebbar, so wäre diese Frage selbst sinnvoll und bedenklich. Jene Kategorie ist ja aber ein Urphänomen unseres verstehenden Erlebens. Jedes fremde andersartige Erleben und damit zugleich jede mögliche andersartige Gegenstandswelt, mögen sie auch „anderswo" oder „zu anderer

---

letztere zwar mit S_1 nicht aber mit dem diesem gegenüberstehenden *O* identifiziert. Nur also, weil in der von S_2 erlebten „Welt" gleichgeordnet mit S_1 noch andere Objekte (*O*) vorhanden sind (d. h. als möglich erlebt werden), ist S_1 selbst im Verhältnis zu S_2 relativ objektiv. — Wie das Ich keinen Plural hat, so ist deshalb umgekehrt ein Objekt immer nur eines von mehreren möglichen. Dieser polare Gegensatz gründet sich darauf, daß für den Subjektivitätssinn des Ich die „substanziale" Identifizierung, für den Objektivitätssinn des Objektes dagegen die „kausale" Entgegensetzung wesentlich ist.

*) Indem der Solipsismus den Ipse (das Selbst) solus (alleinig) nennt, sucht er ihn zu bestimmen, betrachtet er ihn also als Objekt. Was aber Objekt ist, ist es nur im Gegenverhältnis zu einem selbst bereits objektivierten Ich, ist also niemals solus (all-einig). Das hat Schopenhauer nicht bemerkt, als er den Solipsismus „eine uneinnehmbare Festung" nannte. (Ich selbst hatte es, als ich die „Antithetische Struktur" schrieb, auch noch nicht verstanden.) Den Schlüssel zu jener Festung bildet nämlich die Einsicht in die urphänomenale Mehrschichtigkeit des *S—O*-Verhältnisses.

**) Das ist die (mißverständlich angenommene) Welt, soweit sie in jener Kategorie noch nicht (wenn auch nur „schematisch") gedacht ist, aber „an sich" dennoch „ist".

Digitized by Google

Zeit" existent sein sollen, müssen doch, wenn überhaupt mit Sinn nach ihnen auch nur gefragt werden soll, hier und jetzt aus dem letzten Grunde meines Erlebens heraus als dann und dort erlebensmöglich gedacht werden! Es hat also („hier und jetzt" zunächst) keinen Sinn, zu fragen, ob nicht „an sich" Gegenstände existieren möchten, die sich jener Form „nicht fügen". Und es hat weiter auch keinen Sinn, zu fragen, ob „ich selbst zu anderer Zeit" oder ob Marsbewohner und Engel vielleicht erlebende Wesen sein könnten von einer Art, wie ich sie jetzt nicht als erlebende verstehen kann, die aber „an sich" doch „erlebend" seien und eine mir nicht erlebbare „Welt" erlebten. Denn ich kann mich nun einmal nicht, wie der selige Münchhausen, an meinem eigenen Zopf aus dem Sumpfe ziehen. Und ich kann nach einem „nicht-erlebbaren" aber dennoch objektiv Seienden (mag es nun in oder außer der „Welt" sein sollen) nicht einmal mit Sinn fragen.

Daß letzte und tiefste Geheimnisse berührt werden, indem wir dieser Urphänomenalität der innerlich unendlichen *S—O*-Struktur verstehend inne werden: daß die Zeit, die im Jetzt gedacht wird und doch wieder als dieses Jetzt selbst enthaltend*), daß das Ich, das die Welt „erlebt" und doch auch selbst dabei „zur" Welt „gehört", daß die Tatsache der „Existenz überhaupt" und daß überhaupt alle in der Eigenart der Erlebens-Struktur gegründeten Urverhalte — die alle zugleich und in ununterscheidbarer Weise als Urverhalte des „Sinnes" und des „Seins" gefaßt werden müssen — daß dies alles „Wunder" sind — das zu leugnen bin ich gewiß der letzte. Aber diese Wunder kann man nur hinnehmen. Man muß zufrieden sein, wenn man ihrer inne wird und wenn man sie „auszulegen", d. h. wenn man eben das Gesetz ihrer Unergründlichkeit selbst verstehend zu „ergründen" vermag. Das „Urphänomen" soll man, wie Goethe gesagt hat, „in seiner Herrlichkeit stehen lassen", das „Unerforschliche" kann man nur „ruhig verehren".

*) Vgl. Antinomie im Problem der Gültigkeit. S. 58 ff. u. S. 77 ff.

Digitized by Google

Persönlichkeitsforschung und Testmethode.

Von William Stern (Hamburg).

Digitized by Google

Digitized by Google

Vortrag, gehalten auf der IV. internationalen Konferenz für Psychotechnik. (Paris, Oktober 1927.)[1])

Unsere Konferenz soll der praktischen Psychologie gewidmet sein; aber es wäre falsch, die Theorie ganz beiseite zu lassen. Gerade an den Anfang unserer Verhandlungen gehört ein Hinweis auf die bedauerliche Kluft, die zwischen dem psychologischen Praktiker und dem Theoretiker besteht. Und doch sind beide aufeinander angewiesen. Das praktische Leben stellt der Theorie fortwährend neue Probleme, verlangt neue, seinen Bedürfnissen angepaßte Forschungsmethoden und schützt die Theorie davor, daß sie in abstrakten Begriffen und einem lebensfremden Schema erstarrt. Die Theorie wiederum bietet dem Praktiker neue Gesichtspunkte und Betrachtungsweisen; und gegenüber den Fortschritten der Theorie muß der Praktiker sich selbst kontrollieren, ob er nicht stecken geblieben ist in Methoden und Anschauungen, die als überholt und veraltet gelten müssen.

Ich möchte hier nun jene große Wendung in den psychologischen Grundanschauungen besprechen, die jetzt vielleicht am ausgesprochensten bei uns in Deutschland, aber in verwandter Weise auch in anderen Ländern vor sich geht — eine Wendung, die mir berufen zu sein scheint, auf die Praxis der Psychotechnik und ihrer Methodik eine starke Rückwirkung auszuüben. Diese Erwartung scheint um so gerechtfertigter, als die neue Auffassung bereits innerhalb der Theorie selbst von lebensfremden zu lebensnahen Standorten führt und mit der Kultur und ihren praktischen Forderungen viel unmittelbarer verknüpft ist als die frühere. Es ist die „personalistische" Anschauung und das auf sie gegründete Wissenschaftsgebiet der Persönlichkeitsforschung oder „Personalistik".

Eine ausführliche Klärung des Personbegriffs, der im Mittelpunkt dieser Theorie steht, würde viele Stunden erfordern. Hier muß eine verkürzte und zusammengedrängte Darlegung genügen, die das Wesen der Person auf zwei Stichworte bringt: „Die Person ist Ganzheit und hat Tiefe."

I. „Die Person ist Ganzheit." Alles, was wir am Menschen finden: seine Bewußtseinsinhalte ebenso wie seine Körperteile und Bewegungen, seine Leistungen ebenso wie seine Erlebnisse, seine Fähigkeiten ebenso wie seine Neigungen, sind nie etwas Einzelnes, Isoliertes, für sich Bedeutsames und in sich Feststellbares, sondern sind nur unselbständige Momente der lebendigen, selbsttätigen und sinnvoll strukturierten Ganzheit, die wir menschliches Individuum nennen. Der Mensch ist kein

[1]) Der Vortrag ist auch abgedruckt in dem offiziellen Bericht über die Konferenz, sowie (in französischer Sprache) im Journal de Psychologie Bd. 25 S. 5—18, 1928.

Digitized by Google

Mosaik und daher auch nicht als Mosaik zu beschreiben. Alle Versuche, durch bloße Aneinanderreihung von Testergebnissen ein Bild des Menschen zu geben, sind grundsätzlich falsch. Das soll natürlich nicht heißen, daß eine Zerlegung (Analyse) nicht nötig wäre; denn ohne Vertiefung in die Einzelheiten, deren jede ihre besondere Erforschung verlangt, ist wissenschaftliches Arbeiten nicht möglich. Aber es soll heißen, daß die Analyse niemals wirkliche „Elemente" zutage fördert, einfache Einheiten, die nur wieder zusammengesetzt zu werden brauchten, um das Ganze wieder herzustellen. Es soll heißen, daß jede zunächst isolierte Einzelheit ihre eigentliche Bedeutung erst erhält durch ihre Stellung in der Persönlichkeitstotalität und daß daher methodisch jede Analyse ergänzt werden muß durch den Gesichtspunkt der „personalen Ganzheitsbezogenheit". Es sei die Tragweite dieser These an zwei Beispielen klargemacht.

a) Die Scheidung des Menschen in eine „physische" und eine „psychische" Seite ist eine Abstraktion, die zwar für gewisse wissenschaftliche Aufgaben notwendig war, aber für andere eine schwere Hemmung bedeutete. Es genügte auch nicht, daß man die vielen Beziehungen zwischen beiden bemerkte und nun ihre Auseinanderreißung nachträglich durch eine physiologische Psychologie usw. wieder aufzuheben suchte. Auch hier auf dieser Konferenz sehen wir auf der einen Seite die Psychologen, die von den psychischen Tatsachen zu den physischen die Brücke schlagen, auf der anderen Seite die Physiologen und Mediziner, die von den körperlichen Vorgängen sekundär zu den psychischen zu gelangen suchen — beide also doch von der Voraussetzung ausgehend, daß Psychisches und Physisches ursprünglich gesonderte Forschungsinhalte seien. Und eben diese Voraussetzung ist irrig. Es gibt unmittelbar „personale" Verhaltensweisen, die in ihrem einheitlichen Zweckgefüge jenseits (oder besser: vor) der Scheidung in Physisches und Psychisches stehen; in denen vielmehr jene beiden Momente so innig miteinander und mit dem gemeinsamen persönlichen Urgrund verknüpft sind, daß man sie gar nicht isoliert fassen kann. Sie sind „psycho-physisch neutral". Man nehme eine Willenshandlung, eine Ausdrucksbewegung, eine Sprachäußerung, eine Sportleistung. Gewiß kann man aus diesen personalen Akten die dabei mitspielenden motorischen Anteile einerseits, Bewußtseinsanteile andererseits herauspräparieren; aber indem man dies tut, zerreißt man zugleich den Bedeutungszusammenhang des ganzen Geschehens, legt Grenzen und Trennungsstriche, die im Verhältnis zum personalen Sinn der Handlung ganz gleichgültig sind. Entsprechendes gilt — um ein unmittelbar die Psychotechnik angehendes Beispiel zu erwähnen — von der Geschicklichkeitsleistung. Prüfen wir etwa, wenn wir einen Geschicklichkeitstest anwenden, nur eine körperlich-motorische Aktion? Oder nur die im Bewußtsein und im Unbewußten ablaufenden psychischen Prozesse? Oder die Summe dieser beiden Gruppen? Nichts von alledem: wir prüfen einen einheitlichen personalen Akt, der uns auf eine personale Fähigkeit oder Unfähigkeit schließen läßt und bei dem jene physischen und psychischen Anteile, wenn auch natürlich vorhanden und wichtig, so doch durchaus sekundär sind gegenüber der Einheit, in die sie eingebettet sind. Auch die begriffliche Scheidung von „körperlicher" und „geistiger" Arbeit, von „Hand"- und „Kopf"arbeiter hört nun auf, eine ausschließende zu sein. Jede

Digitized by Google

Arbeit ist als solche psycho-physisch neutral, wenn auch die physischen und psychischen Anteile verschieden stark in ihnen akzentuiert sein und auch die Ziele der Arbeit das eine Mal mehr im Materiellen, das andere Mal mehr im Geistigen liegen mögen. Aber ich brauche hier bloß den Begriff der „Monotonie" zu erwähnen, der ja eine zentrale Bedeutung für psychotechnische Fragen hat — und es wird sofort klar, wie scheinbar die seelenfremdeste rein körperliche Tätigkeit von tiefsten Triebkräften oder Triebhemmungen der Person abhängt und darum auch die stärksten psychischen Auswirkungen haben kann.

Vielleicht lassen diese Beispiele schon erkennen, wie nötig eine, der Physiologie wie der Psychologie vorgeordnete, Grundwissenschaft vom ungeteilten Menschen, eine Personalistik ist.

b) Die veränderte Stellung zu den „Elementartests". Eine naturwissenschaftliche Analogie hatte bewirkt, daß in der Psychotechnik lange Zeit ein Dogma vorherrschend war und zum großen Teil noch heut ist, welches man etwa so formulieren kann: je mehr eine menschliche Leistung in ihre elementaren Einzelfunktionen zerlegt ist, und je isolierter und exakter wir diese untersuchen, um so näher kommen wir an die wahre Beschaffenheit der Leistung heran. Dies führte dazu, daß man mit oft sehr komplizierten Präzisionsapparaten die einfachsten Teilformen der Leistung: Reaktionszeiten, Augenmaß, Empfindlichkeit und Gedächtnis für elementare Sinnesreize und Muskelinnervationen, Aufmerksamkeit für gleichförmige Reizreihen usw. genau zu registrieren bestrebt war. Jenes Dogma aber kann heut nicht mehr aufrechterhalten werden; ja fast ist man geneigt, die entgegengesetzte These aufzustellen: mit der Zerlegung in Elementartests und ihrer isolierten Anwendung nähern wir uns nicht dem Wesen der Persönlichkeit, sondern entfernen uns von ihm. Die längere Dauer der Reaktionszeit bei einem Individuum, gemessen an einem Reaktionsapparat, ist keineswegs ein Symptom dafür, daß dieses Individuum dort, wo es im Zusammenhang mit einer sinnvollen Lebensaufgabe reagieren muß, zu langsam reagieren wird. Oder: eine Augenmaßprüfung, vorgenommen an der — für sich sinnlosen — Halbierung und Drittelung von Linien, besagt noch nichts darüber, wie der Prüfling sich benehmen würde, wenn er eine ihn interessierende bedeutungsvolle Aufgabe räumlicher Gestaltung zu erfüllen hätte. So werden auch die empirischen Befunde verständlich, die in neuerer Zeit bezüglich der geringeren und schwankenden Symptomwerte gerade der elementarsten Testmethoden erarbeitet worden sind. Beim Augenmaß z. B. ist sowohl die Korrelation der verschiedenen Prüfmethoden unter sich, wie die Korrelation der Prüfung zu den Bewährungen in der praktischen Berufsarbeit recht unbefriedigend; und ähnlich bei anderen einfachen Tests[1]).

Eine Handlung, die eingebettet ist in den Totalzusammenhang des persönlichen Lebens, ist eben eine ganz andere als die äußerlich gleiche Handlung, wenn sie isoliert und sinnfremd gefordert wird. Denn jene personal verankerte Handlung

[1]) Über einschlägige Feststellungen aus unserem Hamburger Institut berichtet das Buch von Dr. Roloff über „Eignung und Bewährung, psychotechnische Forschungen". Beiheft 41 der Zeitschrift für angewandte Psychologie. (Hamburger Arbeiten zur Begabungsforschung, Nr. 9.) Leipzig 1928.

Digitized by Google

kann ihre Triebkräfte aus den verschiedensten Regionen der individuellen Fähigkeiten ziehen, nicht etwa nur gerade aus der Sonderfähigkeit, die man auf Grund einer vereinfachenden Konstruktion dieser bestimmten Leistung zuordnet. Darin besteht ja eben die eigentümliche einheitliche Sinnstruktur der Persönlichkeit, daß sie über ein Reservoir möglicher Hilfsmittel verfügt, aus dem für bestimmte Zwecke das dem Individuum angemessenste ausgewählt wird.

So kann — um nur ein Beispiel zu nennen — Mangel an eigentlicher Visualität wettgemacht werden durch motorisches Nachgestalten oder durch logisch-mathematisches Nachkonstruieren; und es kann unter Umständen aus „Ersatzfunktionen" eine hohe Leistungsfähigkeit resultieren, wofern nur die Aufgabe als solche Anlaß zu einem Ins-Spiel-setzen der personalen Gesamtkräfte bietet.

Hieraus ergeben sich für die Praxis der psychotechnischen Prüfmethodik zwei wichtige Folgerungen.

1) Wir müssen mehr und mehr das Prinzip der „Arbeitsproben" ausbauen; darunter verstehen wir in Deutschland solche Prüfmethoden, die eine komplexe, in sich sinnvolle, der Berufsleistung nachgebildete Handlung fordern. Die Arbeitsprobe unterscheidet sich von der wirklichen Berufsleistung durch eine gewisse Vereinfachung (die aber nie bis zur Auflösung in „Elemente" der Handlung gehen soll), durch experimentelle Kontrollierbarkeit, Variierbarkeit und Meßbarkeit, durch möglichste Ausschaltung von Kenntnissen und Übungserfolgen. Sie ruft in ganz anderem Maße als ein Elementartest eine Reaktion der personalen Gesamtdynamik hervor und erlaubt — abgesehen von den objektiv meßbaren Leistungswerten — eine Beobachtung über die Art des Arbeitens, über die Verwendung von Ersatzfunktionen usw.

2) Daneben werden Einzeltests weiter ihren Wert behalten, aber unter veränderten Gesichtspunkten. Man wird die Prüfung ganz elementarer Teilfähigkeiten relativ zurücktreten lassen und solche Tests bevorzugen, die dem Prüfling eine gewisse Spontaneität der Leistung, die Wahl des ihm gemäßesten Verhaltens freigeben. Man wird verzichten müssen auf die Zuordnung je eines einzelnen Testergebnisses zu einer einzelnen Fähigkeit (hierin müssen die üblichen Schemata der Gutachten einer Revision unterzogen werden). Man wird aber eine größere Reihe von verschiedenartigen Tests sehr wohl für die Aufstellung von Diagnosen und Prognosen verwerten können; zeigt doch auch die Bewährungskontrolle, daß die Resultantenwerte aus geschickt zusammengestellten Testreihen eine hohe Korrelation zur praktischen Bewährung haben. Wie ist dies theoretisch zu erklären? Nicht dadurch — wie man früher glaubte —, daß eine solche Testreihe ein Mosaikbild von lauter einzelnen Fähigkeitsgruppen liefert. Vielmehr dadurch, daß schon die einzelne Testleistung eine Reaktion der Gesamtpersönlichkeit, unter Akzentuierung besonderer Seiten und Momente, darstellt. Eine Mehrzahl solcher Tests prüft also jedesmal den ganzen Menschen, unter immer neuen Betonungen bestimmter Seiten oder, wie man es auch ausdrücken könnte, unter jeweils anderer „Zentrierung". Und das Ergebnis der Gesamttestreihe ist dann nicht ein Nebeneinander von Elementen, sondern ein System von lauter verschieden

Digitized by Google

gelagerten und zentrierten Querschnitten durch die tätige Persönlichkeit.

II. Die Person hat Tiefe. Die Persönlichkeitsforschung hat in der Person eine neue Dimension entdeckt. Personales Leben fügt nicht nur das Neben- und Nacheinander der Zustände und Vorgänge zu einer flächenhaft sich erstreckenden Ganzheit, sondern es hat Volumen, hat eine vertikale Struktur, die sich aus Schichten verschiedener Tiefenlagen aufbaut.

Es gibt in jeglicher Person Schichten, die der „Oberfläche" nahe sind, d. h. ihren unmittelbaren Ausdruck und den Kontakt mit der äußeren Welt herstellen — und Schichten, die tief unterirdisch sind, sich der Veräußerlichung entziehen, die dem anderen Menschen, oft sogar dem Subjekt selber, unbekannt bleiben, obwohl sie die stärkste Dynamik entfalten können.

Es gibt Schichten, mit denen der Mensch ganz auf der Höhe seiner Zeit, seiner überfeinerten und differenzierten Kultur steht — und andere archaischer Art, in denen sich Regungen längst verschollener Zeiten, animalische, primitivmenschliche Urtriebe geltend machen.

Es gibt Schichten, in denen der Mensch ganz seiner Altersstufe entsprechend ein reifer Erwachsener ist — und andere, in denen noch seine Kindheit, seine Pubertätszeit weiterleben (Infantilismus, Puberilismus).

Es gibt Schichten, in denen der Mensch den Vollernst des Handelns und Verhaltens aufbringt, sich verantwortlich mit allen Konsequenzen in den sozialen und kulturellen Prozeß einreiht — und andere, in denen er mit den Dingen und mit sich selbst spielt, in einer Scheinwelt lebt — und endlich Zwischenschichten, in denen das Bewußtsein des Ernstes mit der tatsächlich spielerigen Haltung eigentümlich kontrastiert („Ernst-Spiel").

Es gibt noch manche andere Arten der Schichtung; aber ihre Aufzählung ist hier nicht nötig, wo es nur darauf ankommt, das Prinzip der Tiefenschichtung aufzuweisen. Was bisher unter dem Namen „Tiefenpsychologie" einhergeht — Psychoanalyse, Individualpsychologie — hat zwar die Grundtatsache der Tiefendimensionalität richtig erkannt, hat sich dann aber sofort das Problem durch grobe Simplifikationen ungebührlich erleichtert. Es liegt nämlich die Gefahr nahe, daß man die Schichtung auf zwei Glieder reduziert, indem man eine primäre Schicht, einen „Kern" und eine sekundäre, eine „Schale" unterscheidet. Und daß man den „Kern" dann in irgendeinem inhaltlich bestimmbaren Element der Person sieht und alles andere als zweitrangig, abgeleitet betrachtet, als bloße Umbildung jenes Kerns oder als von außen aufgesetzten Fremdkörper. Dieser Gefahr verfiel die Freudsche Psychoanalyse, indem sie den Sexualtrieb, und die Adlersche Individualpsychologie, indem sie den Geltungs- und Machttrieb zum Persönlichkeitskern machte. Natürlich könnte man mit gleichem Recht noch manch anderes Moment des persönlichen Lebens zur „personula" verabsolutieren und alle anderen als Umwandlungen, Sublimierungen, Verdeckungen und Veräußerlichungen ansehen.

Gegenüber allen solchen dualistischen Auffassungen der Person vertritt nun die personalistische Theorie entschieden den Ganzheitsgesichtspunkt auch be-

Digitized by Google

züglich der Schichtenbildung. Nicht diese oder jene besondere Schicht macht das Wesen der Person aus, sondern die Tatsache des Geschichtetseins selbst, das Ineinander, Zueinander, Gegeneinander der Schichten. Nicht irgendein einzelner Urtrieb, sondern der Gesamttonus bestimmt die Eigenart jeder Individualität. Mag es zwischen den in verschiedenen Schichten wirkenden Kräften auch die mannigfaltigsten Gegensätze, ja scheinbare Spaltungen geben — letzthin unterliegt doch das Gesamtsystem der personalen Einheitsbildung, in der jede Schicht ihren Platz, ihre Notwendigkeit und ihre Bedeutung hat. Es wäre völlig verkehrt, Ausdrücke wie „Oberflächen" - Schicht, „äußere" Schicht im Sinne einer negativen Wertbedeutung zu fassen; diejenigen Seiten des Daseins, in denen der Mensch sich unmittelbar nach außen projiziert und mit der Umwelt in Zusammenhang setzt, sind nicht weniger „wesenhaft" als jene, die ihm ganz allein, ja vielleicht dem nicht bewußt werdenden Fundus in ihm angehören. Am wesenhaftesten aber ist das strukturelle Verhältnis, in dem sie alle zueinander stehen.

Was hat nun die Psychotechnik aus dieser neuen theoretischen Auffassung zu lernen?

Es ist klar, daß der Befund einer experimentellen Testprüfung unmittelbar nur etwas über die Oberflächenschicht aussagt. Denn in einer solchen Prüfung reagiert ja der Mensch auf einen äußeren Reiz (die Aufgabe) mit einer nach außen gerichteten, anderen erkennbaren Handlung. Der Umstand, daß ein Experiment immer und überall nur den reaktiven Menschen — oder besser das Reaktive im Menschen — ins Spiel setzt, hatte schon seit langem dazu geführt, daß man als Ergänzung des Experiments eine Methode forderte, die besser an die spontanen Betätigungen und Verhaltensweisen heranreichte; und deswegen hatte ich selbst immer betont, daß eine noch so feine Experimentaltechnik nie die Beobachtung als Methode überflüssig mache. Sie wurde deshalb ebenfalls methodisch verfeinert; es wurden Beobachtungsschemata und Anleitungen ausgearbeitet usw. Sie wurde auch in der Form der Selbstbeobachtung nutzbar gemacht, indem Angaben des Prüflings über seine Wünsche und Neigungen, die Motive seiner Berufswahl usw. gefordert wurden. Allein damit ist unsere Frage nicht beantwortet. Auch Beobachtung trifft — darin dem Experiment gleichend — unmittelbar nur Sichtbares und Hörbares, nach außen Hervortretendes, also Momente der äußeren Schichten. Und auch Selbstbeobachtung des Individuums vermittelt nur das, was bereits in die Höhenlage der Bewußtheit hineinreicht. Aber wir müssen tiefer dringen: in tragende Unterschichten, in das Getriebe halb und ganz unbewußter Regungen, in die verzwickten Beziehungen dieser Tiefenschichten zu den sichtbaren Schichten, die dem Experimentator, Beobachter und Selbstbeobachter zugänglich sind; kurz — wir müssen deuten.

Gewiß, das wird schon längst gemacht. Der Psychoanalytiker deutet; der Graphologe deutet; auch der Psychotechniker deutet, sobald er über die bloße Aufstellung der Experimentalbefunde hinausgeht. Aber dies Deuten ist bisher noch weit entfernt von wissenschaftlicher Strenge, Weite und Gewissenhaftigkeit. Es ist bald einseitig, wie überall dort, wo man einen einfachen Persönlichkeitskern annimmt, auf den hin alles andere gedeutet werden muß (Psychoanalyse). Es ist dann wieder

Digitized by Google

dilettantisch, wie bei vielen Graphologen und auch Psychotechnikern, wo durchaus jedem konstatierten Einzelzug eine bestimmte Tiefenbeschaffenheit (Charaktereigenschaft, Begabungsrichtung) zugeordnet wird. Oder es ist abseits wissenschaftlicher Methodik — rein intuitiv, wie bei manchem Berufsberater, der mit einem feinen Fingerspitzengefühl für die Wesentlichkeit von Individualitäten begabt ist. Aber wie selten findet sich diese wundervolle Gabe; und dann — wo ist die Gewähr, daß ein so intuitiv erfaßtes Menschenbild auch der Wahrheit entspricht?

Hier steht der wissenschaftlichen Forschung also noch eine ganz große, bisher kaum gesehene Arbeit bevor: die Gesichtspunkte, Gesetze und Kriterien der psychologischen Menschendeutung zu gewinnen. Was bisher in den obengenannten Richtungen vorliegt an Deutungs-Versuchen, -Künsten und -Künsteleien, sind nicht mehr als erste tastende Anfänge. Damit soll nicht gesagt sein, daß die intuitive Menschendeutung jemals durch Wissenschaft überflüssig gemacht werden könnte. Aber sie muß verfeinert und gesichert werden; sie muß ergänzt werden; denn gerade in den komplizierteren Fällen des Lebens und bei den differenzierter geschichteten Individuen versagt die Intuition nur allzu leicht.

Diese Arbeit der Schaffung einer personalistischen Deutungsmethodik wird uns jahrzehntelang in Anspruch nehmen; aber sie muß sofort begonnen werden. Haben wir bisher vermittels der Korrelationsrechnung die horizontalen Zusammenhänge der in dem Individuum nebeneinander bestehenden Momente untersucht, so müssen wir jetzt zu den vertikalen Zusammenhängen übergehen, die aus der Oberfläche in die Tiefe und aus der Tiefe in die äußere Schicht führen.

Wie verschieden ist die Bedeutung einer experimentell festgestellten Minderleistung, wenn sie auf direkter Leistungsunfähigkeit beruht, oder wenn sie aus tief verankerten Triebsperrungen hervorgeht, oder wieder wenn sie durch personale Angst- oder Schockreaktion auf die besondere Prüfsituation veranlaßt ist. Hier werden ferner die vertikalen Bindungen und Spannungen zwischen Neigung und Eignung (attitude und aptitude) zu untersuchen sein, wobei unter Neigung die Gesamtheit der personalen Richtungsdispositionen gemeint ist, nicht nur die bewußten Interessen, Wünsche und Willensregungen, sondern auch die Triebeinstellungen. Weiter drängt sich die Frage auf, inwiefern die große personale Tiefe, aus der eine berufliche Tendenz entspringt — eine unbeirrbare Liebe zur Sache, das volle Erfülltsein von einer Aufgabe —, die engen Grenzen sprengen kann, die der direkt feststellbaren „Leistungsfähigkeit" im speziellen Sinn der Eignungsprüfung gesetzt zu sein scheinen. Und es wird umgekehrt zu prüfen sein, ob ein Mensch, der der Leistungsprüfung nach gut geeignet wäre für eine bestimmte Arbeit, etwa in tieferen Schichten Gegenstrebungen hat, die ihm schließlich die befriedigende und erfolgreiche Ausübung des Berufes unmöglich machen würden. Eine Teilfrage dieses Komplexes bilden schließlich die „Überkompensationen", auf die die Theorie Alfred Adlers hinweist: daß eine Unvollkommenheit unter Umständen den stärksten Antrieb zu einer kämpferischen Überwindung des Hindernisses und dadurch zur Ausbildung einer höheren Leistungsfähigkeit gerade auf dem ursprünglichen Minderwertigkeitsgebiet bilden kann — aber ebenso die bisher kaum beobachteten Unterkompensationen: daß eine höhere Begabung dazu

Digitized by Google

führen kann, die hierher gehörigen Leistungen zu leicht zu nehmen, sie weniger in Bemühungen und Willen zu verankern, sie weniger interessant zu finden —, so daß das schließliche Ergebnis ein Versagen gerade in den Sphären der Hochfähigkeit ist.

Eine andere Problemgruppe umfaßt die vielen inhaltlichen Beziehungen der Berufstätigkeit zu Triebschichten. Wir stoßen bei einem Individuum auf einen besonders intensiven oder labilen Triebkomplex: ist nun zu erwarten, daß eine in gleicher Linie liegende Berufswahl den Trieb zu wertvoller Auswirkung diszipliniert und sublimiert, oder aber umgekehrt, ihn zu wertwidriger Einseitigkeit und Hemmungslosigkeit übersteigert? Man denke an die ambivalente Bedeutung des Schmucktriebes für den Beruf der Modistin, an die Rolle erotischer Reizbarkeit für die Schauspielerin und Tänzerin, an die Bedeutung von sadistischen und Blutrauschregungen für den Fleischer und den Chirurgen, an den Erwerbstrieb in seiner Beziehung zum Beruf des Kaufmanns, des Bankiers usw. Gerade weil es sich hier — und so in vielen anderen Fällen — um eine Ambivalenz handelt, ist die deutende Diagnose und noch mehr die Prognose außerordentlich schwer. Aber es ist schon ein Fortschritt, wenn man auch nur erst einmal die Problematik sieht — und das ist heute bei zahlreichen Psychotechnikern und Berufsberatern noch nicht der Fall.

Einige weitere tiefenpsychologische Probleme, die für unsere Arbeit wichtig werden, kann ich hier nur noch nennen, ohne näher darauf einzugehen. Da ist einmal die eigentümliche Materialgebundenheit gewisser Menschen: daß sie nur in Holz, aber nicht in Eisen, nur in Papier, aber nicht in Stoff ihre Kräfte verwenden können, daß sie sich zu dem einen Material ebenso hingezogen fühlen, wie sie gegen das andere geradezu eine unüberwindbare Abneigung haben. Und endlich das schon einmal berührte Monotonieproblem: was nützt die vorzüglichste Eignung für bestimmte Tätigkeiten, wenn der Arbeiter dadurch, daß er diese gleiche Tätigkeit jahraus jahrein ohne Abwechslung ausführen muß, seelisch zusammenbricht? Wenn nun neuerdings die psychotechnische Forschung zeigt, daß es Typen im Fertigwerden mit der Monotonie gibt[1]), so kann die Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Typus weit entscheidender sein für die Berufsleistung und das Berufsglück, als die Leistungsprobe im üblichen Sinn der bisherigen Psychotechnik.

Auch für die Ausgestaltung und Umgestaltung unserer psychotechnischen Prüfmittel ergibt sich aus der tiefenpsychologischen Auffassung ein wichtiger Wink. Bei den bisher üblichen Tests fallen Ziel des Experimentators und Absicht des Prüflings zusammen: der Prüfling ist bewußt und willensmäßig auf die Erreichung desjenigen Ergebnisses eingestellt, das auch der Prüfer anstrebt. Nun aber ist es eine der fundamentalsten tiefenpsychologischen Einsichten, daß Absicht mindestens ebensosehr die tieferen Schichten verhüllen wie enthüllen kann. Selbst die sog. „Willens"eigenschaften wie Sorgfalt, Ausdauer, Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Treue im kleinen usw. kommen nicht dort am reinsten zutage, wo ihre Bekundung bewußt angestrebt wird, sondern dort, wo sie in die Ausführungsart einer an-

[1]) Vgl. die aus unserem Hamburger Institut hervorgegangene Abhandlung von H. Wunderlich: „Die Einwirkung einförmiger zwangsläufiger Arbeit auf die Persönlichkeitsstruktur." Zeitschrift für angewandte Psychologie. Bd. 25, S. 321 ff. Separat: Schriften zur Psychologie der Berufseignung. Heft 31. 1925.

Digitized by Google

derweitigen Zielsetzung unbewußt mit eingehen. Beobachtet man einen Prüfling etwa bei einem Drahtbiegeversuch, so ist nicht allein, ja vielleicht nicht in erster Linie, das schließliche Ergebnis, auf das sein Bewußtsein hinaus will, charakteristisch für sein Wesen, sondern gewisse formale Züge seines Arbeitens, an die er gar nicht denkt, ja von denen er überhaupt nichts weiß. Neuerdings haben bereits psychotechnische Forscher (Valentiner, Roloff u. a.) diesen Gesichtspunkt berücksichtigt, indem sie aus solcher absichtsfremden Komponenten der Arbeit ihrer Prüflinge indirekt Deutungen auf Willens- und Charaktereigenschaften herleiteten; und es ist damit sicher ein Weg gegeben, um die so oft beklagte Einseitigkeit der psychotechnischen Methoden (daß sie das Charakterologische vernachlässigten) zu überwinden.

Aber wir werden uns auch entschließen müssen, entschiedener solche Methoden unserem psychotechnischen Inventar einzuverleiben, die in der jetzt neu entstehenden Charakterologie beheimatet sind. Ich meine die „Ausdrucksmethoden", die sich ja vorwiegend auf die dem absichtsvollen Willen entzogenen Seiten menschlichen Verhaltens erstrecken, auf Gesichts- und Gliederspiel, Rhythmik und Tempo der Körperbewegungen, Ausdrucksform der Handschrift usw. Daß auch hier vieles ausgeschieden oder geläutert werden muß, was heut noch stark dilettantischen Anstrich hat, ist selbstverständlich; leider hat ja das schnelle Abgleiten dieser Bestrebungen ins rein Geschäftsmäßige weitgehend verhindert, die wissenschaftlich wertvollen Grundideen in geduldiger Kleinarbeit auszuproben. Aber man braucht ja nur den Namen Klages zu nennen, um zu zeigen, daß auch diese charakterologischen Ausdrucksmethoden in ernsthaftester Weise zur Menschendiagnose berufen sein werden. Es war falsch und kurzsichtig von der zünftigen Psychologie und Psychotechnik, daß sie hiervon so lange nichts wissen wollte; um so erfreulicher ist es, daß wir unmittelbar in den Anfängen einer wissenschaftlichen Ausdruckspsychologie stehen, die sich auch zum Teil durch neue Methoden (man denke an den Film) von den früheren charakterologischen Versuchen unterscheiden wird.

Zum Schluß noch eine Bemerkung über die praktische Anwendungsmöglichkeit der neuen personalistischen Gesichtspunkte. Die psychotechnische Eignungsdiagnose hat ja zwei sehr verschiedenen Aufgaben zu dienen: auf der einen Seite der Konkurrenzauslese der Anwärter für einen bestimmten Beruf oder einen wirtschaftlichen Betrieb, auf der anderen Seite der Beratung der ins Leben und in den Beruf eintretenden Jugend. Es waren vornehmlich äußere Gründe, die der ersten Aufgabe den zeitlichen Vorsprung gaben: die Industrie hatte das Bedürfnis, nur den tüchtigsten Nachwuchs zu erhalten; große Verkehrsbetriebe hatten ein Interesse daran, nur Menschen mit ganz besonders geeigneter Aufmerksamkeit, Geistesgegenwart, Ausdauer usw. als Lokomotivführer, Chauffeure einzustellen u. a. m. Unter dem Gesichtspunkt dieser dringlichen Aufgaben wurden nun auch die psychotechnischen Methoden entwickelt; und als dann später die sozialen Gesichtspunkte der Berufsberatung sich geltend machten, wurden zunächst automatisch die dort erprobten Methoden auch auf den neuen Aufgabenkreis übertragen. Dies aber hat zu manchen Mißständen geführt. Denn die Fragestellung der Berufsberatung („Welcher Beruf ist der geeignetste für das Individuum?") ist eine gänzlich andere als die Fragestellung der Konkurrenzauslese („Welche Individuen sind

Digitized by Google

die geeignetsten für diesen Beruf oder Betrieb?"). Und die andere Fragestellung verlangt auch andere Methoden. Interessiert sich die Psychotechnik der Konkurrenzauslese lediglich für die engumschriebene Leistungsfähigkeit der Prüflinge auf einem einzigen (nämlich dem betriebswichtigen) Leistungsgebiet und bleibt sie gleichgültig gegen alle diejenigen Individuen, die jene Leistungsfähigkeit nicht im geforderten Maße besitzen, so hat die Berufsberatung es mit dem ganzen Menschen zu tun, dessen Berufsentscheidung aus der Gesamtstruktur seiner Persönlichkeit heraus getroffen werden muß; und sie hat es mit der positiven Beratung aller ratsuchenden Individuen zu tun, auch derer, die für einen zunächst in Aussicht genommenen Beruf nicht geeignet sind. Daraus ergibt sich, daß die Fähigkeitsprüfungen der Berufsberatung in ganz anderem Maße in eine Charakteristik der Persönlichkeit hineingebaut werden müssen als die der Konkurrenzauslese, daß also nicht die Gewinnung von Ziffernwerten und Fähigkeitsprofilen an sich, sondern deren personale Deutung das Entscheidende ist. Diese Forderung verlangt eine erhebliche Umbildung der psychologischen Methodik[1]) und eine sehr gründliche psychologische Fachkenntnis bei denen, die psychologische Berufsberatung treiben; die Beherrschung experimenteller Apparatentechnik und rechnerischer Verfahrensweisen reicht hierzu keineswegs aus.

Auf der anderen Seite wird es freilich zu wünschen sein, daß auch die Psychotechnik der Konkurrenzauslese von den neuen personalistischen Gesichtspunkten nicht ganz unberührt bleibe. Erstens in ihrer Methodik: wir sahen, daß die Feststellung selbst einer speziellen Leistungsfähigkeit nur mit Verfahrensweisen möglich ist, die über die bloße mosaikartige Aneinanderreihung von Elementartests hinausgehen. Zweitens aber auch in ihrer sozialethischen Gesinnung: die Betriebe, welche psychotechnische Auslese treiben, dürfen nicht vergessen, daß es sich nicht um Maschinen oder Materialien handelt, deren Qualität und ökonomische Bedeutung für den Betrieb in der Tat durch einen Ziffernwert erschöpfend ausdrückbar ist, sondern um Menschen, deren Berufsarbeit einen Teil — und zwar einen sehr wesentlichen Teil — ihres ganzen persönlichen Lebens darstellt.

Gerade weil es den wirtschaftlich interessierten Betrieben und ihren psychotechnischen Privatlaboratorien nicht ganz leicht wird, die wirtschaftlichen Interessen im erforderlichen Maße mit diesen sozialen und personalen Gesichtspunkten zu durchtränken, wäre es das wünschenswerteste, wenn die psychotechnischen Prüfungen und Eignungsdiagnosen mehr und mehr an öffentliche Instanzen übergehen, die, dem Gemeinwohl dienend, wirtschaftlich nicht an dem Ergebnis interessiert sind und die Möglichkeit haben, die Gesamtstruktur der Persönlichkeit zu berücksichtigen; also an psychologische Institute und psychologische Abteilungen der Berufsberatungsämter. Die Anfänge einer solchen Bewegung sind bereits hier und da erkennbar.

---

[1]) Daß diese Umbildung der eignungspsychologischen Methodik für Zwecke der Berufsberatung bereits im Werden ist, ist aus einigen der jüngsten Veröffentlichungen zu erkennen. Hier sei nur das eben erschienene treffliche Buch von Hellmuth Bogen genannt: „Psychologische Grundlegung der praktischen Berufsberatung" (Langensalza 1927) und die Broschüre von Hildegard Grünbaum-Sachs: „Tiefenpsychologie und Berufsberatung", Leipzig 1927 (Schriften zur Psychologie der Berufseignung und des Wirtschaftslebens, Nr. 33).

Digitized by Google

Über genetische Charakterologie, insbesondere über psychoanalytische.

Von Heinz Hartmann (Wien).

Digitized by Google

Digitized by Google

Wenn hier von genetischer Charakterologie die Rede ist, sei mit diesem Begriff eine Betrachtungsweise gemeint, die sich nicht mit allen gelegentlich so bezeichneten durchaus deckt. Jede analysierende Psychologie muß zu dem Ergebnis kommen, daß deskriptiv verwandte seelische Erscheinungen oder Eigenschaften genetisch-dynamisch betrachtet Verschiedenes bedeuten können, daß umgekehrt genetisch-dynamisch ähnliche Mechanismen oft deskriptiv disparaten seelischen Phänomenen zugrunde liegen. So können sich — um auf das Kretschmersche Schema zu exemplifizieren — deskriptiv weit auseinanderliegende Züge aus einem in bezug auf Eindrucksfähigkeit, Retentionsfähigkeit usw. nahe verwandten seelischen Geschehen herleiten, es können aber auch Verhaltensweisen, die unter dem Aspekt dieser Dynamismen besehen von Verwandtschaft nichts erkennen lassen, deskriptiv enge zusammengehören. Diese Verschiedenheit der Gruppierung des zu ordnenden Erfahrungsmaterials je nach dem zugrunde gelegten Ordnungsprinzip ist gewiß nichts, was die Charakterologie oder die Psychologie vor anderen Wissenschaften auszeichnen würde. Es zeigt sich in der Biologie im Vergleich der morphologischen, der physiologischen, der entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungsweise, es zeigt sich überall, wo vorwiegend beschreibende und vorwiegend erklärende Richtungen nebeneinanderstehen.

Rein beschreibende charakterologische Querschnitte allein können uns über die Entwicklung in Vergangenheit und Zukunft wenig lehren. Aber auch charakterologische Längsschnitte — deren genaue Aufnahme ebenso wie die der Querschnitte natürlich für die Materialsammlung Erfordernis bleibt — müssen erst von der Kenntnis der Dynamismen und Entwicklungsgesetze durchleuchtet werden, um uns Hinweise auf die Vergangenheit und Zukunft, Anhaltspunkte über die Stabilität, die Beeinflußbarkeit usw. zu geben. So meint auch Kronfeld[1]): „Echte charakterologische Forschung geht über die bloß beschreibende Typologie wesensmäßig hinaus. Sie rechtfertigt die Aufstellung von Typen nicht mehr durch das vorherrschende deskriptive Merkmal, sondern durch das dahinterstehende Gesetz der Genese." Die Notwendigkeit einer genetisch-dynamischen Betrachtungsweise des Charakters leuchtet demnach ein. Kretschmer, Schilder, Ewald u. a. haben sie gefordert und Beiträge zu ihrer Begründung geliefert. Eine Charakterologie, die von diesem Gesichtspunkt aus ihr Material bearbeitet, muß sich Begriffe schaffen, die über das Bewußte hinausgreifen und auch den Besonderheiten des unbewußten Seelischen angepaßt sind. Man sollte sich darüber klar sein, daß „Konstruktionen" hier unver-

[1]) „Fragestellungen und Methoden der Charakterologie", aus: „Konstitution und Charakter", herausgegeben von M. Hirsch, Leipzig, Kabitzsch 1928.

Digitized by Google

meidlich sind; sie sind logisch denjenigen der Naturwissenschaften im engeren Sinne analog und ihr Erkenntniswert und ihre Berechtigung erweisen sich ebenso wie bei diesen. Natürlich wird man bei allen Versuchen, die auf diesem Grunde aufbauen, genau untersuchen müssen, was konstruktiver Mut ist und was konstruktiver Übermut. Die Grenze zu ziehen ist oft nicht leicht.

Es wäre ein Irrtum zu meinen, eine derartige analytische Betrachtung müsse sich somatisch-biologischer Begriffe bedienen oder sich zumindest an den somatischen Forschungsergebnissen vor allen anderen orientieren. Die immer wieder, auch in der psychiatrischen Literatur, vollzogene Gleichsetzung der psychologischen Denkweise mit der „schauenden", der somatischen mit der analytisch-diskursiven ist irrig. In der Sonderart des Seelischen ist nichts enthalten, das eine analytische Betrachtung in diesem Sinne ausschließen würde. Keineswegs gehört, wie man gemeint hat, das beschreibende Verfahren zum Wesen der Psychologie; es dürfte vielmehr lediglich ein Entwicklungsstadium dieser Wissenschaft bezeichnen. „Naturwissenschaftlich" ist nicht etwa nur jene Psychologie, die mit somatischen Begriffen arbeitet. Die Trennungslinie geht mitten durch die rein psychologischen Disziplinen und über die Klassifikation als „naturwissenschaftlich" oder „nichtnaturwissenschaftlich" entscheidet nicht das Zugrundeliegen organisch-biologischer oder psychologischer Begriffe, sondern die Art der Begriffsbildung und die wissenschaftliche Zielsetzung. Ein Widerspruch zwischen einer so gefaßten psychologischen und einer organisch orientierten Betrachtungsweise besteht jedoch grundsätzlich durchaus nicht. Der Widerspruch beginnt erst dort, wo die Frage nach dem „Wesen" des Charakters, der Geisteskrankheit usw. in Rede steht. Diese Frage soll uns hier nicht beschäftigen.

Sucht man nach den organisch-biologischen Grundlagen des Charakters oder des Temperaments, wie es in systematischer Weise z. B. Ewald[1]) getan hat — und dieser Forschungsweg ist, neben anderen, nicht nur berechtigt, sondern auch notwendig—, so liegt ein Irrtum nahe, der auch tatsächlich häufig begangen wird: es wird die scheinbar größere „Tatsächlichkeit" oder „Greifbarkeit" der zur Erklärung herangezogenen Elemente (z. B.: „Biotonus", „Konstruktion der nervösen Elemente") zum Anlaß, die Sicherheit der auf ihnen aufgebauten charakterologischen Hypothesen oder Konstruktionen zu überschätzen; aber der Wahrheitsgehalt charakterologischer Sätze hängt natürlich von ganz anderen Momenten ab. Die organischen Grundlagen, von welchen her die Charaktereigenschaften abgeleitet werden sollen, sind selbst noch keineswegs hinreichend sichergestellt und die empirischen Brücken, die zum Charakter hinführen, schmal und schwankend. So kommt es, daß manche rein psychologisch orientierte Charakterlehre empirisch weit besser fundiert ist als solche somatische Systemversuche

In einem anderen Sinne kann man auch die erbbiologische Charakterforschung als eine genetische Methode ansprechen. Auch ihre Begriffe sind erklärende Begriffe und es sind Entwicklungszusammenhänge, die der Erklärung zugrunde gelegt werden. Hoffmann[2]), der sich vor anderen um sie verdient gemacht hat, bezeichnet

[1]) „Temperament und Charakter", Springer 1924.
[2]) „Das Problem des Charakteraufbaus", Springer 1926.

Digitized by Google

als ihre Aufgabe, „bestimmte genotypische Anlagen („genische Radikale") zu isolieren, die in stets wechselnder struktureller Verbindung die seelische Eigenart der Individuen aufbauen". Freilich liegen die Dinge heute noch so, daß wir so gut wie nichts mit einiger Sicherheit darüber aussagen können, was am Charakter und wie viel oder wie wenig genotypisch fixiert ist. Der charakterologische Phänotypus eines Probanden wird bei derartigen Untersuchungen mit dem charakterologischen Phänotypus der Familienmitglieder verglichen und es werden daraus Schlüsse auf die Erblichkeit von Merkmalen gezogen; aber solche Schlüsse haben selbstverständlich nur dann Geltung, wenn paratypische Faktoren hier keine oder eine zu vernachlässigende Rolle spielen — daß dies so ist, ist aber durchaus nicht erwiesen, ja es ist nicht einmal wahrscheinlich. Gewiß ist diese Sachlage auch den Vertretern der erbbiologischen Charakterlehre bekannt, dem konkreten Fall gegenüber wird jedoch diese Schwierigkeit zumeist unberücksichtigt gelassen. Es ist möglich, daß charakterologische Untersuchungen an eineiigen Zwillingen, mit denen ich mich seit einiger Zeit befasse, uns hier weiterhelfen können. Aber die Berechtigung und mögliche zukünftige Fruchtbarkeit der erbbiologischen Methode zugegeben — es scheint mir methodisch unbegründet, ein genetisches System der Charaktermerkmale unter Vernachlässigung der seelischen Ontogenese aufbauen zu wollen, die unserer Beobachtung weiter offensteht und grundsätzlich leichter zugänglich ist.

Bevor wir uns aber der wissenschaftlichen Problematik einer solchen, von der individuellen Ontogenese ausgehenden Betrachtung des Charakters zuwenden, müssen wir zu einigen grundsätzlichen Fragen Stellung nehmen, vor allem aber dem Einwand begegnen, der gegen jede genetisch-erklärende Verfahrensweise in der Charakterologie erhoben wird und also auch die gemeinte ontogenetische Methode betrifft. Es ist nämlich offenbar so, daß die erklärenden Begriffe von der bunten Mannigfaltigkeit und anschaulichen Fülle der wahrgenommenen Charaktermerkmale nur mehr wenig enthalten können. So entsteht der Eindruck der „Blässe" und „Lebensfremdheit", der solchen Versuchen immer anhaftet, und darum wurde immer wieder die Forderung erhoben, der Charakter dürfte nicht „konstruiert", er müsse vielmehr „erschaut" oder „erlebt" werden. Wir wollen diesen Einwand gewiß nicht leicht nehmen. Die Spannung zwischen wahrgenommener Vielfältigkeit und begrifflicher Dürftigkeit ist hier — und gerade hier — ungeheuer groß, oder vielleicht richtiger: sie wird gerade hier besonders schwer empfunden. Aber kann es denn Aufgabe einer Wissenschaft vom Charakter sein, die Gesamtheit aller Charaktermerkmale und Erlebensweisen abbildend darzustellen? Ein tragfähiges Ordnungsprinzip dürfte sich auf diesem Wege schwer auffinden lassen. Und weiter zeigt die einfache Überlegung, da ja auch jede solche Darstellung notwendig mit Allgemeinbegriffen arbeitet, bei deren Bildung von der individuellen Mannigfaltigkeit abgesehen wird, die grundsätzliche Unmöglichkeit, selbst auf diesem Wege den Abstand, der begriffliche Darstellung von lebendiger Wirklichkeit trennt, zu überbrücken. Das gilt ja auch von den vorwissenschaftlichen Begriffen, die sich auf Charaktermerkmale beziehen: es ist wohl jedem schon so ergangen, daß ihm bei eingehender Kenntnis eines Menschen das meiste von dem, was an dessen Charakter mit Eigenschaftsworten faßbar scheint, gleichsam unter

Digitized by Google

den Händen zerflattert — oder daß es mehr als Gerüst neben der lebendigen Anschauung des Menschen steht, als daß es mit ihr zur Deckung gebracht würde. Diese Insuffizienz charakterologischer Adjektive macht sich freilich bei der künstlerischen Darstellung menschlicher Charaktere weniger bemerkbar. Aber hier ist es eben gerade nicht die Prägnanz im wissenschaftlichen Sinne, die den Bildern ihre Anschaulichkeit verleiht. Dennoch wäre es vielleicht möglich, zu bestimmten charakterologischen Zwecken sich — auch wegen ihrer allgemeinen Zugänglichkeit — solcher literarischer Vorlagen zu bedienen; doch wollen wir uns mit dieser Möglichkeit und ihren Grenzen an dieser Stelle nicht näher auseinandersetzen. Die Charakterologie der Dichter kann wohl der wissenschaftlichen Arbeit Anregungen geben, und das im reichsten Ausmaße, aber es darf keine Rede davon sein, etwa diese durch jene substituieren zu wollen; „der Dichter ist keine dem Forscher vorgesetzte Behörde" (Utitz[1]). Jedenfalls können wir den Versuch einer reinen „Abbildung" nicht als das wesentliche Ziel der Charakterologie gelten lassen, wenngleich zuzugeben ist, daß in gewissen Grenzen auch eine Kennzeichnung des Charakters aus der Sonderart des Erlebens, wie sie mit bewundernswerter Feinheit die phänomenologische Schule übt, von Bedeutung sein kann. Wenn charakterologische Schilderungen lebensnah und einleuchtend sind, beweist das noch nichts für den wissenschaftlichen Wert der Grundbegriffe und umgekehrt. So würde etwa die glänzende Schilderung charakterologischer Typen, die uns Kretschmer gegeben hat, allein noch nicht beweisen, daß auch die zugrunde gelegten Ordnungsbegriffe die zweckmäßigsten sind, diese könnten anderseits auch einem Charakterologen so erscheinen, dem Kretschmers Schilderungen nicht „einleuchten". Beide Fragen sind weitgehend unabhängig voneinander zu beantworten.

Aufgabe bleibt also, zunächst von der Mehrzahl wissenschaftlicher Begriffssysteme her das Gebiet in Angriff zu nehmen, mit dem Ausblick auf eine endliche systematische Gliederung auf Grund von Ordnungsprinzipien, die wir der Beschreibung allein niemals entnehmen könnten. Dabei werden wir uns bewußt bleiben, daß unser wissenschaftlicher Begriffsapparat es uns heute noch keineswegs ermöglicht, zu all den Problemen durchzudringen oder gar sie zu bewältigen, die für uns im Begriff „Charakter" zusammentreffen. Der „Blick" für diese Dinge spielt bei ihrer wissenschaftlichen Bewältigung gewiß noch eine nicht zu unterschätzende Rolle. Verfügt man nicht über diese Fähigkeit, so besteht die Gefahr, schon den Ansatz zu verfehlen. Aber Eindrücke sind nicht Erkenntnisse und darum werden wir nicht in den Fehler verfallen, in jenem „Blick" die ultima ratio wissenschaftlicher Forschung zu sehen. Mit der Forderung einer analytischen Betrachtungsweise soll nicht eine Abwendung von der konkreten Mannigfaltigkeit der Charaktere als dem Ausgangsmaterial der Charakterologie gemeint sein. Im Gegenteil wird es gerade darauf ankommen, trotz einer erklärenden Begriffsbildung den Kontakt mit den anschaulichen Gegebenheiten nicht zu verlieren. Daß dies möglich ist, lehrt ein Blick auf die Psychoanalyse: trotz ihrer im logischen Sinne erklärenden Begriffe, die das bewußte Psychische transzendieren, hat gerade sie auf ihrem ursprünglichen, dem psycho-

[1]) „Charakterologie", S. 109, Pan-Verlag 1925.

Digitized by Google

pathologischem Gebiet immer die Notwendigkeit betont, sich mehr, als das vordem geschehen war, den Erlebnissen der Kranken zuzuwenden. Die Richtung der Psychiatrie, welche heute diese Forderung vertritt, ist von ihr gewiß nicht weniger als von der Phänomenologie beeinflußt. Es wird weiter wesentlich bleiben, nicht so sehr auf eine Häufung von „Fällen" den Hauptakzent zu legen, als auf die genaue Analyse und Auswertung der Beispiele und auf eine systematische Abwägung ihrer positiven oder negativen Beweiskraft.

Die beschreibende Darstellung dessen, was uns an Charaktermerkmalen wahrnehmbar wird, kann — das haben wir gesehen — allein eine Charakterlehre nicht begründen. Wir werden nur dann hoffen können, das Kräftespiel mannigfaltigster Tendenzen, das wir mit dem Worte „Charakter" umfassen, wissenschaftlich zu bewältigen, wenn wir auch die Gesetzmäßigkeiten erkennen, welchen diese Teile des Seelischen folgen; dazu aber bedarf es erklärender Begriffe. Natürlich darf man nicht die der Erklärung zugrunde gelegten Elemente mit dem „Charakter selbst" verwechseln und die Vielfältigkeit der Erscheinungen und Zusammenhänge darüber übersehen. Daß man sich jene Gesetzmäßigkeiten viel zu einfach vorstellt, ist der eine Fehler, in den eine wissenschaftliche Charakterologie verfallen kann. Der andere, entgegengesetzte besteht darin, daß der Reichtum der Charaktermerkmale und ihrer Strukturen eine Scheu vor der Bildung von Theorien erzeugt, die früher oder später jeden systematischen Versuch zum Versanden bringen muß. Man übersieht in grundsätzlichen charakterologischen Versuchen immer wieder, daß ja auch die Mannigfaltigkeit der Qualitäten in der Welt der körperlichen Gegenstände unendlich ist, und daß es lediglich die Verschiedenheit der Interessenrichtung oder Interessenbetonung ist, die uns diese Mannigfaltigkeit gegenüber jener unterschätzen läßt. Jede wissenschaftliche Tätigkeit spielt sich ab zwischen den Extremen einer Haltung, der die Fülle der zu erfassenden Erscheinungen ungeformt zerflattert, und einer anderen, welche die Wirklichkeit in das Prokrustesbett zu enger Theorien zwängen will. Daß die notwendige Spannung zwischen der Fülle und Vielfältigkeit der Erscheinungen und der relativen Dürftigkeit der begrifflichen Hilfsmittel ertragen wird, ohne daß die eine oder andere extreme Haltung sich vordrängt, ist Voraussetzung fruchtbarer Arbeit.

Die Tendenzen, die wir der Erklärung des Charakters zugrunde legen, dürfen nicht unverknüpft nebeneinandergestellt werden, müssen vielmehr im Ganzen einer strukturellen Einheit gebunden werden; und weiter: Willensakte, Triebregungen, affektive Verhaltensweisen, die wir dem Charakter zurechnen, können sich in sehr verschiedenen Schichten abspielen — schon dadurch wird die Kenntnis des strukturellen Aufbaus der Persönlichkeit zu einer Voraussetzung aller Charakterologie — und ihre charakterologische Bedeutung variiert mit ihrem psychologischen „Ort". Struktur in diesem Sinne meint natürlich etwas ganz anderes als die deskriptive Feststellung des Erlebnisaufbaus. Gewiß hat Utitz[1]) recht, wenn er meint, man dürfe den Charakter nicht lediglich auf die „tiefste" Schicht projizieren. Es handle sich nicht um einen Ausschnitt, sondern um die gesamte Struktur. Aber

[1]) a. a. O., S. 25.

Digitized by Google

es könnte sein — es ist sehr wahrscheinlich so —, daß wir zur Erklärung der entscheidenden Regeln oder Gesetze gerade hier und nirgends anders die notwendigen Grundbegriffe finden, es könnte sein, daß die dynamische Struktur des Charakters eine solche ist, daß wir erst hier, in den tiefsten Schichten, zu den gewichtigsten inhaltlichen und formalen Faktoren vorstoßen können. Die Frage nach den charakterologischen „Ganzheiten" soll hier nicht diskutiert werden; wie immer sie liegen mag, jedenfalls ist es möglich und zulässig, eine relative Isolierung charakterologisch relevanter dynamischer Faktoren vorzunehmen. Es bleibt eine wesentliche Aufgabe der Charakterologie festzustellen, was am Charakter „eigengesetzlich" und was „abhängig" ist, und weiter müssen wir lernen, die Tendenzen des Charakters nach ihrer dynamischen Valenz abzustufen. Damit ist nicht in erster Linie das stärkere oder schwächere individuelle In-Erscheinung-treten dieser oder jener Gestaltung der charakterologischen Leitlinien gemeint, vielmehr sind auch allgemeine Sätze über die relative dynamische Mächtigkeit der einzelnen Strebungen möglich, d. h. eine generelle Ordnung dieser Strebungen nach ihrer charakterformenden Potenz. Es handelt sich also darum, den strukturellen Stellenwert und den dynamischen Wirkungswert der charakterologisch relevanten seelischen Faktoren zu bestimmen. Man muß zugeben, daß wir hier kaum über die ersten Anfänge hinaus sind. Von der Frage nach der dynamischen Valenz der Charakterelemente scharf zu scheiden ist die nach ihrem Symptomwert, d. h. nach ihrer Brauchbarkeit zur Diagnose bestimmter Charaktertypen. Wir verstehen, daß die beherrschenden Faktoren in diesem Sinne keineswegs identisch sein müssen mit jenen, die einer deskriptiven Betrachtung am augenfälligsten sind. Schon daraus ergibt sich, daß nicht nur die Forschungswege der deskriptiven und der erklärenden Charakterologie auseinandergehen müssen, sondern auch ihre Ordnungsprinzipien nicht zusammenfallen können. Hieraus folgt nun nicht etwa, daß die eine Betrachtungsweise die „richtige" ist und die andere die „falsche", es sind vielmehr beide notwendig. Wissenschaftsgeschichtlich mag dieses Stadium als ein Übergang zwischen zwei Entwicklungsstufen erscheinen.

Wenn eine lediglich deskriptiv aufgebaute Charakterologie immer etwas Unbefriedigendes an sich hat, so liegt das sicherlich nicht unwesentlich an ihrer Unfähigkeit, uns ein brauchbares Prinzip zur Ordnung der Charaktere sowohl wie der Charaktermerkmale an die Hand zu geben. An sich — das sei zugestanden — ist eine Ordnung auch auf Grund der reinen Beschreibung denkbar: deskriptiv abgegrenzte Elemente oder Merkmale werden nach ihrer „Ähnlichkeit" als verwandt zusammengefaßt; das tatsächliche Zusammenvorkommen solcher deskriptiver Elemente und seine Häufigkeit kann dann weiter beschreibend verfolgt werden. Gewiß verfahren die vorwissenschaftlichen Darstellungen der Charaktere und verfahren wir alle unter anderem auch so. Aber das letzte Wort der wissenschaftlichen Charakterologie kann damit nicht gesprochen sein (vgl. die gleichsinnigen Ausführungen bei Kronfeld[1]). Zunächst: wir haben schon hervorgehoben, daß phänomenologisch „ähnliches" Verhalten dynamisch oder genetisch betrachtet sehr

[1]) „Psychotherapie", S. 11f., Springer 1927.

Digitized by Google

Verschiedenes bedeuten kann und umgekehrt; die nach ihrer deskriptiven Ähnlichkeit zusammengefaßten Merkmale werden durchaus nicht immer „homologe" Gebilde sein müssen. Es ist weiter nicht gut möglich, auf rein deskriptivem Wege „Wesentliches" vom „Unwesentlichen" zu scheiden, solange man im Rahmen der empirischen Charakterologie bleibt, d. h. solange nicht z. B. Wertungen, die auch in Leistungs- oder Zielbegriffen versteckt sein können, auf die Ordnung Einfluß nehmen. Jede solche Projektion auf Ziele oder Zwecke oder auf Wertschemata oder allgemeiner: auf ein gegenstandsfremdes Bezugsschema verfälscht aber unsere Einsicht in die Struktur des Charakters. Schließlich: was wir unter Charakter verstehen, sind ja „nicht einzelne seelische Akte und Erscheinungen, vielmehr die Anlagen, Eigenschaften, Richtungsachsen, die mein „Wesen" bestimmen" (Utitz[1]). Auch aus diesem Grunde wird eine Ordnung charakterologischer Tatbestände, die das deskriptiv Faßbare nicht überschreitet, an Wesentlichem vorbeigehen müssen.

In der Tat gibt es zwar Charakterlehren, die rein statisch-deskriptiv gemeint sind, aber wohl kaum eine, die tatsächlich konsequent und ausschließlich so verfährt. Immer leuchten aus solchen Ordnungen metaphysische, theoretische oder Wertgesichtspunkte hervor, die freilich nicht immer als solche einbekannt werden. Bewußt und konsequent ist eine metaphysische Ableitung der Grundbegriffe in dem charakterologischen System von Klages[2]) durchgeführt. Die Grundannahme — oder, wie er meint: Grundeinsicht — von dem unversöhnlichen Gegensatz von Leben und Geist ergibt hier das oberste Einteilungsprinzip und in letzter Linie ist auch sein Schema der „Triebfedern" aus ihm abgeleitet. Auf dieser Annahme muß nach Klages jede Charakterologie aufbauen, die Anspruch erhebt, wissenschaftlich voll genommen zu werden. Ich glaube nicht, daß der Erkenntniswert des Klagesschen Werkes, dem man Großartigkeit von kaum einen Standpunkt aus wird absprechen können, mit der Annahme seiner metaphysischen Grundpositionen steht und fällt. Immerhin kann eine Kritik seines speziellen Ordnungsprinzips ohne Stellungnahme zu dieser Grundposition nicht gegeben werden, eine solche aber würde die Ziele dieser Arbeit überschreiten. Allgemein ist zu sagen, daß eine Festlegung der Charakterologie auf bestimmte metaphysische Voraussetzungen zwar im einzelnen fruchtbar sein kann, ihr sehr junges und umkämpftes Leben als empirische Wissenschaft aber notwendig gefährden muß. Die gleiche Stellungnahme gilt gegenüber einer Ordnung der Charaktermerkmale und Charaktertypen nach Wertgesichtspunkten. Wir haben schon gesagt, daß eine Verfälschung der psychologischen Sachverhalte die Folge sein kann. Wir fügen hinzu, daß jede zu schematische Korrelation zwischen Wertung und psychologischen Tatbeständen auch geeignet ist, die Werturteile selbst zu verzerren und das Urteil über die Wertverwirklichung und ihre Chancen vorschnell in Abgängigkeit von bestimmten psychologischen Mechanismen zu denken. Weiter — diese Frage sei hier nur eben gestreift —: eine „gemeinsame Ebene", in der charakterologische und Sinn-„Gesetzlichkeiten" sich treffen, gibt es nicht; schon der immer wiederkehrende Vergleich der Gesetzlichkeit von Charakteren mit der Formgesetzlichkeit von Kunst-

[1]) a. a. O., S. 12. [2]) „Die Grundlagen der Charakterkunde", Barth 1926.

Digitized by Google

werken, wie wir ihn auch bei Utitz finden, scheint mir irreführend. Eine ganz andere Frage ist natürlich die, wieweit das Verstehen von Sinngesetzlichkeiten für das Erkennen gewisser Seiten menschlicher Charaktere Voraussetzung sein mag. Ferner ist es selbstverständlich, daß jede Charakterologie Werte berücksichtigen muß, soweit menschliches Streben an ihnen orientiert ist. Eine solche Betrachtung darf aber nicht, wie es geschehen ist, als „teleologisch" gekennzeichnet werden. Zusammenfassend: sowohl das metaphysische Ordnungsprinzip als dasjenige der Wertcharakterologie sind vom Standpunkte der empirischen Wissenschaft „Charakterologie" gesehen peripher; dasselbe wäre von einer Charakterologie nachzuweisen, welche die Sinngesetzlichkeiten des „objektiven Geistes" zugrunde legt.

Eine entscheidende Erweiterung des charakterologischen Ordnungsprinzips ergibt sich, wenn nicht mehr die „Qualitäten" oder der „phänomenologische Befund" über ähnlich und nichtähnlich, über verwandt und nicht verwandt entscheiden, sondern der Vergleich von Dispositionen, von Reaktionsbereitschaften, von Strukturen (nicht: Erlebnisstrukturen!) usw. Dies bedeutet, nach dem oben Gesagten, einen Fortschritt: denn diese erklärenden Begriffe leiten hinüber zu einer Erfassung der Gesetzmäßigkeiten charakterologischer Zusammenhänge. Übrigens ist mit dieser Einstellung auch schon entschieden, daß Charakter nicht mehr als Teilgebiet des bewußten Seelischen aufgefaßt wird, sondern als eine Seite der Persönlichkeit, deren vorwiegende Bewußtheit oder Unbewußtheit zunächst dahingestellt bleiben muß. Diese Systembildung nach strukturellen Gesichtspunkten hat weiter den wesentlichen Vorzug, daß sie auch das oft befremdende Nebeneinander „gegensätzlicher" Eigenschaften bei einem und demselben Menschen und den geringen symptomatischen Wert „gleicher" Eigenschaften bei verschiedenen Menschen noch zu erklären erlaubt. Ein solches Strukturschema mit dem Ziel charakterologischer Typenbildung hat Kretschmer[1]) gegeben; Ewald[2]) hat es weiter ausgebaut. Grundlage ist hier der „Durchgang der Erlebnisse durch den Mechanismus des Seelenlebens". Strukturelle Bezugspunkte sind die Eindrucksfähigkeit, die Retentionsfähigkeit, die intrapsychische Verarbeitung und die Leitungsfähigkeit. Utitz[3]) wendet mit Recht ein: letztlich „steuert die Gesamtpersönlichkeit das Erleben", und daß mit jenem Schema nicht das Ganze des Charakters erfaßt sei, vielmehr nur eine Seite. Dennoch glaube ich, daß man dem Weg, den Kretschmer und Ewald eingeschlagen haben, methodisch vor den rein deskriptiven Charakterlehren den Vorzug geben muß. Auch Ewald spricht von einer „genetischen" Methode und versteht darunter, daß nicht das deskriptive Merkmal zur Einteilung verwendet wird, daß vielmehr die Eigenschaften „nach ihren Elementen analysiert" und aus diesen abgeleitet werden.

Hier liegt ein wichtiger Gesichtspunkt zugrunde, den wir schon kurz angedeutet haben, nämlich das Hindrängen zu den Gesetzlichkeiten des Charakters als wesentlichster Aufgabe der Charakterologie. Und für das spezielle Problem der charakterologischen Ordnungsprinzipien ergibt sich: je eindringender wir die Gesetzlichkeit

[1]) „Der sensitive Beziehungswahn", Springer 1918.
[2]) a. a. O. [3]) a. a. O., S. 166.

Digitized by Google

der Charaktere erfaßt haben, um so größer ist die Chance, mit einer relativ beschränkten Anzahl von Merkmalen Typen eindeutig zu kennzeichnen. Die Frage nach der Typologie ist gleichzeitig die nach der notwendigen Zusammengehörigkeit von Merkmalen; man hat in diesem Sinne auch von der „Verwandtschaft" der Merkmale gesprochen. Aber Verwandtschaft ist ein vieldeutiges Wort. Kurt Lewin[1]), dem wir eine glänzende Studie über den Verwandtschaftsbegriff verdanken, hat die von den physikalischen und biologischen Wissenschaften tatsächlich verwendeten Bedeutungen dieses Begriffs untersucht. Er unterscheidet: Verwandtschaft als Vereinigungsfähigkeit (etwa, für die Biologie: „Verwandt sind Organismen, wenn sie selbst oder ihre Geschlechtsprodukte sich unter gewissen Bedingungen zu neuen Organismen real vereinigen"), Verwandtschaft als Eigenschaftsähnlichkeit (Typenverwandtschaft) und Verwandtschaft als Existenzialbeziehung (biologisches Beispiel: Verwandtschaft der Nachkommen mit den Vorfahren). Wenn auch ohne eine besondere darauf gerichtete Untersuchung über die „wissenschaftstheoretische Äquivalenz" der Verwandtschaftsbegriffe in Charakterologie und — z. B. — Biologie gar nichts als ausgemacht gelten darf, können wir doch feststellen, daß drei Bedeutungen, die mit den in der Biologie üblichen gewisse Gemeinsamkeiten aufweisen, auch dem charakterologischen Verwandtschaftsbegriff zukommen. So spricht man von Verwandtschaft charakterologischer Merkmale einmal, wenn diese Merkmale häufig nebeneinander bei einem und demselben Individuum vorgefunden werden; wir bezeichnen als verwandt weiter Charaktereigenschaften auf Grund ihrer Eigenschaftsähnlichkeit oder ihrer „Ableitbarkeit" auseinander; endlich auch dann, wenn eine Existentialbeziehung zwischen ihnen besteht in dem Sinne, daß sie historisch tatsächlich auseinander hervorgegangen sind, oder daß sie historisch einen gemeinsamen Ursprung haben. Die grundsätzliche Verschiedenheit dieser Arten der Zuordnung wird aber in der Regel vernachlässigt, es werden zumeist mehrere derartige Prinzipien der Ordnung zugrunde gelegt, ohne daß Klarheit darüber bestünde, welche denn im konkreten Fall für die Beurteilung maßgebend gewesen ist.

Die Zusammengehörigkeit von Charaktermerkmalen scheint uns manchmal „evident" zu sein. In anderen Fällen macht das tatsächliche Zusammenvorkommen von Eigenschaften den Eindruck des Befremdenden. Ein bestimmtes Ensemble von Charakterzügen scheint uns verständlich oder auch selbstverständlich, ein anderes sträuben wir uns als tatsächlich vorhanden anzuerkennen, selbst wenn wir die Erfahrung gemacht haben, daß es gar nicht selten vorkommt. Setzen wir gewisse Merkmale als gegeben voraus, so wirkt auf uns ein Zwang, sie „sinnvoll", sie im Sinne bestimmter „Charakterbilder" abzurunden; auf der anderen Seite aber ein Zwang, „Nicht-Zusammengehöriges" wegzudenken. Der Auseinandersetzung mit diesem Tatbestand müssen wir für eine richtige Einstellung zur charakterologischen Problematik die größte Bedeutung zuerkennen. Es handelt sich um das Problem des „Verstehens". Ich habe mich an anderer Stelle[2]) ausführlich mit der verstehenden Psychologie auseinandergesetzt; hier genügen einige Andeutungen.

[1]) „Die Verwandtschaftsbegriffe in Biologie und Physik", Borntraeger 1920.
[2]) Hartmann, Grundlagen der Psychoanalyse, Thieme 1927.

Digitized by Google

Verstehen ist dem Charakterologen notwendig zunächst als Sich-Vergegenwärtigen eines fremden Seelenzustandes. Aber auch dort, wo es mehr ist, wo es das „Auseinanderhervorgehen" von Gefühlen, Triebregungen, Verhaltensweisen erfassen will, wird es uns unentbehrlich sein. Die Frage kann nur sein, welchen Erkenntniswert wir dieser Methode gegenüber dem konkreten Fall zubilligen dürfen. Da ergibt sich sofort, daß gerade der Charakter der „Evidenz", welcher der Zuordnung bestimmter Verhaltensweisen zueinander zukommen kann, oft zu einer nicht zu unterschätzenden Fehlerquelle bei der Beurteilung der wirklichen inneren Zusammengehörigkeit von Merkmalen werden muß: das Evidenzerlebnis kann zu einem Hindernis werden, die wirklichen Zusammenhänge richtig zu sehen. Uns beschäftigt nur diese Seite des Problems. Was man als „Charakterantinomie" bezeichnet, ist oft — selbstverständlich nicht immer — nichts anderes als eine auf Grund der verstehenden Methode statuierte falsche Voraussetzung über das Zusammenvorkommen von Eigenschaften. Schon aus dem einen Grunde, weil die Gesamtheit des Seelenlebens keineswegs psychologisch verständlich ist (man denke an das Unbewußte, an den „somatischen Einbruch"), wird man der verstehenden Psychologie den Anspruch bestreiten müssen, die Methode zur Erkenntnis des „höheren Seelenlebens" zu sein und man wird verständliche Zusammenhänge immer nur als vorläufige Hypothesen gelten lassen, die der Verifizierung durch die Erfahrung bedürfen. Wir dürfen nicht voraussetzen, daß schlechthin alle charakterologischen Zusammenhänge sinnvoll sein müßten; mit einer solchen Voraussetzung würden wir die Grenzen der realwissenschaftlichen Charakterologie überschreiten. Daß gerade in der Charakterologie durch die Verwechslung der Evidenz des Verstehens mit dem Grad des tatsächlichen Bewiesenseins von Zusammenhängen immer wieder schwere Irrtümer unterlaufen, unterliegt gar keinem Zweifel; und zwar sowohl bei der anschaulichen Darstellung einzelner Charaktere wie bei der Aufstellung von Charaktertypen. Man steht ja in der Charakterologie dauernd vor der Aufgabe, über die Wahrscheinlichkeit von Zusammenhängen, über die Wahrscheinlichkeit von Gründen und Hintergründen menschlichen Handelns zu urteilen; diese Urteile aber müssen vor der Erfahrung und vor der genauen Analyse des Einzelfalles überprüft werden und können sich — sofern Charakterologie Realwissenschaft ist — nicht durch ihre bloße Verständlichkeit legitimieren. Die Bedeutung verständlicher Zusammenhänge als Konstruktionen, als Vorbilder, an denen menschliches Verhalten gemessen wird, als Hilfen der charakterologischen Darstellung, bleibt dadurch unberührt (über Charakterologie und Idealtypus vgl. auch Utitz[1]).

Wie vorsichtig man mit dem Begriff der genetischen „Ableitung" von Verhaltensweisen auseinander (im Sinne eines „genetischen Verstehens") sein muß, wie sehr auch in die Ableitung charakterologischer Typen die Frage des Verstehens, der Sinngesetzlichkeit hineinspielt, wird hier deutlich. Hält man nun an dem Ziele fest, der Charakterologie einen Unterbau in Gesetzen im naturwissenschaftlichen Sinne zu geben, so wird man den weitgehenden Ansprüchen der verstehenden Psychologie mit einiger Skepsis gegenüberstehen. Der geisteswissenschaftliche

[1]) a. a. O., S. 40ff.

Digitized by Google

Aspekt der charakterologischen Problematik tritt in den Hintergrund und es wird eine Fundierung aus den biologischen Grundlagen der Persönlichkeit notwendig. Die Forderung nach einem engeren Anschluß der Charakterologie an das biologische Denken ist ja keineswegs neu; sie liegt dem Gedankenkreis der Kretschmerschen Typen zugrunde und ist erst jüngst wieder von Kronfeld[1]) und von Schilder[2]) mit Nachdruck vertreten worden. Daß damit, sofern man im Psychologischen bleibt, gleichzeitig ein besonderes Schwergewicht auf die Erforschung der Triebe und ihrer Gesetzlichkeiten fällt — der Nachweis dieses Zusammenhangs soll uns hier nicht näher beschäftigen. Triebpsychologie ist nicht die Psychologie überhaupt, sie wird aber grundlegend sein müssen für jeden Versuch, zu Gesetzlichkeiten komplexer seelischer Zusammenhänge vorzudringen und ihre Kenntnis wird um so wichtiger, je mehr man zu den (im Sinne der Erklärung) wesentlichen Schichten der biologischen Persönlichkeit vordringt. Strebungen und Zielsetzungen, die im bewußten Willen gründen, sind für eine erklärende und dynamische Charakterologie nicht „letzte" Begriffe. Tiefer und umfassender sind die Gesetzlichkeiten des Trieblebens. Die entscheidenden Ziele menschlicher Stellungnahmen können nur vom Trieblebeu her gefaßt werden. Das gilt auch für jene Ziele, die Werte repräsentieren — mögen die Wertsetzungen der Persönlichkeit selbst entspringen oder von anderen übernommen sein. Es braucht nicht näher ausgeführt zu werden, daß die augenfälligsten Triebrichtungen nicht immer die dynamisch entscheidenden sein müssen; ferner daß auch die Aufdeckung der dynamisch wesentlichen Triebkomponenten nicht genügt, daß vielmehr alle Verzweigungen ihrer konkreten Schicksale verfolgt und ihre strukturellen Beziehungen, ihre Unter- und Überbauungen durch andere Schichten und Überschneidungen mit anderen Komponenten untersucht werden müssen. An dieser Stelle genügt es uns festzustellen, daß eine naturwissenschaftlich orientierte Charakterologie immer zur biologischen Betrachtung hindrängt, und daß der biologische Gesichtspunkt, wo er konsequent psychologisch zu Ende gedacht ist, notwendig zu einer besonderen Betonung der Triebgrundlagen des Charakters führt.

Eine solche Betrachtung seelischer Vorgänge als biologischer, eine solche Herleitung der verschiedenartigsten menschlichen Strebungen aus der Triebhaftigkeit ist weder eine Entwertung dieser Strebungen, noch darf ihre Anwendung, wie das häufig geschehen ist, als Ausdruck einer Entwertungsabsicht gedeutet werden. Gerade weil diese Betrachtungsweise eine im logischen Sinne naturwissenschaftliche ist, gewinnt sie eine relative Selbständigkeit gegenüber weltanschaulichen Hintergründen und es ist nicht möglich, etwa aus einer biologisch orientierten Charakterologie mit derselben Sicherheit auf eine zugrunde liegende weltanschauliche Stellungnahme zu schließen, wie das bei einer Geisteswissenschaft — und so auch bei der verstehenden Psychologie — ohne Frage grundsätzlich möglich ist. Es scheint mir auch, daß z. B. Allers[3]) die Bedeutung weltanschaulicher Standpunkte (im besonderen: des Gegensatzes von Naturalismus und Spiri-

[1]) „Psychotherapie."
[2]) „Medizinische Charakterlehre", Handb. d. Arbeitswissenschaften, 1928.
[3]) „Jahrbuch der Charakterologie", I, 1925.

Digitized by Google

tualismus) für die Stellungnahme zur Psychoanalyse — die ja Hauptvertreterin einer erklärenden Triebpsychologie ist — doch überschätzt. Tatsächlich finden wir unter Psychoanalytikern die Vertreter der allerverschiedensten Weltanschauungen. Die relative Unabhängigkeit der Methodenfragen von weltanschaulichen Gegensätzen ist eines der wesentlichen Momente, welche die naturwissenschaftliche Betrachtung von der geisteswissenschaftlichen scheiden (vgl. dazu auch Rothacker[1])

Die Möglichkeiten und die Grenzen, die eine biologische Charakterologie bei dem Versuche findet, aus Trieben und ihren Schicksalen auch die „höheren" — d. h.: höher gewerteten — Ziele und Strebungen der Persönlichkeit genetisch herzuleiten, liegen grundsätzlich klar zutage: nicht die Werte sind Gegenstand ihrer Untersuchung, sondern die charakterologischen Bedingungen der Wertverwirklichung; bei der Beurteilung des konkreten charakterologischen „Falles" aber können die Schwierigkeiten, wie die Erfahrung lehrt, dennoch beträchtliche sein. Man neigt im allgemeinen dazu, zwischen dem Wert eines Menschen, dem Wert einer Leistung auf der einen und der seelischen Genese der Wertverwirklichung auf der anderen Seite bestimmte Beziehungen vorauszusetzen — und dadurch sowohl die charakterologischen Zusammenhänge als die Werturteile zu verzerren —, ohne daß für diese Beziehungen die notwendige empirische Unterlage schon geschaffen wäre. Es ist eine besondere Aufgabe der empirischen Charakterologie, die erst zum geringsten Teil in Angriff genommen ist, die von einem bestimmten Wertschema aus positiv oder negativ bewerteten Charaktereigenschaften und Handlungen nach ihrer genetischen Struktur zu erkennen. Macht man mit diesem Gedankengang Ernst, so erscheinen manche Probleme der Charakterologie in ganz anderem Licht. So hat man geurteilt, daß ein wesensmäßiger Unterschied zwischen dem „echten Dichter" und dem „unechten Dichterling" darin gelegen sei, daß für jenen der Drang zur dichterischen Gestaltung etwas „Primäres", „Nichtabgeleitetes" sei, während bei diesem die dichterische Betätigung sich als „Ersatz" für andere Zielsetzungen aufdecken lasse. Aber hier liegt gerade die Verwechslung vor, von der wir eben gesprochen haben. Es wird die Voraussetzung gemacht, daß „echte" Dichtung — hier handelt es sich um eine bestimmte Wertung — psychogenetisch auch in einem ganz anderen Sinn „echt" sein müsse, nämlich „wurzelecht" — d. h. aber, daß sie unmittelbarer Ausdruck einer dynamisch-genetisch „primären", also: im Sinne der Erklärung „letzten" Strebung sein müsse. Diese Voraussetzung, die meist ungeprüft hingenommen wird, bestätigt sich aber durchaus nicht aus der Erfahrung. Vielleicht können wir andere empirische Kriterien für die psychologischen Voraussetzungen der von einem bestimmten Standpunkte aus als „echt" bewerteten Dichtung finden: Konstanz, Irreversibilität der „Sublimierungen" usw.; jedenfalls ist die Übertragung von Wertbegriffen in die charakterologische Theorie auch hier eine Gefahr und es ist keineswegs so, daß dadurch auch nur brauchbare Hypothesen gewonnen würden. „Geist", „Sinn", „Wert" ist nicht etwas, das man nach Belieben in den empirischen Charakter hinein- und wieder herausdeuten dürfte. Die Charakterologie wird sich vielmehr, wenn sie sich der fundamentalen Scheidung

[1]) „Logik und Systematik der Geisteswissenschaften", Oldenbourg 1927.

Digitized by Google

von Sinn und Sein, von „Geist" und „Seele" bewußt geworden ist, in die Grenzen einer Realwissenschaft zurückziehen, anderseits aber ihr Gegenstandsgebiet auch gegen Deutungsversuche, die vom Reich „des objektiven Geistes" herkommen, verteidigen müssen.

Von der größeren oder geringeren Einsicht in die Gesetzlichkeiten des Trieblebens hängt, wie wir gesehen haben, sehr wesentlich die Gegenstandsgemäßheit jeder naturwissenschaftlich orientierten charakterologischen Theorie ab. Der einzige ernsthafte und systematische Versuch, den Tatsachen des Trieblebens begrifflich gerecht zu werden, der bisher von psychologischer Seite unternommen wurde, ist die Freudsche Psychoanalyse. Es steht darum zu erwarten, daß ihr, wenn einmal ihre wissenschaftliche Dignität allgemein anerkannt sein wird, ein breiter Raum innerhalb der charakterologischen Methoden wird zugemessen werden müssen. Die Psychoanalyse hat erkannt, daß gerade die tiefsten — die am tiefsten verborgenen — Anteile der Persönlichkeit es sind, denen die mächtigsten determinierenden Einflüsse auf die Gestaltung des Charakters zukommen. Es ist also nicht Willkür, wenn man versucht, die Beziehungen der Charaktermerkmale und Charaktertypen vor allem zu diesen tiefsten Schichten, den Triebschichten, aufzudecken. Denn wir wissen schon: die dynamisch-genetische Charakterologie hat die Aufgabe, die menschlichen Strebungen nach ihrer dynamischen Valenz zu sondern. Nur so dürfen wir hoffen, die Gesetzlichkeiten zu erkennen, denen der Zusammenhang der Merkmale unterworfen ist, nur so, wenn wir die Zusammenhänge bis zu den am tiefsten verborgenen Determinanten der unbewußten Seelentätigkeit verfolgen, können wir erwarten, eine Charakterologie zu schaffen, die auch das pathologische Seelenleben mitumfaßt. Daß wir uns bewußt bleiben, mit der Aufdeckung der Charaktergesetzlichkeit sei das „Ganze" des Charakters erschöpfend nicht gefaßt, daß wir vielmehr meinen, hier lägen zwei zu sondernde logische Probleme vor, braucht nach dem früher Ausgeführten nicht nochmals ausdrücklich betont zu werden. Noch eine zweite Feststellung, deren systematische Durcharbeitung wir gleichfalls der Psychoanalyse verdanken, wird hier für uns wesentlich: das dynamisch Entscheidende ist gleichzeitig (in viel weiterem Ausmaß, als es sonst angenommen wurde) das historisch Frühe; hier soll damit nur die Ontogenese gemeint sein. Damit wird aber die Charakterologie auf ihrer Suche nach den Gesetzen des Zusammenhängens auf die Erforschung der individuellen Vorgeschichte, vornehmlich der infantilen Periode verwiesen — und damit ist weiter eine besondere Stellung auch zur Frage des charakterologischen Ordnungsprinzips gegeben.

Betont man so die Wertigkeit der individuellen Frühzeit für die Charakterprägung, betont man die Notwendigkeit charakterologischer Längsschnitte und Entwicklungskurven, so tritt auch eine andere Zentrierung der Eigenschaften in den Vordergrund: als verwandt erscheint jetzt, was gemeinsamen Ursprung hat (wie z. B. vom Standpunkt der auf entwicklungsgeschichtlichen Annahmen basierenden herrschenden biologischen Systematik der Walfisch nicht ein Fisch ist, sondern den Säugetieren zugezählt werden muß usw.). Nebenbei: eine solche entwicklungsgeschichtliche Betrachtung der Charaktermerkmale bezieht sich auf Vorgänge, die

Digitized by Google

grundsätzlich der Beobachtung zugänglich sind; darin ist ein Vorzug gegeben gegenüber ihrer Anwendung zur Ordnung der Arten in der Biologie, deren phylogenetische Stammbäume zu wesentlichen Teilen konstruiert sind (vor allem unter Zuhilfenahme des sog. biogenetischen Grundgesetzes). Mit einer solchen entwicklungsgeschichtlich begründeten Klassifizierung meinen wir hier nicht den grundsätzlich ebenfalls möglichen aber heute noch kaum gangbaren Weg einer erbbiologischen Charakterlehre. Wir beschränken uns vielmehr auf die Ontogenese und ihre Entwicklungsgesetze (ein entsprechendes Beispiel aus der Biologie wäre die Klassifizierung der Gewebe nach ihrer Entstehung aus den Keimblättern). Man kann hier, in Analogie zur Biologie, von einer „natürlichen" Systematik sprechen und sie jenen „künstlichen" charakterologischen Systemen gegenüberstellen, die eine Ordnung nach der „Ähnlichkeit" der Merkmale und nach ihrer verständlichen „Ableitbarkeit" anstreben. Durch Angabe des psychologischen „Ortes" eines Merkmals in bezug auf die Entwicklungsreihe und ihre Verzweigungen läßt sich in einem solchen natürlichen System seine strukturelle Stellung und lassen sich seine „Verwandtschaftsbeziehungen" bestimmen. Wir können ohne eingehende Begründung vermuten, daß wir mit einer einzigen Entwicklungsreihe unser Auskommen nicht finden werden, daß wir vielmehr eine Mehrzahl von Entwicklungsreihen der Ordnung werden zugrunde legen müssen. Aber darin liegt kein Einwand gegen die Tauglichkeit des entwicklungsgeschichtlichen Ordnungsprinzips.

Wir erinnern hier an Lewins Diskussion der Verwandtschaftsbegriffe, im besonderen an den Begriff der Verwandtschaft als „Existenzialbeziehung", jener Verwandtschaft also, die Gebilde umfaßt, die entweder auseinander hervorgegangen sind oder gemeinsamen Ursprung haben. Dieser Begriff (s. Lewin[1]) sieht von den Gleichheiten oder Ungleichheiten der Gebilde ganz ab. Wenn wir uns etwa bei der analytischen Arbeit die Aufgabe stellen, die Schicksale eines „Partialtriebes" von seinen frühesten für uns feststellbaren Äußerungen durch alle seine charakterologischen Entwicklungen zu verfolgen, so haben wir es in der Tat mit dem Nachweis einer solchen Existenzialbeziehung zu tun. Inwieweit die seelischen Gebilde, deren psycho-energetische Seite an diesen Triebschicksalen Anteil hat, „ähnlich" oder „unähnlich" sind, wäre gesondert festzustellen. Es müßte aber keineswegs so sein, daß auch alle kausalen Wirkungen dieses Triebanteils in die Existenzialreihe einbezogen würden. Es könnte ein bestimmter Existenzialreihentypus gemeint sein, ohne daß es sich hier, wie übrigens auch in der Biologie (vgl. Lewin[2]), um „restlose Genidentität" im physikalischen Sinne handeln müßte. Welchen besonderen Existenzialreihentypus eine entwicklungsgeschichtliche Ordnung auf charakterologischem Gebiet verwendet, kann hier nicht untersucht werden. Eine solche Untersuchung würde eine Diskussion der Grundbegriffe der Psychologie voraussetzen, für den Sonderfall der psychoanalytischen Charakterologie vor allem eine Diskussion des psychologischen Energiebegriffs. Im Rahmen dieser Arbeit liegt uns wesentlich an der Feststellung: wie in der Biologie „die bloß beschreibungsmäßigen, auf das Entstandensein nicht Rücksicht nehmenden Gegenüberstellungen

[1]) „Der Begriff der Genese", Springer 1922, z. B. S. 13. [2]) „Genese", S. 56.

Digitized by Google

von Gleichheiten und Ungleichheiten zurücktreten gegenüber einer Begriffsbildung, die von den Entwicklungsreihen selbst ausgeht" (Lewin[1]), so gewinnt auch in der Charakterologie, vornehmlich in jenem Zweige, der an den Ergebnissen der Psychoanalyse orientiert ist, der Begriff des „existenziellen Hervorgehens" Bedeutung bei der Definition von Merkmalen und Eigenschaften. Im Zurückgehen auf die seelische Ontogenese tritt diese Tendenz deutlich zutage. Wenn die Psychoanalyse sogar im gemeinen Sinne „gegensätzliche" Strebungen (Sadismus-Masochismus, Grausamkeit-Mitleid, Liebe-Haß usw.) oder auch solche, die zumeist als „nicht-zusammengehörig" beurteilt werden, als „verwandt" klassifiziert, so tut sie das auf Grund ihres entwicklungsgeschichtlichen Ordnungsprinzips. Ob und wieweit der gemeinsame Ursprung auch eine gegenseitige Umwandelbarkeit bedeutet, ist eine Frage, die gesondert zu behandeln wäre.

Aber auch die Aufzeigung der Existenzialbeziehungen ist nur eine, wenn auch entscheidend wichtige, Vorarbeit; uns interessiert nicht bloß die Tatsache des Auseinanderhervorgehens als solche, vielmehr interessieren uns ja auch die Eigenschaftsbeziehungen (Gleichheiten, Ähnlichkeiten, Unähnlichkeiten) der seelischen Gebilde, die Glieder einer Existenzialreihe sind. Es meint auch der Begriff der „Entwicklung" mehr als die Tatsache der Existenzialbeziehung, und zwar ist die begriffliche Beziehung wie in der Biologie so auch in der Charakterologie die folgende: „Die Genidentitätsbeziehung bestimmt die Gebilde, deren Eigenschaftsveränderung als Entwicklung aufgefaßt wird" (Lewin[2]). Ebenso wie das Lewin für die Biologie gezeigt hat, werden in diesem Teilgebiet der Charakterologie die einzelnen seelischen Gebilde durch ihre Stellung im Entwicklungsprozeß definiert, ihre Beziehungen aber durch die Entwicklungsgesetze, denen sie unterworfen sind. Die möglichst vollständige Wiedererweckung der seelischen Ontogenese ermöglicht uns die Aufstellung von Existenzialreihen, die Veränderungen der Merkmale, welche Bestandteile dieser Reihen sind, ergeben den Entwicklungsprozeß. Anderseits ist, wenn uns die Entwicklungsgesetze bekannt sind — in Grenzen, deren Absteckung uns hier nicht beschäftigen soll — ein Schluß aus den Eigenschaftsbeziehungen auf das Vorliegen oder Nichtvorliegen von Existenzialbeziehungen zulässig.

Es mag so grundsätzlich möglich sein, durch die Einbeziehung der Tiefenschichten und genaueste Durchforschung der seelischen Ontogenese die Entwicklungsgesetze des Charakters aufzudecken und damit gleichzeitig einen „natürlichen" Gesichtspunkt für die charakterologische Klassifikation zu gewinnen. Aber unsere bisherigen Überlegungen zeigen eine empfindliche Lücke: wir haben zunächst alles außer Betracht gelassen, was an Umweltseinflüssen formend auf den Charakter Einfluß nimmt. Wieder müssen wir betonen — und diesmal im Hinblick auf eine andere Lücke unseres Gedankenganges —: die Gesetze der Charakterbildung sind nicht der Charakter selbst, sie sind zumindest nicht das Ganze des Charakters. Eine wie große oder geringe Wirkungsbreite immer man charakterologischen Milieueinflüssen einräumen mag — es ist fraglos, daß jede Charakterologie auch diesem Problem wird gerecht werden müssen; eine Ableitung der Charakterentwicklung unter ausschließlicher Zugrundelegung konstitutioneller Faktoren ist ein Ding der Un-

[1]) a. a. O., S. 54. [2]) a. a. O., S. 158.

Digitized by Google

möglichkeit und es ist auch methodisch nicht einzusehen, warum man die ungleich besser feststellbaren Erlebnisfaktoren im Dunkel lassen und sich auf das anlagemäßig Gegebene beschränken sollte. Wir fragen also, was das „Erlebnis", charakterologisch gesehen, bedeutet. Was nun unsere Methode zunächst zu geben vermag, ist: die genetische Herleitung von typischen Reaktionsweisen auf Erlebnisse auf Grund der Kenntnis der charakterologischen Entwicklungsgesetze. Was die Einschränkung betrifft, die im Worte „typisch" liegt: zwar ist Ausgangspunkt der psychoanalytischen Betrachtung wohl immer die individuelle Persönlichkeit, aber ihre Methode ist eine im logischen Sinne naturwissenschaftliche — das „Individuelle" im strengen Sinne muß sich ihr immer entziehen; dagegen ist eine fortschreitende Annäherung an das Ziel der Darstellung individueller Zusammenhänge möglich[1]). Nach Prinzhorn[2]) zeichnet sich der Gegenstand der Charakterologie durch einen unlösbaren Widerspruch aus: „Er ist unendlich und soll mit endlichen Mitteln erfaßt werden, er ist nicht abbildbar und soll doch zu einem Bilde gefügt werden, er ist seinem Wesen nach irrational und soll doch rational eingefangen werden." Das ist zuzugeben; aber wir müssen hinzufügen, daß dieser „Widerspruch" das Verhältnis der Wissenschaft überhaupt zu den Gegenständen der Wirklichkeit kennzeichnet: denn alle Wirklichkeit ist irrational und keine Wissenschaft hat andere als rationale Mittel, ihr gerecht zu werden. Das So-und-Nicht-anders-sein charakterologischer Reaktionen läßt sich grundsätzlich auch mit Hilfe von Allgemeinbegriffen bei fortschreitender naturgesetzlicher Einsicht immer enger umkreisen und immer „konkreter" fassen. Aber mit dem Begriff der charakterologischen Reaktion allein ist das Erleben nicht abzutun. Damit treffen wir immer nur die eine Seite des Erlebens. Erleben ist, nach einem guten Ausdruck von Utitz, mehr als bloße Anwendung charakterologischer Bestimmtheiten, es formt selbst den Charakter. Anderseits freilich zeigt uns gerade die entwicklungsgeschichtliche Untersuchung menschlicher Charaktere, wie bestimmte Charakterdispositionen bestimmte Erlebnisse immer wieder provozieren und wie diese Charakterdispositionen den strukturellen Stellenwert und den dynamischen Wirkungswert der Erlebnisse festlegen. Es wäre ein aussichtsloses Beginnen, die Valenz von Erlebnissen bestimmen zu wollen ohne Kenntnis der Gesetzlichkeiten des Charakters. In dieser methodisch nicht einfachen Sachlage kann nur eine Betrachtungsweise weiterhelfen, die sich die inhaltliche Erfülltheit des Seelenlebens, die Richtung des Wünschens, Begehrens, Fürchtens auf diese oder jene konkreten Gegenstände zum Vorwurf nimmt, genauer: die die gesetzlichen Abhängigkeiten inhaltlich erfüllter seelischer Akte erforscht. Hier hat die Charakterologie von der herrschenden psychologischen Richtung, die sich auf die Erfassung peripherer seelischer Vorgänge beschränkt, nichts zu erwarten. Die Psychoanalyse und die von ihr beeinflußten Richtungen sind die einzigen psychologischen Disziplinen, welche jenen Weg eingeschlagen haben; auch hier wird demnach die Charakterologie auf Anleihen bei der Psychoanalyse angewiesen sein. Die Reaktion auf typische Erlebnisse ist der Ausgangspunkt der Untersuchung.

[1]) Vgl. Hartmann, a. a. O., S. 22ff.

[2]) Jahrbuch der Charakterologie, II u. III, 1926.

Digitized by Google

Stufenweise aufbauend werden dann auch die „individuellen" Erlebnisse — mit der oben gemachten Einschränkung — in ihren Abhängigkeitsbeziehungen untersucht. Der charakterologische Wirkungsgrad von Erlebnissen wird mitbestimmt von der individuellen Vergangenheit; der subjektive Erlebniswert gibt ein verzerrtes Abbild, und nur die ontogenetische Betrachtung, und zwar nur eine solche, die an den Grenzen des Bewußtseins nicht haltmacht, kann diesem Problem gerecht werden. Nur so können wir die im konkreten Fall nicht immer einfachen Fragen entscheiden, welche Erlebnisse tatsächlich charakterologisch wirksam waren und in welcher Hinsicht sie es waren, welche Charaktermerkmale sich s. v. v. „notwendig" durchsetzen mußten und welche ohne die Einwirkung von bestimmten Milieufaktoren nicht zur Ausbildung gekommen wären usw. Aus der Kenntnis der charakterologischen Entwicklungsgesetze, aus der Kenntnis ihrer Bedeutung für die charakterologische Reaktion, aus der Kenntnis des charakterologischen Wirkungsgrades bestimmter Erlebnisse auf bestimmte Charaktertypen und aus der Anwendung dieser Kenntnisse auf die individuelle „Geschichte" des Individuums ergibt sich die Antwort. Diese Betrachtung vermittelt uns nicht lediglich ein Grundschema, sondern erlaubt auch, die Abweichungen von diesem Schema genetisch zu erklären und der Mannigfaltigkeit der Charaktertypen gerecht zu werden. Denn auch hier handelt es sich ja nicht nur um die Struktur des Charakters, vielmehr auch um die Arten der Charaktere. Utitz[1]) ist energisch gegen die Lehren vom „Grundcharakter" aufgetreten, die alles als unwesentlich ausscheiden, was als „sekundär" zum Unterbau, zum Grundgesetz des Charakters hinzukommt. Ich glaube gezeigt zu haben, daß die gemeinte entwicklungsgeschichtliche Charakterologie von diesem Einwand nicht getroffen wird — und zwar obwohl sie sich genötigt sieht, immer wieder in die „tiefsten Schichten" des Charakters hinabzusteigen, und obwohl sie in ihnen die entscheidenden Determinanten der Charakterbildung sieht. Daß die Gesetze des Charakters niemals die Charaktere selbst sind, habe ich wiederholt hervorgehoben. Es ist auch durchaus möglich, daß im „Bild" des Charakters „akzidentelle" Züge dominieren. Daß freilich die Kenntnis der Entwicklungsgesetze eine Voraussetzung ist, ohne die alle Aussagen über charakterologische „Kontingenz" oder „Notwendigkeit" bloße Vermutungen bleiben müssen — das scheint mir aus unseren Überlegungen mit hinlänglicher Klarheit hervorzugehen.

Es gibt entscheidende Lebensphasen für die „endogene" und entscheidende Lebensphasen für die „exogene" Betrachtung der Charakterentwicklung. In der Zeit vom dritten Lebensjahr bis zum fünften (und auch noch den nächstfolgenden) haben wir nach den Erfahrungen der Psychoanalyse eine Epoche vor uns, die sowohl in bezug auf den einen als den anderen Gesichtspunkt grundlegend ist. Daher das auszeichnende Interesse, das die Analyse diesem Zeitabschnitt entgegenbringt. Wesentliche Anteile der Gesamtpersönlichkeit werden in dieser Phase zum erstenmal deutlich faßbar und es bringen sich gleichzeitig mächtige Milieufaktoren (vor allem: die Familiensituation) zur Geltung. Übrigens hat die Psychoanalyse gezeigt, daß auch die frühesten Lebensabschnitte (die Zeit vor dem dritten Lebensjahr)

[1]) a. a. O., z. B. S. 254.

Digitized by Google

charakterologisch keineswegs bedeutungslos sind. Spricht man, wie das üblich ist, von der größeren „Plastizität" des kindlichen Seelenlebens gegenüber „inneren" und „äußeren" Erlebnissen, so ist damit nur die eine Seite der Frage gekennzeichnet. Jedenfalls dürfen wir als gesichert annehmen, daß die infantilen Situationen und Konflikte und ihre Lösungen im gewissen Sinne „vorbildlich" sind für die Lösung der typischen Aufgaben des späteren Lebens, daß die späteren Reaktionen sehr weitgehend von den besonderen Gestaltungen dieser Lebensphase mitbestimmt zu werden pflegen. Auch die Entwicklungsstürme der Pubertät, denen man ja einen entscheidenden Einfluß auf die Charakterbildung zuzugestehen gewöhnt ist, auch manche Veränderungen dieser Jahre, die der „schauenden" oder lediglich deskriptiven Forschung als „Überraschungen" gelten, lassen in Prägung und Ausmaß ihre Determinierung durch die Konfliktslösungen der Infantilperiode in der Regel deutlich erkennen. Die Frage, die Bühler[1]) kürzlich aufgeworfen und bejaht hat, ob denn mit einer Betrachtungsweise, welche die Gewichtigkeit infantiler Erlebnisse so sehr betont, die Analyse nicht die „stofflichen" Elemente allzusehr hervorhebt, wobei dann die formalen Momente zu kurz kämen — diese Frage kann hier nicht diskutiert werden. Es ist zweifellos richtig, daß die analytische Psychologie mehr als jede andere auf die inhaltliche Erfülltheit des Erlebens und auf die Bedeutung von Erlebnisfaktoren abgestellt ist, und daß sie das „Stoffliche" in den Vordergrund rückt. Aber gerade damit und wohl auch mit ihrer Akzentverschiebung auf die Infantilerlebnisse scheint sie mir Wege von noch unerschöpfter Fruchtbarkeit auch für die Charakterologie eröffnet zu haben.

Freud hat drei Grundzüge seiner Psychologie als den „topischen", den „dynamischen" und den „ökonomischen" Gesichtspunkt hervorgehoben, d. h.: die Erlebnisse werden charakterisiert nach ihrem Verhalten zum System „Bewußtsein" (Bw) und zum System „Unbewußtes" (Ubw); sie werden hineingestellt in ein Kräftespiel synergistischer und antagonistischer Tendenzen (hierher gehören die Begriffe der Verdrängung, der Verschiebung, Verdichtung, Symbolbildung usw.); schließlich wird das seelische Geschehen in seinen Beziehungen zur Lust-Unlustregulierung verfolgt und nach einer psycho-energetischen Seite untersucht. Jeder dieser drei Gesichtspunkte kann der genetischen Charakterlehre wichtige Dienste leisten, ja es wird keine psychologisch-genetische Charakterologie, die erklärende Wissenschaft sein will, diese Betrachtungsweisen vernachlässigen dürfen. Es braucht nicht näher begründet zu werden, daß die Psychoanalyse auch für die deskriptive Arbeit — hier als eine Methode neben anderen — Material und begriffliches Rüstzeug liefern kann. So zu der wichtigen und von Jung[2]) zur Grundlage seiner Typenlehre gemachten Frage der Objektbeziehung („introvertierter" und „extravertierter" Typus), zur Frage des Verhaltens der genitalen und der prägenitalen Triebanteile, zur Frage der Strukturbeziehungen zwischen Ich, Idealich und Es usw., usw.; aber das Schwergewicht ihrer Bedeutung für die Charakterologie wird immer auf den Ergebnissen ihrer entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungsweise liegen: hier kann sie durch keine andere Methode ersetzt werden. Sie geht

[1]) „Die Krise der Psychologie", Fischer, Jena, 1927.
[2]) „Psychologische Typen", Zürich 1921.

Digitized by Google

von den Triebregungen und den Reaktionen auf die Triebansprüche aus. Die wechselnden Phasen dieser Kämpfe und ihre Ausgänge in Triebdurchsetzung, Verdrängung, Sublimierung, Projektion werden durch die Ontogenese systematisch verfolgt. Die Zusammenfassung der Teilergebnisse wird ermöglicht durch die Libidotheorie. Damit ist die biologische Richtung der Psychoanalyse eindeutig festgelegt und gleichzeitig die Möglichkeit, an die Resultate der somatischen Forschung anzuknüpfen. Libido ist im Sinne Freuds ein Grenzbegriff zwischen Körperlichem und Seelischem. Die analytischen Feststellungen über Libidoschicksale (z. B. Fixierung oder Regression) meinen auch somatische Veränderungen. So sagt Freud[1]) einmal über den für das Verständnis der Neurosen aber auch der Charaktere wichtigen Begriff der Regression: „Wenn sie auch den stärksten Einfluß auf das seelische Leben ausübt, so ist doch der organische Faktor an ihr der hervorragendste." Hier finden wir eine Brücke zur Frage nach der Korrelation von somatischen und Charaktertypen im Sinne des berühmt gewordenen Versuches von Kretschmer.

Die ersten analytischen Beiträge zur Charakterologie betrafen die genetische Zuordnung von besonderen Gestaltungen der sexuellen Partialtriebe zu Charaktermerkmalen oder Gruppen von Charaktermerkmalen. So hat Freud[2]) die Merkmalstrias: Geiz, Pedanterie und Eigensinn mit einer besonderen Ausprägung der Analerotik in Zusammenhang gebracht. Einen analogen Versuch über die charakterologischen Abkömmlinge der oralen Phase der Libidoentwicklung verdanken wir Abraham[3]) und noch eine Reihe anderer Autoren (Sadger, Jones, Alexander, Glover u. a.) haben in dieser Richtung gearbeitet. Reich[4]) hat auf der Grundlage einerseits der Libidotheorie, anderseits der neueren ich-psychologischen Arbeiten Freuds die triebhaften Charaktere untersucht. Er spricht auch von dem Ziel einer „genetischen Typenlehre". Ein Ziel der psychoanalytischen Untersuchungen ist damit ohne Zweifel richtig bezeichnet. Aber die Psychoanalyse will nicht nur die Arten menschlicher Charaktere abgrenzen, sondern auch und vor allem die Strukturgesetze des Charakters genetisch herleiten; wieweit die Lösung der einen Aufgabe durch die der anderen bedingt ist, haben wir bereits festgestellt. Es wäre aber grundsätzlich unmöglich, den Versuch einer systematischen genetischen Charakterologie lediglich auf den im engeren Sinne sexualpsychologischen Entwicklungstatsachen aufbauen zu wollen, wenn auch die Einflüsse, die von hier aus den Charakter gestalten, als sehr bedeutsam anzusehen sind, und obwohl wir den sexuellen Vorgängen eine entscheidende Wirksamkeit auch auf „allgemeine" Eigenschaften des Charakters — so auf seine Stabilität u. a. m. — zuschreiben müssen. Hauptdomäne der analytischen Arbeit war durch lange Zeit, vornehmlich infolge ihres Ausgangspunktes in der Neurosenlehre, die Ontogenese der Sexualtriebe im engeren Sinne. In den letzten Jahren — seit Freuds „Massenpsychologie und Ich-Analyse"[5]) und „Das Ich und das Es"[6]); vgl. auch Alexander[7]) — hat sie begonnen,

[1]) „Vorlesungen", Kap. XXII. [2]) Psychiatr.-neurolog. Wochenschrift, IX, 1908.
[3]) „Psychoanalytische Studien zur Charakterbildung", Intern. psa. Verlag, 1925.
[4]) „Der triebhafte Charakter", Intern. psa. Verlag. 1925.
[5]) Intern. psa. Verlag, 2. Aufl., 1923. [6]) Intern. psa. Verlag 1923.
[7]) „Psychoanalyse der Gesamtpersönlichkeit", Intern. psa. Verlag 1927.

Digitized by Google

sich der Analyse der Gesamtpersönlichkeit zuzuwenden. Grundlegend wurden hier Freuds Aufstellungen über die Entstehung des „Über-Ich". Das Über-Ich baut sich aus den Elternidentifizierungen auf, durch Identifizierung werden die Ansprüche der Umwelt, besonders der Personen der nächsten Umgebung, in die Persönlichkeit aufgenommen und zu eigenen Forderungen umgestaltet. Es wurzelt infolge seiner engen genetischen Beziehung zur Ödipussituation tief im Unbewußten. Im Aufbau erweist es sich als auch durch Züge des Ich strukturiert, die Tendenzen der Persönlichkeit kommen auch in diesem seelischen Teilgebilde und in seiner Genese zum Ausdruck. Libidotheoretisch müssen wir sagen, daß im Vorgang der Identifizierung Objektlibido „desexualisiert" wird; das Idealich vermag sich daher den sexuellen Triebansprüchen entgegenzustellen. Vom Idealich her ist die psychologische Seite des Gewissens zu verstehen, von hier aus auch der mächtige Einfluß, den die Ideale sozialer Gruppen, der Familie, der Nation, der Klasse usw. auf das Seelenleben ausüben. Mit der Bildung des Über-Ich sind die Identifizierungen nicht abgeschlossen. Die Eltern finden ihre Nachfolge in autoritären Personen, Liebesobjekten usw. und immer wieder finden Identifizierungen statt. Freilich nimmt unter ihnen allen der Ausdruck der Elternidentifizierung im Über-Ich eine strukturelle und dynamische Sonderstellung ein. Von besonderer Bedeutung für den entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkt ist es, die Genese der Identifizierungen kennenzulernen. Sie sind nach Freud Ausdruck des gleichen „ätiologischen Anspruchs". Auch hier werden wir beim Versuch einer Erklärung auf triebhafte Stellungnahmen rekurrieren müssen und es ist in der Tat der Aufbau des Idealich durch die sexuellen Strukturen sehr wesentlich gefärbt. Häufig — es ist das der am besten untersuchte Fall — löst die Identifizierung mit einem Menschen eine frühere Objektbeziehung zu ihm ab. Ja die Identifizierung ist, nach einer Annahme Freuds[1]), vielleicht überhaupt die Bedingung, unter der das Es seine Objekte aufgibt. So spiegelt die Analyse der Identifizierungen auch die Geschichte der Objektwahlen wieder. Auch aus einem anderen Grunde ist der Vorgang der Identifizierung für uns wichtig: so manche Erscheinung, die gemeinhin als Ergebnis gleichartiger Vererbung von Charaktermerkmalen aufgefaßt wird, dürfte sich als Ergebnis frühkindlicher Identifizierungen nachweisen lassen.

Die Entstehung des Über-Ich bildet den Ausgang der Ödipussituation (3. bis 5. Lebensjahr). Mit dieser „Differenzierung innerhalb des Ichs" (Freud) ist ein Gebilde geschaffen, dem wir eine relative Selbständigkeit im Rahmen der Gesamtpersönlichkeit zuerkennen müssen. Der Querschnitt, der die in diesem Zeitpunkt erreichte Persönlichkeitsentwicklung umfaßt, bildet, wie wir schon gehört haben, eine entscheidende Bezugsebene für die entwicklungsgeschichtliche Charakterologie der Psychoanalyse. Damit ist keineswegs gemeint, daß die früheren Entwicklungsphasen bedeutungslos wären, vielmehr lediglich, daß die früheren Querschnitte eine zu schmale Basis für die genetische Charakterologie bilden: erst die mit der Entstehung des Über-Ich erreichte Stufe, die sehr wesentlich von den Erlebnissen der Ödipuszeit geprägt wird, kann als genetisches Bezugsschema in Betracht kommen. Natürlich soll damit nicht die Meinung vertreten sein, daß hier schon alle Aus-

[1]) „Das Ich und das Es", S. 33.

Digitized by Google

prägungen aller menschlichen Strebungen endgültig geformt vorlägen! Aber daß hier der zur Erklärung der Charakterentwicklung wesentlichste Lebensabschnitt getroffen ist, nehmen wir allerdings an; ihm gegenüber tritt die charakterologische Bedeutung späterer Erlebnisse in den Hintergrund und es rücken, unter diesem Gesichtspunkt gesehen, alle jene Menschen zusammen, die gleiche Anlagen und gleiche frühkindliche Eindrücke empfangen haben. Aus dem Gesagten geht auch hervor, daß die Basis, welche die Psychoanalyse ihrer genetischen Charakterologie zugrunde legt, idiotypische und paratypische Faktoren umfaßt. Aber hier ist doch eine Analyse dieser Faktoren eher möglich, als wenn man den erwachsenen Menschen zum Ausgangspunkt nimmt. Daher wird auch die erbbiologische Charakterforschung an den Ergebnissen der Psychoanalyse nicht vorübergehen dürfen. Die Wahrscheinlichkeit der Aufdeckung genischer „Radikale" des Charakters ist größer, wenn wir die „Wurzeln" des Charakters in der frühkindlichen Periode festgestellt haben. Erst unter Berücksichtigung der Ontogenese wird die Analyse der Erbfaktoren fruchtbar werden können.

Natürlich kann keine Rede davon sein, auf wenigen Seiten das bisher mit der analytischen Methode Erreichte erschöpfend darstellen zu wollen. Das ist nicht Aufgabe dieser Abhandlung, dafür sei auf die angeführten Werke verwiesen. Es lag mir lediglich daran, die Grundzüge einer entwicklungsgeschichtlichen (ontogenetischen) Auffassung zu skizzieren. Damit wird ein möglicher Gesichtspunkt in den Vordergrund gerückt. Aber die genetische Charakterologie, zu welcher die Ergebnisse der Psychoanalyse den Grund gelegt haben, umfaßt nicht und kann nicht umfassen das Gesamtgebiet der Charakterforschung; es ist nicht gemeint, daß dieser Weg der einzige sei, den die wissenschaftliche Charakterologie gehen „solle". Nicht auf die Ausschließung anderer denkbarer Auffassungen kommt es an, vielmehr auf den Nachweis, daß die dargestellte Methode einen Ausweg aus manchen Schwierigkeiten und Scheinproblemen der Charakterologie darstellt und daß sie uns ein taugliches Ordnungsprinzip ergeben kann. Ich meine, daß Methodenfragen dieser Art nicht „für alle Zeiten" entschieden werden können. Im heutigen Entwicklungsstadium der Charakterlehre scheint mir der angedeutete Weg nicht nur der charakterologischen Systematik förderlich zu sein, sondern auch eine Fülle neuer Gesichtspunkte und eine fruchtbare Erweiterung ihres Gegenstandsgebietes zu eröffnen. Er setzt genaue empirische Einzelarbeit voraus; er fordert eine Versenkung in die charakterologischen Strukturen, wie sie keine andere Methode der Charakterforschung voraussetzt. Auch das mag einer der Gründe sein, warum er bisher nur von einer relativ kleinen Zahl von Forschern betreten wurde. Manche verlassen sich lieber auf mehr oder weniger unkontrollierbare „Einsichten" und weichen der mühseligen induktiven Arbeit aus — in der irrigen Meinung, daß dieser auf dem Gebiet der Charakterlehre doch keine oder keine wesentlichen Erkenntnisse beschert sein könnten. Gewiß verdanken wir auch auf diesem Gebiet der „Intuition" sehr viel, aber sie bedarf, hier wie auch sonst, der methodischen Überprüfung. Der Charakter ist mit rationalen Mitteln grundsätzlich nicht auszuschöpfen; es wäre töricht zu meinen, die ratio sei alles — aber die Wissenschaft ist nichts, die nicht die ratio als oberste Lehrmeisterin anerkennt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine Kritik der Psychoanalyse.

Von Hugo Bergmann (Jerusalem).

Digitized by Google

Digitized by Google

Einem bedeutenden amerikanischen Psychoanalytiker, Dr. Trigant Burrow, widerfuhr nach jahrelanger Praxis folgendes Erlebnis: Während er einen seiner Studenten analysierte, stellte dieser an den analysierenden Professor die Anforderung, sich seinerseits von ihm, dem Studenten, analysieren zu lassen — als Beweis der Ehrlichkeit seiner wissenschaftlichen Einstellung. Die Zumutung schien dem Professor zunächst absurd. Aber es schien ihm im Interesse des Experimentes gelegen zu sein, der Unerfahrenheit des Neulings nachzugeben und sich von ihm analysieren zu lassen. Wenige Wochen, nachdem die Analyse des Professors durch den Studenten begonnen hatte, mußte Burrow einsehen, daß die Situation, in die er sich freiwillig, wenn auch widerstrebend, begeben hatte, für ihn einen sehr unbehaglichen, ja sogar ernsten Charakter annahm. Je weiter die Analyse fortschritt, desto mehr wuchs in ihm der Schmerz und die Entrüstung und desto größer wurden die Widerstände, welche er der Analyse entgegensetzte. Burrow sah ein, daß er dem analysierenden Studenten durch die Lage, in die er eingewilligt hatte, eine autoritative Stellung eingeräumt hatte, der er keineswegs zuzustimmen gewillt war, eine autoritative Stellung, die er, wie er jetzt erst einsah, selbst innegehabt hatte, als er der Analysierende war. Diese Einsicht, daß Analysieren heiße: Autorität ausüben, war für Prof. Burrow eine Offenbarung, die ihm den ersten Anstoß gab, sich der Psychoanalyse gegenüber kritisch einzustellen. Als Resultat dieser Kritik, nach vieljährigen Bemühungen um eine neue analytische Methode, legt er das Buch vor, das unter dem Titel „Die soziale Grundlage des Bewußtseins" erschienen ist[1]).

Das Buch, das zu einer völligen Verwerfung der heutigen Methode der Analyse führt, fußt dennoch bewußt gänzlich auf dem Boden der Freudschen Errungenschaften und ist von tiefer Verehrung für die Persönlichkeit des Begründers der Psychoanalyse durchdrungen. Ja, Burrow glaubt, daß sein System erst die Folgerungen aus den Voraussetzungen zieht, welche Freud selbst gelegt hat und daß erst sie eine wahre psychoanalytische Einstellung ermöglichen. Als psychoanalytische Einstellung definiert Burrow „die bewußte Annahme des Lebens", d. h. die Befreiung des Bewußtseins von allen unbewußten durch Verdrängung geschaffenen Faktoren, Erhebung des seelischen Lebens in das volle Licht der Bewußtheit. Die Psychoanalyse, wie sie heute geübt wird, wird dieser Forderung

[1]) Trigant Burrow: The social basis of consciousness. A study in organic psychology based upon a synthetic and societal concept of the neuroses. New York, Harcourt, 1927. 256 S.

Digitized by Google

Freuds nicht gerecht. Sie kann ihr nicht gerecht werden, denn sie verlangt diese Bewußtheit vom Patienten, ohne sie beim Analysierenden selbst erreicht zu haben, und verwickelt sich so in einen unheilvollen Widerspruch.

Aber ist nicht der Analytiker selbst analysiert worden, ehe er zu analysieren begann? Hat er nicht gelernt, sich über sich selbst klar zu sein? Burrow antwortet: ja, aber bestenfalls in seinem Leben als Individuum. Aber wir sind keine Individuen, sondern Teile eines sozialen Organismus, und es ist eben dieser soziale Organismus in seiner heutigen Beschaffenheit, welcher unaufhörlich Verdrängungen, Unbewußtheiten schafft, und nur im gemeinsamen sozialen Kampfe gegen diese Hemmungen, gegen die Suggestion der Gesellschaft können wir analytisch rein, voll bewußt werden. Die Psychoanalytiker von heute sind es nicht, sie unterliegen selbst der gesellschaftlichen Suggestion, stehen selbst und stellen ihre analytischen Erkenntnisse in den Dienst von Bestrebungen, welche der sozialen Suggestion entspringen: Erfolg im geistigen und materiellen Sinne und ähnliche Ziele mehr, welche dem normalen Menschen in der Gesellschaft vorschweben.

Denn der Maßstab, an dem sie messen, ist die Normalität und von ihr aus üben sie ihre Autorität und ihre Suggestion aus. Der Psychoanalytiker stellt dem Neurotiker die Normalität als das zu erstrebende Ziel der Anpassung hin. Er sieht nicht, daß diese Normalität nicht minder als die Neurose ein von Verdrängung und Substitution begleiteter Krankheitsprozeß ist. Ja — der Neurotiker merkt wenigstens seine Krankheit und geht zum Arzte, der normale Mensch kommt nicht einmal zum Bewußtsein des Konfliktes, so vollständig ist seine Verdrängung, so sehr verwechselt er den einseitigen Aspekt, den das Leben durch die Verdrängung erhalten hat, mit dem Leben selbst. Nietzsche fragte: gibt es vielleicht Neurosen der Gesundheit? Burrow nimmt diese Frage auf. Vom Standpunkte des vollen bewußten Lebens sind viele unserer normalen Reaktionen ebenso Substituierungen wie die, welche wir als neurotisch zu bezeichnen pflegen. Normalität ist nur eine „Unbewußtheit auf kooperativer Basis", eine Neurose, geschützt durch die Einstimmung der Majorität. Besessenheit und Besitzstreben — nationales, industrielles, politisches, soziales, religiöses — sind die typischen Züge des Normalen, sie sind aber ebenso viele Verdrängungen. Normalität ist selbstisch, narzistisch, sie hat ihre geheimen Symbolismen nicht weniger als die Neurose, mit der sie in Wahrheit identisch ist. So wie der Neurotische seine Symptome nicht zu deuten versteht und so wie er ihnen zur Beute wird und seine unbewußte Doppelheit hinter einer Verkleidung von Symbolen verteidigt, so tut es auch der Normale. Freuds Analyse war mehr als sie zu sein beabsichtigte. Er wollte ein klinisches Krankheitsbild zeichnen und zeichnete den normalen Menschen. Waren Weltkrieg und die ihm folgende religiöse Welle etwas anderes als Symptomreaktionen?

Burrow illustriert seine Kritik der Normalität durch einen weitgeführten Vergleich mit der Relativitätstheorie. Bis zum Auftreten Einsteins glaubten die Physiker, in dem ruhenden Äther ein absolutes Koordinatensystem zu haben, auf welches alle Bewegungen bezogen werden konnten. Einstein zeigte, daß diese Annahme hinfällig ist, und setzte an ihre Stelle eine Theorie, welche keinerlei letztes Koordinatensystem braucht, sondern die Bewegung der Körper in ihrer gegen-

Digitized by Google

seitigen Beziehung zu erfassen vermag. Die Psychoanalyse Freuds hatte ebenfalls noch ein letztes fixes Koordinatensystem ihrer Betrachtung zugrunde gelegt: das normale Bewußtsein des Analytikers, an welchem die Krankhaftigkeit des Patienten gemessen wurde. Der „Normale" sieht aber auch die Welt nicht so, wie sie sich dem reinen, unverdrängten Bewußtsein darstellen würde, sondern „zweidimensional" unter dem Gesichtspunkt seines Egoismus und der durch diesen bedingten Hemmungen, Substitutionen und Symbole. Burrow fordert die Psychoanalytiker auf, von dieser „zweidimensional verkürzten" Betrachtung zu einer realen, „dreidimensionalen", überzugehen. Bisher war die psychologische Basis des Analytikers die künstliche Welt der Normalität, d. h. aber der sozialen Neurose, und auf ihrer Grundlage suchte er die individuelle Neurose zu heilen. Burrows Betrachtungsart will von der Relativität des angenommenen normalen Maßstabes ausgehen und sich auf diese Weise von jeder Neurose, der individuellen sowohl wie der sozialen, befreien. Nur auf diese Weise wird an die Stelle der statischen Erscheinung des Lebens, die bloß einen Querschnitt der Realität gab, die Realität in ihrer Fülle treten. Burrow nennt diese Betrachtungsart auch mit neugebildeten Termini „organismisch", weil sie das Leben in der Fülle seiner Organik erfaßt oder auch „sozietal", weil sie an die Stelle der egoistischen, auf Verdrängung und Substitution aufgebauten Betrachtung die gesellschaftliche setzt, welche den einzelnen als Glied eines höheren Organismus auffaßt.

Das Leben selbst ist ursprünglich ungehemmt, es kennt keine Verdrängung. Die Verdrängung führt Burrow — hierin in Freuds Fußtapfen wandelnd — auf den Einfluß der Eltern zurück. Die Suggestion von Gut und Böse, welche durch die Eltern auf das Kind ausgeübt wird, ist die Wurzel der menschlichen Pathologie. Auch das tierische Kind wird wohl von seiner Mutter gewarnt, aber diese Warnung geht nicht zurück auf eine künstlich geschaffene Einstimmung der Gesellschaft, sondern ist dem Leben selbst entsprungen und hat daher auch keine Verdrängung spontaner Impulse zur Folge. Dagegen ist beim Menschen das wahre Motiv der Gebote und Verbote, welche die Kinder von den Eltern vorgeschrieben erhalten, die Bequemlichkeit der Erwachsenen. Dieses wahre Motiv aber wird von den Eltern den Kindern verheimlicht und statt dessen das Phantom „Gut und Böse" aufgerichtet. Der Ursprung der moralischen Erziehung des Kindes ist also Betrug und ihre Folge wiederum Betrug von seiten des Kindes, und zwar sowohl beabsichtigter Betrug, um sich den Beifall der Erwachsenen zu erwerben, als auch unbewußter oder Selbstbetrug. Was als sozialer Coup begonnen hat, arbeitet im Kinde weiter als Moral, die mit seinem Nutzen gleichgesetzt wird. An Stelle eines wahrhaft sozialen Bewußtseins, welches die natürliche Reaktion auf das Leben wäre — das gemeinsame organische Leben aller Individuen ist, wie wir gleich sehen werden, nach Burrow die primäre Einheit gegenüber dem Bewußtsein des Individuums —, tritt das „moralische" Leben, d. h. die Anpassung des Individuums an die Gesellschaft für die Zwecke seiner persönlichen Vorteile, tritt die soziale Neurose.

Denn dieser Wechsel von Gut und Böse, diese Möglichkeit einer zwiefachen Einstellung gegenüber dem Leben, ist nach Burrow eine Verirrung des Menschen.

Digitized by Google

„Das seelische Leben ist einfach, einheitlich." Es ist reiner Ablauf, Funktion, und zwar Funktion eines allen Individuen gemeinsamen, „sozialen Gewebes", eines Bewußtseins, in welchem die Individuen „Korpuskeln" darstellen, die zunächst untereinander psychisch nicht differenziert sind.

Erst durch den äußeren Einfluß von Gebot und Verbot, Suggestion und Verdrängung, wird die organische Harmonie und das Zusammenströmen der Individuen gehemmt, wird ein persönliches, individuelles Motiv hineingetragen, und an die Stelle des organischen Ablaufs des Lebens tritt ein „Leben-mit-Rücksicht-auf"; die dauernde Spiegelung des Individuums im Spiegel seines Selbstinteresses invertiert vollkommen den natürlichen Prozeß des Lebens und bedingt eine Dissoziation des Bewußtseins, Verdrängung eines Teiles des Bewußtseins ins Unbewußte.

Unser Tagesleben ist eine Offenbarung des Unbewußten in ganz derselben Weise wie unser Traumleben. Gerade so wie der Traum die unbewußten Wünsche an den Tag bringt, so zeigt unser Tagesleben die Reaktionen unserer durch sozialen Einfluß verdrängten Bewußtseinshälfte. Unsere Glaubensansichten, unsere Sympathien, unsere Parteiüberzeugungen und Rechtsbegriffe sind alle diktiert von unserem durch die sozialen Einflüsse erzeugten, durch Verdrängung künstlich geschaffenen Bewußtseinsfragment. Diese Spaltung unseres Bewußtseins durch Verdrängung äußert sich in unserer Reaktion auf die Umwelt in Unzufriedenheit und Neid. Wilde sagt einmal: „Es gibt zwei Tragödien in der Welt: man erlangt nicht was man wünscht, und man erlangt es." Burrow zitiert dieses Wort von Wilde wiederholt. Sind doch diese Tragödien der Unzufriedenheit und des Neides nur möglich bei einem Bewußtsein, wie es unsere sozialen Verhältnisse erzeugen, das vom allgemeinen Bewußtsein losgerissen, auf sich selbst eingestellt, narzistisch ist, und dem es daher einen wesentlichen Unterschied macht, ob es selbst oder der andere etwas erlangt, weil es nicht über die Schranken des Principium individuationis hinübersehen kann. (Man wird wohl diesen Ausdruck Schopenhauers hier gebrauchen dürfen, obwohl ihn Burrow nicht gebraucht und nicht zu wissen scheint, wie nahe er mit diesem Teile seiner Erwägungen der Schopenhauerischen Philosophie ist.)

Zu den durch die sozial bedingte Verdrängung erzeugten Erscheinungen rechnet Burrow nun auch die Sexualität. Die Sexualität, weit entfernt davon, wie die Freud-Schüler annehmen, freies ungehemmtes Leben zu sein, ist in ihrer heutigen Form nicht Liebe, sondern Selbstgenuß, ein Produkt der Verdrängung eines Teiles unseres Ich ins Unbewußte. Tier und Naturmensch kennen die Sexualität in der pervertierten, nur auf Selbstgenuß gerichteten Form, wie sie den Kulturmenschen charakterisiert, nicht. Burrow unterscheidet sexuality und sex. Sex ist Leben in seiner tiefsten Bedeutung, spontaner Ausdruck eines natürlichen Hungers, stammend aus den Tiefen des Instinktes nach Gesellung und Fortpflanzung, starkes einfaches ruhiges Dahinströmen. Sexualität dagegen ist Besessenheit, Überreizung, ist — ob nun unterdrückt oder freigelassen — immer nur Kompensierung und Verdrängung. Der „Analkomplex", welchen die Psychoanalytiker festgestellt zu haben glauben, ist nur eine Folge der Tatsache, daß das Geschlechtsleben in seiner

Digitized by Google

heutigen Form nur oberflächliche Reizungen kennt und nicht den ganzen Organismus ergreift. Eine sexuelle Reaktion, welche aus egoistischen Gründen die Ausstrahlungen eines vollen Geschlechtslebens künstlich unterbindet, führt natürlicherweise zu einem Komplex als Ersatz für die Verdrängung, und daher ist der von den Analytikern gefundene Komplex keineswegs bloß auf die neurotischen Individuen beschränkt, sondern Kennzeichen des heutigen normalen Menschen überhaupt, dessen Geschlechtsleben — gleichgültig, ob es heterosexuell oder homosexuell ist — in Wahrheit immer egosexuell ist, selbstzentriert, gesellschaftsfeindlich, der Gegensatz des ursprünglichen Geschlechtsinstinktes, der gesellschaftsschaffend ist. Der Psychoanalytiker, welcher die Neurose durch Befreiung der Sexualität zu heilen versucht, ersetzt nur ein Unbewußtes durch ein anderes, eine Neurose durch eine andere.

Die von Bleuler und Freud beschriebene psychische Ambivalenz ist — wegen der wesentlichen Identität von neurotischem und normalem Bewußtsein — in unserem Tagesleben genau so zu finden wie in der Neurose. Burrow beschreibt den Wechsel einer positiven und negativen Einstellung zum selben Ereignis an einem krassen Falle: Der Redakteur eines Blattes wird an das Telephon gerufen, um die Details eines Ertrinkungstodes aufzunehmen. Er tut es mit freudigem Eifer und professioneller lustbetonter Geschäftigkeit, um gleich darauf mit einem Schrei des Entsetzens den Hörer hinzuwerfen, denn der Ertrunkene war sein eigener Sohn. Warum war die traurige Nachricht zunächst lustbetont? Weil sie fremdes Unglück betraf und fremdes Unglück uns unser relatives Glück zum Bewußtsein bringt. Es ist also wiederum die nach Burrow künstlich hervorgerufene Unterscheidung zwischen dem Ich und dem Anderen. Wäre nicht unsere individuelle Sonderexistenz künstlich durch Verdrängung ins Unbewußte erzeugt, so müßten wir auf dasselbe Ereignis immer in derselben Weise reagieren, ob es nun uns angeht oder den Nebenmenschen. Wir aber, im Schein der Individualität befangen, gleichen dem schlechten Schauspieler, der immer nur sich selbst spielt, mag er welche Rolle immer spielen. Der große Schauspieler aber spielt immer seine Helden, ihm gelingt es, die falsche Zweidimensionalität des individuellen Ich zu überwinden und in die Dreidimensionalität eines überindividuellen Lebens einzugehen, das die Individuen aus sich erzeugt.

Sowie aber den schlechten Schauspieler seine vordringliche Individualität hindert, in seine Helden einzudringen, so hindert den Psychoanalytiker, der sein Tagesleben nicht durchschaut, seine Befangenheit, die Träume der Patienten richtig zu deuten. Seine Deutung setzt nur an die Stelle der dissoziativen Symbole des Schlafes die dissoziativen Symbole des Wachens. Der Traum erfüllt angeblich die Wünsche unseres wachen Lebens, eben jene Sympathien, Glaubensansichten und Überzeugungen, welche, tiefer besehen, selbst nur Folgen der Verdrängungen sind, welche das wache Leben charakterisieren. Sollte wirklich die Demaskierung, welche der Traum vornimmt, nicht weitergehen? Sollte das Traumleben wiederum nur ein Fragment unseres wahrhaften organischen umfassenden Ich aufzeigen? Freuds Entdeckung muß tiefer verstanden werden als er sie selbst verstanden hat: die Deutung unserer Träume ist selbst im voraus bestimmt durch unsere Ein-

Digitized by Google

stellung dem Tage gegenüber. Was wir am Tage verdrängen, werden wir auch in den Träumen nicht finden. Da wir jetzt unseren Tag in Unbewußtheit, in sozialer Suggestion verleben, so hilft noch der dem Erwachen kurz vorhergegangene Traum, über unsere Träume den Schleier des Unbewußten zu werfen, uns selbst jene Maske anzuziehen, welche notwendig ist, wenn wir unseren Tag verbringen wollen unter Masken, welche, gleich uns, der Realität des Lebens verlustig gegangen sind. Solange wir ein solches Leben führen, werden wir vergeblich den Schlaf verstehen wollen, dessen Bedeutung darin liegt, uns dem zusammenströmenden organischen Leben wiederzugeben. Solange wir uns während des Tages gegen die Niederbrechung der künstlichen Schranken wehren, welche wir um unsere narzistische Persönlichkeit aufgerichtet haben, solange wird keine Analyse es fertig bringen, die Verdrängung aufzuheben. Nur wenn wir wachend in das organisch zusammenströmende Bewußtsein der Menschheit zurückgekehrt sein werden und den Schein der Persönlichkeit durchschaut haben, werden wir auch die Träume richtig deuten.

Als Beispiel dafür, wie sehr die Wünsche des Wachens die Deutung der Träume durch den Psychoanalytiker beeinflussen, führt Burrow Freud selbst an.

Freud erzählt in seiner „Traumdeutung" die amüsante Geschichte einer Patientin, welche energisch gegen die Zumutung protestierte, daß Träume Wunscherfüllungen seien und als Beweis am nächsten Tage Freud erzählte, sie habe eine ihr sehr unangenehme Situation geträumt. Ihr Traum sei, fügt sie hinzu, der beste Beweis, daß Träume keine Wunscherfüllungen sind. Freud antwortete schlagfertig: Im Gegenteil. Ihr Traum habe nur aufs neue bewiesen, daß Träume Wunscherfüllungen sind, denn weil sie wünschte, ihm den Beweis zu liefern, daß Träume keine Wunscherfüllungen sind, träumte sie die ihr unangenehme Situation. Der Traum erfüllte der Patientin den Wunsch, Freud die Unrichtigkeit seiner Theorie zu beweisen.

Zu dieser feinen Deutung Freuds macht nun aber Burrow den bedeutsamen Nachsatz: Freuds Deutung ist richtig, aber er sieht nicht, daß sie noch einen Schritt weitergeführt werden kann und muß. Freuds Deutung des Traumes jener Patientin ist nämlich selbst eine Wunscherfüllung — Freuds. So wie das Mädchen ihren Traum so deutete, daß sie recht behielt, so deutet Freud ihren Traum so, daß er recht behält. Und da Burrow auf dem Standpunkte steht, daß unsere Tagesreaktionen ebenso Produkte unseres Unbewußten, Wunscherfüllungen sind wie unsere Träume, so ist ihm die Deutung Freuds um nichts wahrer als die Deutung der Patientin. Wie die Patientin ihren Traum, durchschaut auch der Psychoanalytiker nicht die Mechanik seiner Deutung, die ebenfalls Wunscherfüllung ist. So kommt es, daß die verschiedenen Schulen der Psychoanalyse ihr Material derart beibringen, daß es ihren Standpunkt rechtfertigt. Es ist eben immer die Blindheit gegenüber der eigenen Beschränkung, welche eine solche wunscherfüllende Deutung des Materials möglich macht. Wie bei der Patientin der Wunsch der Vater des Traumes, so ist bei den Analytikern der Wunsch, die eigene Theorie als richtig zu erweisen, Vater der Deutung, welche dem Material gegeben wird.

Die einzelnen psychoanalytischen Schulen drehen sich so im eigenen Kreise und können aus diesem Kreise nicht heraus. Burrow vergleicht die Psychoanalyse mit

Digitized by Google

einer sich für unfehlbar ausgebenden Kirche. Eine solche kann nicht von außen angegriffen werden, weil derjenige, welcher die Unfehlbarkeit nicht anerkennt, sich von vornherein auf eine Basis stellt, auf welcher die Kirche nicht zu diskutieren braucht. Ebenso wird der Patient, welcher nicht von vornherein die Deutung annimmt, welche die Psychoanalyse gibt, von der Heilung ausgeschlossen, ja als ein inferiorer Typus angesehen. Was im Falle der Kirche der Zweifel an der Unfehlbarkeit, ist im Falle der Analyse der Widerstand, welchen der Patient der Analyse entgegensetzt. Er schließt sich selbst von den ihm zugedachten Wohltaten aus. Der Psychoanalytiker betrachtet jeden Einwand gegen die Psychoanalyse als „Widerstand", der analytisch aufgelöst werden müßte. Sowohl die Kirche wie die Psychoanalyse haben von innen aus, wenn man sich einmal auf ihren Standpunkt stellt, recht. Aber gibt es nicht einen objektiven höheren Standpunkt, vor dem auch der Zweifel an der Kirche oder der Widerstand gegenüber der Analyse recht behält? Ja, muß man nicht einen Standpunkt, der sich einseitig gegen die Anerkennung des Rechtes jenes Widerstandes stellt, selbst als Widerstand bezeichnen?

Burrow glaubt einen solchen höheren Standpunkt gefunden zu haben in seiner Theorie des Lebens. Er sieht Freuds Grundirrtum darin, daß Freud vom Individuum als letzter Einheit ausgeht. Die ungeheure Bedeutung von Freuds Theorie der Neurose war, daß er die zentrale Rolle der Verdrängung eines Teiles des Bewußtseins ins Unbewußte erkannte. Daher war die Konsequenz seiner Lehre: Heilung durch Wiederherstellung der Ganzheit des Bewußtseins, durch Integrierung. Sein Grundirrtum aber war nach Ansicht Burrows, daß er diese Integrierung im individuellen Sinne verstand und nicht sah, daß das Individuum selbst nur Teil eines umfassenden Bewußtseins, sozusagen Zelle im Zellenstaat ist. Was also Freud als Ziel vorschwebte, Integrierung der individuellen Persönlichkeit, war selbst nur ein Produkt der Verdrängung und Dissoziierung, war selbst neurotisch. Das Individuum als Individuum, als abgespaltener Teil des „Lebens", der nicht mehr identisch ist mit dem Leben als „Einem zusammenströmenden Ganzen", ist schon voll von Widerständen und Substitutionen. Wer das Individuum als letzte Einheit auffaßt, wird im „Recht" des Individuums, in der egoistischen Sexualität, den obersten Faktor sehen müssen, dessen Unterdrückung zur Neurose führt. Von seinem Standpunkte aus war Freud konsequent, als er die Neurose durch Normalisierung des sexuellen Lebens zu heilen suchte. Burrow aber glaubt, daß der „Widerstand" gerade auf umgekehrtem Wege zustande kommt, nämlich dadurch, daß die Sexualität das Leben unterdrückt, indem sie Teile unseres Ich ins Unbewußte verdrängt.

Wie also ist das Bewußtsein in seiner Ganzheit wiederherzustellen? Burrow antwortet mit dem englischen Sprichwort: Charity begins at home. Mit dir selbst mußt du den Anfang machen. Der Widerstand ist zuerst in dir selbst zu überwinden. Dies wird nicht durch eine Theorie und schon gar nicht durch eine Technik zu erzielen sein, sondern nur durch das Leben selbst. Die Frage von Gesundheit und Krankheit hängt — ob man sie nun psychologisch oder physiologisch verstehen will — davon ab, ob das funktionierende Element in Übereinstimmung

Digitized by Google

mit seiner Stellung innerhalb des Organismus funktioniert oder ob es isoliert ist. Krankheit ist Isolierung des funktionierenden Organs. Die Psychoanalyse kann nur die Grundlehre von der Notwendigkeit der Integrierung geben, sie kann aber nicht an die Stelle des Lebens treten. Eine Technik der psychoanalytischen Heilung kann es so wenig geben wie eine Technik der Freundschaft oder der Liebe. Das Leben ist keine Technik, es ist strömende Funktion, Freude, Schmerz, Enttäuschung, Streben, aber keine Technik. Bei den Analytikern, die dies nicht sehen, ist eine Theorie der menschlichen Reaktionen an die Stelle der Wirklichkeit der Reaktionen getreten. Die Psychoanalyse wurde aus der „bewußten Annahme des Lebens" zu einer Technik, zu einer Suggestion, deren Opfer Analytiker und Analysierte wurden. Wahre Psychoanalyse ist Verzicht auf jede Autorität, ist ein Sich-dem-Leben-Anheimstellen, falsche Psychoanalyse ist Suggestion.

Diese Suggestion zeigt ihre verhängnisvollen Folgen besonders beim Phänomen der Übertragung. Ich will Burrows Worte in wörtlicher Übersetzung anführen: „Niemals ist im Drama der menschlichen Wechselfälle ein ironischeres Schauspiel aufgeführt worden als die Verwirrung des Analytikers, wenn der Patient, der nunmehr für „geheilt" angenommen wurde, keineswegs sich entsprechend dem Prinzip verhält, das er hätte bekräftigen sollen. Denn der Annahme nach ist die Zeit gekommen, in welcher sie (sagen wir um des dramatischen Interesses wegen „sie") natürlicherweise wünschen sollte, die Behandlung abzubrechen. Unglücklicherweise jedoch zeigt sie keine solche Absicht. Im Gegenteil, in unerbittlicher Herausforderung aller analytischen Regeln hält sie hartnäckig an der ungedämpften Aktualität ihrer Neurose fest und bringt von nun ab die unwiderlegliche Rechtfertigung ihrer Stellung bei in dem plötzlichen Wiederausbruch ihrer anfänglichen Symptome. Angesichts dieses unwiderleglichen Zeugnisses wird die Situation im höchsten Grade verdrießlich. Denn an diesem Punkte ist die Haltung der Patientin gegenüber ihrem Analytiker in passender Weise nunmehr in der Sprache des Dichters wiederzugeben, welcher schrieb: „Alles Strömen meines Seins geht hin zu Dir." Aber im Interesse einer vielbeschäftigten Praxis, wenn aus keinen anderen Gründen, ist es dringend, daß schnell der Kanal geschaffen werde, in welchen dieser Strom abgeleitet werden muß. Das ist der wahre Höhepunkt der Situation. Ihre Gespanntheit in diesem Augenblicke wird noch erhöht durch die Einführung jenes sehr delikaten und schwierigen Prozesses, welchen man in der technischen Sprache nennt „Die Analyse der Übertragung". Tatsächlich nämlich will sich die Übertragung nicht analysieren lassen. Das ist die Schwierigkeit dieser sehr delikaten Phase. Unter solchen Umständen suchen wir krankhaft nach einem „Interesse" für die Patientin, nämlich einem Interesse außerhalb unserer selbst — Heirat, Kunst, soziale Arbeit, irgend etwas, sei es was immer. Die Wahrheit ist, daß unsere Analyse ihr Ziel verfehlt hat und wir am Ende gezwungen sind, in einer Ausflucht Unterkunft zu suchen. Diese Ausflucht nennt man in der wissenschaftlichen Phraseologie „Die Sublimierung der Sexualität der Patientin". Und sie ist der Schlußakt unserer kleinen Komödie. Wenn der Vorhang endlich fällt (und die Leitung ist glücklich, wenn er ohne Stockung fällt), fällt er über einem sehr perplexen Psychoanalytiker. Denn der fühlt klar, daß irgend etwas nicht in Ordnung

Digitized by Google

ist. Er weiß nicht genau, was es ist, aber er weiß das eine, daß, was immer es sein möge, der Fehler ganz und gar beim Patienten liegt . . . In Wahrheit aber liegt die wesentliche Katastrophe beim Unbewußten des Analytikers und das wahre Drama hat erst begonnen. Dieses Drama würde nämlich darin bestehen, daß der Psychoanalytiker die Analyse auf sich selbst anwenden und die Konsequenz für sich selbst ziehen müßte. Daß er dies nicht tut, zeigt Burrow an dem unscheinbaren, aber erleuchtenden Beispiele, daß die Analytiker — rauchen. Der Analytiker hegt für sich nicht einen Moment lang den Verdacht, daß das Rauchen mit einer oralen Erotik zusammenhängt. Der Analytiker wendet eben seine Theorie nicht auf sich selbst an.

Würde der Psychoanalytiker seine Analyse auf sich selbst anwenden, dann wäre jede richtige Analyse zugleich Analyse des Analysierenden. Der Unterschied der Rangstellung zwischen Analysierendem und Analysiertem müßte beseitigt werden. Burrow hat ein Verfahren der „Gruppenanalyse" entwickelt, über das er in seinem Buche nur vorläufige Mitteilungen macht, obwohl er es schon seit einigen Jahren ausübt. Das Ziel der Gruppenanalyse ist die Bildung sozialer Gruppen (clusters), welche gemeinsame Affekte haben. Diese Gemeinsamkeit der Affekte soll die Basis abgeben für die Beobachtung affektiver Bedingungen, welche innerhalb dieser Gruppe trennend auftreten. Die Gruppe schaltet die autoritative Stellung des Analysierenden aus und macht die Analyse zu einem gemeinsamen Werk gleichberechtigter Mitarbeiter. Wie sich diese Gruppenanalyse, die ja doch wohl eine Technik ist, zu Burrows Ablehnung einer Technik fügt — er sagt einmal, es gebe eine schwierige Technik der Theorie der Psychoanalyse, aber keine Technik der Psychoanalyse selbst —, ist nicht klar zu sehen, wie denn überhaupt zu bedauern ist, daß sich Burrow in diesem positiven Teil seines Buches auf wenige Seiten und kurze Andeutungen beschränkt hat.

* * *

Burrow hat eingesehen, daß die Grundeinstellung der Psychoanalyse — das Individuum als letzte Einheit zu betrachten — verfehlt ist. Allein der Weg, den er einschlägt, um sich von diesem Irrtum zu befreien, geht fehl. Er nimmt dogmatisch an, daß die Individuen Korpuskeln eines sozialen Gewebes sind — dies Gewebe biologisch als „Ineinander strömendes Leben" verstanden —, aber er macht nicht den Versuch, diese Überschreitung der Schranken des Individuums zu beweisen. Und man wird wohl sagen dürfen, daß von dem Standpunkte, auf welchem sich Burrow mit Freud gemeinsam befindet, dem rein biologischen Standpunkte, es schwer halten wird, die Einheit des menschlichen Geschlechtes zu beweisen. Rein biologisch ist das menschliche Individuum eine Einheit für sich und es ist gar nicht einzusehen, warum Burrow Freud zumutet, zuzugeben, daß die Integrierung der Persönlichkeit, die Bewußtmachung des individuellen Unbewußten nur halb geleistete Arbeit sei. Vergeblich sucht man in dem Buche von Burrow nach einem Beweis dafür, daß das Principium individuationis uns eine vollständige Getrenntheit der Individuen vortäuscht und daß das Leben seinem Wesen nach, wie er sich ausdrückt, eine „Organische Demokratie" ist und das Individuum nur ein

Digitized by Google

Element in einem Strom. Zwar bezeichnet er es ausdrücklich als Ziel seines Buches, die Illusion des Gegensatzes oder Unterschiedes der Individuen zu überwinden. Zwar betont er besonders im Schlußkapitel mit Worten, die an Schopenhauer gemahnen, den Irrtum des Menschen, der in dem obenerwähnten Wildeschen Drama befangen ist und statt getrieben zu sein von überindividuellen, dem „Leben" entsprungenen Motiven, bewegt wird von persönlichen Antrieben und glaubt, es sei ein Unterschied, ob er oder ein anderer etwas erreicht, ob er oder ein anderer leidet; aber trotz allem sieht sich Burrow nirgends genötigt, den Beweis für den Irrtum der individualistischen Auffassung anzutreten. Und vom Standpunkte der Biologie wird ihm der Beweis auch kaum gelingen. Denn nimmt er die Einheit alles Lebendigen an, dann hilft ihm dies für sein Problem nicht weiter: Denn schwerlich wird sich aus unserer Verwandtschaft mit der Amöbe eine soziale Ethik herleiten lassen, nach welcher Burrow im Grunde strebt. Schwerlich wird sich aus dieser Einheit des lebendigen „Gewebes" überhaupt ableiten lassen, daß die Integrierung der Persönlichkeit über die von Freud erstrebte Bewußtmachung des Ich hinausgetrieben werden müsse, es sei denn, Burrow wollte ein mythisches Bewußtsein alles Lebendigen konstruieren. Ein solch allumfassendes Bewußtsein alles Organischen wäre nur die Nacht, in der alle Kühe schwarz sind. Die Schranken der Individualität würden da so gründlich niedergerissen sein, daß das menschliche Individuum vollständig aufgesaugt wäre und Burrow nicht mehr wüßte, an wen er seine Worte richtet. Denn wie Litt im Sinn Lotzes sehr richtig sagt (Ethik der Neuzeit, S. 157): „Mit dem monadischen Prinzip steht und fällt die Möglichkeit eines sittlichen Verhaltens, das mehr ist als die komplexe Resultante von naturhaft gedachten, des eigenen Zentrums entbehrenden psychischen Elementarprozessen."

Es geht eben nicht um das Bewußtsein alles Lebendigen, sondern um die Einheit der Menschheit. Sie steht zur Frage, wenn Burrow den Psychoanalytikern gegenüber beweisen will, daß es höhere Maßstäbe gibt als die Libido, und daß die Menschheit nicht aus Atomen besteht, die hinterher durch die Libido einander verbunden werden müßten. Burrow hätte zu beweisen gehabt, daß die Menschheit von vornherein eine ist, Einheit und nicht Aggregat, aber für einen solchen Beweis hätte er den biologischen Standpunkt verlassen und die philosophische Selbstbesinnung zu Hilfe rufen müssen.

Die philosophische Selbstbesinnung zeigt, wie mir scheint, die Einheit aller vernünftigen Individuen durch ihre gemeinsame Verwurzelung in der gemeinsamen Vernunft. „Kein freies Wesen kommt zum Bewußtsein seiner selbst, ohne zugleich zum Bewußtsein anderer Wesen seinesgleichen zu kommen. Keiner daher kann sich ansehen als das ganze Wissende, sondern nur als einen einzelnen Standpunkt im Reiche des Wissens. Die Intelligenz ist in sich selbst und in ihrer innersten Wurzel, als existent, nicht Eine, sondern ein Mannigfaltiges, aber zugleich ein Geschlossenes, ein System von Vernunftwesen" (Fichte, Wissenschaftslehre 1801, IV, 143[1]). So fern ab solche Betrachtungsweise von der Gedankenartung eines

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Begriff und Wirklichkeit" in der von der Redaktion des „Juden" herausgegebenen Festschrift für Martin Buber, 1928: „Die Einwirkung von Ich auf Du

Digitized by Google

Psychoanalytikers liegen mag, Burrow wird doch so weit zurückgehen müssen, will er seinen Anschauungen ein wirkliches Fundament geben.

Es ist übrigens bemerkenswert, daß in letzter Zeit gerade von soziologischer Seite, und aus der Empirie heraus, Anschauungen geäußert worden sind, welche der Lehre von der Verbundenheit der Individuen in der Einheit des Geistes ungemein nahekommen. Vierkandt hat in seinem Überblick über die Gesellschaftsphilosophie unserer Tage (Jahrbücher der Philosophie III, 291 ff.) auf einige soziologische Tatsachen hingewiesen, welche es wahrscheinlich machen, daß die Beziehungen des Menschen zum Menschen gekennzeichnet sind durch eine spezifische innere Verbundenheit, welche die Menschen in ganz anderer Weise — innerlich! — vereinigt als etwa nebeneinander befindliche Gegenstände vereinigt sind. Als solche Tatsachen zählt Vierkandt auf: die Nachahmung, die Liebesgesinnung, ja sogar den Kampf. Und fährt dann fort: Diese Tatsachen zeigen eindringlich, wie verfehlt die alte, noch heute vielfach populäre individualistische oder besser atomistische Auffassung des Menschen ist, nach welcher der Mensch dem Menschen völlig abgeschlossen gegenübersteht. „Diese ganze Auffassung beruht auf einer unberechtigten Übertragung von der Welt der äußeren Objekte auf das Bereich der menschlichen Beziehungen. In Wirklichkeit ist das Bereich der Natur, die biologische Welt, völlig verschieden von der sozialen Welt." Man sieht, wie nahe Vierkandt, der Soziologe, und Burrow, der Psychoanalytiker, einander zu stehen scheinen, und wie sie doch grundsätzlich auf ganz anderer Basis stehen. Denn der Soziologe sieht, daß diese soziale Auffassung den Gegensatz der biologischen bildet, während Burrow seine soziale Auffassung auf die Biologie fundieren will.

Dieser Gegensatz ist, wie gesagt, ein grundsätzlicher. Burrow muß von seinem Standpunkte aus die Integrität des Bewußtseins als eine naturgegebene Tatsache auffassen, von welcher wir nur durch eine konventionelle Moral abgedrängt worden sind und zu der wir durch einen biologischen Prozeß zurückkehren können. Für ihn fallen Sein und Wert zusammen, und er kann keine Wertsetzung denken, welche sozial-ethisch geboten wäre und sich eventuell gegen das Leben richten könnte oder für welche das Leben jedenfalls bloßes Material und nicht letzter Sinn wäre. In diesem radikalen Fehler stimmt Burrow mit den von ihm bekämpften Psychoanalytikern überein. So überaus anerkennenswert es ist, daß Burrow sich die Freiheit seines Urteils in so hohem Maße gewahrt hat und so sehr er recht haben möge in einzelnen Ausstellungen gegenüber der Psychoanalyse, so ist doch grundsätzlich kein Unterschied, ob man die Libido oder das Leben als höchste Wertinstanzen hinstellt und so Sein und Wert verwechselt.

In Burrows Buche kommt dieser positivistische, aller Wertsetzung entgegengesetzte Grundzug einmal in schärfster Deutlichkeit zum Ausdruck. Er wendet sich dagegen, daß die Lehrer die Schüler „vorbereiten", auf ein Ziel hinrichten und das Streben nach diesem Ziel durch Belohnungen anregen, statt den Schüler

---

geschieht nicht durch Vermittlung einer vom Ich unabhängig bestehenden Welt hindurch, sondern in unmittelbarer Weise, gewissermaßen durch außermaterielle Kanäle ..."

Digitized by Google

einfach dem in ihm von selbst funktionierenden Leben zu überlassen. So setzen sie, meint er, an die Stelle des Lebens ein künstliches Bild des Lebens, und die ganze Grundlage der Erziehung wird verfälscht. „Leben kennt keine Vorbilder. Leben ist das Funktionieren eines Interesses in konstruktiver Tätigkeit. Die Belohnung für eine solche Tätigkeit fließt aus ihr selbst . . ., das Kind wird, wenn ihm die Möglichkeit gegeben wird, lernen, nützliche und schöne Dinge zu machen und seine einzige Belohnung wird die natürliche Belohnung sein, die aus dem inneren sozialen und ästhetischen Werte des hervorgebrachten Werkes fließt."

Dies ist eine Mythologie des Lebens, die durch nichts gerechtfertigt ist. Unbewußt fußt Burrow hier auf Nietzsche. „Es ist die Beschaffenheit des Lebendigen selbst, nicht seine Unterwerfung unter die Diktatur außer- und überlebendiger Schemen, die über seinen Wert entscheidet" — so berichtet Litt a. a. O. Nietzsches Ansicht. Burrow sieht nicht, daß solche Anbetung des Lebens jede Zielsetzung, auch die seine, völlig unmöglich macht[1]). Denn wenn alles Leben als Leben wertvoll ist, so ist es auch das Leben des heutigen Kulturmenschen mit allen Auswüchsen. Wie will man, einzig mit dem Wertmaßstab des Lebens, beweisen, daß irgend etwas Lebendiges sich gegen das Leben versündigt? Wenn der Lehrer dem Schüler kein Vorbild hinstellen darf, so darf es auch Burrow unserer Kulturmenschheit gegenüber nicht tun.

Das Leben ist nicht als solches selbst ein Wert und werterzeugend, sondern nur Bedingung des Wertes. Wenn wir nicht lebten, könnten wir wohl keine Werte verwirklichen, aber wenn wir nur lebten, so verwirklichten wir auch keine. Burrow hat ein blindes Vertrauen dazu, daß das Leben selbst vergesellschaftend wirke. Konsequenterweise wendet er sich gegen die Ansicht derer, welche im Leben einen Kampf sehen. Aber zweifellos sind im Leben gesellschaftsbildende und gesellschaftszerstörende Momente miteinander gegeben, und wenn auch das Gesetz des Kampfes ums Dasein nicht alleinherrschend ist, so ist es doch ein wichtiges Naturgesetz, und zwar ein antisoziales. Wir können das Ideal einer Gesellschaft nicht dem Leben selbst entnehmen, sondern müssen die Ethik befragen. Es gibt eine Ethik (und nicht bloß Bequemlichkeit und soziale Konvention) — so unvollkommene Werkzeuge der Ethik wir Menschen auch sein mögen. Burrows Buch selbst mit seinem Streben nach einer sozialen Ethik ist ein Beweis dafür, auch wenn die Wege, die er einschlägt, infolge seines biologistischen Vorurteils falsche sind, und sein Buch daher wohl in der Kritik, nicht aber im positiven Aufbau befriedigend ist.

---

[1]) Vgl. zum folgenden Rickert: Lebenswerte und Kulturwerte. Logos II.

Digitized by Google

Die französische Konstitutions- und Temperamentenlehre.

Von Ernst Kretschmer (Marburg).

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Konstitutionstypen dienen im Verlauf der wissenschaftlichen Forschung verschiedenen Zwecken: einmal dem Studium normaler menschlicher Körperlichkeit an sich, ihrer Klassifizierung und der Beurteilung der körperlichen Leistungsfähigkeit (Sport, Beruf); sodann, wie schon im Altertum, der Erforschung von Krankheitsdispositionen; endlich — und dies ist das schwierigste Problem — der Erkennung seelischer Anlagen im Zusammenhang mit körperlich sichtbaren Zeichen; der Begriff des Temperaments hat sich in neuerer Zeit in erster Linie nach dieser psychophysischen Seite hin verschoben, mit besonderer Betonung des Affektiven.

Es ist nicht ohne Reiz, der Entwicklung des Charakterproblems im Rahmen konstitutions-biologischer Gedankengänge vom Beginn seiner neueren Entwicklung an nachzuspüren. Besteht die ältere deutsche Physiognomik bezeichnenderweise aus einer Reihe einzelstehender individualistischer Anläufe (Lavater, Gall, Carus), so entwickelt sich die französische Konstitutionsforschung in einer straffen, geschlossenen geistigen Tradition seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Diese ältere Entwicklung der französischen Konstitutionslehre ist in Deutschland wenig bekannt und in der Tat auch literarisch schwer zugänglich. Und doch bildet sie ein notwendiges Verbindungsstück in der historischen Gedankenführung der Physiognomik. Indem sie selbst noch teilweise an die antiken Traditionen von Hippokrates, Galen und Aristoteles anknüpft, leitet sie organisch über zu der heutigen deutschen Populärphysiognomik. Man wird z. B. unschwer erkennen, wie das „Empfindungs-", „Bewegungs-" und „Ernährungsnaturell", wie sie von den Anhängern Huters propagiert werden, aus dem type cranien, musculaire und abdominal der alten Franzosen herauswachsen, und daß speziell die direkte Art, wie das Seelische aus der Körperform abgeleitet wird, sich bei den heutigen Populärphysiognomikern gegenüber Thomas von Troisvèvre kaum geändert hat.

Jean-Noel Hallé (geb. 1754) wird von der modernen französischen Körperbauforschung als eigentlicher Begründer der Morphologie humaine angesehen[1]).

Hallé unterschied allgemeine und spezielle Temperamente. Die Einteilung der ersteren erfolgte in 3 Hauptgruppen: das vaskuläre, das nervöse und das muskuläre Temperament. Daneben kannte er 3 partielle Temperamente: das ze-

[1]) Die folgende Darstellung stützt sich vielfach auf die wertvollen historischen Untersuchungen und eigenen Forschungen von Mac Auliffe (les origines de la morphologie humaine, Bulletin de la soc. d'étude des formes humaines II, 1925; ferner: Les Temperaments, Paris 1926). Vgl. ferner: Sigaud, La forme humaine, Paris, Moloine 1914.

Digitized by Google

phalische, das thorakische und das abdominale. Der große Fortschritt gegenüber der antiken Lehre ist augenfällig: an Stelle der doch recht spekulativen Säfte (humores) treten anatomisch greifbare Dinge. Die individuellen Veranlagungen werden unterschieden je nach dem stärkeren Hervortreten, der morphologischen Vorherrschaft von 3 großen Funktionssystemen: der Gefäße, der Nerven und der Muskeln bzw. bei den Spezialtemperamenten von 3 Hauptkörperteilen: dem Kopf, der Brust und dem Bauch. Die bekannten 4 Sigaudschen Typen der modernen französischen Lehre sind bei Hallé bereits vorgebildet und im wesentlichen gleichförmig bezeichnet. Der muskuläre Typ heißt bei beiden gleichlautend, der zephalische entspricht dem zerebralen, der thorakische dem respiratorischen, der abdominale dem digestiven Typ Sigauds. Die Sigaudschen Typen stellen in ihrem zugrundeliegenden logischen Prinzip wesentlich eine straffere Zusammenziehung der Hallé schen Konzeption dar, indem bei Sigaud auch die Hauptkörperteile als Repräsentanten von Funktionssystemen erscheinen (Intellekt, Atmung, Verdauung). Dieses Einteilungsprinzip nach geschlossenen Funktionssystemen und deren greifbarem und meßbarem Hervortreten in der äußeren körperlichen Erscheinung ist auch weiterhin durchgängig der Leitgedanke der französischen Forschung geblieben.

Der vaskuläre Typ wurde später fallengelassen. Bei Hallé stellt er noch das deutliche Verbindungsstück zur antiken Tradition, zum Blut und zu den Säften dar. Die antiken Temperamente erscheinen in abgeänderter Form bei ihm als Untergruppen des vaskulären Typs: der Phlegmatiker (pituiteux) mit seinem Überfluß an schleimigen Absonderungen und der Vorherrschaft des lymphatischen über das sanguinische (Blut)system, der Choleriker (bilieux) mit der Vorherrschaft des Blutsystems über das Lymphsystem und der eigentliche Sanguiniker mit dem richtigen Verhältnis zwischen dem pituitösen und dem biliösen Prinzip.

Die Beziehung zu den seelischen Anlagen bringt F. Thomas de Troisvèvre, der im Jahre 1821 die Grundgedanken der französischen Temperamentenlehre auch sonst mit besonderer Energie und konstruktiver Deutlichkeit herausstellt. „Der äußere Mensch ist nichts als der Vorsprung (la saillie) des inneren Menschen." Den Einfluß Lamarcks erkennt man deutlich in der Grundthese von Thomas: „Die relative Entwicklung eines Organs zeigt den Grad der Energie seiner Funktionen." Der Rückschluß von der äußeren Körperform auf das innere Wesen eines Menschen kommt also bei Thomas in zwei Etappen zustande: 1. Die äußere Form entspricht der inneren Form; 2. der inneren Form entspricht die Funktion. Gegen beide Thesen würde man gewichtige Einwände erheben müssen. Aus ihnen entwickelt sich aber mit Konsequenz das konstitutionelle Einteilungsprinzip von Thomas: „Man kann die Menschen einteilen nach der relativen und gegenseitigen Vorherrschaft der wichtigsten Organansammlungen, welche die Ökonomie bestimmen."

Thomas teilt also, entsprechend der Vorherrschaft von einem oder mehreren Organen die Menschen in die 3 Gruppen: kranielle, thorakische und abdominelle und deren Mischformen. Man sieht, er übernimmt die Spezialtemperamente von Hallé und formuliert nur schärfer die logischen Prinzipien, aus denen sie abgeleitet sind und auf denen im Grunde bis heute die Einteilungen der französischen Konstitutionslehre beruhen.

Digitized by Google

Die Art seines methodischen Vorgehens zeigt uns z. B. folgendes Zitat über die „organes sensitifs“: „Lehren uns nicht die häufigsten Beobachtungen, daß, wenn das Gehirn, die Nerven und die Sinnesorgane im Verhältnis zu anderen Partien sehr entwickelt sind — daß dann auch ihre Funktionen sehr energisch sind? Ein großes Gehirn etwa zeigt eine große Energie der intellektuellen Fähigkeiten und der Leidenschaften an; weit geöffnete Nasenflügel und sehr geräumige Nasengruben weisen auf einen vorzüglichen Geruchsinn hin; eine Hand mit langen, losen Fingern, in denen die Nerven relativ sehr voluminös sind und beinahe nackt unter einer feinen Haut hervortreten, beweist eine große Feinheit des Tastsinns. Dagegen ein kleines Gehirn, Nerven, die in den Zell- und Fleischmassen ganz verschwinden, zeigen wenig Sensibilität und die gröbste Dummheit an.“ Ähnlich schließt er aus einer starken Entwicklung der Bauchhöhle auf großen Umfang der Baucheingeweide und entsprechend auf eine große Energie der Verdauungsorgane usf.

Auf dieser Grundlage entwickelt sich dann bei Thomas konsequent die Beschreibung der seelischen Eigenschaften, die psychische Temperamentenlehre, die uns hier besonders interessiert. Leute mit tempérament crânien haben großen Schädel mit breiter, hoher Stirn, während Bauch und Brust wenig entwickelt und die Körperformen mager sind. Sie haben die intellektuellen Fähigkeiten und die energischen Leidenschaften. Man findet dieses Temperament sehr entwickelt „bei der Mehrzahl der großen Männer, die sich in irgendeiner Weise berühmt gemacht haben durch ihre großen Verbrechen oder ihre großen Tugenden; bei den grausamsten Tyrannen, den Sektenhäuptern, den großen Schriftstellern, Catilina, Tiberius, Brutus und Cassius, Cäsar, Virgil, Scarron, Paskal, Pope, Zimmermann, Molière, Voltaire, Rousseau. Alle waren nach der historischen Überlieferung mager, bei bemerkenswertem Hervortreten der sensitiven Organe“. Der „crânien“ erhebt sich immer über die anderen Menschen, er wird dein unversöhnlichster Feind und dein treuester Freund sein. Die meisten Kraniellen haben eine ausgesprochene Melancholie und einen originellen Charakter, der häufig bis hart an den Wahnsinn herangeht; man muß mit Seneka über sie sagen: „non est magnum ingenium sine mixtura dementiae“. Die Krankheiten, zu denen die Kraniellen disponieren, sind in erster Linie die Nervenkrankheiten.

Das abdominale Temperament zeichnet sich körperlich durch seinen großen Bauch aus, der an Umfang und Energie den Schädel und die Brust übertrifft. Dabei wird Fettleibigkeit und starke Entwicklung der Verdauungsorgane offenbar in eins gesetzt. Der „Abdominal“ ist in der Schilderung von Thomas ein „obèse borné“. „Der vollentwickelte Abdominale hat wenig körperliche und moralische Kräfte. Natürlicherweise langsam in seinem Tun, widmet er sich fast ausschließlich der Pflege der Bedürfnisse seiner entwickeltsten Organe; er gibt sich gern den Freuden der Tafel hin; er sammelt alle seine Kräfte und seinen Geist in seinem schweren Bauch, den er kaum schleppen kann (latamque trahens inglorius alvum); er bringt sein Leben im Schoß des Friedens und des Müßiggangs zu, ißt, trinkt und schläft abwechselnd.“

Das thorakische Temperament endlich zieht bei Thomas die körperlichen Kennzeichen des type thoracique und type musculaire von Hallé in eins zusammen.

Digitized by Google

„Eine weite Brust zeigt im allgemeinen umfangreiche und kräftige Muskeln an", während der Schädel des Thorakischen klein und der Bauch eingezogen ist. Die Brust ist weit und sehr beweglich, die Muskeln fest und stark unter der Haut hervortretend; die Atmung ist groß, die Stimme stark, die Muskelkraft sehr beträchtlich, das Herz zieht sich kräftig zusammen. „In den Feldern trifft man diesen Typ sehr verbreitet und entwickelt; bedeckt mit Schweiß und Staub sieht man ihn geduldig die harten Arbeiten mit Pferd und Rind teilen. Beim Heer ist er ein besserer Soldat als Hauptmann" ... „Ihre Krankheiten sind akuter, entzündlicher Art. Den Brustkrankheiten erliegen sie desto rascher, je kräftiger sie sind."

Wir haben die Temperamentenlehre des Thomas de Troisvèvre etwas ausführlicher dargestellt — nicht wegen ihres Wahrheitswertes, der nach der psychophysischen Seite hin ein durchaus negativer ist. Die Lehre des Thomas ist vielmehr ein mit besonders präziser logischer Schärfe herausgearbeiteter Irrtum. Sie ist der Prototyp einer bestimmten, grundsätzlich falschen Gedankenrichtung, die in modernen populär physiognomischen Systemen weitverbreiteter Art noch die tragende Grundlage bildet. Dieser Grundgedanke von Thomas würde in seiner psychologischen Auswirkung etwa folgendermaßen lauten: Bestimmte Hauptkörperteile (Kopf, Brust, Bauch) zeigen je nach dem Grad ihrer Umfangsentwicklung die Energie der Funktion der ihnen innewohnenden Organe an; und dies zwar zunächst rein körperlich: die weite Brust zeigt energische Arbeit von Herz, Lunge und Muskeln, ein großer Bauch kräftig funktionierende Verdauungsorgane an. Dieser körperlichen Funktion wird nun aber die entsprechende psychische Funktion unmittelbar zugeordnet: die bestfunktionierende körperliche Organgruppe repräsentiert zugleich die seelischen Hauptanlagen, den Kernpunkt der seelischen Persönlichkeit. Dem Schädel-, dem Brust- und dem Bauchmenschen im körperlichen Sinne entspricht auf der psychischen Seite: der Geistesmensch, der Motoriker, der Materialist. Und zwar im zugespitztesten Sinne: der Bauchmensch ist nichts weiter als eine hirn- und bewegungslose stumpfsinnige Freßmaschine, der Brustmensch ist ideenarmes, aber geduldiges körperliches Arbeitstier, der Schädelmensch dagegen mit den überentwickelten „organs sensitifs" ist reine Geistesgröße mit psychopathischer Übersteigerung und entsprechender Verkümmerung der in Brust- und Bauchorganen verkörperten Fähigkeiten. Man sieht sogleich: diese Temperamentenlehre ist nicht wie die moderne Konstitutionsforschung korrelationsstatistisch gewonnen; ihr richtiger Erfahrungsgehalt ist deshalb auch ein besonders geringer; sie geht im wesentlichen nicht von der Beobachtung aus, sondern deduziert von einem bestimmten logischen Schema her. Dieses Schema tritt klar heraus. Und es ist zeitgeschichtlich interessant, daß wir in ihm eine der starken Ausstrahlungen der Lamarckistischen Idee durchblicken können.

Das Bindeglied von Hallé und Thomas zur modernen französischen Konstitutionsforschung bildet eine im Jahre 1826 erschienene Arbeit von Léon Rostan. In ihr begegnet uns bereits die auch heute noch in der französischen Wissenschaft grundlegende Einteilung und Bezeichnung: typ cérébral, respiratoire, digestif und musculaire. Das logische Prinzip ist bei Rostan dasselbe, dagegen sind die Beschreibungen der konkreten Eigenschaften der Typen zum Teil andere, wenn auch

Digitized by Google

nicht weniger willkürlich. So erscheint der digestif hier nicht als der stumpfe obèse borné, sondern vielmehr in starker Anlehnung an den Choleriker der antiken Temperamentenlehre: körperlich und seelisch heißhungrig, gierig nach Vergnügungen und Liebe, brennend, leidenschaftlich, eifersüchtig, rachsüchtig, kühn, mit lebhaftem Puls und braungelblichem Teint. Man sieht, wie man mit einer deduktiven Gedankenführung genau zu entgegengesetzten Resultaten kommen kann, je nachdem man dem digestif die Leitidee des stumpfsinnigen „Fressers" oder des „Heißhungrigen" zugrunde legt.

Die moderne Formulierung der französischen Konstitutionslehre knüpft sich an den Namen von Claude Sigaud (1862—1921); sein Gedankenkreis wird heute hauptsächlich durch MacAuliffe und dessen Mitarbeiter in gründlichen Untersuchungen fortgeführt. Auch in Deutschland hat er entschiedenes Interesse gefunden (J. Bauer u. a.). Die Frage nach der psychischen Veranlagung liegt mehr an der Peripherie dieses Forschungskreises und wird direkt nur beim type cérébral, im übrigen mehr indirekt durch die Frage der Milieuwahl berührt; vorwiegend ist das Interesse rein körperlich biologischen, anthropometrischen, nosologischen, berufs- und sportsmäßigen Fragen zugewandt. Auch bei Sigaud ist das körperbauliche Einteilungsprinzip das der Systemvorherrschaft. „Eine vollständige Analyse des menschlichen Organismus zeigt 4 periphere Apparate (den broncho-pulmonalen, den gastro-intestinalen, den sensibel-muskulären und den cerebro-medullären), die einen Zentralapparat (den cardio-renalen) umhüllen. Jedem peripheren Apparat korrespondiert eine spezielle Milieuform: die Luft, die Nahrung, das motorische Agens und das soziale Element. Die Analyse und Kenntnis des Milieus, der Funktion und der Form jedes der vier peripheren Apparate des menschlichen Organismus, das ist der Leitfaden zum Verständnis der Bedeutung der menschlichen Form." Die Form als Ausdruck der Funktion, die Funktion als Anpassung an das Milieu, dies ist die morphologische Ableitung Sigauds, die wieder die starke Anlehnung an den Lamarckismus verrät.

Die Ableitung der Körperform aus dem Milieu wird von Sigaud folgendermaßen gedacht: Stellen wir uns ein Kind vor, das ein nomadisierendes Leben führt, von Nord nach Süd, von den hohen Bergen in die Ebenen und Täler hin und her zieht. Die vorherrschenden Milieuveränderungen, die auf das Kind einwirken, werden hier die atmosphärischen sein. Entsprechend werden sich die Atmungsorgane, der appareil bronchopulmonaire, stärker entwickeln und in Form und Funktion allmählich über die anderen Organe das Übergewicht bekommen, was sich morphologisch in Länge des Brustkorbs und Erweiterung von Nase und Oberkiefer (zone naso-malaire) ausdrückt. Dieses „respiratorische Übergewicht" wird sich vererben und in den folgenden Generationen verstärken, sofern das Milieu, der Reichtum an atmosphärischen Reizen, gleichbleibt. So entsteht der type respiratoire. „Viele französische Gebirgsbewohner gehören zu diesem Typ, ebenso wie bestimmte Meeranwohner und natürlich zu einem großen Bruchteil die Nomadenvölker."

Entsprechend wird der type musculaire entstanden gedacht in einsamen, unfruchtbaren Gegenden, die große Muskelanstrengung zur Erhaltung des Lebens erfordern; er findet sich vorwiegend bei der Bauernbevölkerung. Der type digestif

Digitized by Google

dagegen entstände in Gegenden mit besonders günstigen Ernährungsbedingungen, z. B. in Flandern, der Normandie und Südfrankreich. Der type cérébral endlich würde sich entwickeln unter dem biologischen Reiz des Großstadtmilieus bei spärlicher einförmiger Ernährung und sitzender, eingeschlossener Lebensweise, dagegen bei frühen und vielseitigen Studien und in einem komplizierten sozialen Getriebe, also bei vorherrschend intellektuellen Anforderungen. Dabei würde der Kopf in seiner oberen Hälfte sehr groß wachsen, während die übrige Figur häufig klein bliebe, bei schmächtigem Rumpf, mageren Gliedern und leichtem Knochenbau. Die Häufigkeit dieser Typen unter der französischen Bevölkerung wird von Sigaud etwa folgendermaßen geschätzt: respiratoire 30%, musculaire 47%, digestif 14%, cérébral 9%.

Die Kritik der Sigaudschen Typen fällt mit der des Lamarckismus, d. h. mit der sehr umfassenden allgemeinbiologischen Fragestellung zusammen: ob und wieweit es möglich ist, daß in Anpassung an bestimmte Milieureize vererbbare Abänderungen an lebenden Organismen zustande kommen. Diese Frage wird heute von den Experimentalbiologen vorwiegend negativ beantwortet, jedoch, wie mir scheint, oft nicht ohne dogmatische Einseitigkeit. Eine so einfache und direkte Hypertrophie von Organsystemen auf Milieureiz, wie sie Sigaud annimmt, dürfte allerdings nicht in Frage kommen. Soviel wir heute wissen, sind die Milieueinwirkungen etwa der Meer- oder Hochgebirgsatmosphäre auf den menschlichen Organismus äußerst verwickelte und dokumentieren sich keineswegs am nächstliegenden Organsystem, sondern auf komplizierten chemischen und physikalischen Umwegen. Der leitende Gedanke bei Sigaud aber ist ein sinnvoller und läßt sich am besten an die „Standortvarietäten" der Pflanzen (Sumpf-, Hochgebirgs- und Wüstenpflanzen) anknüpfen. Die Frage, ob es solche Standortvarietäten auch bei menschlichen Bevölkerungsgruppen gibt, ist wohl der Erforschung wert.

Die französischen Schemata illustrieren aufs deutlichste den Grundgedanken der morphologischen Einteilung in die 4 Typen: respiratoire, digestif, musculaire und cérébral. Der respiratorische Typ zeigt das Überwiegen von Brustkorb und Mittelgesicht (als Repräsentanten der Atmungsorgane) über die übrigen Körperteile. Beim digestiven Typ treten entsprechend der Bauch und die untere Gesichtshälfte als Repräsentanten der Ernährungsorgane übermäßig hervor (großer Mund, dicke Lippen, breiter Unterkiefer). Beim muskulären Typ, der durch Hypertrophie der Muskulatur bzw. des Bewegungsapparates gekennzeichnet ist, besteht eine ebenmäßige Verteilung des Rumpfes zwischen Brust und Bauch und ein ebenso ebenmäßiges Verhältnis der Gesichtsabschnitte. Beim zerebralen Typ endlich überwiegt der Hirnschädel über alle anderen Körperteile. Entsprechend ist die Kopfform „kreiselförmig" (tête en toupe), d. h. die Vorderansicht des Gesichts spitzt sich stark von oben nach unten zu.

Man sieht aus dieser Darstellung, daß auch in der modernen französischen Konstitutionslehre noch ein stark deduktives Element steckt, ein Ausgehen von einem straffen, gedanklich konstruktiven logischen Thema, in das die empirischen Beobachtungen am Körperbau hineingeordnet, zuweilen auch hineingepreßt werden. Würde man bei diesen Typen die Linien nach dem Seelischen hin ausziehen, so

Digitized by Google

würde sich mindestens beim type cérébral und digestif wieder die direkte Korrelation ergeben: jeder Typ sucht sein ihm entsprechendes Milieu auf, der Zerebrale etwa das intellektuelle Großstadtmilieu, der Digestive das Ernährungsmilieu. Der Mann mit dem großen Kopf wäre wieder der Verstandesmensch, der Mann mit dem großen Bauch der materialistische Esser usw. In Wirklichkeit sind nun die Zusammenhänge zwischen körperlicher und seelischer Veranlagung weit davon entfernt, so direkt und so logisch ableitbar zu sein. Sie entsprechen vielmehr durchaus nicht der logischen Erwartung und sind nur rein korrelationsstatistisch zu erheben. — Auch in der rein körperlichen Beschreibung sind die Sigaudschen Typen nicht diejenigen, die mit dem Seelischen in Korrelation stehen. Unser Typus des Pyknikers z. B. ist nicht mit dem „type digestif" identisch. Der Pykniker ist kein Bauchmensch mit zurücktretenden übrigen Organsystemen; der Pykniker übertrifft nicht nur an Bauchumfang, sondern auch an Brustumfang und an Kopfumfang zahlenmäßig die übrigen Typen; man könnte ihn deshalb ebensogut „cérébral" oder „respiratoire" nennen. Umgekehrt ist unter leptosomer Typus durchaus kein „cérébral" und kein „respiratoire"; denn bei ihm bleiben alle hier interessierenden Maße, sowohl der Kopfumfang wie der Brust- und Bauchumfang hinter dem Durchschnitt zurück. In dem gemeinten empirischen Material bestehen sicherlich Teilbeziehungen zwischen dem pyknischen und dem digestiven wie zwischen dem athletischen und muskulären Typus (die übrigen Typen der deutschen und französischen Nomenklatur lassen sich kaum vergleichen); eine Gleichsetzung der Typen wird aber auch von Mac Auliffe mit Recht abgelehnt.

Eine zweite Einteilung von Sigaud und MacAuliffe liegt in einer ganz anderen Ebene. Sie bezieht sich auf die Oberflächengestaltung des menschlichen Körpers, die ihrerseits ein Ausdruck ist der Gewebsspannung, des Turgors und letzthin des Wasserhaushalts der Gewebe. Daraus ergibt sich die Hauptunterscheidung zwischen dem type plat (flach) und dem type rond (rund), denen als Varianten dort der type bossué (gebuckelt), hier der type cubique (kubisch) zur Seite stehen. „Ein Mensch vom type plat entwickelt sich, indem er einsinkt, indem er mehr und mehr abplattet. Wir kennen alle Individuen, die mit zunehmendem Lebensalter mehr und mehr austrocknen." „Der entgegengesetzte Organismus oder der type rond wächst, indem er dick wird, sich mehr und mehr abrundet." Das sind zwei diametral entgegengesetzte morphologische Prozesse. Der type plat ist charakterisiert durch seine Übererregbarkeit, der type rond durch seine Untererregbarkeit gegenüber äußeren Reizen; der eine antwortet darauf mit Einziehung, der andere mit Erweiterung derselben anatomischen Elemente. Der „Plat" ist eine dauerhafte Form, man kann von ihm alle Anstrengungen und Arbeiten fordern, während man dem „Rond" lediglich die gewohnten Arbeiten zumuten kann. — Man wird in dieser Gegenüberstellung des übererregbaren „Plat" und des untererregbaren „Rond" durch Sigaud am ehesten die Temperamente bei Schilddrüsenstörungen, die hyper- und hypothyreoiden Konstitutionen wiederfinden können: den mageren, übernervösen Basedowoiden und den pastös dicken Myxödematösen mit dem stumpfen Temperament; wobei man allerdings dem Basedowoiden die Dauerhaftigkeit der Leistung nicht zusprechen kann. Den „Plat" und „Rond"

Digitized by Google

mit unserem „Leptosomen“ und „Pykniker“ in Parallele zu setzen, dürfte dagegen nicht möglich sein, weil diese letzteren jeder in seiner Art übererregbar und untererregbar sind und in ihrer Diagnose nicht in der ersten Linie auf Gewebsspannung und Wasserhaushalt basieren. —

Im Anschluß an Mac Auliffe stelle ich die historische Ableitung der französischen Konstitutionstypenbegriffe in einer Tabelle zusammen, wobei sich die Bezeichnungen durch die senkrechten Kolumnen durch ungefähr entsprechen.

Historische Entwicklung der französischen Konstitutionstypen.

Hallé 1797 . . .	type thoracique	type musculaire	type abdominal	type céphalique
Cabanis 1802 . .	—	„ musculaire	—	„ nerveux
Thomas de Troisvèvre 1821 . .	„ thoracique	—	„ abdominal	„ crânien
Rostan 1826 . .	„ respiratoire	„ musculaire	„ digestif	„ cérébral
Sigaud 1908. . .	„ respiratoire	„ musculaire	„ digestif	„ cérébral

Insgesamt verdanken wir der neueren französischen Konstitutionsforschung nach der körperlichen Seite hin wichtige Anregungen; wenn wir auch die ursprüngliche Grundidee der Systemvorherrschaft nicht zu teilen vermögen, so treffen wir uns doch in manchen rein empirischen Beobachtungen. Die sorgfältigen Messungen der französischen Schule sind von Wert für gewisse spezielle körperlich-biologische Fragestellungen, die sie bearbeitet. Nach der psychologischen Seite hin dagegen geben ihre Ideen keine verwertbaren Ansatzpunkte und die modernen französischen Autoren haben die älteren Versuche dieser Art mit Recht nicht weiter verfolgt.

Digitized by Google

Handbau und Charakterkunde.

Von A. Friedemann (Freiburg i. Br.)

Digitized by Google

Inhalt.

		Seite
1.	Allgemeines zum Körperbauproblem	123
2.	Kretschmers Ergebnisse	123
3.	Handforschung	127
	a) Athletische Hand	127
	b) Aristokratische Hand	129
	c) Infantil-dysplastische Hand	131
	d) Pyknikerhände	132
4.	Zur Entwicklung der Charakterdeutung aus dem Körper	136
5.	Die Auswertung körperbaulicher Befunde in der Charakterkunde	137
6.	Die Drei-Flächen-Gruppierung des Charakters	139
	a) Subjektive, objektive und milieugemäße Erfassung	139
	b) Verfolgung der Charakter-Radikale auf Intellekt, Affektivität und Aktivität	140
	c) Präsenz — Provokationsgrad — Dynamik	142
7.	Vorläufige Forschungswege	145
8.	Zur Kritik der Chiromantie	148
9.	Kurze Fassung der bisherigen Ergebnisse	151
10.	Zusammenfassung	152
11.	Literaturverzeichnis	153

Digitized by Google

ALLGEMEINES ZUM KÖRPERBAUPROBLEM [1]).

Zu den ältesten Kenntnissen des Menschengeschlechtes gehört das Ahnen um die Beziehungen zwischen Körper und Geist. Die besten Geister des Altertums (Aristoteles, Hippokrates) versuchten sich an der Lösung dieser Frage. Der eine und der andere verwob seine gelegentlichen Beobachtungen mit dem übernommenen Erfahrungsschatze. Wenige drangen zu einer wissenschaftlichen Fragestellung durch, wie wir sie heute aufzuwerfen gewöhnt sind. Die Ansicht der meisten spiegelt Meinungen und Wünsche.

Noch im Mittelalter war ein gut Teil Erfahrungsschatz vorhanden (Philipp May, della Porta), doch gerade da begann die Frage nach den Beziehungen zwischen Körperbau und Charakter auch unklare Köpfe mehr und mehr zu reizen. Gute Beobachtungen wurden von haltlosen Spekulanten verdorben, die ihren Gewinn auf Jahrmärkten einheimsten. In der Zeit der Aufklärung verloren diese Fragen zunächst an Interesse. Erst im Beginn des 19. Jahrhunderts kam der „romantische Arzt" Carus wieder dazu, den Körperbau und seine Beziehungen zum Charakter zu studieren. In Frankreich und Italien wurden ebenfalls die Geister rege. So bereitete sich allmählich unsere Einstellung vor, die bisher ihren Ausdruck am deutlichsten in Kretschmers Werk über Körperbau und Charakter gefunden hat.

Es sei hier vorweggenommen, daß Kretschmers Ansichten nicht unwidersprochen geblieben sind.

Die gewichtigsten Einwände bringt Jaspers[2]), der Heidelberger Psychologe. Jaspers macht Kretschmer den Vorwurf, er vermische naturwissenschaftliche Methoden mit künstlerischen Mitteln. Die Tatsache an sich ist richtig, scheint mir aber nicht so verdammenswert zu sein. Jede fruchtbare naturwissenschaftliche Methodik braucht den künstlerischen Schöpfungsakt. Wird das intuitive Wissen — wie hier — durch die Erfahrung bestätigt, so ist der naturwissenschaftliche Boden gegeben. Andere Einwände brachte ein Nachuntersucher, Kolle, der glaubte, an seinem Material Kretschmers Ergebnisse nicht bestätigen zu können. Die überwiegende Zahl aller deutschen und ausländischen Untersucher stimmt jedoch mit Kretschmer überein.

KRETSCHMERS ERGEBNISSE.

In kurzer Zusammenfassung lassen sich die Ergebnisse der heutigen Körperbauforschung so ausdrücken, daß Leute mit weichen, runden Formen, guten Proportionen und einer Neigung zu einem über den ganzen Körper gleichmäßig ver-

[1]) Der Beitrag erfolgte auf Wunsch des Herausgebers.
[2]) Karl Jaspers, „Allgemeine Psychopathologie". Berlin 1923.

Digitized by Google

teilten Fettansatz sich besonders häufig in einer seelischen Krankheitsgruppe finden, die wir mit manisch-depressivem Irresein bezeichnen, weil die Leute wechselnd an Geisteskrankheiten mit heiterer und trauriger Verstimmung leiden können.

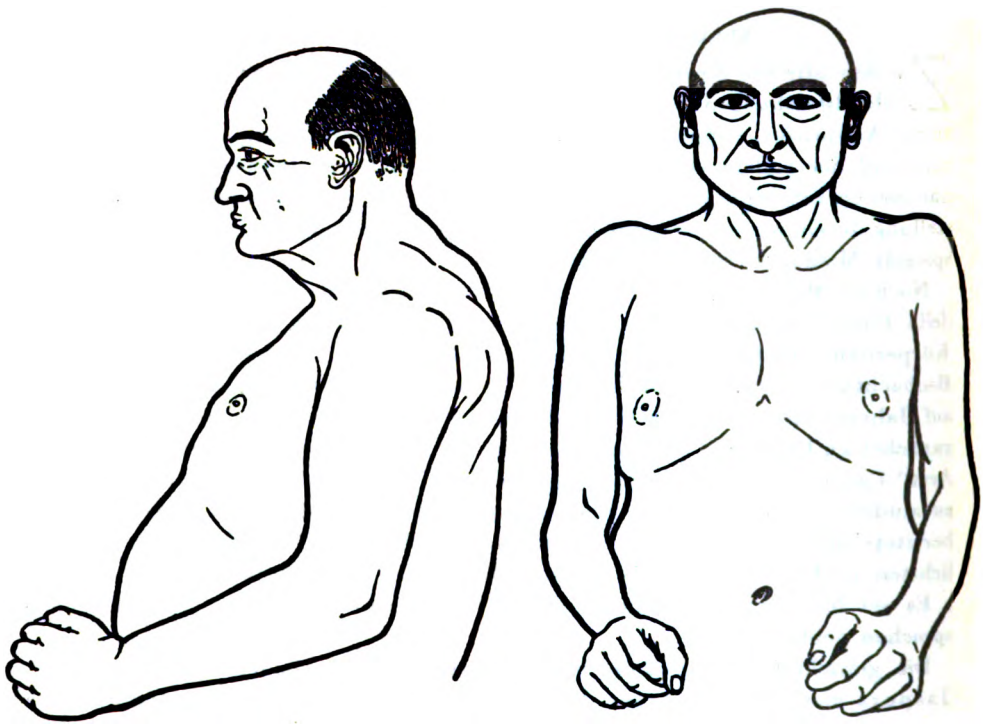


Bild 1. Aus: Kretschmer, „Körperbau und Charakter“[1]).

Pyknischer Körperbau nach Kretschmer. Man beachte die massigen Leibeshöhlen, das proportionierte Gesicht und die Stirnglatze.

Während diese Leute sehr häufig harmonische, weiche Gesichtszüge haben, finden wir eine andere Gruppe mit eckigen, winkligen Gesichtern, langköpfig, von athletischem, häufiger noch zartem Knochenbau, die im Gegensatz zur ersten Gruppe oft unharmonisch wirken. Diese Leute finden wir auffallend oft bei der Schizophrenie,

[1]) Herrn Professor Kretschmer und dem Verlag Julius Springer danke ich herzlich für die freundliche Überlassung der Bilder.

Digitized by Google

einer Krankheitsgruppe, in der die Leute die Verbindung mit ihren Mitmenschen verlieren, unfähig werden, sich anderen mitzuteilen oder das Gemütsleben anderer verstehend mitzuerleben. Alle Eindrücke werden vielfach erst überempfindlich,

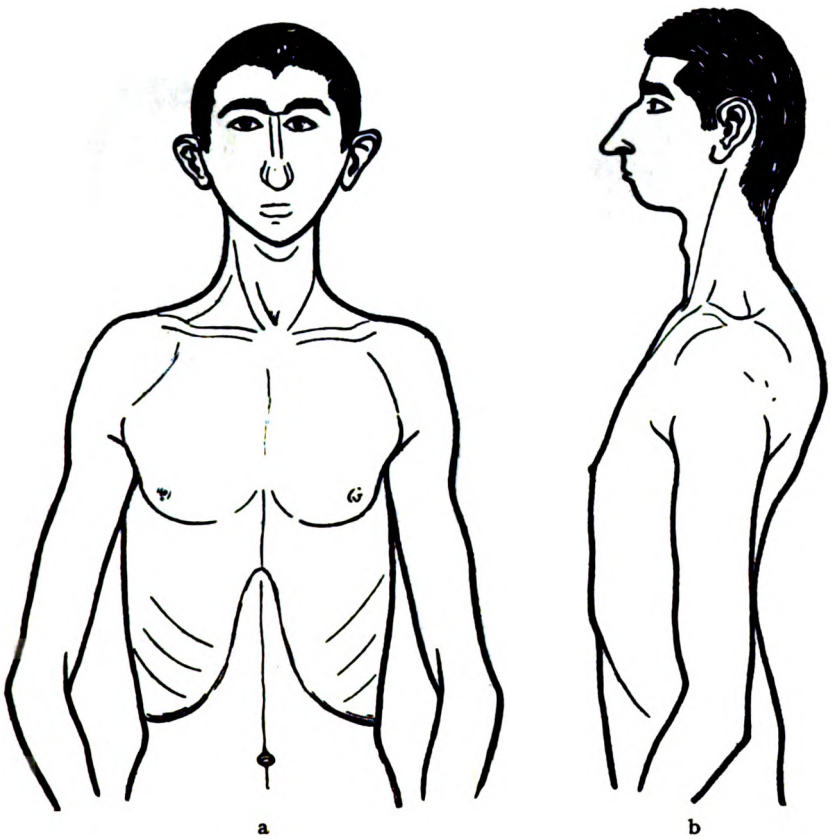


Bild 2. Aus: Kretschmer, „Körperbau und Charakter".

Asthenischer Körperbau nach Kretschmer. Bezeichnend ist die spitze Eiform des Gesichtes bei 2a, das „Winkelprofil" bei 2b, das „Pelzmützenhaar", der lange Hals, das vorspringende Schlüsselbein, die langen Arme und der spitzwinklige Zwischenrippenwinkel.

später stumpf aufgenommen. Das Denken nach den Gesetzen der Logik geht dem Erkrankten verloren. Er beginnt, in Analogien und Einfällen zu denken, die der Umwelt und sogar dem genesenden Kranken selbst unverständlich sind. Meist

Digitized by Google

treten dazu noch Sinnestäuschungen des Gehörs, Gesichts und Gefühls sowie Wahnideen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

Weiter wird ein athletischer Typ beschrieben. Die Merkmale dieses Types werden im folgenden noch näher erläutert werden. Sie decken sich gemeinhin mit dem,

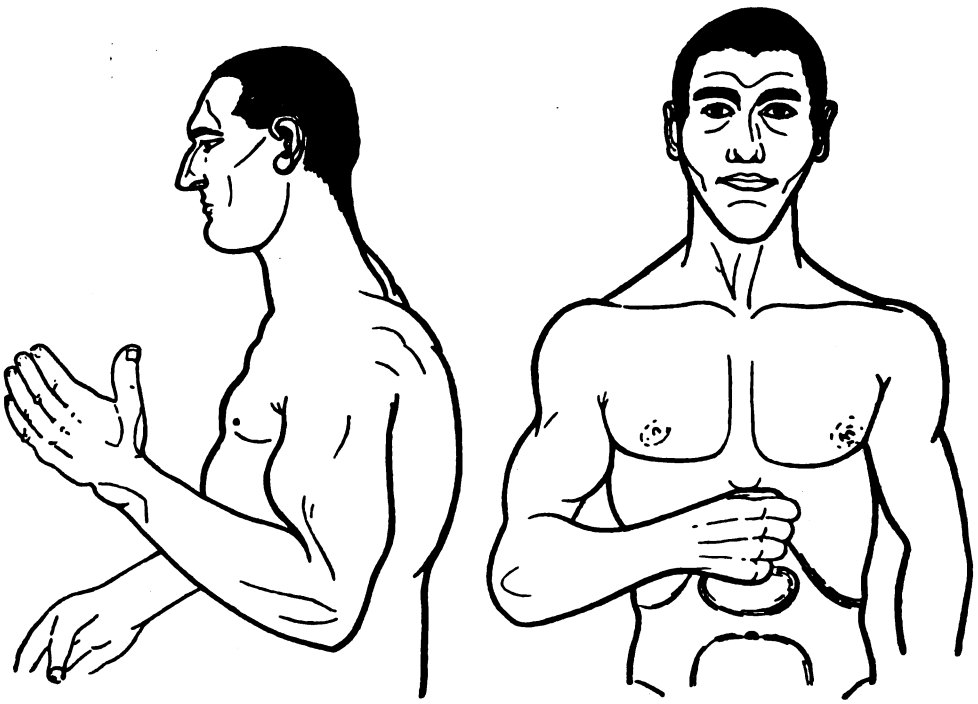


Bild 3. Aus: Kretschmer, „Körperbau und Charakter".

Athletischer Körperbau nach Kretschmer. Fünfeckform des Gesichtes und gedrungener voluminöser Körperbau.

was auch der Laie unter athletisch versteht. Interessant ist, daß die Athleten einen bemerkenswerten Prozentsatz der Asozialen, der Verbrecher stellen[1]).

[1]) von Rohden, „Kriminalbiologische Untersuchungen an gesunden und geisteskranken Verbrechern". Deutsche Zeitschrift für die gesamte gerichtliche Medizin. Bd. 10, Heft 6. Rohden untersuchte gesunde und geisteskranke Verbrecher. Er fand, daß unter den Pyknikern rückfällige Verbrecher selten waren. Unter den Rückfälligen überwogen weitaus die asthenisch und athletisch Gebauten, und zwar fanden sich mehr Athletische als Asthenische.

Digitized by Google

Bild 4 und 4a. Aus: „Handbau und Psychose".
Schm., männlich, Katatonie, 19 Jahre, Landwirt. Asthenischer Handtyp mit athletischen Zügen. Deutliche Knotenbildung. Etwas atypisch ist hier die Entwicklung der palmaren Hautfalten.

Bild 4.

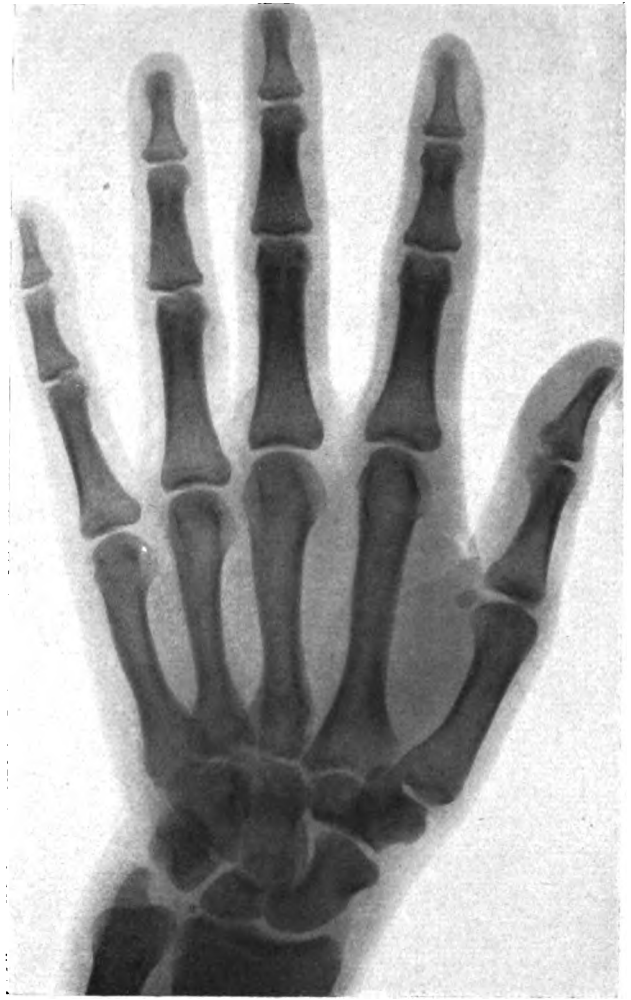


Bild 4a. Röntgenaufnahme zu Bild 4.

Digitized by Google

Digitized by Google

HANDFORSCHUNG.

Der allgemeine Körperbau wurde in verhältnismäßig kurzer Zeit recht gut durchforscht. Die verschiedensten Untersucher förderten noch weiteres, reichliches Material, das unseren Blick für die ganzen Fragen erheblich schärfte. Augen, Nase, Zähne, Schultern, Arme, Rumpf, Beine und Füße wurden auf das genaueste gemessen, nur die Hände — wie ich glaube nächst dem Gesicht der aufschlußreichste Körperteil — blieben aus dem Kreise der Betrachtungen. Gerade den Händen wandte nun ich mein besonderes Interesse zu.

Die Fragestellung lautete ursprünglich so:

1. Kann man die Körperbautypen Kretschmers an den Händen im besonderen erkennen? Die Untersuchungen führten zur Bejahung dieser Frage.

2. Treffen die von Kretschmer gefundenen Zahlenwerte auf die Hände im besonderen zu, und ist die Verteilung der einzelnen Bautypen unter die verschiedenen Krankheitstypen ähnlich wie sie Kretschmer gefunden hat? Die Untersuchungen bestätigten die Kretschmerschen Zahlen völlig.

Meine Arbeit, die den festen Boden exakter Naturwissenschaft nicht verlieren darf, erstrebt im wesentlichen die Erfassung objektiver, greifbarer Einzelheiten. So wurde in einer früheren Arbeit untersucht, ob sich bei der Durchforschung von Händen bestimmter Kranker, die wohl abgrenzbaren, seelischen Krankheitsgruppen angehörten, gröbere Unterschiede aufdecken ließen.

Es handelte sich zunächst um Schizophrene — die überempfindlichen, sperrigen, eingesponnenen, eigenwilligen Leute —, die ich eingangs näher zu charakterisieren versucht habe. Die Ergebnisse hier waren für die charakterologische Auswertung überraschend. Die Auswertung des untersuchten schizophrenen Materials zeigte — wenn auch nur in prozentualer Mehrheit, nicht mit absoluter Sicherheit — Unterschiede, die auf einzelne, wieder charakterologisch besonders bezeichnende Krankheitsgruppen zutrafen.

Bei der Katatonie, einer Erkrankung, die man als Spannungsirresein verdeutscht hat, fand sich ein Handtyp, den ich im Anschluß an Kretschmersche Definitionen den athletischen nenne.

a) Athletische Hand.

Der athletische Typ im Sinne Kretschmers ist ein Typ, bei dem der „trophische Akzent oft auf den Extremitätenenden liegt, die in einzelnen Fällen fast ans Akromegale anklingen können“[1]).

Den athletischen Handtyp im besonderen finden wir in der bildenden Kunst an antiken Heraklesdarstellungen und bei Männerdarstellungen aus romanischer Zeit (z. B. Der Ekkehard im Dom zu Naumburg).

---

[1]) Akromegalie ist ein krankhafter Entwicklungszustand der „Körperspitzen“ (Nase, Unterkiefer, Hände und Füße) bei allgemeinem starken Hochwuchs, der sich ohne sonstige Krankheitserscheinungen familiär finden kann und besonders häufig bei Erkrankungen des Hirnanhanges, der Hypophyse, vorkommt.

Digitized by Google

Es ist ein Handtyp, bei dem die Länge aller Finger die Breite des Handtellers um ein erhebliches überwiegt. Der Handteller selbst erscheint rechteckig gebildet. Der Knochenbau ist zwar etwas gestreckter, wirkt aber grob, wenn auch nicht plump.

Die Finger streben von den Grundgelenken aus häufig in gerader Verlängerung der Handwurzelknochen aufwärts. Die Fingerglieder wirken eckig. Ihre Länge beträgt etwa das Doppelte ihrer Breite. Die Nägel sind breit eingefalzt. Der Falz selbst ist nach Art eines romanischen Bogens gebildet. Die Länge der Nägel kann bis zum Doppelten der Breite betragen. Häufig bleibt aber die Proportion Länge: Breite = 1 bestehen. Die Fingerkuppen erscheinen viereckig. Bei dem reinen Typ finden sich weder zugespitzte noch verdickte Fingerkuppen. Häufig ist die Mitte zwischen beiden, also eine Art Spatelform.

Die Farbe der Handhaut hat einen grauen Grundton, der bei bestimmten Leuten einen rötlich-blauen Überton aufweist. Die Beschaffenheit der Haut hat etwas Grobes, Festes, Derbes. Sie ist leicht verdickt und hart anzufühlen. Die Hautfältelung ist ebenfalls — besonders an Hand- und Fingerrücken — deutlich sichtbar und erscheint zunächst ziemlich grob, kann aber feine Unterteilungen aufweisen.

Die Blutgefäße (Venen), die über den Handrücken ziehen, sind im Ruhezustande nicht sichtbar. Leichte Stauung am hängenden Arm bringt sie aber deutlich heraus. Häufig treten die einzelnen Muskelgruppen — besonders an den Daumen- und Kleinfingerballen — stark hervor. Die Erhebungen an den Fingergrundgelenken des Handtellers zeigen keine Form, die den athletischen Typ einheitlich kennzeichnen könnte.

Die Handlinien des Handtellers zeigen neben der üblichen liegenden M-Form eine weitere Linienanordnung, die von der Handwurzel her gegen die Fingergrundgelenke zu verläuft. So kommt es zu einer oder zu mehreren, fast senkrechten Schnittlinien mit den vorerwähnten M-Hautfalten.

Zur zahlenmäßigen Darstellung gab ich in einer früheren Arbeit[1]) eine Übersichtstabelle der im einzelnen gefundenen Maße. Hier möchte ich noch einmal darauf hinweisen, daß die einzelnen Maßzahlen an sich nichts endgültig Verwertbares darstellen. Bei den Untersuchungen menschlichen Körperbaues hat das Schwergewicht der Betrachtung auf der Proportion — der Harmonie der Alten — zu liegen.

Für die Charakterforschung, die die Beziehungen zwischen Körperbau und Wesensart aufzuzeigen sucht, ist es nun bedeutsam, daß sich diese Handform überwiegend bei Katatonen — Leuten mit Spannungsirresein — fand. Kurz möchte ich diese Krankheitsgruppe noch etwas näher beschreiben. Diese Menschen neigen in ihrer Krankheit zu einer unberechenbaren Explosivität. Während sie wochen-, monate-, mitunter sogar jahrelang stumm, in verkrampften Stellungen, abgeschlossen von aller Welt, zubringen, können sie plötzlich, ohne daß wir eine wirkliche Ursache angeben könnten, anfangen, zu brüllen und zu toben. Die Körperkräfte werden

[1]) Archiv für Psychiatrie. Bd. 82, Heft 4 (1928).

Digitized by Google

Bild 5.

Bild 6.

Bild 5 und 6. Aus: „Handbau und Psychose".

Es handelt sich hier um rein asthenische Hände. Die etwas erschlaffte Haltung auf der Photographie ist darauf zurückzuführen, daß die Aufnahme bei der hocherregten Patientin im Schlaf gemacht werden mußte. Im Röntgenbild (umstehend) kommt sehr schön das Größenverhältnis der Endphalangen heraus, die Tendenz zur Längenentwicklung bei geringerer Breitenentwicklung und selbst hier (der Patientin wurde keinerlei Handhaltung vorgeschrieben) die gelöste Motorik. Beachtenswert ist auch noch die Nagelbildung, bei Bild 6 ist auch die Fleckung sichtbar.

Digitized by Google

Bild 7.

Aus: „Handbau und Psychose".
Röntgenaufnahme zu Bild 5 und 6.

Digitized by Google

sinnlos verpulvert, nichts wird geschont. In seltenen Fällen kommt es sogar vor, daß die Kranken mit allen uns zur Verfügung stehenden chemischen und physikalischen Mitteln nicht zu beruhigen sind. Der unökonomische Kräfteverbrauch kann dann unter Umständen in wenigen Tagen zum Erschöpfungstode führen. Sichere anatomische Grundlagen für diese Zustände haben sich bisher nicht finden können, trotzdem glaubt man aus guten Gründen an ein organisches Hirnleiden als Ursache. Soweit solche Leute vor ihrer Erkrankung oder im Krankheitsbeginn in der menschlichen Gesellschaft hervortreten, fallen sie häufig noch in gesunden Tagen durch eine unbekümmerte Art von Brutalität auf, die — ähnlich wie bei Kindern — mehr dem Mangel an Mitfühlen zu entspringen scheint als dem Wunsche, andere grob zu quälen. Recht häufig sind solche Leute gerade bei aller unbekümmerten, ins Brutale gehenden Wesensart gutmütig und rührselig.

Verwandte Wesensart und ähnlichen Handbau finden wir häufig bei gewissen Matrosentypen. In der Sagenliteratur ist es der schlichte Held, der eine gewisse unkomplizierte, gerade Gutmütigkeit zeigt, dann aber — gereizt — einen ungerührten, blindwütigen Vernichtungswillen austobt.

b) Aristokratische Hand.

(Hierzu Abb. 5—8)

Bei einer anderen Gruppe Schizophrener fand sich ein Handtyp, wie er in der Gotik häufiger dargestellt worden ist und in der Literatur Aristokraten vom Dégénéré-Typ zugeschrieben wird. Diese Bildung bezeichnete ich der Einprägsamkeit wegen als aristokratischen Handtyp.

Die charakterologisch besonders hervorstechenden Züge des Krankentyps mit dieser Hand sind: ins Spielerische entfesselte Hemmungslosigkeit und läppisches Wesen bei großer Überempfindlichkeit, die früher oder später in Stumpfheit umschlagen kann.

Der diesen Erscheinungen verwandte Typ des Gesunden zeigt sich bei jenen überempfindlichen, zarten, zerbrechlichen Geschöpfen, die immer etwas Gespanntes, gläsern Sprödes in ihrem Wesen haben. Sie können zarte und feinsinnige Hüter von Kulturwerten darstellen[1]). Immer liegen sie mit sich im Widerstreit und verbrauchen so einen großen Teil aller Willensantriebe im Kampf mit Hemmungen. Es ist nie so sehr die Unausgeglichenheit der Stimmungslage — die sogar hier häufig starr, unzufrieden ist und wenig mit anderen mitschwingt —, als vielmehr das Aufeinanderkrachen von Strebungen und Hemmungen, das den Ablauf seelischen Geschehens mit dem Betriebe einer ungeölten, rostigen Maschine vergleichen läßt. In anderen Fällen sind es bis aufs Äußerste gespannte Leute, an denen man immer das feine Knistern und Knacken hochaufgeladener elektrischer Ströme wahrzunehmen vermeint.

Die Hände sind meist klein und gehen ins Überzierliche. Immer haftet diesen Händen, auch bei Männern, ein weiblicher Zug an. Sie haben etwas Kraftarmes,

---

[1]) Siehe auch Kretschmer, Körperbau und Charakter. Springer, Berlin 1925.

Digitized by Google

sind schmal, allzu biegsam und wirken feingliedrig. Das Unterarmhandwurzelgelenk tritt meist deutlich heraus. Die Mittelhand zeigt die Form eines länglichen Rechteckes. Die Sehnen im Handrücken treten deutlich hervor. Die Haut ist häufig blaß, bläulich durchscheinend, fein gefältelt. Mitunter findet sich auch eine plattenartige Hautunterteilung.

Über den Handrücken zieht ein feingezeichnetes Venennetz, das in gleichmäßiger Wärme bei hängender Hand deutlich heraustritt und sich an der Rückseite der Mittelhand in Einzeläste aufspaltet. Die Finger sind feingegliedert, die Fingerglieder langgezogen und schmal. Es gibt ausgesprochene Formen, bei denen die Einzelglieder in ihrer Länge das 3—3½fache der Breite erreichen[1]). Die Fingergelenke sind häufig zu kleinen Knoten aufgetrieben. Legt man die Finger solcher Hände zusammen, so findet sich fast nie eine Verbreiterung der Fingerenden, meist legen sie sich mehr spitz zu einem gotischen Bogen aneinander. Nur bei einer mehr kataton gefärbten Krankheitsgruppe fand sich häufig eine Verbreiterung der Fingerenden. Die Länge der Finger überwiegt die Breite des Handtellers erheblich. Der breiteste Teil der Hand lag meist in der Höhe der Fingergrundgelenke.

Der Nagelansatz zeigte meist — im Gegensatz zu der Form des Rechtecks oder des romanischen Bogens bei Athletenhänden — eine Annäherung an den Typ eines gotischen Bogens. Nicht ganz selten trat sogar Winkelform (∨) auf. Die Nägel zeigen häufig Andeutungen von „Uhrglasformen". Sie sind langgezogen, mitunter stark gefleckt. Die Nagelfarbe spielt meist ins Bläuliche.

Die Fettpolsterung in der Mittelhand ist schwach, wenig ausgesprochen. Die Muskulatur zeigt nur geringe Nivellierung. Die Linien des Handtellers verlaufen wie bei der Athletenhand, so daß das liegende M rechtwinklig von einer oder mehreren Linien, die von der Handwurzel gegen die Finger zu streben, gekreuzt wird.

Die Behaarung der Hand ist selbst bei Männern selten stark ausgesprochen, meist ist sie so schwach, daß sie völlig zu fehlen scheint. Ergreift man eine solche Hand, so ist sie meist kühl und schmiegsam anzufühlen.

Besonders eigenartig und aufschlußreich sind die Bewegungen dieser Hände. Die Finger haben etwas Gelöstes, weitgehend Unabhängiges. Nicht ganz selten werden sie überstreckt. Meist werden sie gespreizt gehalten. Vielen Leuten macht es Mühe, die Finger zusammenzulegen, wenn es auch — wie beim Schwimmen — dringend erwünscht wäre. Besonders häufig wird der kleine Finger abgespreizt. Alle Bewegungen wirkten meist eckig und hölzern, nie rund und gleichmäßig. Häufig wird bei diesem Typ die unbeholfene Beweglichkeit durch eine gewisse Lässigkeit aller Bewegungen überdeckt. So scheint der langsame Bewegungsablauf eine gewisse Harmonie zu gewähren. Gerieten aber solche Leute in Affekt, so trat sofort auch hier eine gewisse gespreizte Sperrigkeit hervor.

---

[1]) Hierher dürfen aber nicht ohne weiteres krankhafte Fälle von Spinnenfingrigkeit (Arachnodaktylie) gerechnet werden, wie sie von Ganther und anderen beschrieben worden sind. (Zeitschr. f. Kinderheilkunde. Bd. 43, Heft 6, 1927.)

Digitized by Google

Bild 8. Aus: „Handbau u. Psychose".

G., männlich, Katatonie, 45 Jahre, Knecht. Athletische Hand mit stark aristokratischem Einschlag. Deutliche Knotenbildung. Typische Nagelbildung. Gute Sichtbarkeit der Sehnen.

Bild 9. Aus: „Handbau und Psychose".

Bezeichnend ist die gespreizte Haltung, die eine Manier der photographierten Kranken darstellt. Auffallend ist der feingliederige Bau der Finger, der langgezogene Handteller. Man achte auch auf den verbogenen fünften Finger.

(Röntgenbild umstehend.)

Digitized by Google

Bild 10.
Aus: „Handbau und Psychose"
Röntgenaufnahme zu Bild 9.

Digitized by Google

c) Infantil-dysplastische Hand.

(Hierzu Abb. 9—12)

Der dritte Handtyp, der sich bei Schizophrenen fand, wurde seiner Form nach als infantil-dysplastisch bezeichnet. In überwiegender Häufigkeit fand sich dieser Handtyp bei Leuten, die in frühem Alter bereits den ersten Krankheitsschub durchgemacht haben — etwa bei einem Menschentyp, wie ihn Hermann Hesse in seiner Novelle „Unterm Rad" schildert.

Es sind häufig zunächst Wunderkinder, Musterkinder, über die Maßen begabt, von weiter, rascher Auffassung, der Stolz und der Ehrgeiz von Eltern und Lehrern. Sie berechtigen zu den besten Hoffnungen. Bis zum 16., 17., 18. Jahre steigt die Lebenskurve steil an. Da kommt plötzlich ein Stillstand. Man spricht von Übermüdung, Überanstrengung. Das Kind erscheint verändert. Der folgsame Musterknabe wird launisch und reizbar, der strebsame, kluge Schüler verliert sich in läppischen Spielereien oder verfällt in stumpfe Untätigkeit. Der Gegensatz zwischen dem inneren geschwellten Persönlichkeitsgefühl des Kindes und seiner Läppischkeit, Verspieltheit und Stumpfheit wird immer stärker und unverständlicher. Die psychologischen Erklärungsmöglichkeiten reichen nicht mehr aus. Wir stehen vor einer „schicksalhaften" Krankheit.

In vielen Fällen kann der endgültige Ausbruch der sicher erkennbaren schizophrenen Psychose noch auf sich warten lassen. Zunächst scheint es sich nur um krankhafte Zustände freudiger Verstimmung — um manische Perioden — zu handeln, bis allmählich der Zerfall der Persönlichkeit hervortritt.

In überwiegender Häufigkeit fand sich also gerade bei diesem Krankheitsbilde der dysplastisch-infantile Handtyp. In großen Linien ist das Bild so zu zeichnen, daß der Eindruck des Kindlichen, des nicht voll oder doch nicht harmonisch Entwickelten besonders hervorsticht. Selten sind diese Hände übermäßig groß, häufiger übermäßig klein (Akromikrie)[1]).

Häufig hat diese Hand etwas Feingliedriges, ohne die gleichmäßigen Proportionen der Aristokratenhand zu wahren. Meist ist sie schlaff und weich. In seltenen Fällen finden sich grobe Wachstumsstörungen, Verwachsungen mehrerer Finger (sog. Syndaktylie). Der fünfte Finger zeigt in allen Fällen eine gewisse Bewegungsbeschränkung, die eine Streckung des mittleren Fingergliedes gegen das Fingergrundglied nicht zuläßt. Ein Teil der Hand kann runde, weiche, fettgepolsterte Formen zeigen, wie wir sie später bei der pyknischen Hand sehen werden, doch ist diese Fettverteilung völlig unausgeglichen. Häufig sitzt eine fette, gewulstete Mittelhand auf einem knochigen Unterarm. Unregelmäßig gedrehte Finger können sich an die Mittelhand anschließen. Dem Gesamtakkorde der Hand fehlt es immer an der völligen Harmonie. In den meisten Fällen wird man irgendwie an eine „kindliche Patschhand" erinnert.

[1]) Im Gegensatz zur oben kurz geschilderten Akromegalie verstehen wir unter Akromikrie eine abnorme Kleinheit der „Körperspitzen" im Verhältnis zum Gesamtkörper; Nase, Kinn, Ohren, Hände und Füße sind also hier auffallend im Wachstum zurückgeblieben. Vielleicht kommen auch für die Entstehung dieses Bildes Störungen des Hirnanhanges in Frage. Die Ursachen sind bisher noch nicht genügend erkannt.

Digitized by Google

Die Endglieder der Finger sehen häufig flach und abgegriffen aus. Der Nagelfalz ist ganz unregelmäßig gebildet, nur selten ist die gleichmäßige Rundung der „Pykniker", selten der ebenmäßige Bogen der Athletenhände zu finden, am ehesten nähern sich die Nagelfalzformen ungleichmäßig dem Spitzbogen der Aristokratenhände. Die Farbe der Haut und der Nägel geht überwiegend ins Bläuliche. Die Haut ist fast immer kühl und etwas feucht, oft gefleckt. Mitunter erscheint gerade der Handrücken blaurot.

Die Adern, die über den Handrücken ziehen, sind meist nicht deutlich sichtbar. Gerade hier finden sich Spannungszustände der feinsten Haargefäße (Kapillarspasmen)[1]). Das Muskelbild kann an Stärke alle Grade aufweisen, erscheint aber meist verwischt. Verhältnismäßig oft fand sich eine sog. „Platthand"[2]).

Die großen Handlinien sind meist von gleichem Typ wie bei den anderen bisher geschilderten Händen — ein liegendes M, das rechtwinklig von einer oder mehreren Linien getroffen wird. Während jedoch die Athletenhände meist eine tiefe Linienbildung zeigen, während bei den Aristokratenhänden das Linienbild zarter oder gröber erscheinen kann, finden wir hier fast regelmäßig nur wenig ausgesprochene Linien. Meist handelt es sich um feine, bläulich verfärbte Hauteinschnitte.

Die Behaarung ist in allen Fällen überaus spärlich. Gerade bei diesen Händen wäre es in der Mehrzahl der Fälle völlig unmöglich, männliche von weiblichen Händen zu trennen. Der breiteste Teil der Mittelhand lag meist in ihrer Mitte, häufiger noch in der Nähe des Handwurzelgelenkes.

Die Bewegungen der Hand erfolgen auch hier in der eigentümlich hölzern gespreizten Art, wie sie schon oben von den Schizophrenen geschildert wurde. Wahrt jedoch trotzdem die Motorik der Athleten- und Aristokratenhände eine gewisse Einheitlichkeit, die sich in einer weitgehenden Gelöstheit der einzelnen Finger kundtut — wenn auch eine gewisse Eckigkeit der Bewegungen als hervorstechendes Merkmal auffällt —, so finden wir hier eine geradezu groteske Neigung zu überspreizten Bewegungen, denen häufig der Charakter des Komischen, seltener der des Gequälten anhaftet.

d) Pyknikerhände.

(Hierzu Abb. 13—15)

Wir kommen jetzt zur Besprechung der anderen großen Krankheitsgruppe, die Gegenstand der Untersuchung wurde, des manisch-depressiven Irreseins. Bei diesen Kranken finden sich, wie schon oben ausgeführt wurde, Gemütsschwankungen nach der übertrieben heiteren oder traurigen Seite.

Die Manischen strotzen von Lebens- und Kraftgefühl, sind guter Laune, zu allen Streichen aufgelegt, von mächtigem Tatendrang besessen, leicht gereizt, wenn sie

[1]) Die Kenntnis von dem Überwiegen der Kapillarspasmen bei Schizophrenen verdanken wir den Untersuchungen des Tübinger Klinikers Otfried Müller.

[2]) Goldthwait beschreibt unter Platthand in Analogie zum Plattfuß eine Hand, bei der die Wölbung der normalen Hohlhand verlorengegangen ist. (Zeitschr. f. orthopädische Chirurgie. Bd. 34, Heft 3/4.)

Digitized by Google

Bild 11 und 12.
Aus: „Handbau und Psychose".

Ausgesprochen dysplastischer Handtyp, unregelmäßige Fettverteilung, ungleichmäßig geformte Finger, gespreizte mimische Ausdrucksweise. Den photographierten Personen wurde keine Anweisung zur Fingerhaltung gegeben.

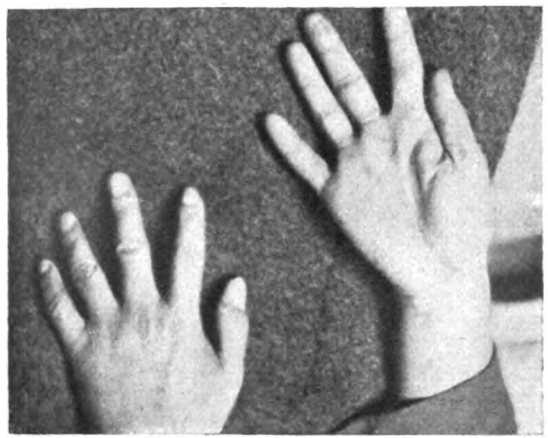


Bild 11.

Bild 12. Röntgenaufnahme zu Bild 11.

Digitized by Google

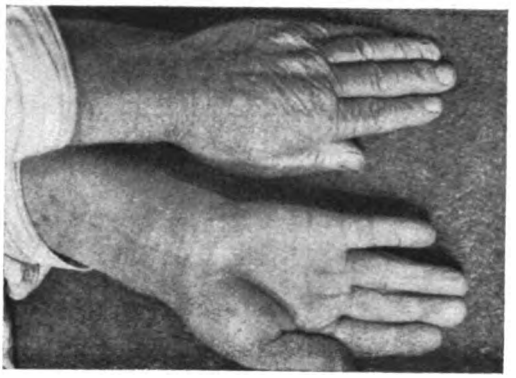


Bild 13. Aus: „Handbau und Psychose".
Typische pyknische Hand, weich, gut gepolstert, geschlossener Ausdruck. Die Hautfalten auf dem Handrücken sind Alterserscheinungen.

Bild 14. Röntgenaufnahme zu Bild 13.

Digitized by Google

auf Widerspruch stoßen, allezeit verbrüderungsfähig, wo sie keine Gegenstrebung finden. Ihre sprachlichen Äußerungen überraschen mehr durch Masse als durch gute Art. Hier und da kommt es freilich zu einem schlagenden Witz. Alles, was sie sehen und hören, regt ihre Gedankentätigkeit neu an. So schweifen sie hundertmal ab, ehe sie einen Satz unter der ursprünglichen Zielvorstellung zu Ende bringen. Überbeweglichkeit und Tatendrang beeinträchtigen die Kritik, ohne sie jedoch auszuschalten. Die meisten Manischen, wenn sie erst Krankheitsperioden hinter sich gehabt haben, empfinden sehr wohl das Krankhafte ihres Zustandes und kommen deshalb oft freiwillig in die Abgeschlossenheit der Klinik oder Anstalt.

Die negative Phase dieser Gemütskurve spricht sich in der Depression aus. Wenn nicht die Angst die Kranken umherpeitscht, sind sie meist regungsarm. Das ganze seelische Tempo ist weitgehend verlangsamt, gehemmt. Die traurige Stimmung färbt die Denkinhalte. Alle Wahrnehmungen werden häufig wahnhaft gefälscht. Der Körper ist krank, schlecht, lebensunwürdig. Was man früher getan hat, war nichts als Sünde. Auf Erden erwartet sie nur noch das Zuchthaus, im Jenseits Hölle und Verdammnis. Während alles seelische Leben gehemmt ist, bricht der Trieb zur Selbstvernichtung immer stärker hervor. Die fürchterlichsten Mittel, die unerhörtesten Kraftanstrengungen werden versucht, um diesem unerträglichen Leben ein Ende zu machen.

Manie und Depression heilen als solche, können aber neu auftreten oder sich ablösen. In gesunden Tagen findet sich keine Spur mehr von der überstandenen Krankheit.

Die Untersuchungen der Hände förderten bei diesen Leuten mit so hervorstechenden Charaktereigentümlichkeiten einen besonderen Typ — den pyknischen Handtyp. Kretschmer hatte gefunden, daß die Gliedmaßen der Pykniker klein sind im Verhältnis zum übrigen Körper. Er definiert die Pykniker geradezu als die Leute mit den großen Körperhöhlen, wie sie an den Type digestif der Franzosen oder den Typus megalosplanchnicus Violas erinnern.

Kleine Hände fanden sich nur bei der Minderzahl der untersuchten Kranken, besonders bei solchen, die nur an rein manischen Krankheitsschüben gelitten hatten. Viel häufiger wirkten die Hände eher groß, mit einem leichten Stich ins Athletische. Hier war eigentlich der einzige Handtyp, bei dem sich eine ausgesprochen männliche neben einer ausgesprochen weiblichen Form fand.

Die männliche Hand war überwiegend knochig und gedrungen, die weibliche mittelschmal bis breit. Irgendwelche groben Abweichungen von der Norm fanden sich so gut wie nie. In runden, weichen Formen wachsen diese Hände aus dem Unterarm hervor. Die Mittelhand weist eine leichte Schwingung auf, die ihr etwas Rundliches gibt. Nirgends finden sich harte, eckige Vorsprünge. Rundlich wölbt sich die Muskulatur. Gleichmäßig bekleidet das Fettpolster die harten Knochenformen.

Bei Frauen überwiegt eine konische Handform, d. h. die Finger laufen gegen den Mittelfinger zu in einem weichen Spitzbogen zusammen. Bei Männern fand sich häufiger eine langgestreckte Rechteckform mit abgerundeten Ecken. Dieses Fehlen von Ecken läßt die Hand häufig etwas verkürzt erscheinen, gibt ihr also gegenüber

Digitized by Google

der athletischen Hand noch etwas Plumperes, Unbeholfeneres, das an Maulwurfsschaufeln[1]) erinnert. Die Fingerglieder selbst zeigen breiten Knochenbau, besonders in den Endgliedern, die häufig um die Hälfte kürzer sein können als die Grundglieder. Die Länge der Glieder beträgt nur das 1—$2^1/_2$fache ihrer Breite. Häufig finden sich an den Grund- und Endgliedern der Finger feine Fettpölsterchen, die als Verdickungen erscheinen.

Die Nägel wirken breit, während sie bei den Athleten und Aristokraten lang erscheinen. Sie sind viereckig oder in flachem Bogen mit breiter Basis eingefalzt. Meist erscheinen sie etwas platt, Klauenbildung ist selten. Hier und da zeigte sich stärkere Längsstreifung der Nägel, die man weniger als Zeichen des Types, vielmehr als Zeichen des Alters ansehen darf[2]). Die Nagel- und Hautfarbe kann alle Stufen vom Grau bis Rot zeigen. Bläuliche Hautfarbe ist bei körperlich Gesunden sehr selten.

Die Haut selbst erscheint dünn, fein unterteilt, läßt sich aber nur schwer abheben. Das dicke, unterlagernde Fettpolster verhindert feinere, zartere Faltenbildung. Erst im höheren Alter zeigen sich hier wie im Gesicht Runzeln. Die Durchblutung der Haut ist meist gut, so daß die Hände warm anzufühlen sind. Das Venennetz am Handrücken ist im allgemeinen nicht leicht darzustellen, da die feinen Haargefäße (Kapillaren) sehr stark entwickelt sind; auch hier kann das Alter durch Verhärtung der Gefäßwände das Aussehen verändern (s. Bild 15).

Das Muskelbild wirkt bei vorwiegend Depressiven stärker ausgesprochen als bei den „rein" Manischen. Die Höhlung des Handtellers tritt sehr deutlich heraus. Im Gegensatz zur festen, gedrungenen Muskulatur der Manischen ist die Hand der Depressiven meist schlaff anzufühlen.

Hier könnten vielleicht kurz Beobachtungen interessieren, die ich an Hypnotisierten sammeln konnte. Rief man in der Hypnose heitere oder zornige Affekte hervor, so kam es zu einer deutlichen Anspannung der ganzen Körperhaltung und der Muskulatur. Bei traurigen Gemütsbewegungen — soweit sie nur durch Kummer hervorgerufen waren — wurde die Muskulatur schlaff, „atonisch".

Die Hautfalten der Hohlhand zeigten in der überwiegenden Mehrzahl ein reines liegendes M. Rechtwinklig dazu fanden sich nur kleine, zarte Linien, die nie den Eindruck abschwächen konnten, daß der eigentliche Linienverlauf vom Daumen zum kleinen Finger hinzog.

Die Behaarung ist bei Männern häufig sehr deutlich ausgesprochen. Die Haare stehen dicht, sind weich, bedecken den Handrücken bis über das Grundglied des Daumens und bis über die Mittelglieder der übrigen Finger. Bei Frauen sind die Haare dagegen nur selten sichtbar und scheinen zu fehlen, während sie gerade bei athletischen, seltener bei dysplastischen Frauen doch mitunter recht deutlich hervortraten.

Die rundlichen Wölbungen am Kleinfinger- und Daumenballen verlegen die größte Breite der Mittelhand in die Handtellermitte.

[1]) Ein treffender Ausdruck, den ich Herrn Geheimrat Hoche verdanke.

[2]) J. Heller: „Die Krankheiten der Nägel." Berlin 1928.

Digitized by Google

Bild 15. Aus: „Handbau und Psychose".

Kn., männlich, manisch-depressives Irresein, 63 Jahre, Briefträger. Jetzt körperlich: Herzleiden, Arteriosklerose. Das Bild verdanke ich dem freundlichen Entgegenkommen von Herrn Professor Bleuler, Zürich. Die Ähnlichkeit mit Bild 13 in Habitus und Motorik ist auffallend. Typische Nagelbildung. Die typische Venenzeichnung und die unelastische Haut sind auf Altersveränderungen zurückzuführen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Bewegungen der Manisch-Depressiven sind überaus aufschlußreich. Die einzelnen Finger selbst beteiligen sich nur wenig an Ausdrucksbewegungen. Die Lockerung der Finger, welche bei Feingliedrigeren auffiel, die überhaupt eine besondere Fähigkeit zu haben scheinen, kleinste Muskelgruppen getrennt zu innervieren, fehlt hier. Alle Handbewegungen tragen den Grundcharakter des Geschlossenen, Einheitlichen. Die Finger selbst bleiben meist in einer mittleren Ruhelage. Nur bei wenigen — wie es scheint besonders eigenwilligen Persönlichkeiten — besteht eine Neigung zur Spreizung von kleinem Finger und Daumen. Die eigentlichen Bewegungen erfolgen im wesentlichen aus dem Handgelenk heraus oder mehr noch von den hervorgestoßenen Unterarmen her.

Schon früher versuchte ich deshalb, die Bewegungen der feingliedrigeren Schizophrenen als auffallend gespreizt und kratzend zu schildern im Gegensatz zu den mehr stoßenden Ausdrucksbewegungen[1]) der grobgliedrigeren Pykniker. Wo ein Pykniker eine gelockertere Beweglichkeit der Finger zeigte, beruhte sie in meinen Fällen immer auf eingelernten, also nicht mehr ursprünglichen Bewegungen. Es handelte sich um Leute, die viel Klavier gespielt hatten oder berufsmäßig auf der Maschine schrieben, bei denen also allmählich die eingelernten Bewegungen zu Gewohnheitsbewegungen geworden waren.

Die Stimmungslage selbst ist bei den Manisch-Depressiven natürlich nicht ohne Einfluß auf die Ausdrucksbewegungen. Der Maniakus in seiner gehobenen Stimmung, mit seinem ausgesprochenen Bewegungsdrang fuchtelt viel in der Luft herum. Der traurig Verstimmte, Gehemmte, hält auch in seinen Bewegungen an sich.

Der Manische zeigt eigentlich immer den Drang, seine Hände von seinem Körper wegzubringen. Er klopft bei der Rede seinem Partner auf Schulter und Schenkel, hält ihn am Rockknopf fest. Der Traurige hält auch mit seinen Händen an sich, steckt sie häufig in den Mund und kaut an den Nägeln herum. Das Nägelkauen scheint überhaupt ein Zeichen zu sein, das in der Angst hervortritt.

Schon früher zitierte ich eine Anekdote, die ich meinem Lehrer — Herrn Geheimrat Hoche — verdanke. Nach einem großen Warenhausbrande um die Jahrhundertwende fand sich unter den Überlebenden ein Mann, der während des Brandes gerade auf dem Abort gesessen hatte. Er hatte geistesgegenwärtig die Wasserleitung geöffnet, so daß der Abortraum unter Wasser stand, während das übrige Haus brannte. Als er gerettet wurde, fehlten ihm die Nägel an allen Fingern. Er hatte sie in seiner Angst abgekaut oder abgerissen.

Mitunter bedeckt der Depressive sein Gesicht mit den Händen oder hält sie doch mindestens irgendwie fest, meist eine Hand mit der anderen. Meint er, körperliche Beschwerden zu fühlen, so streicht und reibt er wohl diese Körperstellen.

Bei Frauen fiel mir besonders häufig auf, daß sie in ängstlicher Verlegenheit eine oder beide Hände an den Mund nehmen und die Daumenseiten des gebeugten Zeigefingers an die Lippen hielten, eine Bewegung, wie man sie häufig bei Kindern findet, die sich im Unrecht ertappt fühlen.

[1]) Für den Kenner der Jungschen Typen sind diese Bewegungen aufschlußreich. Der „introversive" Schizophrene, der in sich seine Spannungen erlebt, kratzt — wenn man so will — die Affekte an sich, der „extratensive" Manisch-Depressive, der ein lauter Schauplatz seiner Gefühle ist, „stößt" die Affekte „ab". Ob das zufällige Analogien oder tiefere Bedeutungen sind, weiß ich nicht. Man wird hier über Vermutungen nicht hinauskommen können.

Digitized by Google

Es dürfte zu weit führen, eine Häufung von weiteren Beobachtungen zu bringen, zumal sie bereits in einer früheren Arbeit niedergelegt sind. Aus dem gleichen Grunde wird hier auf die Wiedergabe von genauen Maßzahlen verzichtet, die doch dem Leser nichts Anschauliches bieten könnten[1]).

ZUR ENTWICKLUNG DER CHARAKTERDEUTUNG AUS DEM KÖRPER.

Warum stellen wir nun eigentlich alle diese Vergleiche an? Warum bemühen wir uns, mit Auge und Meßband den feinsten Formveränderungen nachzugehen? Irgendwie treibt es ja wohl jeden naturwissenschaftlich Interessierten nach dem alten Satze des Plinius die Natur in minimis zu suchen. Über die Zeit der kühnen Spekulationen, die gute Einfälle, vielleicht auch glückliche Arbeitshypothesen brachte, sind wir wohl — hoffentlich nicht nur vorübergehend — hinweg.

Wenn Aristoteles die einzelnen Menschentypen mit Tieren verglich, von denen er wieder die hervorstechendsten Charaktereigenschaften auf die Menschen übertrug, so tat er das, was menschlicher Art am nächsten liegt. Die große Linie dieser Betrachtungsform führt über Giambattista della Porta[2]) zu J. C. Carus.

Porta bringt ausführliche Vergleiche von Menschen und Tieren, deren Charaktere er gegenüberstellt. So beschreibt und vergleicht er die Menschennase der des Ochsen, der des Schweines, den Nüstern des Pferdes, und denen des Stieres; die menschliche Stirn der des Esels und der des Löwen.

Den gleichen Weg geht Carus, nur ist hier schon eine engere Typisierung eingetreten. Am Körper werden auch noch die verschiedenen Höhen des Seelenlebens abgelesen. Am tiefsten steht das, was Bauch und Geschlecht verlangt, am höchsten das, was der Geist will. Ganz ein Kind seiner Zeit, kann er sich nicht von bewertender Betrachtung befreien, die gerade beim Menschen den Beurteilten zum Richter einsetzt und so nicht leicht über ein Lob der Selbstgerechtigkeit hinaus kann. Arbeitshypothese wird mit erwarteten Schlußfolgerungen vermischt, ein kühner Bau türmt sich, der als gewaltiges Werk Ehrfurcht abzwingt. Es ist ein Werk aber der Dichtkunst, das Werk eines ausgezeichneten, blutvollen Beobachters des Lebens, kein wissenschaftliches. Das apollinische γνῶθι σεαυτόν stellt an uns andere Forderungen. So ist uns Carus nicht ein Charakterologe, sondern der Typ des Forschers, der — fortgerissen vom Schwunge seiner eigenen Ideen — die erdgebundene Spur wissenschaftlicher Erforschung verliert.

Der entgegengesetzte Typ des Wissenschaftlers, den die Charakterologie bisher noch nicht gefunden hat, wäre etwa der Typ, der es vermöchte, die scheinbar regellosen charakterologischen Erkenntnisse so zu ordnen wie Linné die botanischen.

Eine Mittelstellung nimmt hier Darwin ein[3]). Er beobachtete sorgfältigst den Ausdruck von Menschen und Tieren im Zusammenhang mit den Affekten, die dieser Ausdruck darstellen sollte. Er begnügte sich aber nicht mit einer einseitigen Feststellung bestimmter Ausdruckstypen, die er nachfühlend schilderte. Er machte

[1]) Vgl. „Handbau und Psychose". Arch. f. Psych. Bd. 82, Heft 4.

[2]) G. B. della Porta: La Fisonomia dell' huomo. Venetia 1652.

[3]) Charles Darwin: Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Stuttgart 1872.

Digitized by Google

vielmehr die Probe auf das Exempel, versuchte umgekehrt Tiere und Menschen in gewisse gemütlich besonders stark betonte Gelegenheiten zu bringen und studierte dann Ausdruck und Ausdrucksbewegung von neuem. So ging er den Weg, der seither klassisch geworden, ist, den dann auch in neuester Zeit der Elberfelder Chirurg Krukenberg so erfolgreich beschritten hat[1]).

Neuerdings hat Giese eine sehr umfassende Arbeit veröffentlicht, die sich mit eingehenden Untersuchungen über die Hand vom Standpunkt des experimentellen Psychologen her befaßt. Giese schafft die sehr brauchbare Einteilung von Arbeitshand und Ausdruckshand. Ausdruckshand ist ihm die Gestik in weitestem Sinne, auch Chiromantie und Graphologie[2]).

Das Werk Darwins gibt uns schon eine Antwort auf unsere Frage, warum wir versuchen, Beziehungen zwischen körperlichen und seelischen Äußerungen aufzufinden. Wir wollen die Erkenntnis suchen, die Erkenntnis des seelischen Geschehens in uns und um uns. Wir müssen uns klar darüber sein, daß das meiste, was wir früher davon zu wissen meinten, ein Glauben ist, das stark vom Empfinden des einzelnen gefärbt wird, ohne eigentliche sinnliche Tatsache der Erkenntnis zu sein.

DIE AUSWERTUNG KÖRPERBAULICHER BEFUNDE IN DER CHARAKTERKUNDE.

Zur klareren Auswertung der Befunde können wir uns nicht mit den recht summarischen Schilderungen, die im vorstehenden versucht wurden, begnügen. Wir müssen vielmehr versuchen, einen Rahmen zu finden, der es uns möglich macht, immer wieder mit gleichen Unterlagen zu arbeiten und so die verschiedensten Wesenszüge einheitlich zu ordnen, ohne daß wir der Natur Gewalt antun. Die Fragestellungen seien im folgenden umrissen:

1. Ist es möglich, irgendwelche Anhaltspunkte für den Charakter aus Händen zu gewinnen?

Zur Untersuchung dieser Fragestellung wurden die Hände mehrerer hundert, mir völlig unbekannter Leute nach den Regeln der „Chiromantie" untersucht. Es fanden sich hier viele Irrtümer, die zu berichtigen waren, aber auch manche wertvolle Hinweise, auf die ich noch zu sprechen kommen werde.

2. Läßt sich die Kenntnis von den Händen lehrbar vermitteln oder handelt es sich um ein, an die Fähigkeiten weniger Menschen gebundenes, intuitives Wissen, „Ahmen" wie Th. Lessing sagt?

Hier hat es sich gezeigt, daß es zwar eine ganze Reihe von Menschen gibt, die einen besonderen „Blick" besitzen. Bei genauer Untersuchung dieser Leute zeigte es sich, daß es sich um Menschen mit besonders guter optischer Begabung handelte, die häufig gesammelte Erfahrungen unbewußt verwerteten. Menschen mit durchschnittlicher optischer Begabung und ausreichender Geduld sind tatsächlich ohne weiteres befähigt, die Handkenntnis „schulgemäß" zu erlernen, wie man die medi-

[1]) Prof. Dr. med. H. Krukenberg, Elberfeld: „Der Gesichtsausdruck des Menschen." Verlag: F. Enke, Stuttgart 1923.

[2]) Giese: „Psychologie der Arbeitshand" im Abderhaldenschen Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden. Berlin und Wien 1928.

Digitized by Google

zinische Diagnostik erlernen kann. Meist vergeht ein Jahr oder noch mehr, bis alle Einzelheiten soweit erfaßt und verarbeitet worden sind, daß man wirklich imstande ist, seine Kenntnisse einigermaßen selbständig zu verwerten.

Die Intuition, d. h. rasches, kombinierendes Erfassen von Zusammenhängen, ohne daß alle Zwischenglieder zwischen Ausgangspunkt und Schlußfolgerung gegenwärtig wären, kann hier und da nützlich sein, bietet aber meiner Erfahrung nach die stärkere Fehlerbreite, die der geringeren Genauigkeit anhaften muß.

Die Menschenerkenntnis aus den Händen zwingt uns, mit Methoden zu arbeiten, die vorläufig nur von recht geringer Brauchbarkeit sind. Trotz aller offenkundigen Förderung, die die Charakterologie in den letzten Jahrzehnten von den verschiedensten Seiten her erfahren hat, sind ihre Begriffe noch immer recht verschwommen, wie mir scheinen will, zu komplex. Es ist kein Zufall, daß uns die rein philosophischen Forschungen über den Charakter nicht so sehr weitergebracht haben wie die Untersuchungen, die unmittelbar praktischen Bedürfnissen entsprungen sind.

Müssen wir noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts zu den Dichtern gehen, um etwas über den Charakter zu erfahren, so stoßen wir in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf grundlegende französische Forschungen, die sich zunächst auf das Studium der Hypnose (Charcot, Bernheim, „Die Schule von Nancy"), dann auf das Studium der hysterischen Phänomene aufbauten (Charcot, Janet).

Von etwas verschobenem Standpunkte her brachte die junge Psychiatrie neues Material herbei. Man warf später dieser Wissenschaft gern vor, daß sie sich auf das Erzählen von Geschichten beschränkt habe. Was sollte man aber mit Erscheinungen tun, die zunächst unverständlich waren? Man konnte nur wieder und wieder die einzelnen Fälle beschreibend aufzeichnen, um so beim Vergleichen vieler kleiner Züge Grundtatsachen zu finden. Vergleichen wir alte psychiatrische Krankengeschichten mit unserer heutigen Auffassung vom seelischen Geschehen, so fällt uns auf, wie noch vor 40 Jahren Gut und Böse als Kriterium herrschten. Erst allmählich lernte man es, andere Grundbegriffe zu finden. Besonders Bleuler und Jaspers verdanken wir die Einteilung seelischen Geschehens nach dem Grade seiner Verstehbarkeit.

Etwa um die gleiche Zeit wurde auch von philosophischer Seite[1]) der Standpunkt gewechselt. Die reine Beschreibung des sinnlich Wahrgenommenen wurde durch den Beschreiber selbst sinnlich verstehend (sehend) (Dilthey)[2]) und einfühlend (Lips) verarbeitet. Daneben gewann auch mehr und mehr die experimentelle Psychologie eine eigentümliche Mittelstellung zwischen Philosophie und Naturwissenschaft (wie Wundt von Külpe sagt).

Aus den Bedürfnissen des praktisch tätigen Psychiaters, der ständig Leute sieht, deren Erleben an der Grenze der Einfühlbarkeit steht, entwickelten sich die modernen Richtungen kombinierender Seelenforschung, die alle wertvolles Material zur Menschenkenntnis beitrugen.

---

[1]) Wertvolle Hinweise verdanke ich Herrn Professor Küppers.

[2]) W. Diltheys gesammelte Schriften: „Die geistige Welt." Berlin 1924.

Digitized by Google

Den mächtigsten Anstoß zu neuer Entwicklung erhielt die Charakterologie auch noch von einer ganz anderen Seite, von Klages. Auch hier bestand die Notwendigkeit, Charakterzüge, die durch das Studium der Schrift in den Gesichtskreis des Forschers getreten waren, anderen verständlich mitteilbar zu machen. Bei aller Anerkennung ist man doch zu starken Aussetzungen genötigt. Klages hat die mannigfache Erscheinungswelt des Charakters in Einzelgruppen zusammengefaßt; doch scheinen mir diese Gruppen nicht immer ganz glücklich gewählt zu sein.

Es gibt ein schwerwiegendes Kriterium für die unzureichende Methodik und für die Unzulänglichkeit der geltenden Begriffe. Es ist jetzt völlig ausgeschlossen, einen Charakter so zu definieren, daß er wiederzuerkennen ist, wenn er nicht durch ganz besonderes Format gekennzeichnet ist. Man denke nur an die Stereotypie der Charaktere in Leichenreden!

Gerade die Beschäftigung mit der Hand, ebensosehr die Beschäftigung mit der Handschrift, fordern Charakterzüge, die die Unlösbarkeit, aber auch die Unselbständigkeit chemischer Wurzelbegriffe[1]) (Radikale) haben müssen. Diese Notwendigkeit wird uns besonders durch die Ergebnisse der Individual-Psychologie klar. Trotz aller Zweideutigkeiten und Unklarheiten, die dieses Gebiet aufweist, ist uns an Hand einer umfassenden Kasuistik gezeigt worden, wie verschieden sich ein Charakter unter verschiedenen Umweltseinflüssen entwickeln kann. Ohne daß man den ganzen Charakter nur aus Milieueinflüssen[2]) erklären will, kann man sagen, daß ein großer Teil aller Charakterzüge zunächst nicht eindeutig, sondern wie man in der Biologie sagt umkehrbar festgelegt ist. Nur ein ganz geringer Teil von Wesenszügen, die unter allen Umständen immer wieder durchbrechen, scheint erblich einseitig festgelegt zu sein (vielleicht der Hang zu asozialen Handlungen)[3]).

DIE DREI-FLÄCHEN-GRUPPIERUNG DES CHARAKTERS.

Meine Untersuchungen hatten das Vorhandensein eines charakterologischen Systems wünschenswert gemacht, das mit einer gewissen Exaktheit anwendbar gewesen wäre. Ich sah mich nun vor die Notwendigkeit gestellt, unter Verzicht auf jegliche hypothetische Formulierung den Menschen möglichst plastisch herauszuarbeiten. So kam ich auf eine Beschreibungsart, die ich als eine Drei-Flächen-Gruppierung bezeichnen möchte[4]).

a) Subjektive, objektive und milieugemäße Erfassung.

Es galt, den Charakter gleichsam als Körper im Raume zu erfassen. Ausgangspunkt wurde die objektive Schilderung dessen, was man sehen konnte — etwa in der Art, wie wir unsere Beobachtungen in Krankenblättern niederzulegen pflegen.

---

[1]) Die Klagesschen „Stammbegriffe" sind zusammengesetzterer Art. Wollte man das gleiche Bild beibehalten, so könnte man die „Stammbegriffe" größeren Molekülen vergleichen. Eher decken sich einige charakterologische Leitlinien von Utitz mit meinen Radikalen.

[2]) Wie dies der Behaviourism (Watson) tut.

[3]) Heindl: Jahrb. f. Charakterologie. Bd. 1, 1925. Derselbe: „Der Berufsverbrecher." Berlin 1927.

[4]) Einige Begriffe dieser Flächen tragen verwandte Züge, wie sie Utitz beschrieb (Charakterologie 1925, Charlottenburg).

Digitized by Google

Daneben trat eine weitere Schilderungsweise, die zunächst dazu bestimmt war, dem Untersuchten seine Charakterzüge so darzustellen, wie er sie selbst empfand. Neben die objektive Betrachtungsweise trat also die subjektive, nachempfindende, einfühlende.

Da nun jeder Mensch eine ganze Reihe von Wesenszügen mit sich herumträgt, von denen er selbst gar nichts weiß, die ihm vielmehr erst so bewußt werden, daß er mit mehr oder weniger Staunen Umweltsreaktionen auf seine Wesenszüge feststellt, so ergab sich als weitere Notwendigkeit noch die ergänzende Beschreibung von einer dritten Seite her als Beantwortung der Frage: Wie wirkt der Untersuchte auf seine Umwelt?

Ein Beispiel mag hier kurz zur Erläuterung dienen:

Von X. ist bekannt, daß er es mit der Ehrlichkeit nicht sehr genau nimmt. Rein objektiv — etwa kriminologisch — ließe er sich unter Gewohnheitsdiebe einreihen. Er selbst empfindet vor manchen Gegenständen, die ihm nicht gehören, ein rasch aufschießendes, überstarkes Bedürfnis nach Besitz, von dem er sich im Augenblick keine Rechenschaft gibt. Er läßt sich von seinen Wünschen zum Diebstahl verführen, ohne daß er selbst sich im eigentlichen Sinne als Verbrecher zu fühlen braucht. Seine Umwelt, soweit sie ihn nicht als Gegenstand kriminellen Interesses zu betrachten braucht und ihm sehr nahesteht, versucht zum Teil, ihn durch Güte abzubringen. Die Fernerstehenden betrachten ihn mißtrauisch als haltlosen, unzuverlässigen Gesellen. Unter seinen Kollegen, „Berufsverbrechern", genießt er eine gewisse Heldenverehrung, die an die Erinnerung seiner Taten anknüpft.

Wir sehen an diesem kleinen Beispiel, das der gutachtlichen Praxis entstammt, wie ein hervorstechender Wesenszug, der zunächst einer Trieb-Radikale (etwa ungebremste Hemmungslosigkeit[1]) zu entspringen schien, unter dieser Betrachtung, nahezu zu einem Schlüssel dieses ganzen Charakters — vielleicht sogar der ganzen Lebensführung — wurde.

b) Verfolgung der Charakter-Radikale auf Intellekt, Affektivität und Aktivität.

Die Verfolgung dieses Prinzips führte zu einem weiteren Ausbau der Betrachtungen. Es galt, jede erfaßbare Erscheinungsform des Charakters nach mehreren Richtungen hin zu verfolgen. Im wesentlichen erstreckte sich die Untersuchung auf drei Grundzüge menschlichen Wesens.

Erstens wurde die Äußerung des gefundenen Zuges in die intellektuelle Sphäre verfolgt, also das Bewußtwerden, Weiterdenken und Verarbeiten durch den Untersuchten.

Weiter wurde der Einfluß des gefundenen „Radikales" auf das Gemütsleben („Gewissen") untersucht. Es wurde diesem Zuge also durch die affektive Sphäre hindurch nachgegangen.

Schließlich versuchten wir, den Einfluß dieses Zuges auf die Aktivität zu verfolgen, auf das, was man also gemeinhin als Energie, als Willen, bezeichnet.

Diese Einteilung muß zunächst einiges Befremden hervorrufen. Sie muß gekünstelt und grundlos wirken. Ihre innere Begründung ist jedoch für mich rein

---

[1]) Es handelte sich hier nicht um einen Fall von moral insanity im eigentlichen Sinne.

Digitized by Google

empirisch gegeben. Nehmen wir das Beispiel der oben wiederholt erwähnten Schizophrenen. Gerade bei dieser Krankheit kann es zu einer Abspaltung jeder einzelnen dieser drei Komponenten kommen, wie man sie sich augenfälliger kaum denken mag. Der erstarrte „stuporöse Katatone" hat lange Zeit dem Beobachter den Eindruck erweckt, als sei er eine menschliche Maschine, die keinerlei Affekte, keinerlei Logik kennt. Die Willensimpulse, die Äußerungen der Aktivität schießen plötzlich auf. Kein Mensch, am wenigsten der Kranke selbst, ist imstande, uns eine Erklärung seines Handelns zu geben.

Anders bei der läppischen, zerfahrenen Form der Schizophrenie. Ein Gewimmel heiterer und trauriger Affekte, die häufig gar nicht recht ins Bewußtsein zu dringen scheinen. Anders wäre das Erstaunen der Kranken über ihre Gemütsbewegung kaum zu erklären. Das logische Denken zerfließt in völliger Zerfahrenheit (Inkohärenz). Die Willensantriebe erscheinen gelähmt.

Bei einer dritten Form von „defektgeheilten Schizophrenen" finden wir wieder ein exaktes Arbeiten des Intellekts. Es sind dies jene Robespierre-Naturen, die kalt über Leichen zu ihrem Ziel streben, deren Willensimpulse, abgesehen von einseitiger Zielstrebigkeit, ebenso verkrüppelt wirken wie ihre gemütliche Unbrauchbarkeit.

So wird man es begreiflich finden, daß ich als Psychiater versuche, in vertrauten Bahnen zu bleiben, wenn ich mir einen Rahmen für die Charakterschilderung wähle.

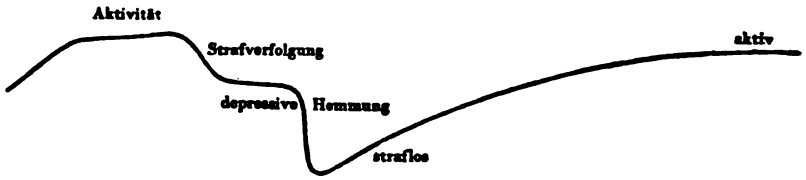
Ich komme also noch einmal auf das Beispiel des Gewohnheitsdiebes zurück und habe zu untersuchen: Wie findet sich dieser Dieb mit seinem Stehltrieb ab, wie verarbeitet er ihn bewußt? Wir finden bei diesem weichen Menschen das Vorwiegen entschuldigender Tendenzen. Er bringt es nicht fertig, sich sachlich darzulegen, wohin ihn seine unsoziale Handlungsweise bringen muß. Er sagt sich vielmehr: Diesen Drang empfinde ich. Er ist von der Natur in mich hineingelegt, deshalb gebe ich ihm nach. Ich bin ja deshalb noch lange nicht schlechter als irgend jemand. Unter dem Eindruck frischer Strafen ist er vielleicht für kurze Zeit etwas gewandelt. Er wird sich nun vorübergehend in den Bahnen des zerknirschten Sünders befinden. Als hervorstechendes Merkmal der intellektuellen Verarbeitung hätten wir also hier eine nicht sehr zielbewußte Logik, die einen femininen, egozentrischen Einschlag hat bei einem willensschwachen, aber affektstarken Manne.

Der Einfluß auf die Gemütssphäre tat sich hier so kund, daß der Mann überall da, wo er sicher war, daß man nichts von ihm wußte, liebenswürdig, sogar etwas moralisierend war. Seinen nächsten Angehörigen gegenüber war er tyrannisch, rechthaberisch, solange nichts Besonderes vorgefallen war; zerknirscht, demütig, wehleidig, weltschmerzlich unter dem Eindruck frischer Strafen. Unter seinen Diebesgenossen gab er sich gern als den kultivierten Sprößling aus guter Familie, der über „bürgerlichen" Begriffen stand und dem das Urteil der Welt anscheinend wenig ausmachte. Dabei besaß er einen gewissen Führerstolz, den er hier und da gern hervorbrechen ließ.

Die Aktivität lief gemeinhin so, daß er in unverfolgten, straffreien Perioden, von einem überschäumenden Kraftgefühl besessen, zu allerlei losen Streichen aufgelegt war. Unter dem Eindruck frischer Straftaten fiel er immer wieder in eine Hemmung, wie wir sie in der Klinik bei Zuständen trauriger Verstimmung (Melancholie) sehen,

Digitized by Google

die sich erst einige Zeit nach verbüßter Strafe wieder löste. Die kurvenmäßige Darstellung lief etwa so:



Dieses kurze, nur skizzenhaft ausgeführte Beispiel zeigt uns, was wir bei solcher konsequent durchgeführten Betrachtungsweise zu gewinnen hätten. Ich fasse kurz zusammen:

Der reinen subjektiven, nachempfindenden Darstellung würde der Überblick fehlen, der rein objektiven das notwendige Maß an Einfühlung. Erst die Kombination von subjektiver, objektiver und milieugemäßer Betrachtungsweise schafft die nötige Räumlichkeit und Perspektive.

Die gefundenen charakterologischen Radikale müssen weiter durch die Sphären des Wollens, Fühlens und Denkens (Aktivität, Affektivität und Intellekt) hindurch verfolgt werden.

Hierbei zeigt sich von neuem, was die großen psychologischen Schulen wissen, daß die Strebungen, die man wohl dem Charakterunterbau zurechnen muß, im allgemeinen gleich sind. Die einzelnen Gefühlsströmungen, am offenkundigsten die Wünsche des Primitiven, zeigen eine gesetzmäßige Gleichförmigkeit, wie sie bei der Logik bekannt ist.

c) Präsenz-Provokationsgrad-Dynamik.

Die feinen Unterschiede, die das individuelle Bild zeichnen, ergeben sich bei dem seelisch Gesunden nicht so sehr aus dem Wechsel von Strebungen und Hemmungen, als vielmehr aus anderen Komponenten, die auf dem Boden der Anlage Milieueinflüsse gestatten. So mag leicht der Eindruck entstehen, als habe die Umwelt den Charakter gebildet.

Zunächst hängt sehr viel davon ab, wieweit seelische oder geistige Reaktionen im Augenblick bereitliegen. Diese Präsenz wird gleichmäßig von allen drei Sphären und vom Erleben des Körpers her beeinflußt. In einem Zustande trauriger Verstimmung wird die Reaktionsbereitschaft geringer sein als in einem Zustande heiterer Verstimmung. Die Ermüdung schafft andere Dispositionen als Wachsein. Gesundheit andere als Krankheit. Die verschiedensten körperlichen und seelischen Wechselfälle sind imstande, das Ergebnis zu färben. In einer Untersuchung „zur Psychologie des Examens“[1]) konnte Hoche feststellen, daß bei verschiedenen Universitätsprofessoren die Verteilung guter und schlechter Noten an die Prüflinge weitgehend von dem jeweiligen körperlichen Zustande des Examinators beeinflußt wurde. Die Rolle, die die Drüsen mit innerer Sekretion für die Reaktionsbereitschaft liefern, ist erst zum Teil erforscht. Wir wissen, daß sich bei der Basedow-

[1]) Archiv für Psychiatrie. Bd. 73, S. 341 ff., 1925.

Digitized by Google

schen Krankheit und bei Übersekretion der Schilddrüse die Erregbarkeit der betroffenen Menschen erheblich steigert. Die Stumpfheit des echten Kretins ist ebenfalls allgemein bekannt. Weniger untersucht ist bisher die seelische Bereitschaft bei Nebennierenstörungen (Kraftlosigkeit bei der Nebennierentuberkulose der sog. Addisonschen Krankheit). Nur streifen möchte ich noch den Einfluß der Geschlechtsdrüsen auf das Seelenleben des Menschen. Der bedeutende Einfluß von Hirnerkrankungen auf das Seelenleben versteht sich fast von selbst. Die Charakterveränderungen bei progressiver Paralyse oder nach Schädelverletzungen sind bekannt. Weniger bekannt, aber von gleicher Wichtigkeit, sind die Wesensänderungen nach epidemischer Encephalitis „Gehirngrippe", die von den verschiedensten Seiten — in letzter Zeit besonders von Hans Bürger — beleuchtet worden sind.

Das Bereitliegen bestimmter seelischer Reaktionsformen wird uns häufig schon durch Mimik und Gestik — deutlicher noch durch die Handschrift — erkennbar. Der „Menschenkenner" weiß sie häufig unbewußt zu würdigen.

Kompliziert wird die Charakterbetrachtung durch einen weiteren Faktor, der sich unserer Beurteilung zunächst entzieht, den wir immer erst bei dem einzelnen Menschen erfahrungsmäßig zu gewinnen suchen. Das ist die Stärke der seelischen Reaktionsabläufe, über die wir nichts allgemein Gültiges zu sagen vermögen.

Gerade hier in der Intensität oder besser dem Provokationsgrade liegen die wesentlichen Unterschiede zwischen den einzelnen Menschen, hier erfolgt im wesentlichen die Aussonderung von Strebungen und Hemmungen beim einzelnen. Die Rolle, die Krankheit, innere Sekretion und Stimmungslage auch bei der Intensität der Charakteräußerungen spielen, brauche ich nicht noch einmal hervorzuheben. So können wir bei unserem Diebe, auch wenn wir erfahren haben, daß er früher einmal gestohlen hat, zunächst nicht sagen, in welcher Stärke sich sein Trieb jetzt äußert. Wir können zunächst nicht sagen, ob er etwa eine Fundunterschlagung begehen wird, weil das Streben nach Besitz stärker ist als die ethische Hemmung, die ihn fremdes Eigentum achten läßt. Gerade für den Grad der Provokation kann das Milieu von starker Bedeutung sein. Bei Triebschwächlingen kann sogar hier das Milieu alles bedeuten[1]). Ausgezeichnete Einblicke in die Bedeutung des Milieus gewinnen wir bei der Psychologie des Zuhälters. Es ist natürlich nicht der Zuhälter gemeint, der sich als brutaler, entschlossener Apachentyp häufiger in der Literatur und nur ganz selten im Leben findet, sondern der Schwächliche, der Haltlose. Besonders v. Hentig[2]) hat nachdrücklich auf diesen Typ hingewiesen. Bei unserem Diebe könnte es bei den Schwankungen der Aktivität geradesogut möglich sein, daß sein Streben nach Besitz ihn zum gefährlichen Einbrecher werden läßt, weil ihm die kleinen Gelegenheiten einmal nicht genügende Befriedigung zu geben vermögen.

Ein anderes Beispiel, das sich aus den Versuchen der Charakterdeutung durch die Handbetrachtung ergibt: Es scheint sehr leicht zu sein, an der Handform, vor

[1]) Entgegen der Modepsychologie muß man aber darauf hinweisen, daß gerade bei den Milieugefärbten die anlagemäßige Triebarmut als Erbgut augenfällig ist.

[2]) Zschr. f. Kriminal-Psychologie und Strafrechtsreform 1928. Daselbst auch Literaturnachweise.

Digitized by Google

allem an der Form des Daumens, Persönlichkeiten mit brutalen Zügen herauszufinden. Ob dieser brutale Mensch aber in einem Falle nur ein rücksichtsloser Autist ist, den es wenig rührt, wenn neben ihm jemand verhungert; ob es ein Tierquäler ist, oder ein Mann, der seine Frau prügelt, oder ob es ein Totschläger ist, diese Differenzierung wird nur mitunter kombinativ möglich sein.

Die größte Schwierigkeit in der Charakter-Beurteilung kommt aber durch die jetzt zu erläuternde Erscheinung zustande. Da ich den Grad der gegenwärtigen Bereitschaftsstellung nicht kenne, die ich als Präsenz bezeichnen möchte, da ich ferner nichts von der Stärke der Reaktionsbereitschaft wissen kann, die ich als Provokationsgrad bezeichnen möchte, so ergibt sich aus dem Zusammentreffen dieser beiden mit der Zeiteinheit, in der Präsenz wie Provokationsgrad sich ja jeweils verschieden verhalten und zu verschiedenen Leistungen disponieren können. ein Erfolg, der sich in der Kraftentfaltung dieser beiden Zustände äußert — ein Erfolg, den ich als Charakter-Dynamik bezeichnen möchte.

Ein erlebtes Beispiel möge auch dieses erläutern: Ich kenne einen haltschwachen Menschen, der zu Zuständen leichter, trauriger Verstimmung und Unlust neigt. In diesen Zuständen greift er zum Alkohol. In ruhigen Zeiten ist dieser Mensch selbstisch eingestellt, ohne jedoch seine Familie grob zu vernachlässigen. Er zeigt brutale Züge, besonders, wenn er irgendwie aus dem inneren Gleichmaß etwas herauskommt, prügelt ohne rechten Grund seine Kinder. Man weiß, daß er in alkoholisiertem Zustande roher und schamloser wird. Er prügelt dann auch seine Frau. Die eheliche Beanspruchung erfolgt in solchen Zeiten rücksichtsloser und roher.

Bei diesem Manne bestand eines Tages eine besondere Präsenz der brutalen Komponenten. Er war schon seit mehreren Tagen verstimmt gewesen und hatte getrunken. Seine Familie hatte viel unter ihm leiden müssen. Bei der Arbeit hatte er versagt und mußte sich häufig Anstände von Übergeordneten gefallen lassen.

Der Provokationsgrad der Brutalität war dadurch gesteigert worden, daß ihm sein selbstisches, uneinsichtiges Wesen nicht zuließ, sich selbst die Schuld an seinem jetzigen Versagen bei der Arbeit zu geben. Die Anstände seiner Vorgesetzten mußte er sich als „unterdrückter Arbeiter, mit dem man machen kann, was man will", gefallen lassen. Zu Hause war er Despot. Er trank nach diesen Auftritten besonders stark, ohne sich aber eigentlich schwer zu berauschen.

Seine Frau — angeekelt von dem alkoholisierten, anspruchsvollen Manne — versuchte, sich ihm zu versagen. Die brutale Entladung lag nun in voller Dynamik bereit. Der Trunkenbold brachte seiner Frau scheußliche Verletzungen bei, an deren Folgen sie schließlich starb[1]).

Es ergab sich also hier die „Verstehbarkeit" der Handlung aus einer, wenn man so sagen will, organischen Charakterbetrachtung. Der Untersuchte mußte nicht nur objektiv erfaßt werden. Seine Wesensart mußte ihm nicht nur so geschildert werden, wie er sie erlebte, und welche Rückwirkungen aus der Umwelt erfolgten,

[1]) In einem Parallelfalle wurde durch einen ähnlich gearteten Gatten die an sich weiche, anlehnungsbedürftige Frau in ihrer „Verzweiflung" so „weit gebracht", daß sie ihren Mann nach langjähriger Ehe erschoß. Niemand hätte der Frau diese Tat je „zugetraut", viele hatten sie von dem Manne „erwartet".

Digitized by Google

sondern es mußte weiter eine ins Persönliche gehende Gliederung gegeben werden, die nur durch die Notwendigkeit der oben dargelegten Begriffe von Präsenz, Provokationsgrad und Dynamik ermöglicht wurde.

Die Erfassung des Individuums als Reaktion und Reagens auf In- und Umwelt ist nicht so schwer, da — wie wir ja schon oben kurz erwähnten — Strebungen und Hemmungen einen Charakterunterbau zu schaffen vermögen, der normalerweise unter verschiedenen Menschen keine allzu großen Differenzen in der Mannigfaltigkeit der Triebe zuläßt.

Die Erfassung von Präsenz, Provokationsgrad und Dynamik[1]) erfordert aber eine Fähigkeit, die feinsten Regungen der menschlichen Einzelseele rasch erfassen zu können, eine Fähigkeit, die man selten als glückliches Wiegengeschenk empfängt, die man mitunter erfahrungsgemäß lernt, die man aber nur ganz selten lehrbar machen kann.

Sehr wahrscheinlich finden sich hier manche Gründe, warum alle Gebiete, die diese Fähigkeiten verlangen, bisher in einer mystischen Dämmerung liegen.

VORLÄUFIGE FORSCHUNGSWEGE.

Wie steht es nun mit den Beziehungen zwischen Körperbau und Charakter? Was wir vorläufig wissen, sind Wahrscheinlichkeiten. Wenn von 100 Leuten mit sperrigem, unzugänglichem Wesen 80 einen knochigen, eckigen Körper haben, so können wir uns nun diese Leute mit knochigen, eckigen Formen heraussuchen und sie auf ihre Wesensart durchforschen.

Bei der Wahrscheinlichkeit des 20 proz. Irrtums erklärt es sich ohne weiteres, daß man zunächst in einem Labyrinth zu stehen meint, man muß also nach Hilfen ausschauen.

Bei der Untersuchung der Hand sah ich, daß eine weiche Hand immer der körperliche Ausdruck einer ängstlichen, furchtsamen oder doch wenigstens zu hypochondrischen Befürchtungen geneigten Gemütsverfassung war. Es ist klar, daß ein sperriger Charakter in der Angst sich anders zeigt als im affektarmen Alltagskleide der Seele.

---

[1]) Ich kann hier nur noch einige Punkte andeutungsweise anführen, die teils umweltbedingt, teils schicksalsmäßig die Dynamik wesentlich färben. Die Differenzierungsmöglichkeit, die der einzelne seinen Affekten und Erlebnissen gegenüber aufzubringen vermag, ist wechselnd. Was der Belastungsgrad bedeuten kann, lehren uns die Kriegserfahrungen. Wenn man früher meinte, die hysterische Reaktion, also die abnorme seelische oder körperliche Reaktion auf Erlebnisse, sei an gewisse psychopathische Grundeigenschaften oder gar an das weibliche Geschlecht gebunden, so haben uns hier die Kriegserfahrungen gründlich belehrt. Variabel ist nur die Belastung, der der einzelne Mensch ohne hysterische Reaktion zu widerstehen vermag. Die Hysteriefähigkeit (H o c h e) als solche ist etwas grundsätzlich Gegebenes. Die Dynamik ist also, wenn man so will, eine Begabung, wie es auf intellektuellem Gebiet die leichte Erfassungsfähigkeit bedeutet. Noch schwieriger wird dieses ganze Gebiet, wenn wir das Pathologische streifen. Es ist hier nicht der Ort, Grenzen zwischen krank und gesund zu ziehen, die es wahrscheinlich gar nicht gibt. In der Dynamik der „Triebbündel", die dem einzelnen mitgegeben sind, können sich bei der unendlichen Variationsfähigkeit der Natur vielfältige Einsprengungen finden, die als solche vielleicht krankhaft wirken können, ohne doch zu einer kranken Persönlichkeit zu führen.

Digitized by Google

Wollte ich weiterkommen, so mußte eine neue Betrachtungsart einsetzen. So kam ich zu dem „Strukturschema", das ich im vorigen Kapitel dieser Arbeit darzulegen versucht habe. Wie etwas Körperliches, wie ein Prisma mußte der Mensch in allen Lagen des Raumes erfaßt werden.

So kam es zu der „Drei-Flächen-Gruppierung": Als Subjekt, als Objekt und als sozial gebundenes Wesen (milieugemäß) gilt es, den Menschen zu erfassen.

Anders möchte ich jeden einzelnen Menschen wieder als einen Wirbelstrom begriffen wissen, der seine Zuflüsse vom Fühlen, Wollen und bewußten Erleben (Denken) erhält.

Wie dieser Strom in der Dürre ein anderes Gesicht hat als in regenreichen Zeiten, wie ein verschüttetes Zuflußbett die Wirbelrichtung verändert erscheinen lassen kann, wie aus der Stärke der einzelnen Zuflüsse und aus der Weite ihres Bettes wieder neue Möglichkeiten sich ergeben, so spielen beim Menschen Präsenz der einzelnen seelischen Fähigkeiten und Provokationsgrad, sowie die sich aus beiden ergebende weitere Beweglichkeit und Wucht, die Dynamik, eine grundlegende Rolle.

Dieser Betrachtungsform verdanken wir einen weiteren wesentlichen Gewinn. Packen wir die Art eines Menschen von so verschiedenen Seiten her gleichzeitig an, so machen wir den anderen unser Urteil wieder zugänglich, mehr noch, wir können jetzt unter Umständen das Urteil des Beurteilten als Kriterium für die Richtigkeit unserer Ansicht mit verwenden. Wir gewinnen seine Meinung gewissermaßen gefiltert zurück. Dem Beurteilten selbst ist das persönliche Moment nicht mehr der Mittelpunkt der Charakterschilderung, sondern nur eine Begrenzung.

Ein Beispiel vermag hier mehr zu erklären. Frage ich irgend jemanden: „Bist du ein guter Mensch?" oder auch nur: „Bist du ein gutmütiger Mensch?", so tauchen eine ganze Reihe von leisen Gemütsbewegungen in ihm auf, die der Antwort sofort den Wert der Objektivität nehmen. Er wird eine geschmeichelte Eitelkeit in sich verspüren, sich aus Scham dagegen wehren, wird vielleicht etwas verlegen antworten: „So, ja, eigentlich doch nicht", oder er wird kritikarm, selbstgerecht wirkend sagen: „Ja, das bin ich." Nun frage ich aber den gleichen Menschen in der hier geschilderten Weise unter Heranziehung greifbarer Beispiele: „Wenn dich deine Mutter oder deine Frau um etwas bitten, was du eigentlich nicht gern tust, schlägst du ihnen die Bitte ab? Hast du es schwer, einem dir gleichgültigen Menschen einen Wunsch abzulehnen?"

Wir sehen hier, wie sich in praxi subjektive, objektive und milieuentsprechende Betrachtung ausnehmen. Die „Gutmütigkeit" als „Radikal" wird[1]) verfolgt, wie sie sich in der Reaktion des Befragten auf Gleichgültige darstellt, wie sie sich auf

[1]) Die Radikale als solche müssen erst noch ausgiebig erforscht werden. Vielleicht sind soziale oder asoziale Triebe als solche, vielleicht aber auch nur Triebauflösungen — wie Haltlosigkeit — Radikale. Vorläufig müssen wir versuchen, mit Behelfsbegriffen auszukommen. Das Wesentliche ist, daß man nicht vergißt, daß eben unsere Begriffe vorläufig nur Behelfe sind. Es ist ja so verführerisch, sich mit Vorläufigem zu begnügen. Deshalb dieser erneute Hinweis.

Digitized by Google

affektbetonte Menschen seiner Umgebung auswirkt und wie sie sich Eigenstrebungen gegenüber verhält.

So stellen wir ihn gewissermaßen vor die Schilderung einer Lage, in der er sich schon wiederholt befunden hat. Sie ist weniger Gegenstand vielfältiger Gemütsregungen als Gegenstand seiner Fähigkeit, mehr oder weniger sachlich und wahrheitsgemäß zu berichten. Diese Untersuchungsmethodik ermöglicht es uns aber auch, die Gutmütigkeit als solche zu erklären. Wir werden aus seinen Antworten entnehmen können, wieweit es sich um einen sozial wertvollen Trieb handelt, oder wieweit seine „Gutmütigkeit" nur der Ausdruck innerer Haltlosigkeit oder anderer seelischer Grundzüge ist.

Was unterscheidet nun unsere Forschungsversuche von denen der Chiromanten?

In beiden Fällen bemüht man sich, körperliche Zeichen mit Charaktereigenschaften in Parallele zu setzen. Dem feineren Beobachter drängt sich schon hier ein Einwand auf. Es gibt ja so viele Leute, die sich körperlich ähnlich sehen, ohne daß sie auch wesensähnlich sind. Das ist freilich schwerwiegend.

Die Ergebnisse der Handforschung berechtigen aber zu allem anderen als dazu, nun die Flinte ins Korn zu werfen. Hier kann man wohl mit Fug und Recht entgegenhalten, daß das, was wir gemeinhin als Ähnlichkeiten des Körperbaues auffassen, eben keine Ähnlichkeiten sind, die man zu bestimmten Charakterzügen in Beziehung setzen könnte.

Es gibt typische Formen von Gesichtsschnitt und Körperbau, die uns zum Verwechseln ähnlich scheinen. Der Europäer erlebt es ja immer wieder, wie er z. B. Körperbildung von Ostasiaten oder von Negern zunächst nicht einmal rassenmäßig, geschweige denn individuell unterscheiden kann. Und doch gibt es in jeder Rasse Hoch- und Tiefstehende. Auch bei diesen Rassen findet sich die ganze Skala von Hemmungen und Leidenschaften, die wir bei uns finden.

Es ergibt sich also nicht die Folgerung, daß unsere Arbeitsziele abwegig sein müssen, wenn wir nicht sofort zuverlässige Merkmale finden. Unsere Wahrnehmungsfähigkeit ist noch zu ungeschult, sie kann zu wenig Äußerliches vom Wesentlichen trennen. So erleben wir zunächst Enttäuschungen. Die Charakterologie ist vorläufig noch einer Naturwissenschaft zu vergleichen, der das Mikroskop fehlt. Lernen wir unsere Technik verbessern und wir werden an Erkenntnis reicher werden.

Schon einmal wurde die ungenügende Erfassungsmöglichkeit von Feinheiten einem naturwissenschaftlichen Forschungsgebiete verhängnisvoll. Noch Leonardo da Vinci nahm das Gehirn als eine „zufällige" Masse, deren Windungen ihm bedeutungslos erschienen. Wenn ich nicht irre, benutzt er sogar den Vergleich mit einem Makkaronihaufen. Heute wissen wir, daß eine Allgemeinerkrankung wie die progressive Paralyse mit schwerwiegenden Veränderungen der Hirnoberfläche einhergeht, die wir sehr wohl mit bloßem Auge schon erkennen können, seit wir sehen gelernt haben. Aber auch die feinsten Zellgebilde, die wir eben noch mit dem Mikroskop wahrnehmen können, erweisen uns heute ihre große Bedeutung. Gerade das Beispiel der Hirnpathologie bietet uns wesentliche Analogien mit der Handforschung. Gerade hier sehen wir, wie unangebrachte Begeisterung zur „Hirn-

Digitized by Google

mythologie" führte und unangebrachte Skepsis ebenso leicht alle Forschungsquellen zu verschütten drohte.

ZUR KRITIK DER CHIROMANTIE.

Dem geübten Chiromanten stehen zwei Mittel zur Verfügung, die seine Fähigkeiten weitgehend fördern. Das eine ist ein großes Beobachtungsmaterial, das andere eine gute, erfahrungsgeschulte Fähigkeit zum raschen Deuten von Zusammenhängen, die auf dem Boden „intuitiver" Begabung erwächst. Gefährdet ist auch der geübte Laienchiromant — wie wir an Versuchen mit solchen Leuten in der Freiburger Psychiatrischen Klinik feststellen konnten — häufig durch seine Unkenntnis der tatsächlichen heutigen Ergebnisse der Psychologie des gesunden und kranken Seelenlebens, weiter dadurch, daß er nicht die Fähigkeit hat, bei seinen Kombinationen Möglichkeiten und Sicherheiten zu trennen und letzten Endes auch dadurch, daß es vielfach an der nötigen geistigen Schulung fehlt, um die Unterlagen prüfend aufzuwerten und zu ergänzen.

In der Körperbaukunde des Altertums von Aristoteles bis zu dem römischen Arzte Galenus, ja noch bis zu della Porta, ist eigentlich nur die Rede von Vergleichen zwischen tierischen und menschlichen Erscheinungen. Die Mystik des Mittelalters bringt einen neuen Faktor hier hinein, welcher in der Folgezeit zu groben Mißverständnissen geführt hat. Man versuchte, zu den Charaktertypen, die die Astrologie aufgestellt hatte, neue Beziehungen aufzufinden. Auch kluge Ärzte wie Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim oder der weniger bekannte Philipp May aus Franken beteiligten sich an diesen Spekulationen, die mit großer Freudigkeit mehr geistes- als naturwissenschaftlich betrieben wurden.

Wieweit solche Beziehungen möglich oder gar berechtigt sind, weiß ich nicht. Bei unvoreingenommener Betrachtung ergibt sich aber ein verwertbarer Gesichtspunkt. Die astrologischen Typen stellen bestimmte, wohl voneinander abgrenzbare Charaktere dar, die sich gewissermaßen als standardisierte Gruppen aufstellen lassen.

An Hand eines Bildes aus dem Werke des Johannes ab Indagine und an der nebenstehenden Skizze sei kurz die „astrologische" Typenkunde erläutert. Wir sehen jede Erhebung am Grundgelenk eines jeden Fingers mit Planetennamen besetzt.

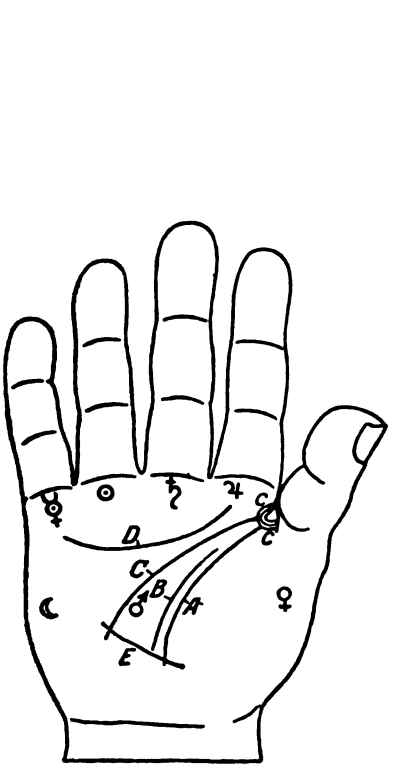
Auf dem Daumen sehen wir das Zeichen der Venus (♀). Menschen, bei denen der Daumen sehr stark entwickelt ist — besonders der sog. Venusberg, die Erhebung unter dem Daumengrundgelenk —, sollen besonders zu all den Dingen neigen, die die Venus als Göttin beschützt. Solche Menschen sollen besonders sinnlich sein, vielleicht sogar Ausschweifungen und „Unkeuschheit" lieben.

Unter dem Zeigefinger steht das Zeichen des Jupiter (♃). Diese „jovialen" Menschen seien besonders angenehm im Umgang, gesellig, zu Wohlleben geneigt. Sie sollen es verstehen, sich gut auszudrücken.

Der Mittelfinger steht im Zeichen Saturns (♄). Der saturnische Mensch wird finster und unzugänglich geschildert. Schwermut und Düsterkeit sollen zu ihm gehören.

Digitized by Google

Anders die apollinischen Menschen, bei denen der Sonnenberg (☉) unter dem Ringfinger besonders entwickelt ist. Das sind die künstlerisch Begabten, Freunde heiterer Musen und kultivierter Geselligkeit.



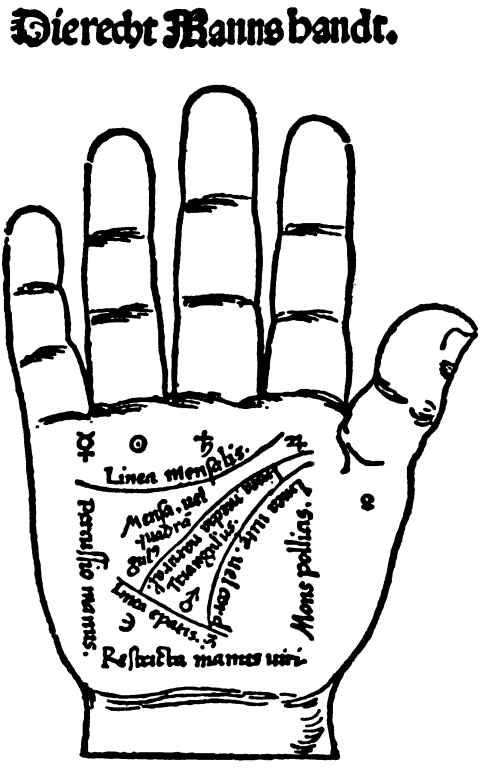


Bild 16. Skizze aus: „Handbau und Psychose." Bild 17. Aus: Indagine. Zeichenerklärung im Text. (S. 148—150.)

Der Berg des kleinen Fingers trägt das Zeichen Merkurs (☿). Das sind bewegliche Leute, die Handel und Wandel fördern, es verstehen, ihren Profit zu machen, unter Umständen auch einmal über Leichen gehen. Es sind schlaue und listige Redner.

Die Erhebung am kleinen Fingerrande steht im Zeichen des Mondes (☾). Das sind die etwas anfälligen, feinsinnigen Leute, empfindlich, mit einem etwas „feuchten" Temperament, die sich alles leicht zu Herzen nehmen.

Die Höhlung in der Handmitte wird als Marsfeld (♂) bezeichnet. Wenn diese Handmitte breit und mächtig ist, dann sollen die „martialischen" Menschen erkennbar sein, die kühnen Draufgänger, die unbekümmerten Haudegen.

So hat jede Stelle der Hand ihren wohl abgegrenzten Charakter. Je nach Ausbildung der einzelnen Berge sollen sich widersprechende Charakterzüge aufheben,

Digitized by Google

gleichlaufende sich mehr und mehr verstärken. Außerdem erkennt die astrologische Betrachtungsform noch die zwölf Sternbilder in der Hand wieder. Auch hier entspricht jedes Sternbild einem gewissen Charaktertyp. Ein Eingehen darauf würde die Schilderung nur zu leicht verwirren.

Eine wesentliche Rolle spielen noch die Linien. Wir wählen hier die im Volksmunde üblichen Namen: Lebenslinie für die Linie (A), die den Daumenballen umgrenzt; die Herzenslinie (D) läuft in der Nähe der Fingergrundgelenke, die Verstandslinie (C) befindet sich zwischen Lebens- und Herzenslinie. „Gute" Linien müssen nach Philipp May „breit und lebhafter Farb" sein. So glauben die Chiromanten, ihre Rückschlüsse auf Vitalität, Intellekt und Liebesfähigkeit ziehen zu können.

Eine weitere Möglichkeit für Deutungen aus der Hand ergibt sich aus der allgemeinen Form. Die Handform ist dem Chiromanten das gleiche, was das „Formniveau" dem Graphologen bedeutet. Es sind gewissermaßen die verschiedenen Milieuebenen, in denen sich ein Charakter äußern kann. So zeugt die kultivierte Hand eines „venusischen" Menschen von sublimierter Sinnlichkeit, die unkultivierte, grobe Hand eines apollinischen Menschen von Komödiantenhaftigkeit.

Handtypen sind die verschiedensten aufgestellt worden. Am gebräuchlichsten ist eine Einteilung, die auf den napoleonischen Kapitän d'Arpentigny[1]), einen guten Menschenbeobachter und Charakterkenner, zurückgeht.

d'Apentigny kennt:

1. Die primitive Hand: dicke Finger, ungeschmeidig; abgestumpfter, zuweilen ausgestülpter Daumen, ungeheure Weite, Dicke und Härte der Handfläche. Das seien die Leute, für die „das trübe Licht des Instinktes" ausreiche.

2. Die Spatelhand: sie ist fingerwärts eckig und spatelförmig verbreitert. Die Finger stehen in einer gewissen Proportion zur Handfläche. Solche Hände mit großem Daumen sollen sich bei entschlossenen, selbstsicheren Leuten finden, die „Instinkt für den Lebenszweck" besitzen.

3. Die künstlerische Hand ist fingerwärts zu konischer Form verjüngt. Das sind die Leute mit guter „Inspiration und Einbildungskraft".

4. Die nützliche Hand dagegen ist mittel bis groß mit knotigen Auftreibungen der Fingergelenke, eckigen Fingerendgelenken, großem Daumen. Die Hohlhand ist mittelgroß, hohl und ziemlich fest. So soll man die Beharrlichen erkennen.

5. Die philosophische Hand: große, elastische Handfläche, knotige Fingergelenke, halb eckige, halb kegelförmige Fingerendglieder, großer Daumen mit zwei fast gleich langen Daumengliedern. So sollen die Hände der „Sensualistisch-Rationalistischen" aussehen.

6. Die geistige Hand: sehr klein, fein, mittelgroße Handfläche, glatte, evtl. leicht gewölbte Finger, lange und dünne Fingerendglieder. Der Daumen soll zierlich und klein sein. Solche Hände sollen sich bei Leuten mit „göttlicher Vernunft" — z. B. bei Plato und Jesus — gefunden haben.

---

[1]) St. d'Arpentigny: „Die Chirognomonie oder Anleitung, die Richtung des Geistes aus den Formen der Hand zu erkennen." Stuttgart 1846.

Digitized by Google

7. Die gemischte Hand: jedes der vorgenannten Merkmale kann sich in verschieden starker Ausbildung finden. Nach der Ausbildung der einzelnen Zeichen müsse man den Charakter bewerten, der eben aus einer Mischung verschiedener Eigenschaften bestehe.

KURZE FASSUNG DER BISHERIGEN ERGEBNISSE.

An Untersuchungsreihen mehrerer hundert Hände habe ich versucht, die etwas verwaschenen Begriffe in präzisere umzuformen, die unserem heutigen Wissen von Psychologie und Psycho-Pathologie mehr gerecht werden.

Eine ausführliche Mitteilung dieser Ergebnisse würde den Raum überschreiten, der mir von der Schriftleitung freundlichst zur Verfügung gestellt wurde. Ich muß also auf eine weitere Publikation verweisen, die wahrscheinlich im Archiv für Psychiatrie erscheinen wird. Nur soviel hier:

1. Die Untersuchungen wurden meist so vorgenommen, daß mir ganz fremde Leute zugeführt wurden, von denen ich in den allermeisten Fällen überhaupt nichts wußte. Das Gesicht war für mich verborgen. Es galt, von diesen Leuten ein Charakterbild aus der Hand zu entwerfen.

2. Beim Besuch fremder psychiatrischer Kliniken versuchte ich bei den mir unbekannten Kranken aus der Hand festzustellen, um was für ein psychiatrisch faßbares Zustandsbild — nicht etwa Krankheitsdiagnose — es sich handelte. Die Beschreibung hielt sich im Rahmen des oben skizzierten Schemas der Persönlichkeit.

Als überaus wahrscheinlich lassen sich vorläufig folgende Zusammenhänge festlegen:

Der Zustand der Handhaut und der Zustand der Handfestigkeit geben ein gutes Bild der gegenwärtigen Gemütslage. Die innerlich Gespannten, Unausgeglichenen haben oft eine livide, bläulichrote Handfarbe auch in einer gleichmäßig durchwärmten Umgebung. Häufig zeigen sich punktförmige, rotweißliche Flecken im Handteller. Es ist kein Zufall, daß solche Hände besonders häufig bei Gruppen bestimmter Psychopathen[1]), bei denen sich starkes Persönlichkeitsbewußtsein und das Gefühl innerer Unzulänglichkeit mischen, finden.

Die heitere, mehr unbekümmerte Gemütsverfassung kündet sich häufig durch eine feste Konsistenz und eine mehr ins Frischrosige spielende Hautfarbe an. Leute mit trauriger Verstimmung haben dagegen meist Hände von weicher Konsistenz und bläulichgrauer Farbe.

Die anlagemäßig Verstimmten, die Hypochonder, aber auch die Melancholiker, zeigen auffallend häufig einen überlangen und überbreiten Mittelfinger mit stark ausgesprochener Erhebung am Mittelfingergrundgelenk.

Der Grad der Betriebsamkeit, die Aktivität, scheint sich ziemlich stark in den daumen- und zeigefingerwärts gelegenen Handerhebungen auszusprechen. Auf-

[1]) Der Psychopathiebegriff droht durch Klages eine unzulässige Verwässerung zu erfahren. Es ist weder klinisch noch charakterologisch so, daß es eine Psychopathie als solche gäbe, die etwa im Grunde alle Psychopathen gleichermaßen charakterisiere. Vielmehr äußern sich nur bestimmte Charaktergrundzüge (Radikale), wie z. B. Haltschwäche, in einer Form, daß diese Leute „an sich und ihrer Umgebung und die Umgebung an ihnen" (frei zitiert nach Kurt Schneider) leiden.

Digitized by Google

fallend ist es, daß tatsächlich der sog. „Venusberg" in seiner Form die mannigfaltigsten Analogieschlüsse zum Sexualleben zu gestatten scheint. Leute, bei denen diese Handerhebungen stark ausgesprochen waren, zeigten sich unter den Untersuchten in einem hohen Prozentsatze als die allezeit Unternehmungslustigen, Forschen, Geselligen.

Die starke, ebenmäßige Ausbildung des Daumens scheint eine gewisse Stetigkeit zu verraten, das eingezogene, ausgedrechselte Grundgelenk dagegen mehr eine gewisse Wechselmütigkeit und Reizbarkeit.

Die kleinfingerwärts gelegenen Handteile lassen sich vielleicht mit den mehr geistigen Fähigkeiten in Beziehung bringen. Auffallend häufig findet sich bei Schwachsinnigen eine recht wenig durchgebildete Hand. Auch die Erfahrungen, die die oben geschilderten Untersuchungen der Hände Geisteskranker liefern, lassen sich sinngemäß hier mit verwerten.

ZUSAMMENFASSUNG.

Kurz fasse ich noch einmal Inhalt und Ergebnisse der vorliegenden Arbeit zusammen:

Geisteskranke, die ihrer Wesensart nach grundlegende Unterschiede aufweisen, zeigen im großen und ganzen auch grundlegende Unterschiede ihrer Körperbauformen, die sich bis in die Handform fortsetzen.

Um die Hand als Ausdruck von Körper und Seele weiter zu durchforschen, ist es nötig, sich ein Charakterschema als Rahmen zu entwerfen, das als Grundlage einer Charakterschilderung dienen kann. Mir hat sich praktisch eine „Drei-Flächen-Gruppierung" bewährt, die dem Raum am ehesten zu entsprechen scheint, in dem sich der Charakter äußert. Bei dieser Gruppierung gilt es, das Charakter-Radikal subjektiv, objektiv und milieugemäß zu erfassen. Ferner müssen die Auswirkungen auf Intellekt, Affektivität und Aktivität verfolgt werden. Schließlich muß man versuchen, Präsenz, Provokationsgrad und Dynamik möglichst zu erkennen.

Wir wollen uns bemühen, die Wesensart eines Menschen dadurch zu umreißen, daß man die Beziehungsmöglichkeiten feinster Handdetails zu grundlegenden Wesenszügen übereinander projizierend ausnutzt. Die Hoffnung erscheint berechtigt, daß wir in der Handforschung ein Mittel besitzen, das in seinen Grenzen die Erkenntnis der menschlichen Seele ebenso möglich macht, wie es die Erforschung der Handschrift in ihren Grenzen tut.

Es ist nötig, die Handforschung aus der Dumpfheit der spekulativen Chiromantie zu lösen und sie unvoreingenommen zu betreiben. Übertriebene, allzu gutwillige, anhängliche Sektierer sind fast noch gefährlicher als die ablehnenden Überskeptiker.

Es mag scheinen, als hätte ich dem einen zu wenig, dem anderen bereits zu viel über diese Dinge gesagt. Ich selbst habe mich bemüht, Forschungsergebnisse und Forschungsziele so darzulegen, wie sie — meiner Ansicht nach — zur Zeit zu verantworten sind.

(Abgeschlossen am 1. Juni 1928.)

Digitized by Google

Literaturverzeichnis.

d'Arpentigny, St.: Die Chirognomonie oder Anleitung, die Richtung des Geistes aus den Formen der Hand zu erkennen. Stuttgart 1846.

Bürger, Hans: Encephalitis und Zwang. (Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr., Bd. 113.)

Carus, C. G.: Über Grund und Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand. Stuttgart 1846.

Darwin, Charles: Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Stuttgart 1872.

Dilthey, W.: Gesammelte Schriften: „Die geistige Welt." Berlin 1924.

Friedemann, Adolf: Handbau und Psychose. (Archiv f. Psychiatrie, Bd. 82, H. 4, 1928.) (Daselbst auch ausführliche Literaturzusammenstellung.)

— Hände von Zwillingen. (Zentralbl. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr., Bd. 50, H. 5/6.)

Ganther, R.: Ein Beitrag zur Arachnodaktylie. (Zeitschr. f. Kinderheilkunde, Bd. 43, H. 6, 1927.)

Giese, F.: „Psychologie der Arbeitshand." (Abderhaldensches Handbuch der biologischen Arbeitsmethode. Berlin u. Wien 1928.)

Goldthwait: Platthand. (Zeitschr. f. orthopädische Chirurgie, Bd. 34, H. 3/4.)

Heindl, R.: Der Berufsverbrecher. (Jahrb. f. Charakterologie, Bd. 1. Berlin 1927.)

Heller, J.: Die Krankheiten der Nägel. Berlin 1928.

Hoche, A.: Zur Psychologie des Examens. (Archiv. f. Psychiatrie, Bd. 73, S. 341 ff., 1925.)

Jaspers, Karl: Allgemeine Psychopathologie. Berlin 1923.

Klages, Ludwig: „Persönlichkeit. Einführung in die Charakterkunde." Potsdam und Zürich 1927.

Kretschmer, Ernst: Körperbau und Charakter. Berlin 1925.

Krukenberg, H.: Der Gesichtsausdruck des Menschen. Stuttgart 1920.

May, Ph.: Chiromantia medica. Dresden und Leipzig 1697.

Porta, G. B. della: La Fisonomia dell' huomo. Venetia 1652.

Rohden, Fr. von: Kriminalbiologische Untersuchungen an gesunden und geisteskranken Verbrechern. (Deutsche Zeitschr. f. d. ges. gerichtl. Medizin. Bd. 10, H. 6.)

Utitz, Emil: Charakterologie. Charlottenburg 1925.

Watson, J. B.: Psychology from the Standpoint of a Behaviorist. Philadelphia 1924.

Leider erschienen die Schriften:

Hoffmann, H.: „Charakter und Umwelt", Berlin 1928,

erst nach der Drucklegung dieser Arbeit, ebenso:

Lange, J.: „Verbrechen als Schicksal." Studien an kriminellen Zwillingen. Leipzig 1929.

In beiden Schriften finden sich teils verwandte Gedankengänge, teils bedeutsames Material gegen die überragende Bedeutung des Milieus für die Charakterformung, wie sie die Psychoanalyse, die Individualpsychologie und der Behaviorismus gleicherweise behaupten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Stendhal

Von Ernst Heilbrunn (München).

Digitized by Google

Digitized by Google

Trotz einer grenzenlosen Atomisiertheit der Zeitgenossenschaft scheint es möglich, im wogenden Gestaltenmeer eine ganz bestimmte geistige Schicht herauszuheben: Sie spürt und liebt heiß den Rhythmus, der in der Größe, Dichte, Entschiedenheit, Wucht, Feste der Heroen taktiert, gleichwohl kann sie das Erbe des Heute, das Trauma, das ihr das Hineingeborensein in unsere Stunde schlug, nicht abtöten, durch Willen oder Bewußtsein vernichten, sie kennt die hundertfältigen Schwächen, Verbrauchtheiten, Überfeinerungen, Fährnisse, die in uns sind, sofern wir werden und „wachsen" und nicht gewaltsam voluntaristisch uns eine Form erklügeln. Und die, die diese verhängnisvolle gleichwohl zu verehrende, weil zeitgezeichnete Zweiheit in sich tragen, sie sind die urtümlichen Versteher Stendhals.

Aus Zweiheit ist auch Stendhal zu begreifen, allerdings weder in banalem Sinne von Widerspruch, noch in dem tieferen vitaler Spannung, so wie in jedem Geistigen Tag und Nacht, Trieb und Geist, Weib und Mann vibriert (woran in seiner Art Stendhal natürlich auch teil hat), vielmehr in einem besonderen Sinne: Gelegentlich könnte man meinen, es sei die von „Ideal" und „Wirklichkeit", doch wäre dies ein Irrtum, denn erstens gibt es keine reine Idee, die in weltgereinigter Sublimiertheit über Stendhals Leben stünde, und ferner fehlt — und das ist grundlegend — Stendhals Natur vollständig das Moment der Spannung, des Sich-Steigerns, des Über-Sich-Hinauswollens. Er ist in seltenem Maße bei größter Aktivität ein vollkommen in sich Ruhender. Er schreibt einmal markant genug: „Eines Tages in dieser Welt aufgewacht, finde ich mich an einen Körper, einen Charakter, ein Schicksal gebunden. Soll ich mich vergeblich bemühen, sie zu ändern und inzwischen versäumen zu leben? Das hieße sich zum Narren machen. Ich unterwerfe mich ihren Mängeln" (Das Leben eines Sonderlings, S. 4). Diese Zweiheit ist es also ohne Zweifel nicht, welches dagegen ihre Natur ist, diese schwierige Frage suchen die folgenden Blätter zu beantworten.

Es ist stets von neuem verblüffend, welche Rätsel der Phantasiemensch und der Realist, der Egotist und der Heldenverehrer, der Seelenleser und Gestaltenschauer,

---

Anmerkung. Die Nachweise beziehen sich, soweit hier nicht anders angegeben, auf die Calman-Lévy-Ausgabe, die zwar mangelhaft, aber unentbehrlich, solange die große, kritische von Edouard Champion noch unvollständig ist. Folgende Werke wurden in dieser Ausgabe benutzt: „Henri Brulard", „Armance", „Histoire de la Peinture en Italie" (teilweise), „Lucien Leuwen". Weitere Ausgaben: „De l'Amour" (Garnier), „La Chartreuse de Parme" (Vienne, Mans). An deutschen Ausgaben, wo die französischen unvollständig oder nicht zu beschaffen: „Amiele", München 1922, Georg Müller; „Denkwürdigkeiten über das Leben Napoleon des Ersten", München 1914, Albert Langen; „Das Leben eines Sonderlings", Leipzig 1921, Inselverlag (für „Souvenirs d'Egotisme").

Digitized by Google

der Maskengänger und der Wahrheitsfanatiker uns aufgibt. Selbst der Jakobiner und der Aristokrat, der Kosmopolit und der Napoleonrühmer, von denen wir nicht sprechen werden, sind häufig nicht erkannt. Schon seine Zeitgenossen verstanden ihn nicht. Er muß den Eindruck einer gefährlichen unüberblickbaren Festung gemacht haben, von der man nie weiß, wo die Geschütze aufgestellt sind, von wo, in welcher Richtung, mit welcher Kraft, noch viel weniger mit welchem Ziel sie feuern, von der es nun gar völlig undeutlich ist, welches die Absichten des Festungskommandanten sind, ja, wo man häufig nicht sieht, wer eigentlich kommandiert. Dabei machte er aber nicht den Eindruck eines dämonischen Menschen, der ein Weltgeheimnis mit sich trägt und darum magisch fasziniert, viel eher den eines Unberechenbaren, wo nicht nur Sinn und Bedeutung des Geheimnisses unerkenntlich, vielmehr schon der Ort, der Topos des Geheimnisses undeutbar ist. Eine charakteristische Notiz der George Sand bemerkt seine Geistesgaben und erkennt sie an, im Persönlichen aber ist ihr dieser Mensch nicht zu fassen, das Flackernde und dann wieder Ironisch-Verdeckende in ihm läßt sie zu keinem Bilde kommen und ihr Urteil ist daher weit eher kalt als warm trotz ausgesprochenen Interesses. Denn nichts verzeiht ein Mensch weniger, als wenn er den anderen nicht begreifen kann und so ständig eines rätselhaften Überfalls gewärtig sein muß.... Und hier spricht eine Frau, eine lebendige und geistige Frau, wie dokumentarisch und wie verhängnisvoll zugleich für den Frauenfreund Stendhal! Oft hat er unmittelbar abstoßend gewirkt, meist durch seine Irrlichterei, teils durch anscheinenden Zynismus, teils wieder durch abrupt vorbrechendes Liebesbedürfnis. Er weiß davon. Im „Henri Brulard" heißt es z. B. knapp: „J'ai déplu à M. de Tracy et à Madame Pasta pour les admirer avec trop d'enthousiasme" (II, S. 67). — Nun gar die Geschichte der Stendhal-Analyse ist voll von verständnislosem Deuten und Deuteln und Vergreifen. Die Naturalisten Taine, Bourget haben ihn so wenig erkannt wie es in Wahrheit Nietzsche hat. Jeder nahm ihn für seine Position in Anspruch und die Philologen, die keine Position besitzen, haben ihn darum nicht besser erkannt. Und das Wort, auf das man sich gern beruft, daß Stendhal gewiß sei, um 1900 (gelegentlich heißt es auch 1935) anerkannt zu sein, attestiert es auch, daß er erkannt sei?

Es ist allgemein bekannt, daß Stendhal, ein geistiger Auswanderer aus Frankreich, sich in Italien, genauer in der Lombardei, neu beheimatete — „Arrigo Beyle Milanese" — und daß das Rückgrat seiner gesamten Philosophie die Verwerfung der französischen Rokokokultur und die Glorifizierung Italiens, seiner Kraft, seines Brio, seiner disinvoltura, seiner amour-passion, seiner Verschlossenheit, kurz seines Elementargeistes ist. Italien, wo keine „Gesellschaft" diktiert, erklärt Stendhal daher als das Land, in dem am meisten Unverhofftes herrscht; demgegenüber ist Frankreich erfüllt von Schwäche, Eitelkeit, Ziererei, Esprit, seine Sitten sind bestimmt durch die Existenz einer „Gesellschaft", die von hundert kleinen Eindrücken statt von wenigen großen lebt, die nicht air grand besitzt, vielmehr air grand seigneur. Das Rokoko ist für Frankreich keine Epoche, Frankreich ist das Land des ewigen Rokoko, Napoleon — die von Stendhal aufs höchste verehrte Verkörperung von Heldentum, für ihn aber nur aus italienischen Säften verständ-

Digitized by Google

lich — hat Frankreich für den Augenblick über sich hinausgehoben, aber er hat es nur erhitzt und berauscht, nicht verwandelt, und so ist er, abgesehen von seinem zunehmenden Cäsarismus, nicht zuletzt an seinem eigenen Reiche gescheitert. „Avec le feu de la fièvre, l'énergie et l'enthousiasme s'éteignirent" („Vie de Napoléon", S. 87). Und im zweiten Stück der Denkwürdigkeiten heißt es stendhalisch-überspitzt: „Aber nicht durch Gesetze und Begeisterung kann ein Volk oder ein Einzelner früheren Gewohnheiten entsagen. Beim Sturz des Terrors sieht man die Franzosen leidenschaftlich zu den Vergnügungen der Geselligkeit zurückkehren" (S. 235). Das Frankreich der Restauration, das er in „Le Rouge et le Noir" schildert, und das des Julikönigtums, das er uns im „Lucien Leuwen" zeigt, geißeln nicht die oder jene Staatsform, vielmehr die Niedrigkeit der französischen Zustände, mögen sie sich reaktionär oder liberal drapieren.

Dem steht Italien gegenüber. Es ist ihm das vollkommene Land. Und was entnervt an ihm ist, hat die Geschichte: Fremdherrschaft, Gegenreformation, Muckertum verdorben, Spanier, Österreicher, Kirchenstaat, Tyrannis; aber wie gesund noch immer seine Natur ist, hat die prächtige Regeneration seit 1796 gezeigt; alle Größe war nur verschüttet, nicht gebrochen. Diese Selbstbesinnung schildert herrlich der Eingang der „Chartreuse de Parme". So ist Italien überall als ideales Antifrankreich gesehen. Es ist unfruchtbar, zu fragen, ob Italien in seinem Durchschnitt, Alltag diesem Bild entspricht, nicht dagegen, ob sein Gesetz, sein Urwuchs in Stendhals Bild gespiegelt ist, ja selbst dann, ob hierdurch seine Begeisterung erweckt wird.

Italien, das Land klassischer Wucht, heroischer Leidenschaft, virtuell von ewigem Kondottieretum. Wir pflichten bei. Erst viel später fallen Eigentümlichkeiten auf. Zuerst diese: Stendhals italienisches Zentralerlebnis bleibt für alle Zeit Mailand. Hier erschallt der jugendlich-herrliche Dithyrambus. Ist nun Mailand die Stadt, wo südliches Feuer am stärksten brennt? Unerwartet finden sich Sätze, die dieser Stadt gegenüber verständlich, für Stendhal aber verblüffend sind wie: „Rien de plus doux, de plus aimable, de plus digne d'être aimé que les moeurs milanaises" (S. 16). In der Tat sind es Oper, Frauen, Korso, die hier Stendhal in Wonne versetzen. Daneben steht höchstens Bologna in gleicher Schätzung. Demgegenüber ist auffällig, daß Florenz ihn trotz großer Ehrfurcht vor seiner Geschichte, seinen Helden abstößt. Er notiert: „L'instinct musical (!) me fit voir . . . quelque chose d'inexaltable dans toutes ces figures" (S. 213). Weiterhin: „Assis en dehors de la porte de Livourne . . . j'ai remarqué de fort beaux yeux chez les femmes de la campagne; mais il n'y a rien dans ces figures de la douce volupté ni de l'air suceptible de passion des femmes de la Lombardie. Ce que vous ne trouverez jamais en Toscane c'est l'air exaltable, mais, en revanche, de l'esprit, de la fierté, de la raison, quelque chose de finement provoquant . . . j'y vois toujours l'idée du raisonnable et jamais la possibilité de faire de folies par l'amour" (S. 215). Etwas weiter: „Afin que l'Italie offrit tous les contrastes, le ciel a voulu qu'elle eût un pays absolument sans passions: c'est Florence . . . Rendez un peu de folie à ces gens-ci." (!) (S. 216. Sämtlich „Rome, Naples et Florence".) Florenz, eine Zone ohne alle Leidenschaften?

Digitized by Google

Stendhal hat in schlagender Eingebung gesagt, daß der Tiber die Grenze des europäischen Italien sei und daß jenseits Afrika beginne. Er hat damit ein Problem berührt, das von Napoleon bis Cavour bei italienischer Staatsgründung eine Rolle spielte und das selbst heute nach bald siebzig Jahren der Assimilation noch nicht erledigt ist, wie die kulturkritischen Erwägungen B. Croces (in seiner Geschichte Neapels) und Enrico Rutas („Il segreto di Partenope") beweisen. Es ist nun auffällig, wie reserviert, kritisch, ja ablehnend seine süditalienischen Notizen sind, wie sehr er für das Italien nördlich des Tiber Partei nimmt, obwohl er spürt, im Süden auf dem Boden Großgriechenlands zu stehen und griechische Haltung und Würde den dortigen Menschen nicht absprechen kann. Soll es die Zivilisationsferne sein, wie fast höhnisch gesagt wurde, die den von Paris Kommenden abstieß? Uns scheint es anders. — Ein weiteres auffälliges Moment ist dieses: Stendhal, der die Leidenschaft, die Gefühlsstärke und -dichte der Italiener so inbrünstig verehrte, notiert wiederholt, daß er zum Italiener keinen Kontakt finde. Er bewundert und äußert Bewunderung, gleichwohl erfährt er Ablehnung. All dies macht nachdenklich, ohne daß sich aber vorläufig eine Lösung zeigt. Da weist ein weiterer Punkt den Weg. Stendhals spekulationsfeindlicher, wirklichkeitsfreudiger Geist liebte es, zur Bestimmung von Völkern und Menschen sich der schon in der Antike (von Hippokrates, Platon, Aristoteles) gepflegten Temperamentenlehre zu bedienen, und zwar in der Form, wie er sie bei dem von ihm verehrten Cabanis, einem französischen Positivisten des 18. Jahrhunderts, vorfand. Hierbei bezeichnet er als Choleriker die Südvölker: Die Spanier („De l'amour", Kap. 40) und die Italiener („Histoire de la Peinture en Italie", Kap. 94), während er die Franzosen zu den Sanguinikern rechnet („De l'am.", ebd.; „Peint.", Kap. 93) und die Deutschen zu den Melancholikern („De l'am.", ebd.; „Peint.", Kap. 97). Den Choleriker charakterisiert er derart: „. . . Ce n'est que dans les grands mouvements, lorsque le danger ou la difficulté réclament toutes les forces, lorsqu'à chaque instant il en a la conscience pleine et entière, que cet homme jouit de l'existence . . ." Den Melancholiker kennzeichnet er so: „Des mouvements gênés, des déterminations pleines d'hésitation, décèlent le mélancolique . . . la chose la plus simple, ces gens-là trouvent le secret de la dire avec une passion sombre et contenue." Wir werden nachdenklich . . . deckt diese Beschreibung des melancholischen Typus Stendhal nicht verblüffend gut . . . da plötzlich lesen wir im „Henri Brulard", wo Stendhals unmittelbare Natur überhaupt am schlagendsten zu entschleiern ist: „J'ai éprouvé absolument . . . tous les symptomes du tempérament mélancolique décrit par Cabanis" (I, S. 17). Ähnliche Notizen finden wir öfter u. a. auch in den „Souvenirs d'égotisme" (Kap. 5). Dies ist kein Bekenntnis Stendhals wider Willen, er war von einer fanatischen Ehrlichkeit ohne die peinliche Note eines Rousseau, Alfieri u. a., aber er hat diese Einsicht nicht in sein „System" einbezogen, sie ist Episode geblieben, während wir nun plötzlich vor einer entscheidenden Erleuchtung stehen.

Während die „Chartreuse" schon dem tragischen Ende zueilt, gesteht Fabrice del Dongo seiner Geliebten, Clelia Conti: „Tout ce qui n'est pas sensation de l'âme me semble ridicule dans la mélancolie qui loin de toi m'accable" (II, S. 350).

Digitized by Google

Dieser Satz erleuchtet blitzartig den Menschen Stendhal. Melancholie, gehemmte Bewegungen, zögernde Entschlüsse, düsteres Geheimnis, wie sehr ist dies alles Stendhals Teil. Und plötzlich schlägt diese Haltung in höchste Lebhaftigkeit, Spannung, Erregung um, in sensation de l'âme. Wir behaupten keineswegs, daß Stendhal der reine Typ des Melancholikers sei — sein männliches, taten- und gefahrdurstiges, pathos- und rührungsfeindliches Wesen unterscheidet ihn grundlegend —, gewiß aber ist, daß er ebenfalls kein Choleriker ist und sich fälschlicherweise mit dem Südländer identifiziert hat. Schwanken zwischen Melancholie und Erregung ist nicht das Wesen des Südländers, vielmehr, je kraftvoller er ist, heiterernst-gebändigter Gleichmut. Wohl bricht auch er in höchstem Sturme los — ja gerade er! —, aber je höher die tathafte Spannung um das Gewünschte ist, desto geringer kann die Erregung sein. Jedenfalls aber ist diese hier nur Begleiterscheinung, keinesfalls Maßstab von Größe und Spannung (heute fälschlicherweise häufig geradezu als das eigentlich Wesentliche cholerischer Größe angesehen), während Erregung bei Stendhal unmittelbar zum Inhalt der Größe avanciert. Hier rühren wir an Stendhals wirkliches Geheimnis.

In „Amiele" heißt es von der Heldin: „Es war weniger die Gefahr, die sie ... fesselte als vielmehr der schauerliche Moment des Überfalls" (S. 85). Ein solcher Satz entriegelt das Tor zum Verständnis Stendhals. Wiederum geht es ihm nicht um die Größe der Tat — diese gilt ihm nur als Sprungbrett in seine Gefühlswelt —, vielmehr eben um la sensation de l'âme, um den Genuß der Erregung. So wird Tat zu rauschhafter Geste depraviert (hier liegt, wovon später noch die Rede ist, die Quelle von Stendhals Maskentum). Nicht Schwanken zwischen Melancholie und Erregung um eines Inhaltes willen ist Stendhals Ur-Teil, vielmehr die Akzentverschiebung von der großen Tat weg zur großen Erregung hin. Das Funktionelle wird so zum Absoluten und die moderne Reizhaftigkeit tritt auf, die in welt- und werklosen Wonnen sich an sich selbst berauscht. Seiner Lockungen bewußt erscheint der Mensch und bar aller Welt, auf die er zielen sollte, spiegelt er Höhen und Tiefen seiner Seele. Bei Stendhal erfahren wir eine Lüsternheit der Seelen, die um sich selber kreisend, erschauern. Alles Objektive wird subjektiv, als Absolute relativ, denn alle Werte, die sonst im leidenschaftlichen Beginnen gebunden sind, gelten jetzt nicht „an sich", sondern nur als Reizmehrer. Es entfällt die Ethik, denn diese erfährt ihre Rechtfertigung in dem gültigen Wert der Tat und Stendhals Zynismus und Hedonismus, der „Beylismus", wie man es genannt hat, keimt auf; es entfällt die Gemeinschaft, aber das Ich tritt in ungeheurer Kontur in den Vordergrund und der „Egotismus" ist da; es entfällt die echte Religiosität, der Gott, unter dessen Gnade oder Acht unser Handeln steht, aber es erscheint mit nie gekannter Eindringlichkeit das Geheimnis der eigenen Brust; es entfällt die Weisheit, denn diese achtet die Gesetze und Bedingungen, unter denen unser Wirken gedeiht, statt dessen erleben wir die gewollte und oft verblüffende Naivität, die bisweilen fast als Unreife erscheint.

Stendhal besitzt eine gewaltige Kraft der Verlebendigung. In seinen Romanen ist ein ungestümes Leben zusammengedrängt, alles ist Handlung, aktive Verve, nichts Reflexion und Räsonnement. Die Werke sind randvoll von wildem Ge-

Digitized by Google

schehenseinbruch, stärkster Spannung, genießerhaft gestellten Situationen, raffiniertem Trumpf und Gegentrumpf, unvermuteten Coups aller Art (ohne je kitschig zu sein), pointierten Dialogen, allerhand Versteckspielen, Seelenverkleidungen, unvermuteten Ausbrüchen und Demaskierungen, Feuer, Laune, Witz, verblüffenden Lösungen. Es gibt keinerlei Umschweife, Füll- und Rankenwerk, Einführungen, Erklärungen. Die Dialoge sind nie betrachtend . . ., philosophisch, jenseits der Rampe des Lebens, sie sind in unerhörtem Maße Dialoge der Handlung, lakonisch, weitertreibend, diplomatisch, zielträchtig. Der Geist ist stets vibrierend, auf dem Sprung. Aber Verlebendigung bedeutet bei Stendhal stets auch ausgesprochen: Entsachlichung, denn Verlebendigung stellt sich nicht als höchste Anspannung von Welt dar, sondern als Durchfiltrierung von Welt auf ihren Seelenextrakt hin. Es herrscht keinerlei Natur, Folgerichtigkeit, Aufbau, innere Logik, die Romane sind abrupt, dissonant, torkelnd, mystisch-geheimnisvoll in aller Klarheit. Ja, häufig drohen sie in völlige Chaotik überzugehen, wo ohne Halt und Haltung der letzte Flackerschein von Leben und Laune festgehalten wird. In Stendhals Notizen zu „Amiele" finden sich die bezeichnenden Sätze: „Ich mache keinen richtigen Plan. Wenn mir dies je beigekommen ist, verekelte es mir den Roman." — „Ich habe ein sehr schlechtes Gedächtnis." — „Meine Fähigkeit, wenn ich eine habe, ist die des Improvisators" (S. 209). Das ist die Arbeitsweise dessen, dem die Welt nicht Schicksalsträger ist, Verkörperer objektiver Gesetze, vielmehr Tabulatur zur Auslösung des Seelischen. Hier ist der Gang der Handlung nicht unabänderbar vorbestimmt, an der der Mensch sich symbolisch erweist. So enden auch alle Romane mit abrupter Tragik, nicht schicksalhaft, vielmehr ausgesprochen zufallsartig und im Wirbel hineinstolpernd erleiden die Helden das Ende — der entgegengesetzte Weltpol von Goethes „Wahlverwandtschaften". Und nur darin besteht das Schicksal, daß es diese schwankenden Naturen in irgendeinem Zufall ereilen muß. Einen solchen symbollosen Zufall selbst nannten nur die deutschen Schicksalsdramatiker Schicksal. Stendhal ist so der Typus des weltlosen Schriftstellers κατ' ἐξοχήν, aber dies nicht als Naturalist, auch nicht als Psychologist, sondern als exstatischer Seelen-Mystizist. Darum wirken seine Romane häufig nicht großerschütternd, grundhaft, notwendig, sondern flitterhaft, unernst, experimentell, welten-spielerisch.

Diese Romane Stendhals haben eine weitere Eigentümlichkeit. Wenn Balzac — auch maßlos lebensträchtig — eine Comédie humaine schrieb, ein weites Spektakel der Welt, so besaß Stendhal bei gleicher Hitze weit weniger Entsagung und dies führte ihn zum Gegenpol Balzacs. Stendhals „Naturalismus" ist durchaus nicht breite Weltschau, sondern verkappte Selbstbespiegelung, ewige Monologisterei, alle seine Gestalten sind Geschwister und diese sind verkleidete Stendhals. Seine Schriftstellerei war versetztes Tätertum, seine Romane sind Utopien seines Lebens durch Verhängnis ins Schrifttum verschlagen, potentielle Selbstbiographien in verschiedenartigen Verkleidungen und unter mannigfaltigen historischen Perspektiven. Im „Henri Brulard" (S. 38) heißt es: „Consolations en écrivant des livres de 1814—1830, $15^1/_2$ ans." So macht er sich auch das Wort Alfieris zu eigen, indem er es über seine „Peinture" setzt: Io che per nessun altra cagione scriveva,

Digitized by Google

se non perchè i tristi miei tempi mi vietavan di fare." Auch in dieser Hinsicht sind seine Werke Ausdruck höchsten Lebensdurstes, von Reizhaftigkeit, sie gehen noch weit über Alfieri hinaus und sind nicht nur versetztes Tätertum, sondern potentielles Tätertum, d. h. sie genießen die Tat ohne zu tun und erkennen andererseits die Eigengesetze der Kunst nicht an, und wie Stendhal Welt als Sachstoff nicht objektiv nimmt, so auch nicht als Form des Kunstwerkes. „Le Rouge et le Noir" nennt sich „Chronique du XIXe Siècle", alle seine Werke sind Chroniken, geschrieben ohne Anerkennung der Autonomie der Kunst. Kunst war Stendhal nicht Ebenburt des Lebens, sondern dessen Spiegel. So will er als homo activus schreiben, nicht als Schriftsteller. Er nahm sich den Code Napoléon als Stilnorm nicht nur als Würdiger römischer Stilwucht und -klarheit, sondern auch, um im Spektakel des Lebens in der ersten Reihe zu sitzen, nur so ist seine Verachtung von Vers und Rhythmus zu verstehen, nur so die Entstehung der italienischen Novellen der Renaissance mit historischen Texten nicht als Stoff, sondern als Modell, an dem es nur sekundär zu modeln, kaum zu feilen gab. Hier überall spricht nicht der Klassiker und Römer, sondern der reizhafte Lebensschwelger, der wieder eine neue Sachlichkeit, hier die des Schrifttums, nicht kennt und kennen mag.

Und dies Chronistentum, nicht mißglückt, aber geniale Einzelgängerei, keineswegs Norm einer neuen Gattung, führte ihn auch zur „Psychologie". Die Zeit des Naturalismus, Taine, Bourget, sahen seine raffinierte Psychologie zusammen mit seiner Beobachtung als naturalistisches Ahnentum an. Das ist ein grundlegender Irrtum. Beide Qualitäten sind fern von allem Naturalismus und entquellen obendrein — und das ist entscheidend — verschiedenen Adern. Seine Beobachtung entspringt aus Dingfreude und Sachlichkeit; diese Beobachtung ist nicht naturalistisch, weil sie wählend und Mittel ist, ja, nur allzusehr Mittel. (Zola erkannte das; im übrigen ist die Hypertrophie der bösartigen Beobachtung im späten „Lucien Leuwen" Mittel zur Kontrastierung der seelischen Subtilität; es ist kein Zufall, daß dieser Roman, der wie kein zweiter erfüllt ist von kahlster Brutalität, einen Helden zeigt, der mehrmals weint. Diese Beobachtung ist also Ausdruck von Stendhals Scheu, Nervosität, Empfindsamkeit, und somit bei naturalistischem Anschein durchaus Gegenpol von Naturalismus!) Seine Psychologie ihrerseits ist wiederum Produkt seiner seelischen Reizsucht, ja, deren charakteristischster und innerster Bezirk und somit alles andere als Naturalismus. Auch sie ist Ausdruck von Stendhals Weltlosigkeit; er liebt es, den mystischen Apparat der menschlichen Spannungen nackt aufleuchten zu lassen, und zeigt die Leidenschaften ohne Bettung in Inhalt, Zweck, Sinn. Hier ist der Höhepunkt der Verabsolutierung des Funktionellen erreicht. Sein Werk „De l'amour" will alles andere als eine theoretisch-schriftstellerische Analyse sein, im Gegenteil, ein wollüstiger Kultdienst am menschlich orgiastischen Geheimnis. Bezeichnend genug ist dies Werk dauernd mit Anekdoten (eignen Erlebnissen oder Wunscherlebnissen) durchsetzt, und während es die vier Grundarten der Liebe: l'amour-passion, l'amour-goût, l'amour-physique, l'amour de vanité objektiv und gleichmäßig zu schildern vorgibt, tritt bald genug allein l'amour-passion in den Vordergrund und ein scheinbarer Essay wandelt sich zur Apotheose südlicher Liebesglut.

Digitized by Google

Mit Stendhal ist somit die Hedonisierung der südlich-sinnlichen Lebenskultur eingetreten. Es ist charakteristisch, daß Stendhal beim Studium der italienischen Sitten von der Betrachtung der Lebensziele stets auf die der Lebenskunst zurückgeht. „Le grand art d'être heureux — est ici mis en pratique" („Rome, Naples et Florence", S. 95). Abwandlungen dieser Betrachtungsart finden sich immer wieder. Und wenn es ein anderes Mal heißt: „Si l'on voyait les coeurs l'on trouverait ici plus souvent le bonheur que le plaisir" (R. N. F., S. 171), so zeigt das nicht an, daß er von der Gesinnung Nietzsches war, die bekennt: Wir streben nicht nach unserem Glücke, wir streben nach unserem Werke, vielmehr, daß er nach dem Glück des Abenteurers trachtete, statt dem des Rentners, nach dem der Verzückung, statt dem der Bequemlichkeit. In einem Briefe schreibt er sehr deutlich: „Il n'y a vraiment que deux sciences au monde: La science de connaître les motifs des actions des hommes . . . la seconde des deux sciences utiles, c'est la logique ou l'art de ne pas nous tromper en marchant vers le bonheur" (Corresp. I, S. 181). (Hier kann man auch sehr gut die Bedeutung seiner Psychologie ablesen). Dieser Hedonismus hat auch verschiedene seiner berühmtesten Aussprüche geformt, wie diesen herrlich knappen: „La beauté n'est jamais, ce me semble, qu'une promesse de bonheur" (R. N. F., S. 30) und jenen klaren anderen: „Volupté, premier but de l'art" (R. N. F., S. 249). Dies unkeusche Raffinement hat Correggio zu seinem Lieblingsmaler gemacht. Das prickelnde Inkarnat der Oberfläche, die Untektonik der Bildfüllung, die weiche Form seiner Köpfe, der verführerische Glanz der Augen und das pikante Lächeln, all das, was Burckhardt für die Barockkunst die „transzendente Erotik" genannt hat, mußte ihn gefangen nehmen. Stendhal nannte es treffend die „Mischung von Zärtlichkeit und Wollust". Einmal stellt er Raffael dem Correggio gegenüber und schreibt mit der ihm eigenen Ehrlichkeit: „La chambre de St. Paul à Parme et la vierge de la bibliothèque m'ont mis tout à fait du parti du Corrègge; j'ai besoin de me fortifier en Raphael" (!) (Corr. I, S. 69). Ist es verwunderlich, daß Berninis Heilige Therese ihn zu höchster Begeisterung hinreißt? „Quelle art divin! Quelle volupté" ruft er aus („Promenades en Rome", I, S. 275).

„Comme l'amour féminin n'existait pas dans l'antiquité, le Corrège est sans rival. Mais pour être digne de le comprendre, il faut s'être donné des ridicules au service de cette passion" (R. N. F., S. 111). Es erübrigt sich nunmehr zu betonen, daß Stendhal Correggio nicht so geschätzt hätte, wenn zwischen dessen Frauengestalten und Stendhals eigenem Liebesideal nicht ein intimer Kontakt bestanden hätte. So schreibt er auch einmal an Balzac: „Die Duchessa (Sanseverina in der „Chartreuse") ist eine Kopie nach Correggio, d. h. sie wirkt auf meine Seele genau so wie Correggio" (30. Oktober 1840).

Die Liebe, „cette faiblesse des âmes fortes", spielt in Stendhals Leben eine entscheidende Rolle. Ja, bisweilen erscheint es, als ob die Liebesstärke Italiens Stendhals Sympathie für dieses Land erst geweckt hätte. Stendhal verherrlicht natürlich eine glutvolle, unempfindsame, unspielerische, ja primitive Liebe — gleichwohl nennt er Liebe ein Wunder der Kultur, Frucht der Schamhaftigkeit (sic!), der Einsamkeit und des Müßiggangs. Ja, der Libertinist besingt sie un-

Digitized by Google

mittelbar als Frucht jahrhundertealter christlicher Erziehung! Und die Lösung dieses Paradoxes? Stendhal ist es nicht um große unverkünstelte Gefühle zu tun, sondern hier natürlich im besonderen Maße um reizhafte große Schauder, und so sucht er sich den geometrischen Ort, wo dieser Rausch am höchsten aufschäumt und ist bereit, sich gar mit der Schamhaftigkeit, dem Christentum, dem Müßiggang auszusöhnen, wenn der Reiz dadurch wächst. (Gleichwohl sind seine Frauengestalten nicht frei von Hetärentum — Hetärenkunst, wie auch das Vorbild der Sanseverina die große Kurtisane Vanozza Farnese ist. Stendhal verabscheute die bürgerliche Frau, sie schien ihm ohne Heuchelei nicht möglich.) Ja, der Antike macht er zum Vorwurf, daß sie die Welt der Frau nicht entdeckt habe! So sehr ist ihm Heroik, Brio, Seelengröße nur Mittel, Stimulans, daß er sie verwirft, wenn sie seinem Zwecke nicht dienen! Und seine Verherrlichung italienisch-südlicher Liebe ist statt als Heldenminne als eine Kreuzung aus Leidenschaftlichkeit, christlichem Sündhaftigkeitsschauder und aristokratisch-phantastischem Kennertum anzusprechen. So ist Stendhals Liebesideal das Prodnkt einer ganz raffinierten Züchtung.

Gleichwohl enthält der Typ von Stendhals Liebesgeschöpfen ein Element von Größe, ja, selbst und gerade in dieser Richtung hat Stendhal geniale Unika geschaffen, die in der Weltliteratur ohne Vorbild sind und von unzerstörbarer Markanz. Wir wiesen schon oben darauf hin, wie seine Correggioliebe Dankbarkeit für das Spiegelbild seines Frauenideals enthält. Die Herzogin Sanseverina, die „Kopie nach Correggio", ist neben Mathilde de la Môle in „Le Rouge et le Noir" die höchste Verkörperung dieses Ideales, dessen „Größe" nun aber nicht in heldisch-weiblichem Verstehen von männlicher Wucht und entsagungsvoll-begeisterter, hemmungsloser Hingabe besteht (in der Art von Goethes Klärchen), vielmehr wirkt sich die Inhärenz, der Bestandteil des Reizhaft-Pikanten derart aus, daß diese Frauen selbst verführerische Dämonengestalten sind, Wirker, Kräftesammler, Geschickelenker, gefahrvolle, mächtige Wesen, unternehmend bis zu Intrige und Verbrechen und diese sah er mit Verzückung die Fäden ziehen, die Knoten schürzen, in Glut und Raserei das Geschehen meistern und das Schicksal brechen. Sie sind stolz, verschlossen, glanzvoll, geheimnishaft gebändigt und auflodernd hemmungslos, ohne Betracht weiblicher Ängste wie auch moralischer Bedenken. Sie sind politisch, sie wagen alles für den Mann und grenzen so an männliche Charaktere. In der Art wie die Sanseverina eine Illumination nach der Befreiung Fabrices aus dem Turme veranstaltet und ein Reservoir öffnen läßt, das mehrere Gassen Parmas unter Wasser setzen soll — alles im Triumphgefühl, um den Fürsten zu provozieren, wie Amiele aus Rache für die Hinrichtung ihres Geliebten das Gerichtsgebäude anzündet —, hier feiert die geheime Lust Stendhals an seinen Frauengestalten ihr orgiastisches Fest. Aber diese Frauen inspirieren ihn nun nicht zur Tat, sie sind ihm nur — aber dies um so restloser — allgemeines Lebenselixier. So ist die „Größe" seiner Frauen reizhaft umgebogen und der Stendhalsche Zwitter ist geboren: Das manngroße Weib. Hier genießt Stendhal das Schauspiel heroischer Größe gleichzeitig mit weiblicher Lockung, aber diese Größe enthält schon unlöslich den Giftkeim der Entartung. (Ist die Freude an heldengroßen Frauen doch auch keines-

Digitized by Google

wegs Ausdruck von Stärke, viel eher von Zartheit. Wie Liebe meist Ergänzung erstrebt, lieben große Täter meist zarte Frauen.)

Die Gerechtigkeit verlangt, anzumerken, daß auch der andere, normhafte Typ der Frau, die zarte, liebevoll sich neigende Blume, bei Stendhal vorkommt. Charakteristisch genug sind „Le Rouge et le Noir" wie auch die „Chartreuse" um beide gleiche Frauentypen herumkomponiert: Mme de Rênal und Clelia Conti die Zarten, Mathilde de la Môle und die Herzogin Sanseverina die Dämonischen — und wir sind geneigt, aus der Tatsache, daß in sämtlichen Aufzeichnungen Stendhals eine Verherrlichung der Dämonennatur, in beiden Romanen dagegen der Triumph der schüchternen Blüte erfolgt, herauszulesen, daß er einem gesteigerten Selbst eine gesetzhaftere, innigere und weniger bizarre Neigung zugeteilt hätte. — Armance, Amiele sind eine Verquickung beider Typen, am wenigsten Mme de Chasteller in „Lucien Leuwen".

Die derart zu größtmöglicher Kondensiertheit gebrachte Liebeskunst zielt charakteristisch genug und hier besonders lehrreich wieder auf keinerlei „Welt", d. h. in diesem Fall auf keinen ersehnten Besitz, menschliches Wunschbild, herrlich lebendige Verkörperung von Traum und Hoffen. Vielmehr zielt sie nur auf sich selbst, auf ihren Genuß, auf Spannung und Auslösung, und so ist Stendhals Raffinement hier von besonders eklatanter Lüsternheit. Ähnlich und doch weit harmloser ruft Gautier in „Mademoiselle de Maupin" aus: „Ich liebe die Liebe!" Es ist unendlich bezeichnend, in welcher Weise die blutjunge Amiele, aber schon „ein pikantes Geschöpf", die Liebe kennenlernt: sie begegnet auf dem Felde einem jungen Burschen. Die Wißbegier, was es mit der Liebe für eine Bewandtnis habe, lockt sie, und noch blutjung, schön, reizvoll gibt sie dem Burschen Geld, nicht, weil sie sonst keinen fände, sondern gleichsam um von persönlichem Interesse und Gefühlen dispensiert zu sein und um ungestört nur den pikanten Reiz studieren und genießen zu können. Er nimmt sie. Und dann die lästerliche Frage: „Ist das alles?" ... Und es ist nichts weiter dabei?"[1]) Dann noch schlimmer: „Daß ich nicht wüßte!" (S. 122/23.) Das ist die Ader Stendhals, die auf einem uns überkommenen Bilde ihn mit wollüstigen Lippen, genießerisch-geschürzten Grübchen und maliziös-geheimnisvollem Lächeln zeigt. Das empfand er aber keineswegs als Zynismus, ihm war kultisch dabei zumut (wie Stendhals Gefühlskälte, sein Sarkasmus in der Tat in Gefühlshitze und Schwärmerei ihren eigentümlichen Gegenpol hat), und er glaubte hierbei Priester am lebendigen Geheimnis und dem Puls des Lebens näher zu sein wie irgendeiner zuvor!

Bei derartiger Zentralität der Liebe in Stendhals Wesen ist doppelt rätselhaft die ewige Frage in allen seinen Werken: Kann ich lieben? Fabrice del Dongo wundert sich wieder und wieder über seine Liebesfähigkeit, von Lucien Leuwen heißt es, daß ihn der Verdacht zu lieben beschämte, Amiele glaubt sich für die Liebe nicht geschaffen. In dem Erstlingsroman „Armance" steigert sich dies Motiv bis zur

[1]) Es wäre völlig verfehlt, diese Worte als Abneigung gegen sinnliche Lust zu deuten. St. sagt sehr unmißverständlich kurz zuvor (S. 119): „Von neuem begann sie über die Liebe nachzugrübeln. Indessen waren ihre Gedanken keineswegs gefühlvoll. Es war lediglich Neugier, die sie bewegte."

Digitized by Google

Impotenz Octaves. Nicht zufällig! Dieser Roman lebt ganz in der Atmosphäre, aus der dieser Zug zu erklären ist: Träumerei, Weltschmerz, geheimnisvoll-dunkle Gefühle, ewige Seelenmonologe, Scheu und Zaudern. In diesem Werke spricht Stendhal von „cette profonde et délicieuse rêverie" (S. 49), und im „Henri Brulard" (I, S. 18) geht er so weit zu behaupten: „Je vois que la rêverie a été ce que j'ai préféré a tout." Wie bedeutsam! (Es ist auch nicht zufällig, daß erst sein achtes Werk ein Roman wurde, wo Stendhal zu Bekenntnissen und Demaskierungen gezwungen ist.) „Armance" zeigt, wie außerordentlich stark Gefühlskult und Melancholie in Stendhals Anfängen gewesen sind. Aus solcher romantischen Schüchternheit, „par pudeur du tempérament mélancolique", wie er es selbst einmal nennt, die man bei dem Lästerer Stendhal gar nicht vermuten sollte, ist auch seine Liebesgehemmtheit zu verstehen. Er hat sie nie ganz verloren (die Notizen im „Henri Brulard" sind gerade für diesen Punkt sehr aufschlußreich). Und ihr entspricht auch seine Stellung bei Frauen. Er hat keineswegs den Erfolg des rein „männlichen" brutalen Mannes, sondern bezeichnenderweise trotz seiner heroischen Philosophie die schwankende Stellung des Sensiblen. Er gesteht selbst bewundernswert ehrlich: „L'état habituel de ma vie a été celui d'amant malheureux" (Brulard I, S. 18). Das Element der Erregung in Stendhal zeigt hier seine nie ganz zu lösende Verbindung mit romantischer Inbrunst des Gefühls. Es ist eben außerordentlich bedeutsam, daß so männlich und aktiv fassend, d. h. klassisch statt romantisch der Stil seiner Erregung ist, diese dadurch, daß sie sich selbst kultiviert, die Verbindung zu romantischem Vom-Gefühl-ergriffen-sein und Davongetragensein nie völlig abschneiden kann. Denn Erregungsliebe ist von Natur ein romantisches, d. h. empfangendes, weibliches Element. Das umschreibt Grund und Grad von Stendhals Verhaftetheit mit dem melancholischen Typus. So zeigt sich in Stendhals Anfängen die Heimat der Erregung rein, wie überhaupt „Armance" ein fast sentimentales Werk ist und seine Verbindung zu Rousseau nicht verleugnen kann. So ist auch „Armance" keineswegs, wie André Gide in einem vorangestellten Essay der großen Championausgabe gemeint hat, ein ausgefallenes und tifteliges Experiment der Impotenz, wo Stendhal die himmlische Liebe im Verhältnis zur irdischen in ihren letzten bizarren Grenzfällen auskundschaften und demonstrieren wollte (wie traurig wäre es um Stendhal bestellt gewesen, wenn er in seinem Erstlingsroman nichts Drängenderes zu tun gehabt hätte!), vielmehr ist hier die Impotenz nur ein Symbol für seine Weltimpotenz und nicht gar zu wörtlich aufzufassen. Beweis hierfür ist die Tatsache, daß, wie gesagt, das gleiche Motiv bei Stendhal gemäßigt stets wiederkehrt. Diese Schüchternheit geht zusammen mit seiner Abneigung gegen Sentimentalität als dem zweiten Element seiner Liebeshemmung. Dabei enthält seine Schüchternheit doch selbst ein Moment von Sentimentalität! Es wird derart deutlich, was anders ja auch nicht verständlich wäre, daß diese Liebesbedenken in keiner Weise als Gefühlskälte und misogyne Ader aufzufassen sind, vielmehr ausgesprochen nur als Hemmung (Stendhal besaß deren viele!), wie ja charakteristischer- und amüsanterweise in Stendhals Romanen die Hemmungen stets als Ungehemmtheit und die Zweifler stets als Rasende enden. (In ähnlicher Weise enthält auch, worauf schon oben im Anschluß an „Lucien

Digitized by Google

Leuwen" kurz hingedeutet wurde, die schneidende Kälte seiner Beschreibungen, sein „Naturalismus" Weltunsicherheit, Unausgeglichenheit und derart ein Gran Ressentiment, nicht wie es scheinen möchte souveräne Weltverachtung.)

Dies romantisch-weibliche Urelement in Stendhal zeigt sich auch in anderer Form. Ein Korrelat der Melancholie ist die Langeweile, sie spielt besonders beim jüngeren Stendhal eine wichtige Rolle. Auch sie ist der Exponent sentimental-empfindungsvoller Weltart, nicht naiv-fassender. Die Langeweile ist der negative Pol der gefühlvollen Beziehung zur Welt wie Elegie und Schwärmerei der positive. Langeweile ist kein Ausdruck von Indifferenz, vielmehr von beleidigter Gefühlszartheit ähnlich wie Melancholie. Der Indifferenzpunkt, der labil nach beiden Seiten ausschlagen kann, der „ambivalente" Schwankungspunkt, ist die Laune, eben das Schwankende! Laune und Schwankung gelten zwar nicht als Paradigmata empfindungsgeschwellter Weltart, gleichwohl sind sie äußerst kennzeichnend. Der Choleriker dagegen ist verbissen und konsequent. Für Stendhal ist Auf-dem-Wellenrücken-von-Laune-und-Stimmung-Davongetragensein sehr charakteristisch. „Meine Handlungen bestimmte immer die Laune, der Zufall", gesteht er gleich zu Beginn der „Souvenirs d'égotisme" sehr scharf. Von Amiele wird gesagt, daß sie nicht gewohnt war, ihren Launen Zügel anzulegen. Das ist völlig autobiographisch gesprochen.

Von rein romantisch-empfindsamer Art ist Stendhals innige Landschaftsliebe, der rührend verräterische Punkt aller Wunsch-Südländer. Nichts Täterisch-gespanntes ist in ihr, sie ist völlig durchströmt-hingegeben. Berühmt ist sein schöner Ausspruch: „Les paysages étaient comme un archet qui jouait sur mon âme" (Brulard I, S. 18), der selbst in der Form romantisch-elegisch ist. Der Südländer achtet nicht in dieser Weise auf die Landschaft, ja, sie spielt bei ihm überhaupt keine große Rolle, und so ist besonders auffällig Stendhals Hang zum Landschaftsgenuß in seiner „Vie de Napoléon", wo gegen die Beschreibung der jugendlich-straffen Heldentaten Bonapartes im Feldzug von 1796 die Aufmerksamkeit für die Schönheit der Lombardei, Stendhals Lieblingslandschaft, fast wie ein Stilfehler kontrastiert. Ja, Stendhal komponiert den betörenden Glanz von Napoleons Jugend in den Schimmer der oberitalienischen Natur hinein. Wie unsüdlich, wie unklassisch!

Eine bezeichnende Spiegelung von Stendhals romantischer Landschaftsneigung liegt in seiner starken Liebe zur Musik, von der er einmal mit dem ihm eigenen Scharfblick schreibt: „Wenn es auf den ersten Blick scheint, als könne die romantische Strömung gar nicht in die Musik dringen, so liegt das lediglich daran, daß die Musik schon an und für sich stark romantisch ist ..." (Brief an seinen Vetter und Freund Romain Colomb vom 1. April 1819). Er genoß Musik ausgesprochen als einwiegende, verführerische Lust, wie Baudelaire sie besungen hat: „La musique souvent me prend comme une mer ..."

Haben wir so die romantische Wesensseite Stendhals stark hervorgekehrt, so wollen wir die klassischen Züge, die in Stendhal leben, und die wir anläßlich seiner Italien- und Napoleonliebe, seiner Anschaulichkeit, seines Tatsachengriffs, seiner unwolkigen und unflockigen Konzentration aller wirkenden Kraft auf den Menschen,

Digitized by Google

des Fehlens einer Flucht in die Transzendenz, seines plastischen Stils immer wieder erwähnten oder voraussetzten (notwendig in den Hintergrund gedrängt durch die Tatsache, daß in allen Stendhal-Apotheosen diese Eigenschaften absolut genommen und durch die bisher behandelten Dinge in keiner Weise relativiert werden), so wollen wir diese wenigstens kurz systematisch darstellen, um dann zu einem Gesamtbild zu kommen.

Wie sein klassisches Teil mehr seine Liebe als sein Sein ist, so äußert es sich mehr in der Markanz des Urteils, ferner im Maß und in seinen Einsichten in allen dünneren Lebensbezirken, immerhin einer Klassik des Empfindens und Schauens, die bis in die unmittelbare Sphäre der Stilbildung Frucht trägt. So sagt er einmal mit Nachdruck: „Si je ne vois pas clair, tout mon monde est anéanti", und an einer anderen Stelle ruft er aus: „Facta, facta, nihil praeter facta sera un jour l'épigraphe de tout ce qu'on écrira sur l'homme" (Histoire de la Peinture en Italie II, S. 64). Und unter der allgemeinsten Perspektive heißt es aufschlußreich einmal in „Armance" (S. 247): „Ce caractère tout en dehors et pas du tout romanesque était surtout frappé des choses réelles." Sein Blick ist scharf und treffend nicht nur für die erlebte Umgebung, sondern reicht durchdringend in Vergangenheit und Zukunft. Ergebnisse und Formulierung faszinieren immer wieder, ihnen hat sich nicht nur Nietzsche, sondern sogar Goethe unterwerfen müssen. Stendhal hat ohne irgendeine Schulung die Gabe vergangenes Geschehen zu überblicken, indem er tendenziöse Entstellungen der Geschichtsschreiber entlarvt und die menschlichen Motive in ihrer lauernden Unmittelbarkeit verfolgt ... eine Frucht, die sich ergibt, wenn man dem Milieu wenig Wichtigkeit beilegt und an die Unveränderlichkeit des menschlichen Herzens glaubt. So schreibt er einmal charakteristisch: „Faut-il décrire les habits des personnages, le paysage au milieu duquel ils se trouvent ... ou bien fera-t-on mieux de peindre les passions et les divers sentiments qui agitent leurs âmes? ... On peut imaginer ou peindre mal un costume du moyenâge, tandisque nous jetons le livre avec dégout, si l'auteur peint mal le coeur humain ..." (Racine et Shakespeare S. 294/95). Und Taine will sein Schüler sein? — Er hat die zukünftige Entwicklung mit einer verblüffenden Klarheit vorausgeahnt. Um 1820 ist wieder und wieder vor der amerikanischen Lebensform gewarnt. Nachdem er die Blutblässe des amerikanischen Geldgeistes kritisiert hat, fügt er die Prophezeiung hinzu: „Suivant moi, la liberté détruit en moins de cent ans le sentiment des arts" (Prom. en Rome, II, S. 324). Einmal sagt er sarkastisch genug: „... tout annonce la chute des arts pendant le dix-neuvième siècle. Mais, au moyen d'une application ingénieuse de la machine à vapeur, tel Américain pourra nous livrer, pour six louis, une copie fort agréable d'un tableau de Raphael" (Prom. 2, S. 41).

Die allgemeine Entwicklung der amerikanischen Lebensform kündigt er, wie folgt, an: „... nous voyons que lorsque le malheur venant des gouvernements manque aux Américains, ils semblent se manquer à eux-mêmes. On dirait que la source de la sensibilité tarit chez ces gens-là. Ils sont justes, ils sont raisonnables, et ils ne sont point heureux." ... „Toute l'attention semble employée aux arrangements raisonnables de la vie, et à prévenir tous les inconvénients:

Digitized by Google

arrivés enfin au moment de recueillir le fruit de tant de soins et d'un si long esprit d'ordre, il ne se trouve plus de vie de reste pour jouir" (De l'amour S. 162/63).

Bei all diesen Blicken in die Zeit beweist er nicht nur Sinn für den historischen Ablauf, für die Entwicklung, sondern (ein klassisches Teil) für die plastische Aufwölbung und Ballung des Ewig-Fließenden im schöpferischen Augenblick. Bei der Beschreibung von Napoleons erstem italienischen Feldzug von 1796 betont er besonders dessen Wissen um die Macht der Stunde. — Wie er seinen klaren Blick schulte, zeigt sich aufschlußreich in Kleinigkeiten wie derjenigen, daß er bei Besuch einer Stadt sich sofort dem größten Eindruck gegenüberstellt und nur diesem: in Mailand der Scala, in Florenz St. Croce, in Rom dem Colosseum, in Neapel San Carlo, die Besichtigung des übrigen verspart er sich dann für ein ausführendes Studium; so garantiert er sich einen plastischen Eindruck, die Voraussetzung für ein plastisches Sehen. Eine solche Plastik des Erlebens verlangt er auch in einem weiteren, ja im höchsten Sinn: in der Konzentration von geistiger Empfängnis überhaupt und entsprechend auch der Produktivität auf wenige markante Punkte. An dieser Stelle erscheint seine klassische Artung im reinsten Licht. So ist es erstaunlich und rühmlich für den Reizsüchtigen, daß er kein Lob für den uomo universale der Frührenaissance im Stil des Giovanni Battista Alberti übrig hat und Michelangelo gegen Lionardo in den Vordergrund rückt. Er sagt: „Un homme ne peut courir la chance d'être grand qu'en sacrifiant sa vie entière à un seul genre (ist Stendhal aber dieser Einsicht gefolgt?); ... il lui (à Léonard) manqua une passion profonde pour un art quelconque" (Peinture II, S. 257). Im Gegensatz zu Lionardo ging Michelangelo so weit, Ablenkungen irgendwelcher Art zu verabscheuen: „La présence d'un être humain le dérangeait tout à fait. Il avait besoin de se sentir fermé à double tour pour être à son aise, disposition contraire à celle du Guide" (Peinture II, S. 31). Überhaupt zieht Stendhal in bemerkenswerter Sicherheit die Hochrenaissance der Frührenaissance vor; gegen alles, was ihn an kleine wuchtlose Eindrücke erinnern könnte, die er vom Rokoko her verabscheut, ist er ablehnend. — Ähnlich rühmt er an Napoleon seine Feindschaft gegen den gesellschaftlichen Geist, seine Unempfindlichkeit gegen Vergnügen, sein häufiges tiefes Schweigen. In gleicher Einstellung bewundert er die spanische Nation: „Le peuple espagnol ... ignore une foule de petites vérités (vanité puérile de ses voisins); mais il sait profondément les grandes, et a assez de caractère et d'esprit pour suivre leurs conséquences jusque dans leurs effets les plus éloignés" (De l'amour, S. 148). Seine beachtlichste und auffallendste Neigung zum Nichtsalsdinglichen zeigt sich in der Begeisterung für die Mathematik, eine seiner ersten Leidenschaften. Sie ist ihm quasi das Prinzip und der Garant des klaren Blickes schlechthin wie für viele Franzosen das Hauptmittel geistiger Schärfung. „Mon enthousiasme pour les mathématiques avait peut-être eu pour base principale mon horreur pour l'hypocrisie" (Brulard II, S. 56). So erläutert er auch sein Werk „De l'amour" wie folgt: „Le livre qui suit explique simplement, raisonnablement, mathématiquement, pour ainsi dire, les divers sentiments qui se succèdent les uns aux autres, et dont l'ensemble s'appelle la passion de l'amour." Hier lebt noch viel 18. Jahrhundert. Auch

Digitized by Google

an Napoleon unterstreicht er die mathematischen Studien. Aber in diese Wirklichkeitsfreude an sich mischt sich gewiß, hier besonders einleuchtend, ein Sicherungsbedürfnis gegen die Bodenlosigkeit der Ausschweifungen seiner Phantasie, eine Selbstkasteiung, die ihrerseits wieder nur reizmehrend wirkt (wie z. B. auch im Barock hemmungslose Ausschweifung der Phantasie und nüchternste härteste Bindung sich antipolar ergänzen).

Der Rückfall in Stendhals eigensten Seelenbezirk zeigt sich aber sogleich: sein Wahrheitsfanatismus schließt nicht abgründige Maskenlust aus, wie seine Verehrung für Michelangelos Geschlossenheit und Verschlossenheit und seine Bewunderung von Napoleons Abneigung gegen Zerstreuungen ihn nicht hindert, Ablenkung, Geselligkeit und Salon, hundert kleine Eindrücke statt wenigen großen, zu suchen und in Cività-Vecchia an deren Mangel tief zu leiden (dieser Dualismus zeigt sich auch in dem Schwanken zwischen den beiden obenerwähnten Frauentypen). Stendhals Maskentum ist nicht vom Geiste Nietzsches, der bekannte: „Alles, was tief ist, liebt die Maske" (Jenseits von Gut und Böse), nicht Verhüllungstrieb, noch nicht einmal Verwandlungslust aus ungesättigtem Unendlichkeitsdurst, vielmehr recht eigentlich Rollen- und Spielfreude, Genuß am Markieren von Haltungen und Situationen, die romantischste unter den verschiedenen Möglichkeiten der Maskenlust, die rollenbewußteste, am wenigsten wirklichkeitsgenährte. Ja, sie ist eine der verräterischsten Züge von Stendhals untäterischer Wesensart, die eigentliche Hieroglyphe zum Verständnis dessen, dem es auf die Wollust der Gefühlsessenz ankommt statt auf die Kantigkeit der Tat. Wie viele Namen hat er sich allein zugelegt, Philologen haben sie gesammelt und entschleiert. Wie viele Taten, Aufenthalte, vor allem aber Gebärden hat er vorgetäuscht. Kombinieren von immer neuen Konfigurationen des Lebens mußte für ihn höchster Genuß sein, innerster Hof des Lebendigen, wo Leben ihm doch als reine Gefühlsballung erschien. Ist doch seine ganze Lebenshaltung eine zutiefst schauspielerische. Ja, wie oben gesagt, diese Ader führte ihn ins Schrifttum, nicht Gestaltungswille, Zeugung in der Welt des Wortes, sondern utopische Maskenstreifzüge.

Dies Schriftstellertum des Kontemplationsfeindlichen wie der Tatendurst des Untäterischen mußten ein höchst fragwürdiges Dilettantentum heraufbeschwören, dem er nur mit Not entgangen ist. Nicht zu verhindern vermocht aber hat er und hieraus zu erklären ist, daß er ein Schriftsteller ohne jede wirkliche Entwicklung ist, bei dem Entwicklung höchstens den positivistischen Sinn von Steigerung und Selbsteroberung, keinesfalls aber den von Wandlung und Läuterung haben kann. Chronologisieren grenzt hier an Federfuchserei, wo jedes weise Spätwerk fehlt. Wie bezeichnend ist diese Tatsache! Aber ohne jede Ausstrahlung auf irgendeine Lebenssphäre, da er der Arbeitsmühe und -regel keiner gehorchen wollte, mußte eine gefährliche Einzelgängerei in ihm Platz greifen, schlimmstes 19. Jahrhundert. Selbst sein Dienst an Napoleon ist heimliche Einzelgängerei, nicht Unterordnung unter ein Gesamtziel, sondern wollüstige Eskapade, für die Napoleon nur der willkommene Anlaß war, ganz eignen Ranges und Sinnes. Die Einzelgängerei Stendhals, sein Egotismus, den wir Deutschen geneigt sind viel zu selbstverständlich zu nehmen, zeichnet sich dadurch aus, daß er unbedingt ist, nicht bedingt,

Digitized by Google

Wollust statt Leid. Stendhal ist nicht der Exponent einer zerrissenen Zeit, die nicht die Kraft der Gemeinschaftsbildung besitzt, vielmehr ist er aus seinem Kern heraus Einzelgänger; allerdings wäre seine Person (nicht nur seine Haltung) in einer Zeit ohne geistige Freizügigkeit nicht möglich gewesen. Es ist auffällig, wie sehr Stendhal als Kind einer Spätzeit wirkt, aber man darf Frankreich nicht beurteilen nach Stendhal, wie der Individualismus aus Not dort ja auch erst viel später einsetzt; ablesen aus Stendhal kann man nur die Freizügigkeit, die Liberalität des Zeitalters (allerdings auch kein junger Wesenszug), die Einsamkeit erlaubte, nicht dazu zwang.

Von Octave in „Armance" heißt es gelegentlich: „L'expression de ses traits avait de la force et de la douceur et non point de la force et de la dureté" (S. 35). Dieser Satz ist von außerordentlichem autobiographischen Werte. Umschreibt er doch aus Stendhals eigenem Gefühl heraus seine eigentümliche Mittelstellung zwischen Klassik und Romantik, cholerischem und melancholischem Typus. Es dürfte jetzt klar geworden sein, daß es sich bei Stendhal nicht um die Einheit von Chaos und Form, Nacht und Tag handelt, wie in jeder echten Klassik Romantik lebt, wenn sie nicht zu Klassizismus erstarren will und auch in Goethe ein starkes romantisches Teil nicht zu übersehen ist. Wäre es so, so handelte es sich bei unserer scharfen Analyse um eine begrifflich-billige und verwerfliche Barbarei. Das Kennzeichnende Stendhals aber ist, daß nicht der Urgrund des Seins, das was über und außer uns ist, romantisch erlebt und erlitten wird, sondern daß er sich dem menschlichen Selbst gegenüber passiv-genießend verhält, daß nicht höheres Wesen, sondern menschliches Wirken, statt Wesen eine Funktion, romantisch zerfühlt wird. Was dem Metaphysischen gegenüber Gesetz, Gnade und Forderung ist, ist dem funktionalen Selbst gegenüber (um das metaphysische, überindividuelle Selbst handelt es sich nicht einmal, das empfände Stendhal als sentimental) lüsternes und lähmendes Raffinement. Echte Romantik ist legitim, weil sie Außenschau ist, Stendhals Passivität dagegen ist Selbstbeschau.

Stendhal ist also eben da Romantiker, wo Romantik ein Widersinn ist, nämlich beim Handeln, nicht beim Empfangen, während er umgekehrt Romantik an ihrem anthropologischen Ort als sentimental im Grunde verachtet. Die Folge kann nur eine gesetzlose Wirrnis sein, jedenfalls der Zustand, daß Klassik und Romantik bei ihm sich nicht harmonisch wie zwei konzentrische Kreise umschließen, sondern durchkreuzen. Am anthropologischen Orte romantischen Verhaltens, der höheren Weltschau, tritt so ein Vakuum ein und Stendhal wird zu einem Geist ohne jede kosmische Bindung, ein Ereignis, zu dem wir später auf anderem Wege gleichfalls gelangen; nur schwach wachen romantische Urelemente in Landschafts- und Musikliebe beispielsweise auf; aber eben weil das Genährtsein vom Metaphysischen fehlt, entartet kosmisches Empfangen hier zu schweifender Sentimentalität. Auf der anderen Seite, dem anthropologischen Orte täterischen Verhaltens, kommt es zu Kollisionen zwischen klassisch-heroischer Haltung und bloß romantischer Verbundenheit mit dieser Haltung, zum romantischen Genuß des eigenen Tuns oder Nichttuns; dieser zwitterhaften Entartung ist unsere Betrachtung gewidmet; daneben bestehen noch restliche Urelemente des Klassischen, von denen wir an

Digitized by Google

zweiter Stelle sprachen, wie wir in gleicher Weise restliche Teile ursprünglich romantischen Wesens erwähnten.

In Stendhals höchst schwankendem Selbstbewußtsein haben wir den Niederschlag solcher Entartung. Es ist interessant zu sehen, wie diese Ungewißheit (der Anfang der „Souvenirs d'égotisme" legt von ihr klares Zeugnis ab) sich vertragen kann mit kultischer Verehrung seines Beylismus', Ruhen in seinem Wesen und dem Fehlen jeder Tendenz und Tragik der Selbststeigerung. Von heißer Sinnlichkeit und breiter Erdnähe, bei dem Fehlen jeder transzendenten und spekulativen Anlage (daher seine Feindschaft gegen Kant und die gesamte deutsche Philosophie) konnte eine Unruhe nach Selbstreinigung und Vervollkommnung nicht Herrschaft über ihn gewinnen; gleichwohl war die breite Erdbindung, werkhafter Unmittelbarkeit wie eines höheren Begriffes gleichermaßen entbehrend, nicht fähig, ihm Gewißheit und damit die Ruhe der Eingeweihtheit zu geben. So wohnt in Stendhal zwar keine geistige Unruhe nach Erfüllung, ebenso wenig aber ist die von ihm geglaubte Welt imstande, ihm unbezweifelbaren Halt und Krampflosigkeit zu sichern, vielmehr lebt er in der Nervenspannung des ständig Krisenbedrohten und psychisch Gefährdeten.

Stendhals Verhältnis zu Italien, das so rätselhaft-doppelgesichtig erschien, nunmehr hat es ein Gesicht erhalten, das zwar zwiefältig und zerrissen, gleichwohl aber einleuchtend ist. Es liegt eine tiefe Gerechtigkeit darin, daß es gerade die Lombardei ist, die des Reizsüchtigen Wahlheimat wurde. „Le bien-être facile du sanguin", des von Stendhal verachteten Franzosen, existiert hier allerdings nicht mehr, die Seele ist hier zu größter Fülle und Ungehemmtheit gelockert, aber sie ist noch nicht werk- oder gar naturhaft gebunden. Es ist, als ob die Sonne in dieser Zone die im Norden spröde, traumschwere und erdgefesselte Seele leicht, frei, blühend und flugbereit gemacht hätte, ohne sie doch schon die drückende Glut der Bestrahlung fühlen zu lassen, die zwar glühend aber gemessen, formschwer statt traumschwer macht. In Toskana, das Stendhal darum nicht liebte, ist die Seele bereits unter dem Sonnenfeuer zu Strenge geläutert und lebt darum nicht mehr im Spiel (in Theater, Korso, Worttausch), sondern im Werk, in Großgriechenland lebt sie völlig im Rhythmus mit der Natur. Und wie bezeichnend werden plötzlich Stendhals Notizen über seine Fremdheit zu den Landesbewohnern! Man hat hieraus schließen wollen, daß sein Italienbild falsch war. Dieses war richtig, aber der Akzent lag an verschiedener Stelle. Die Italiener lieben eben die leidenschaftliche Tat, Stendhal aber die Tat der Leidenschaft. Aber nicht die gleiche Doktrin der Heroik, ja nicht einmal die gleiche Liebe schafft Eintracht zwischen den Menschen, vielmehr Übereinstimmung in der allertiefsten Schicht des menschlichen Unbewußten und Blutes. Da aber war der ekstatische Franzose dem Italiener doch fremd, der wohl ihre Leidenschaftlichkeit teilte, dies obendrein gelegentlich mit einem gefühlvollen absonderlichen Einschlag, aber mit einer so merkwürdigen Krampfhaftigkeit erjagen wollte. Sie aber waren ein wohl glühendes aber natürliches Volk, das nicht die Leidenschaft suchte, sondern den leidenschaftlich ersehnten Besitz. Was konnten sie da mit dem hitzigen Franzosen anfangen?

Wir haben bei Stendhal den interessanten Fall vor uns, daß ein Südfreund ein klarer Gegner alles Griechischen ist, während sonst die Italienverehrung der jenseits

Digitized by Google

der Alpen Wohnenden häufig eine versetzte Liebe zum unerreichbaren Griechenland ist. Es ist bewundernswert und ein hohes Verdienst Stendhals, mit welcher Unbestechlichkeit er sich als Autodidakt ein echtes Bild griechischen Wesens schuf zu einer Zeit, als in ganz Europa die klassizistische Brille Mode war und jeder, von Winckelmann bestimmt, eine graziös und sinnig verdünnte Vorstellung der Antike besaß. Wo obendrein eine Betonung der Wucht und Herbe alles Griechischen es ihm erschweren mußte, die Antike für sich abzulehnen! Der Kern seines Buches über die italienische Malerei ist eine Auseinandersetzung mit ihr. Er sucht seiner Ablehnung ein legitimes Gesicht zu geben, indem er unterstreicht, daß in der Antike zuförderst die körperliche Kraft galt, diese aber heute durch den Mut ersetzt, daher unnütz ist und darum in der Regel etwas Abstoßendes hat. Natürlich ist dies nur ein Deckmantel. Nicht weil die körperliche Kraft heute unzeitgemäß ist, ist sie ihm unsympathisch, sondern weil die körperliche Tucht die Erregbarkeit mindert. Das 115. Kapitel ist auch unumwunden überschrieben: „Que la beauté antique est incompatible avec les passions modernes." Stendhal hat bezeichnenderweise ein ganz anderes, sehr eigentümliches Körpergefühl. Er weiß sehr wohl, daß die Griechen eruditi, entbarbarisiert waren (vgl. Peint. S. 253), aber für ihn ist eruditio („Humanität" hat nicht den richtigen Ton) nicht Veredlung von Körper und Geist in gleicher Weise, vielmehr Schwächung des Körpers zugunsten des Geistes. Er schreibt sehr aufschlußreich: „La très-grande force a un très-grand inconvéniant: l'homme très-fort est ordinairement très-sot; c'est un athlète; ses nerfs n'ont presque pas de sensibilité" (Peint. S. 265). Zarter Körper läßt eben die Leidenschaften nackt hochschießen. Es ist höchst beachtenswert, daß er selbst Napoleon „schmächtiges Aussehen" zuschreibt und behauptet, „les forces physiques du jeune général semblèrent s'éteindre, mais la force de son âme lui prêtait une énergie qui tous les jours étonnait davantage" (Vie de Napoléon S. 249). Erstaunlich, mit wie klarem Instinkt Stendhal auch hier den Punkt fand, wo zwei Welten sich scheiden und wie wiederum die Bettung der Leidenschaft in eine Welt, hier die des Körpers, Stendhal zurückstieß.

Dieses Fehlen jeder „Welt" durch die immer wiederholte Akzentverschiebung von der leidenschaftlichen Tat zur leidenschaftlichen Erregung, diese substanzlose Reizhaftigkeit, stellt sich nunmehr aufs Ganze gesehen dar als der psychologische Ausdruck eines völligen Mangels Stendhals an kosmischer Sendung und Bindung. Indem Stendhal ein Leben affektiert, das er werkhaft, dem Inhalte nach nicht vertritt, zeigt er das Fehlen eines kosmischen Auftrags oder umgekehrt: weil er frevelhaft an etwas kostet, das nur unlöslich von einer Aufgabe sein Recht hat, wird ihm die kosmische Gnade nicht zuteil. Jedenfalls ist Stendhals frevelhaftes Experimentieren mit den höchsten menschlichen Spannungen nichts anderes als ein Ausgeschlossensein vom kosmischen Schutz.

In diesem Sinne nimmt Stendhal in der Geistesgeschichte Europas eine höchst bedeutsame Stellung ein, ja er kann als ein entscheidender Grenzstein angesehen werden, wo das alte Europa, das aus dem Weltgesetz seinen Auftrag erhält, zu Tode geht und das modernste, letzte Europa, das bar ist jeder kosmischen Berufung, beginnt. Stendhal steht auf der Grenzscheide, ja, er ist die reine Verkörperung

Digitized by Google

der Grenzscheide, indem er noch nicht der heroischen Form entsagt hat, um als bürgerlicher Mensch eine ganz andere Existenz zu führen, vielmehr operiert er noch mit den alten Weltkräften, von denen er nicht mehr gefüllt ist, ohne ihr Geheiß und die Begnadung (das ist sehr wesentlich und erklärt die obenerwähnte Nervenspannung), die sie gewähren, wenn sie einen Menschen mit einem Werk auf den Weg schicken. Es fällt gewiß auf, wieviel „später" Stendhal erscheint als Napoleon, Goethe, Hölderlin. Sie alle haben auch mit der Weltstunde zu ringen und Napoleon ist von ihnen wohl der einzige, der von der Aura einer völlig überindividuellen Berufung rein eingehüllt ist, aber Stendhal ist es unter ihnen allein, bei dem von einer kosmischen Weihe auch nicht mehr eine Spur besteht. Und empfand schon Goethe mit Schauder die höhere Begnadung Napoleons, so mag Stendhals Wort, daß die Liebe zum Kaiser die einzige Leidenschaft sei, die ihm geblieben, auf eine Ahnung von der ungeheuren schicksalshaften (nicht nur volumenhaften) Überlegenheit Napoleons deuten ... wiewohl Stendhal in keiner Weise als Eingeweihter gelten kann und er jedenfalls nicht mit Leiden von der völlig anderen Weltgetränktheit wußte wie Goethe. Mit Stendhal ist das weitleuchtende Fanal des Anbruches unkosmischen Zeitalters gegeben, deshalb eben so weitleuchtend, weil er noch mit den alten Zeiten hantiert ..., so wird er zum großen Schauspieler der alten Welt, der in verhängnisvoller Sensibilität der Größe der alten Rolle sich bewußt wird, der Bewahrer der Hülle nach Verlust der Substanz ...

Ist Stendhal so auf der einen Seite der Uneingeweihte, der Sendungsbare (der Kern von Kleists Leiden in gleichem Zeitalter bei einem völlig anderen Ethos; denn dieser stöhnt nach kosmischer Sendung und Hut und geht an deren Mangel zugrunde; sein Motto könnte sein: „Ich lasse nicht, du segnetest mich denn"; demgegenüber glaubt Stendhal eine grandiose Entdeckung gemacht zu haben!), so ist er auf der anderen Seite um so mehr der Wissende um den Reiz dieser Haltung, und das ist seine Botschaft an die Moderne, die ihn darum bewundert, weil er gleichsam das Rezept des Heroischen geliefert hat ... ein neuer Homunkulus wacht auf. Die Gegenwart schätzt Stendhal deshalb so hoch, weil er das Bild des Heroischen zeichnet, ohne „Störungen" aus einem „Höheren" hineinzutragen, indem er derart „Gnade" als überflüssig dartut, ohne andererseits so skeptisch zu sein, daß er Größe psychologisch zersetzt; kennt er doch den Schauder und weiß, daß er „der Menschheit bestes Teil". Indem er so die Gegenwart in die Werkstatt der Größe führt, wird er ihr Zaubermann, der nichts mehr mangelt als das Feuer der Helden.

Gleichwohl war Stendhal kein Betrüger und kein Charlatan, aber er war auch, wie gesagt, kein Trachtender statt eines Trächtigen. Er war ein innig und aufrichtig Größe und Heldentum Liebender, nicht heuchlerisch, nicht hoffnungslos, vielmehr von verhängnisvollem Selbstbetrug. Er glaubte aufrichtig das Geheimnis der Größe zu kennen und zu lieben, ja, gegen die Alten ihr innerstes Gehäuse erschaut zu haben. Überfeiner Stilsinn zusammen mit Mangel an Stoffempfinden und nüchternem Werkstattsinn waren sein Verhängnis. Er glaubte seinem illegitimen Abkürzungspfad, er durchschaute nicht dessen Gaukelspiel. Fast erübrigt es sich noch zu sagen,

Digitized by Google

daß er nicht stark, sondern zart, Spätling und Moderner in seiner ganzen Konstitution war, allein mit Sehnsucht nach dem Starken, mit dessen um so innigerem Verständnis. Und die Lust, ja die Begeisterung des Zarten, ja des Schwachen an den größten Spannungen, Wagnissen, stolzen Hoffärtigkeiten menschlichen Gemütes teilzuhaben, mögen seinen Urteilssinn weiter eingeschläfert haben.

So löst sich der Widerspruch von Seelenlesertum und Gestaltenschau, von Egotismus und Heldenverehrung, von Phantastik und Realismus, von Maskentum und Wahrheitssinn in dem eigentümlichen Verhältnis der Entartung südlich-klassischen Heldentums, seinem Ethos des „Als Ob", zu dessen Norm, worin die Erscheinung Stendhals enthalten ist. Die zweiten Kräfte gehören dem Gesetz, der Norm an, unter denen der weltfromme Held kämpft und an denen Stendhal auch teilhat, weil sie vorwiegend ein Maß nicht ein Tun verkörpern, jedenfalls nur den dünneren Lebensschichten angehören. Die ersten Kräfte stellen die Abirrung, die Entartung dar, von denen ergriffen Stendhal auf dunklem, absonderlichem Weg unter dem gleichen Stern stehen will. Sie sind das Geheimnis der Stendhalschen Lösung, die Wahrzeichen, unter denen ein irrender aber ehrlicher Mensch mit den Nerven des Modernen nach dem Leben der Heroen tastet.

Digitized by Google

Die Struktur des Humors bei Gottfried Keller.

Von Kurt Esselbrügge (Berlin).

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Zur Methode 179
Strukturanalyse des Kellerschen Humors 181
Der Privatmann 181
Leiblichkeit. — Familie. — Frauen. — Freunde.
Der Volksmann 190
Landschaft. — Stammestum. — Staat. — Beruf. — Bürgertum.
Der Denker 197
Wissen und Gewissen. — Über die religiöse Wurzel des Kellerschen Humors. — Weltbild und Seelenhaltung.
Der Künstler 203
Künstler und Menschentum. — Nichtepische Ausdrucksformen. — Epik.

Digitized by Google

Zur Methode[1]).

Der Versuch, das Wesen des Humors allgemein-theoretisch zu bestimmen, ergibt lediglich eine Flächenzeichnung[2]); eine praktische Tiefenpsychologie des Humors ist nur an einem lebendigen Charakter möglich. Nun ist zwar der Humorist jeweils nicht der ganze Mensch; aber der Humor als konstitutives, tragendes und getragenes Element ist in seiner Eigentümlichkeit erst zu erfassen, wenn man den ganzen Komplex des individuellen Seelenlebens durchforscht; denn verwandt oder feindlich gerichtete Seelenkräfte bestimmen, hemmen oder fördern ihn, wie der humoristische Ausdruck selbst wieder das Seelische beeindruckt und modelt, lockert oder festigt, enthüllt oder verdeckt, entwickelt oder erstickt. Die Frage nach den Anlagen und Strebungen, welche in einer bestimmten Seelenstruktur die Entwicklung des humoristischen Charakters begünstigen oder beeinträchtigen, trägt an und für sich nur das psychologische Material herbei; erst die weitere Frage: nach der Bedeutung des Humors für eben diese Seelenstruktur zielt auf Erfassung eindeutiger Sinnzusammenhänge. In der Darstellung freilich müssen beide Fragestellungen nebeneinander her sich stützen und ergänzen: die materiale Forschung verhütet durch den Reichtum der Gesichtspunkte eine einseitig-konstruktive Rationalisierung des Stoffes, die teleologische ein Versinken in uferloser Irrationalität.

Eine Psychologie des Kellerschen Humors muß ihren Weg über den Menschen Keller nehmen. Die künstlerische Bedeutung des Humors wird nur erörtert, soweit sie Keller unmittelbar als Menschen angeht. Überall, wo das Ästhetische in Rede steht, beschäftigt uns nicht der Humorist als Künstler, der nebenbei auch noch irgendeine nicht weiter zu betrachtende Privatperson ist, sondern der Humorist als künstlerisch schaffender Mensch. Es ist durchaus denkbar, daß ästhetische Geringwertigkeiten als psychologisch hochwertig befunden werden. Die ästhetische Leistung hat hier die Geltung eines schöpferischen Aktes und Ausdrucks der Persönlichkeit, neben dem noch andere schöpferische Akte und Ausdrucksformen möglich sind. Dagegen haben wir zu fragen, welche Bedeutung der Humor für Kellers Entwicklung aus einem stumm an sich leidenden und würgenden Menschen zu einem ausdrucksstarken Künstler hat.

---

[1]) Anregung und methodische Schulung dankt diese Untersuchung den literaturwissenschaftlichen Seminarübungen von Professor Dr. Wolfgang Liepe, Kiel. Für die charakterologischen Gesichtspunkte war von richtunggebendem Einfluß: Emil Utitz, Charakterologie 1925.

[2]) Vgl. die Arbeit des Verf. in: „Die Literatur". September 1926.

Digitized by Google

Nun gewinnt man weder ein Bild von seinem Menschentum durch ein Häufen von Einzelzügen, noch läßt es sich umgekehrt auf Eine Formel bringen; eine solche vermöchte die mannigfachen Widersprüche und Spannungen in Kellers Wesen nur künstlich zu überbrücken. Vielmehr ist das von seinem Charakter ausgehende Gesetz ihrer Harmonisierung und ihrer fortwirkenden Zwiespältigkeit zu erfassen. Die Richtungsachse seines Gesamtcharakters bildet sein Bestreben, den objektiven Weltmächten zu dienen, Familie und Heimat, Beruf und Kunst. Diese Zielrichtung allein könnte Kellers Humor noch nicht verständlich machen; seine Entstehung und Aufgabe im Gesamtgefüge des Charakters erfährt erst eine Klärung durch die eigentümliche Stellung, die Kellers Ich zu jenem Ziel einnimmt, und durch die Widerstände, Spannungen, Kreuzungen, Unterstreichungen und Beschränkungen, die sich aus dieser Stellung ergeben. Trotz Kellers grundsätzlicher Sachlichkeit führt sein Ich kein Schattendasein; niemals zielt sie auf Entpersönlichung; die kritische Stellungnahme, das kontemplative Darüberstehen, kurz die Selbstbehauptung des Ich ist gerade für den Humor wesentlich. Allerdings ist dies Ich nicht Ziel, sondern Mittel seines Lebens und Strebens und die inhaltlich-sittliche Richtung seines Humors ist Weltsinn; er stellt sich dar als Korrektiv „egoistischer Schrullen“[1]). Gewiß hat Keller viel über sich gegrübelt und fehlt es, zumal in jüngeren Jahren, nicht an tiefschürfenden Stellungnahmen zum eigenen Ich, an rücksichtslosen Selbstbekenntnissen; aber der reife, weltwillige und weltsinnige Keller läßt in instinktiver oder bewußter Hygiene die Untergründe der Seele unberührt. Hierbei ist es ohne Belang, ob man die Reife des Kellerschen Wesens, die mit der Blütezeit seines Humors zusammenfällt, als „höheren“ Zustand wertet oder nicht, ob man den „wahren“ Keller im Grünen Heinrich oder etwa in den Sieben Legenden sieht — hier kommt es auf seines Wesens Richtung an. Sicher ist auch, daß der Humor selbst im Verlauf von Kellers Entwicklung nach stimmungsmäßiger oder weltanschaulicher Tönung mannigfachem Wechsel unterworfen ist; der thematische Grundton des Humors erklingt durch Kellers Schriften in den verschiedensten Variationen. Aber der Humor in seiner vollen Blüte ist Angelegenheit des reifen Mannes; ihm gegenüber kann Jugend und Alter nur als (zu seinem Verständnis freilich hochwichtiges) Vor- und Nachher gewertet werden. Das Hauptgewicht unserer Darstellung ruht auf der Kennzeichnung und Deutung des Seins, nicht des Werdens; das Geheimnis und die Kraft dieses frühzeitig gereinigten und seelisch vollendeten Lebens liegt nicht in der Wucht seines dramatischen Ablaufs, nicht in der Fülle fortzeugender Erschütterungen, sondern in der starken und tiefen Ruhe seiner Zuständlichkeit.

Kellers Verhältnis zu seiner Zeit ist mit seiner psychischen Individualstruktur unlöslich verbunden. Auch der Humor, natürlich zugleich geistesgeschichtlich und kulturell bedingt, ist doch mehr als nur ein Objekt von Zeitströmungen; hat doch der Humorist Keller die Prägung seiner Zeit entscheidend mitbestimmt. In Kellers Zeitverbundenheit liegt eine bewußte und humorbestimmte Selbstbescheidung, die von anderen, zukunftsträchtigeren Geistern, etwa Hebbel, nicht geteilt wird. Es

[1]) E 2, 311.

Digitized by Google

ist eine Frage für sich, ob die also gewonnene humoristische Lebensdeutung eine Vollentfaltung seiner Wesensstruktur bedeutet. Diese ganze Untersuchung jedenfalls basiert auf der Hypothese einer autonomen Persönlichkeit, die sich mit den gegebenen Mächten auseinandersetzt und sich ein bestimmtes Menschenideal schafft, in diesem Fall das des reifen, bürgerlichen Menschen, das alle Werturteile bestimmt.

Der Humor also spielt im Einhalten und Abweichen von der allgemeinen Zielrichtung eine entscheidende Rolle: er erfüllt seinen Sinn nicht als Korrektiv der von der Welt unverstandenen Seele, sondern als das Korrektiv der Seele, die sich der Welt gegenüber in sprödem oder dünkelhaftem Unverständnis verhält. Nun können die objektiven Mächte der Welt freilich niemals Humor hervorrufen, wenn ein Charakter die Neigung zu humoristischer Reaktion nicht vorgebildet in sich trägt; andererseits aber entfaltet und wirkt sich eine ursprünglich humoristische Anlage nur an und mit der Materie des objektiven Lebens aus. Wir gehen also einen Weg von außen nach innen, wenn wir bei Keller, dem es zu guter Letzt nicht so sehr auf Bereicherung und Hinaufzüchtung des Ichtums, sondern auf ichüberwindenden Dienst im irdisch-bürgerlichen Bezirk ankommt, aus seinen Verhaltungsweisen diesen umgebenden objektiven Mächten gegenüber die Strukturelemente seines Humors abzulesen suchen; insofern aber bewegen wir uns von innen nach außen, als wir die weltliche Grundtendenz in Kellers Wesen annehmen, deren mehr oder weniger mögliche Erfüllung den Humor jeweilig bestimmt, aber auch von diesem selbst wieder bestimmt wird. Wie könnte, bei Kellers wachem Ichbewußtsein, solche Erfüllung ohne schmerzende Spannungen möglich sein! — aber die seelisch formende Kraft seines Humors liegt nun darin, daß er das Schmerzliche dieser Spannungen verhüllt, seine Überwindung fordert, es verwischt, es banalisiert, seine Vergänglichkeit oder seine Herkunft aus egoistischem Starrsinn demonstriert usw., kurz, es durch Relativieren der Spannungen irgendwie verneint[1]). Die folgende Betrachtung Kellers als Privatmann, als Volksmann, als Denker und als Dichter bedeutet eine Reihe von Variationen über das Thema: Kellers Humor als lustvoller Ausgleich der Spannungen zwischen seiner weltlichen Zielrichtung und den Widerständen seines Ich.

Strukturanalyse des Kellerschen Humors.

Der Privatmann.

Leiblichkeit. In Kellers Lobreden auf schöne Gestalten mit offener Physiognomie und angemessener Kleidung liegt, seinem weltfreudigen Wesen entsprechend, fast stets eine Betonung ethischer Hochwertigkeit, während er körperliche Mißverhältnisse als Ausdruck innerer Unwahrhaftigkeit behandelt. Dieser Gegensatz zwischen Schön und Häßlich, Echt und Unecht, der seinem Humor die gleichmäßige, fast grausame Helle gibt, vertieft sich noch durch den Widerspruch zwischen seiner eigenen Erscheinung und der seiner dichterischen Idealbilder.

---

[1]) Vgl. S. Freud, Gesamm. Schriften. Bd 11 (1928). S. 402 ff.

Digitized by Google

Kellers Körpergröße beträgt 1,40 m; er ist Sitzriese; der breitschultrige Rumpf mit dem mächtigen Kopf ruht auf einem schwachen Unterbau. Seine spätere Korpulenz ist eine Folge mangelnder Bewegung, an der ihn seine „Stummel" behindern, allerdings auch seines Sinnes für behaglichen Wohlstand. Er liebt es, gut zu essen, und noch mehr, gut zu trinken, und auch in seinen Schriften die Leute aus dem Vollen schmausen zu lassen. Zuweilen versteht er es, mit horazischem Behagen seine rundliche Körperlichkeit in seine Gesamterscheinung miteinzubeziehen. Öfter aber ergeht er sich in Briefen und Gesprächen in zorniger Verspottung seiner „struppigen Personnage"[1]). Seine Stimmung wechselt zwischen scherzhafter und dämonischer Wut, stillem Groll und gesteigerter Ausgelassenheit, die bei seinem sonst phlegmatischen Temperament etwas Unheimliches hat, zumal sie leicht und überraschend in aggressive Gelüste umschlägt. Wie er auch im Zusammenhang mit seiner kurzen Gestalt die eigene Rauflust ironisiert[2]), nur sehr allmählich legt ihm seine Selbsterziehung Mißliebigen gegenüber größere Zurückhaltung auf. Bei alledem aber ist seine Freude an der sinnlich schönen und gesunden Menschheit unvermindert; die guten und tüchtigen Menschen seiner Dichtung sind fast durchweg gerade und stattlich gewachsen, die anderen schief und unansehnlich. Körperliche Verbogenheit geht bei ihm auf seelischen Mißwachs zurück[3]). Als alter Mann erst, bei brüchig gewordener Schalkhaftigkeit macht er sich über seine eigene Schönheitsverehrung lustig[4]). Niemals aber stellt er verkrüppelte Menschen als verklärte Seelen dar.

Bei Keller, für den der gerade und freie Wuchs der Leiber einem solchen der Seelen entspricht, kleiden sich die Gutartigen und Brauchbaren einfach schön und angemessen; eine Persönlichkeit ist „in ihren Kleidern und bei sich selbst zu Hause"[5]). Die anderen behängen sich mit stutzerhaftem Tand oder sind verwahrlost. Die übertriebene und die mangelnde Sorgfalt in der Kleidung gehen auf innere Übel zurück; sie sind Ausdruck von Eitelkeit[6]) oder von seelischer Zerrissenheit und Selbstauflösung[7]). Keller selbst hält in seinem Mannesalter, zumal während seiner Amtsführung als Staatsschreiber, das anständige Mittelmaß bürgerlicher Kleidung inne. Als Jüngling liebt er es, sich phantastisch herauszuputzen; in der Ballade vom verbogenen Hut[8]) oder in seinen Berliner Briefen[9]) spricht sich Trotzstimmung gegen die Wohlanständigkeit modischer Kleidung aus. Der alte Herr Staatsschreiber a. D. wiederum fragt nicht mehr viel nach seinem Aussehen, wenn er nachts, in einen unförmlichen Mantel gehüllt, vom Wirtshaus heimwärts trottet; der kleine dicke Mann auf der bekannten Radierung von Karl Stauffer-Bern sieht wenig elegant aus; die Vorliebe für den mehr bequemen als anmutigen Schlafrock, für genügend weite Hausschuhe und die gute Zigarre gehört in seinen behaglichen Lebensrhythmus hinein. Zugleich scheint ein humoristisches Genießen des Widerspruches zwischen bürgerlichem Brauch und der Originalität seiner Erscheinung mitzuschwingen; jedenfalls bemüht er sich nicht, das Groteske seines

[1]) E 2, 236. H 131, 147. E 3, 136. [2]) E 3, 236.
[3]) U 1, 442ff. W 1, 344ff; 5, 182; 6, 130; 7, 226. [4])W 8, 259, 347.
[5]) W 5, 117. [6]) W 5, 34, 72; 7, 370/71.
[7]) E 2, 5. W 6, 130; 7, 89, 95; 6, 401. [8]) W 10, 14. [9]) E 2, 249.

Digitized by Google

Aussehens zu verhindern, das dem auffällig gekleideten Eleven der Münchener Akademie ebenso eigen ist wie dem alten korpulenten Herrn.

Alle Bilder Kellers zeigen einen tiefen, ruhigen und gesammelten Ernst des Ausdrucks. Allerdings ist auch die gelegentliche Beweglichkeit dieser meist einwärts sinnenden Mienen bezeugt. Baechtold rühmt sein komisch-mimisches Talent[1]), C. F. Meyer sein anmutiges Lächeln[2]). Beinahe alle Frauenbilder, die von seinem Blute leben, besitzen dieses Lächeln[3]). Das lachende Erröten im Sinngedicht wird für Keller zum Ausdruck der mit der Geistesfreiheit verbundenen Herzensunschuld. Er liebt die offenen, liebenswürdigen Gesichter, in denen es „keine unklaren topographischen Verhältnisse“[4]) gibt und aus denen zugleich die entschiedene Persönlichkeit spricht. Wo er aber auf einem Gesicht einen verdrossenen oder unsteten Ausdruck findet, schließt er auf innere Schiefheit oder Gemeinheit[5]). Ein Vergleich zwischen den offenen, wohlgebildeten Gesichtern, wie Keller sie liebt, und seiner eigenen Physiognomie zeigt abermals einen merkwürdigen Widerspruch. Bei Keller sehen wir einen halboffenen, von einem gekrausten Vollbart verdeckten Mund mit einer schlaffen Unterlippe; über einer starken, männlichen Nase ein welkes Auge, schläfrigen Tiefsinn hinter der Brille; hoch steigen die nachdenklichen Brauen in das mächtige und gefurchte Stirngebäude hinauf: dies ist eher ein verschlossenes als entschlossenes Gesicht. Die Geschöpfe seiner dichterischen Phantasie aber stellen wir uns mit blühenden oder festen Lippen vor, mit blitzenden oder ruhig strahlenden Augen; sie erleben vielfach schwere Schicksale, aber ihnen fehlt meist die dunkle Folie der melancholischen und tiefbewußten Gemütsart, die volle Resonanz des Wesens ihres Schöpfers. Auf Kellers Antlitz lagert das Gewölk der Gedanken, eine tiefe Verhaltenheit; seine Geschöpfe haben hellen Blick und heitere Stirnen. — Die einseitige ethische Bejahung der durchschnittlich schönen und gesunden Körperlichkeit, wie sie in Kellers Humor enthalten ist, umschließt also eine Negation seines eigenen, an sich selbst leidenden Ichs.

Familie. Keller erbt von seinem Vater, einem tüchtigen Drechslermeister, nicht nur des Handwerks Lust und Gewohnheit an kunstfertiger Rundung und Politur, ins Künstlerische erhoben, sondern auch das Bedürfnis, in der politisch-bürgerlichen Gemeinschaft, der er angehört, nach Vermögen hilfreich zu sein. Beiden natürlichen Pflichten nebeneinander her vermag der Vater auf die Dauer nicht gerecht zu werden und er stirbt vorzeitig an Überarbeitung, als der kleine Gottfried erst 5 Jahre alt ist. Für diesen liegt in dem väterlichen, geistigen Erbgut der sozialen Tatbereitschaft und dem Trieb zu stillem Kunsthandwerk ein Schicksalskeim zu unlöslicher Gewissensnot. Der Grüne Heinrich befindet sich in einem solchen tragischen Konflikt, während Keller sich in seinen späteren Werken gegen das Bestreben nach subjektiver Originalität und für die weltliche Brauchbarkeit mit humoristischem Vorbehalt entscheidet.

---

[1]) B 3, 294.
[2]) C. F. Meyers Briefe. Hrsg. von Ad. Frey. 1908. Bd. 2, S. 516.
[3]) W 7, 152, 255; 8, 346.
[4]) W 6, 89. [5]) W 6, 130; 5, 134.

Digitized by Google

Von der Mutter hat Keller den rechtschaffenen Haß gegen alles Spreizen und Flunkern. Die herbe Nüchternheit beherrscht den täglichen persönlichen und den späteren brieflichen Umgang mit der Mutter durchaus[1]). Es besteht zwischen beiden eine ruhigschöne, immer sich gleichbleibende Liebe, die des Austausches von Zärtlichkeiten enträt[2]). Eher sind Mutter und Sohn schroff und hart-ironisch, als daß sie sich von einem Gefühl hinreißen lassen. Vor ungehemmten Aufwallungen des Herzens muß der Humor verstummen; für strenge Selbstverhüllung aber findet er den Empfindungsausdruck, dessen auch sie bedarf und der ihr gemäß ist.

Bei aller Opferfreudigkeit dieser Mutter ist ihre Erziehungsmethode aber doch zu ungesalzen. Mit Recht bedauert Keller den frühzeitigen Verlust des Vaters[3]). Bei seinem Hang zum Verträumen und Versäumen wäre ein frühzeitiges, öfteres Nein, das ihm dann später das Leben selbst unerbittlich entgegenrufen sollte, von Vorteil gewesen. Der normale und nötige Selbstschutz des zunächst einmal nur mit Sich-Beschäftigten birgt, bei allzu lange verzögerter Eingewöhnung in das Gesamtleben, die Gefahr in sich, daß der junge Mensch im praktischen Dasein ins Hintertreffen gerät und in seinem Geltungsbedürfnis verkürzt wird. Daß solche Verkürzung von Stimmungen der Schroffheit, des Trotzes und der Selbstanklage begleitet ist, dafür legen viele Äußerungen Kellers beredtes Zeugnis ab[4]). Die Bereitschaft, mit der er sich dem arbeitsreichen Staatsschreiberamt unterzieht, wird z. T. aus diesem inneren Druck, von dem ihn der bürgerliche Beruf erlöst, verständlich; ebenfalls aus diesen Zusammenhängen heraus darf man Kellers Darstellung scheiternder Existenzen, die alle stolzen Pläne fahren lassen und in einem bescheidenen Handwerkerdasein untertauchen, als ein Selbstgericht auffassen, dessen strenger Humor der Härte der überstandenen Gewissensnöte entspricht.

Das Bild der Mutter bleibt jedoch für ihn eine hohe Instanz seines sittlichen Bewußtseins[5]). Während er Kämpfe zwischen Vater und Sohn in seinen Werken beiläufig abtut, gestaltet er das Verhältnis von Mutter und Sohn immer wieder. Fest ist er mit dem Leben von Mutter und Schwester verwachsen. Es verschlägt ihm auch nichts, daß sie so recht gar nicht wissen, wer er eigentlich ist; er findet sich nach seiner Heimkehr lächelnd damit ab: „Ich habe ihnen auch nicht im mindesten imponiert!“[6]). Unverbrüchlich hält er zur Schwester, obwohl er seine liebe Not mit ihr hat[7]). Alles häusliche Ungemach erträgt Keller mit einer drolligen Verzweiflung, nicht nur weil das Blut ihn an die Familie bindet — er sieht in ihr auch die Grundlage des Staates. Hier empfängt das Kind „die feineren Zurechtweisungen und unmerklichen Leitungen“[8]), die es später zu einer gedeihlichen Rolle in der menschlichen Gesellschaft befähigen[9]). Gleichwohl ist Kellers inneres Verhältnis zur Familie nicht durchaus spannungslos. Aus der eigenen Seele sind Hemmungen aufgestiegen, die er sich freiwillig gegen seine müßiggängerische Weise auferlegt, indem er zweimal die gefährlich behagliche Atmosphäre der Häuslichkeit verläßt, um sich in der Fremde zu finden[10]). Die Furcht vor innerer Verengung und Behinde-

[1]) E 2, 13. [2]) W 4, 23. [3]) W 3, 11. [4]) E 2, 155. U 1, 22 usw.
[5]) Z. B. U 2, 85; 2, 508. W 6, 293. [6]) E 2, 392.
[7]) E 3, 234, 233, 276, 287, 298/99, 315, 499, 536. [8]) W 5, 204. [9]) H 303.
[10]) Vgl. A. Köster, G. Keller. Sieben Vorlesungen. 3. Aufl. 1917. S. 19.

Digitized by Google

rung treibt ihn aus dem Hafen der Familie ins Weite, aber auch die Furcht vor den Gefahren des Mißbehagens, die in diesem stillen Hafen lauern[1]). Er bedarf des freien Ausblicks. Nur die rein erzählenden Schriften aus Kellers späterer Schaffensperiode enthalten die Philosophie des guten Endes im Sinne einer bürgerlichen Ehe, nicht aber die autobiographisch bekennenden, besonders der Grüne Heinrich, Pankraz, der Landvogt.

Wo aber Familienleben Unheil zeitigt, liegt es nach Keller an den Menschen, die seinen sittlichen Sinn nicht erfüllen. Die Idee der Familie bleibt unangetastet, er bezieht sie immer mehr in sein geistig-bürgerliches Weltbild ein. Darum läßt er in seinem Werk bürgerliche Außenseiter, denen zunächst seine Liebe gehört, schließlich doch in den Hafen von Ehe und Familie einlaufen. Darüber hinaus hängt seine hohe Auffassung von der mütterlichen Frau, um die die Familie sich bildet, mit seiner Idee vom Leben überhaupt zusammen, dessen Kräftigung alles geistig-sittliche Bestreben zu dienen hat. Aus dieser Auffassung holt sein Humor seine ideellen Kräfte, mit denen er eine Geistigkeit befehdet, welche für sich, feindlich oder gleichgültig gegen jene Lebensidee, besteht.

Frauen. Kellers Unbeholfenheit vor Frauen ist weder bloße Tolpatschigkeit noch etwa Gleichgültigkeit; und auch seine kurze Gestalt und bürgerliche Unselbständigkeit verstärken nur seine Schüchternheit, rufen sie aber nicht eigentlich hervor. Seine seelische Anlage gibt selbst die günstigen Bedingungen dazu her. Die Liebeskräfte schlafen in ihm[2]), nie wagt er aus sich und seinem Schlaf ganz herauszutreten. Anstatt frisch zu erobern, zögert er unendlich. Mangelnde Initiative ruft nach Kompensation im Humor; so ist z. B. der Zauderer Zendelwald einer von Kellers reinen Toren, denen es der Herr im Schlafe gibt. Mit Recht weist Hitschmann im Zusammenhang mit der Passivität und dem mangelnden Selbstvertrauen[3]) in Kellers Erotik auf sein Fixiertsein an die Mutter hin; allerdings erschöpft sich der Sinn seiner Passivität darin nicht[4]). Vielmehr ist sie als ein Symptom individuell sittlicher und künstlerischer Strebungen auch ursprünglich geistig beinhaltet.

Keller mißtraut dem leidenschaftlichen Fühlen überhaupt, das ihm die klare humorvolle Lebensschau gefährdet. Leidenschaft ist für ihn das Chaos schlechthin. Sie lähmt und verwirrt sein Bedürfnis nach heller Bewußtheit. Er weicht ihr aus, er protestiert gegen sie, er sucht ihrer Umklammerung zu entrinnen[5]). Als der

---

[1]) Z. B. E 2, 110. U 2, 67. W. 3, 95ff.; 7, 266.

[2]) U 2, 319. W 4, 44.

[3]) E 2, 154. W 4, 290; 6, 160; 7, 412.

[4]) Hitschmann, Eduard; Gottfried Keller. Psychoanalyse des Dichters, seiner Gestalten und Motive. 1919. — H. versucht, bestimmte Verhaltungsweisen Kellers und immer wiederkehrende Motive in seiner Dichtung aus affektiven kindlichen Erlebnissen abzuleiten. Sicherlich sind solche bei Keller von tiefer Nachhaltigkeit und schwingen vielfach in seinen Werken mit. Aber in seinen Gestalten und Motiven lediglich eine verkappte Regression auf unerledigte infantile Wunschkomplexe zu erblicken und ausschließlich von ihrer Erledigung die dominierende Stellung des Humors abhängig zu machen, bedeutet eine ungebührliche Verengung und Vereinseitigung reicher seelischer Zusammenhänge.

[5]) E 2, 212, 381. U 2, 488. W 7, 215, 224/25, 295.

Digitized by Google

Grüne Heinrich und Anna, die sich anfänglich wie Feuer und Wasser fliehen, eines Tages doch in Kuß und Umarmung sich finden, sehen sie sich fremd und erschreckt ins Gesicht; das „fast feindliche Fühlen des Körpers" hat sie aus dem Himmel gerissen[1]). Eine ähnliche Empfindung ruft in Heinrich der Anblick der nackten Judith hervor, vor der er, „von heißkaltem Schauer und Respekt durchrieselt", zurückweicht „wie ein Krebs"[2]). Der Grüne Heinrich, der rauhe Pankraz, der Rüchensteiner Dietegen sind vom Stamm der Schmoller, die sich vor der Liebe als einer Beraubung ihres eigenen freien Daseins fürchten[3]). Leidenschaft ist Keller nicht unbekannt, aber sie belastet ihn mit ihrem Gewicht. Die wenigen Schilderungen tiefer Liebesleidenschaft bei Keller enden mit Not, Tod, Entsagung. Oder er geißelt mit höhnischem Zorn die Unmännlichkeit, die ihre Begierden nicht bemeistert[4]). Der liebesverwirrte Pankraz „läuft Gefahr, ein Tollhäusler zu werden"[5]); erst der symbolische Sieg über die Bestie in der Wüste[6]) gibt ihm seine Vernunft und Klarheit zurück. Der Apotheker von Chamounix macht die verlogenen Leidenschaftsschilderungen der Zeit lächerlich. Gern spottet Keller über die „Aufgeregten"[7]). Heiße Sinnenglut wie im Gedicht „Waldliebe" ist bei Keller selten; und noch hier dämpft der humoristische Refrain die Kühnheit der Schilderung. Seine erotische Frühlyrik ist blaß; die ätherische Geliebte, zu der er in spiritueller Distanzliebe verharrt, stirbt früh, und der Verlassene findet sich über ihrem Grabe erstaunlich rasch ins Leben zurück. Über die bereits hier gezogene Grenze erotischen Ausdrucks geht Keller auch später nur ganz selten hinaus. Er verhüllt seine Empfindung, schwächt ihren Ausdruck ab, ja, er banalisiert sie lieber, als daß er sie jemals übersteigerte. Das Überhitzte, Überspitzte erscheint ihm absurd, es lächert ihn noch in Liebesdingen. In den Gedichten seiner Mannesjahre sieht mitunter lächelnde Verliebnis, ein traulich kosendes und herzlich-harmloses Gefühl hervor. Ausdruck hemmungsloser Liebesaufwallung ist nicht beabsichtigt. Ersprießlichkeit ist vor Kellers Gewissen die Beglaubigung der rechten Liebe, sei es im Sinne inneren Wachstums oder einer ordentlichen bürgerlichen Ehe. Vor der Frau empfindet er mit ritterlicher Ehrerbietung; sein Phlegma ist aus der Gesundheit, die den Abstand zwischen Mann und Frau nicht aufzuheben trachtet; er ist der Geliebten aus ganzem Herzen gut[8]). Ihm eignet die tiefe Verläßlichkeit des „Duckmäusers" im „Geisterseher". Unter der Gewalt einer echten Liebe wird der Schulmeister in den „Mißbrauchten Liebesbriefen" aus „einem wahllos verliebten Zeisig" zu einem festen Mann, der eine „solide Manier" annimmt[9]). Dennoch bleibt Kellers Erotik zwiespältig zwischen Hunger und Entsagung. Dieser Herzenshunger wird liebevoll ausgelöst, spöttisch maskiert, entsagend gebilligt, lachend beschwichtigt, in Einsamkeit erstickt — aber gestillt wird er nicht. Seine Sehnsucht und das Leiden an seiner Schwerfälligkeit versteckt Keller hinter einem kratzbürstigen Wesen[10]). Er ist der „vorausbestimmte alte Junggeselle"[11]). Ein böses

[1]) W 1, 394/95. [2]) U 2, 83. [3]) W 5, 210/11. [4]) E 2, 142. W 1, 127, 220.
[5]) W 4, 50. [6]) W 4, 70. [7]) W 10, 21. E 2, 437, 487.
[8]) U 1, 340. W 1, 416. E 2, 142. „Neuere Gedichte". 1851. S. 204.
[9]) W 5, 164. [10]) W 1, 316; 3, 215; 4, 38.
[11]) H 6. E 2, 407, 488, 522; 3, 31, 65, 205. W 7, 267; 8, 262, 335, 339.

Digitized by Google

Eheweib ist die härteste Strafe, die unliebsamen Gesellen seiner grimmigen Laune zuerkannt wird[1]). Brieflich, aus der Ferne plaudert Keller gern zu hübschen jungen Frauen und teilt „onkelhafte Wohlgesinntheiten“[2]) aus. Eine Anzahl solcher wohlwollenden Bemerkungen hält sich frei von schnöder Ironie; mitunter jedoch sieht etwas von dem stillen Zorn der Entbehrung hindurch, daß die bittere Erde so süße Frauenbilder nicht hegt, wie die es sind, mit denen er im Geiste umgeht. Hier ist eine tragische Grenze des Humors. Auch das Ideal eines „liebefreien Verkehrs“[3]) zwischen einem weisen älteren Mann und einer klugen Frau bleibt ein unerfüllter Wunsch. Gerade die Unerfüllbarkeit läßt Keller an jener Idee hartnäckig festhalten. Kein Einwand kann ihn bestimmen, seinem neuen Grünen Heinrich den Schluß einer bürgerlich erfreulichen Ehe zu geben — „Brot, das sie heiß nicht fressen können“[4]), sagt der Alte nur davon.

Dem unbelehrbaren Phlegma vor der Wirklichkeit, an dem der begehrende Mann leidet, steht nun aber eine hochgesteigerte Phantasietätigkeit gegenüber. „In der Theorie hatte ich längst über Anna verfügt ... aber als die Praxis begann ...“[5]). Keller scheint die Erwiderung seiner Neigungen fast zu fürchten; seine Werbebriefe sind unverhüllte Warnungen, seine Werbungen anzunehmen[6]). In seinen Liebesbriefen „sieht dem bedrängten Menschen bereits der Humorist über die Schulter“[7]). Aber diese unrealisierbaren Verhältnisse, die Keller beinahe sucht, tragen die Eignung zu künstlerischer Gestaltung in sich; er liebt immer „ausgezeichnete Weiber“[8]); es sind schöne Gestalten mit heiter-frischem Wesen, die seinem Wunschbild von der Frau ganz nahekommen. Seine Dichtung ist nicht nur ein Notausgang, eine Ersatzbildung für nicht erreichbare Lebensgüter, sondern auch der Ausdruck seines Lebens, seiner Liebe; und damit vertieft sich auch der Sinn seines Humors: als Künstler kann er sich wie Landolt mit „den dauerhaften Rosen der Entsagung“[9]) trösten, und dieser Trost bedeutet ihm einen vollwertigen Ausgleich. Wo freilich Trost ist, ist auch Leiden. Der Mangel an einer menschlich „soliden Füllung“[10]), die Lys dem Grünen Heinrich anrät, das ist die „dunkle leere Stelle“[11]) im Genie. Keller vermeidet es, diese Stelle in seinem Wesen zu berühren. Einmal, als Storm auf den geheimen Zusammenhang zwischen seiner Resignation in der Liebe und seinen Schnurren anspielt, antwortet Keller mit einem Gegenangriff, indem er Storms eigene Novellen sonnig-traurig nennt[12]). Selbst den Tod, der bei ihm anklopft, hat der Dichter mitsamt den Schönen dieser Erde zum besten[13]).

Kellers künstlerischer Humor bedeutet einen Triumph über sein leidendes Ich auch insofern, als seine Wunschbilder von der Frau erdhafte Geschöpfe sind, die von den Herzensnöten ihres Schöpfers nichts wissen oder wenigstens ihnen doch nicht erliegen. Der immer wiederkehrende Ausdruck der weiblichen Persönlichkeiten in Kellers Dichtung ist eine gewinnende Schalkhaftigkeit[14]). Das unverbildete weibliche Wesen, die unverwüstliche weibliche Lebenslust behält über den

---

[1]) W 4 165, 310; 5, 180, 195. [2]) E 3, 77. [3]) H 335. [4]) E 3, 426.
[5]) U 1, 392. W. 5, 116; 7, 369. [6]) E 2, 138.
[7]) W. Huber: G. K. und die Frauen. 2. Aufl. 1919. S. 34.
[8]) E 2, 154. [9]) W 6, 239. [10]) U 2, 220. [11]) W 2, 225. [12]) E 3, 363/64.
[13]) W 10, 112. [14]) W 4, 17, 91/92, 120; 7, 421; 6, 410, 234.

Digitized by Google

unschlüssigen oder unruhigen Geist des Mannes die Oberhand. Wo er sich in Ab- und Umwege verrennt, findet der Mutterwitz einer Frau sogleich den schmalen Weg des Rechten. Lieblich verhüllt sie das Bewußtsein ihrer Überlegenheit in schelmischem Wesen. Aber bei aller Frohlaune und Offenheit ist sie durchaus nicht „lauter Honig", sondern es findet sich an ihr auch „ein bißchen Pfeffer und Salz"[1]). Es sind ganze Frauen, die Keller zeichnet — Evanaturen: sie fühlen viel zu ursprünglich, um in dem resoluten Verfolgen ihres Hauptzieles, den erwählten Mann zu gewinnen, irgendwie gehemmt zu sein[2]); dabei gehen sie aber zäh und lebensklug zu Werke, jede krankhaft übersteigerte Seelenhaftigkeit ist ihnen wesensfremd: sie sind wundervoll nüchtern. Den wunderlichen weiblichen Kontrastfiguren in Kellers Werk fehlt die goldene Schalkhaftigkeit; denn ihre Seele ist nicht hell und heiter. Hinter den geschwollenen, heuchlerischen Phrasen der Züs Bünzlin und der Kätter Ambach steht dieselbe anmaßliche Eitelkeit und Leere der Seele wie hinter dem unordentlich verliebten Gebaren der schönen Lydia und ihrer Unfähigkeit, ein liebendes Herz in seiner Aufrichtigkeit zu begreifen, so daß Pankraz entrüstet ausruft: „O, Fräulein, Sie sind ja der größte Esel, den ich je gesehen habe!"[3]). Herzlosigkeit ist der größte Vorwurf, den Keller einer Frau machen kann. Für diejenigen, die auf Kosten des weiblichen Gemütes nach geistigen Gütern streben, hat er nur versteckte Ironie oder offenen Hohn. Im Sinngedicht wird die Frage allseitig erörtert, inwieweit wahre Bildung notwendig und geeignet ist, das Gleichmaß zwischen geistiger Unabhängigkeit und sittlicher Gebundenheit in Liebesdingen hervorzubringen. Die Zöllnerin hat die Freiheit des Naturkindes, aber nicht die höhere Sitte: ihr genügt, auf der Brücke zu stehen und bewundert zu werden. Die Pfarrerstochter hat wohl die Sittsamkeit des behüteten Haustöchterchens, aber keine Geistesfreiheit. Salome ferner bleibt das „Kamel", da sie nichts in ihre Seele hineintut[4]), und es kommt zwischen ihr und ihrem Verlobten zu einem katastrophalen Gähnduett. Erst in Lucie trifft höherer sittlicher Anspruch mit intellektueller Regsamkeit zusammen; aber ihre geistige Streitbarkeit und Eigenbestimmung bleibt in den Grenzen ihres Geschlechts und hindert sie nicht, wie es bei Keller selbst der Fall ist, den normalen Weg der Ehe zu gehen.

Freunde. Schwärmerische Freundschaft ist Keller fremd. Das breitbeinige Dasitzen am Trinktisch und der biedere Schwatz gehört zu seiner Individualität. Im engen Freundeskreis entfaltet er eine liebenswerte und überquellend heitre Zutunlichkeit. Seine weinselige Ausgelassenheit erreicht zuweilen kühne Gipfel; wegen seiner Neigung zu tollen Streichen bildet sich fast noch zu seinen Lebzeiten eine ganze Anekdotensammlung um seine Person. Allerdings handeln diese Anekdoten nicht nur von seinen übermütigen Einfällen, sondern auch von seiner knorrigen Eigenart, die sich, unter Mißachtung jeglicher Konvention, vor allem gegen „Aufgeblasenheit und Sichmausigmachen"[5]) kehrt; in seinem persönlichen Umgang beschränkt Keller sich auf einfach und gerade fühlende Personen. Wem es an Mut oder Bescheidenheit fehlt, zu sein, wer er ist, den hält er sich vom Leibe. Selbst

---

[1]) W 7, 228. [2]) W 2, 42; 5, 198/99; 7, 396, 401; 10, 80. [3]) W 4, 60.
[4]) W 7, 46. [5]) E 3, 393.

Digitized by Google

aus dem Herzen kommende Überschwenglichkeit verträgt er schlecht; er wird ungemütlich, wenn man an der Maske zupft, hinter der er sein Gefühl gewohnheitsgemäß versteckt. Als ihn Auerbach, der zu Besuch kommt, stürmisch umarmen will, weist Keller ihn barsch ab: „Da! hocken Sie sich mal nieder; die Suppe ist reif!“[1]). Oft geht seine Sprödigkeit in offenkundiges Mißtrauen und feindseliges Betragen über; Besucher oder Ansprachen Fremder im Wirtshaus fertigt er als Belästigungen übertrieben kurz ab. Besonders in größerer Gesellschaft reagiert er mit phlegmatischer Einsilbigkeit oder jähem Aufbrausen[2]). Die stumme Verbissenheit, von Ausbrüchen eines dämonischen Zornes zerrissen, die Wirtshausräusche und nächtlichen Prügeleien, wenn er urplötzlich auf den Tisch schlägt oder, gänzlich humorlos, harmlose Leute beim Rockkragen zur Tür hinauswirft — solche Explosionen treffen Schuldige und Unschuldige ohne Unterschied. Die Maßlosigkeit der Äußerung entspricht einer solchen im Innern, zum äußeren Anlaß steht sie in keinem erkennbaren Verhältnis; dieser ist mehr oder weniger nur der zufällige Funke am aufgehäuften Zündstoff. Auch die schweren Erlebnisse sozialer Bedrängnis, die seine Reizbarkeit verstärkt haben, erklären Kellers gelegentliche Ausfälle, die seiner Toleranzidee so heftig widersprechen, nicht zur Genüge. Gibt es doch Charaktere, die erlittene Not zur Ausgeglichenheit erzieht, zu einer „unverwüstlichen ruhigen Freundlichkeit“[3]), z. B. den Grünen Heinrich[4]) oder Pankraz. Vergebens erstrebt Keller ein Gleichmaß seines Wesens, er vermag es nur in Herbheit zu konservieren „wie ein Stück Schöpsenfleisch in scharfem Essig“[5]). Zum Teil hängen Kellers Raufstimmungen mit seinen mut- und hoffnungslosen Verliebtheiten zusammen, er verkehrt dann „am liebsten mit Männern, um sich an ihrer Härte zu stärken“[6]). Der Grüne Heinrich ist den Mädchen gegenüber „ein stiller und blöder Fernesteher“, unter den jungen Männern aber „ein lauter Tonangeber“, der mit den „tanzkundigen Feintuern und Weichlingen“ Händel sucht[7]). In diesem Treiben kündigt sich der alte Junggeselle an, der aus Mangel an behaglicher Häuslichkeit „ein eingewurzelter Wirtshausteufel“[8]) wird. Nicht so sehr aus Mangel an guter Gesellschaft ist Keller immer von Isolierung bedroht, sondern in Wahrheit aus Liebe zur Einsamkeit. Einsam streift schon der Knabe durch die Natur; der Jüngling ist ein der „Einsamkeit getrauter Kopf“, den es „erhaben dünkt, allein, ohne Freund, durchs Dasein zu wandeln“[9]). Der erst Vierzigjährige verzichtet bereits „auf das konkrete Lebenswesen und seine Schattenjagd“[10]). Im Alter ist Keller so einsam wie in früher Jugend. Die geliebte Einsamkeit ist aber zugleich voller „Qual, die glühende Gedankenfülle unterdrücken und verschlucken zu müssen“[11]). Demgegenüber bedeutet der „fidele Unsinn“ nur eine Betäubung[12]), einen „Verrat am Geist“[13]). Nun wäre der Schluß verfehlt, daß sich in dem jähen und humorlosen Übergang von harmloser Laune zum Zorn, in dem Ausbruch des heimlich Vulkanischen der allein echte Keller offenbare; daß demgegenüber die gerecht abwägende Bedächtigkeit seines humorvollen Urteilens nur eine Geste der

[1]) A. Vögtlin, G. Keller-Anekdoten. S. 71. [2]) Besonders kraß: E 1, 378.
[3]) W 4, 72. [4]) U 2, 317/18. [5]) W 4, 26. [6]) E 2, 143. [7]) U 1, 200/1.
[8]) Briefwechsel G. Keller-J. V. Widmann. Hrsg. von M. Widmann. 1922. S. 54.
[9]) E 2, 4/5. [10]) E 2, 512. [11]) E 2, 7. [12]) E 2, 60. [13]) E 2, 105/06.

Digitized by Google

Verstellung darstelle. In Kellers freundschaftlicher Zutraulichkeit, in seinen drolligen oder behäbigen Stunden wirken sich ebenso wesentliche Anlagen aus, wie in den Stimmungen der Schroffheit und rauschhaften Entladung, die auf ungestillte Bedürfnisse einer einsamen Seele schließen lassen. Über diese trägt seine immer neue Menschenliebe im Humor den Sieg davon.

Der Volksmann.

Landschaft. Die Bodenständigkeit gibt Kellers Wesen die Konsistenz, das Gewachsensein, und seinem Humor die pflanzliche Gelassenheit und Fülle; sie sichert ihn vor krankhafter Geistigkeit. Sie gehört demselben Lebensgesetz in Keller an, das ihn zu seiner Verehrung für Weib- und Muttertum als das Prinzip der unbeirrbaren Naturgemäßheit und Fruchtbarkeit bestimmt und ihm den Umgang mit Menschen verleidet, die der natürlichen Einfachheit ermangeln. Insofern ist sein Humor ein kraftvoller Protest gegen ruhelose Zivilisationsbestrebung, welche den Menschen mit Entnervung und dem Verlust lebenswichtiger Triebkraft bedroht. In den Adern seiner Eltern fließt bäuerliches Blut. Die „mitgebrachte, künstliche Krankhaftigkeit" des Grünen Heinrich „verkriecht sich vor der einfachen Gesundheit der ländlichen Luft"[1]). Stubenhockerei und innere Unredlichkeit gehen für Keller oft Hand in Hand. Seine Liebesleute wandern gern gemeinsam über Land; im freien Feld, im sommergrünen Wald feiern sie den Herzensbund und die Hochzeit unter Bäumen. Anfangs ist es eine Flucht vor der Häßlichkeit der Menschenwelt, was den jungen Keller zur Mutter Natur treibt[2]). Die Menschen zerstören den Einklang von Natur und Seele[3]), pantheistisch taucht der junge Dichter in das große Weben hinein. Mehr und mehr aber tritt Keller der Natur selbstbewußt und tätig gegenüber[4]). Er verliert sich nicht in wollüstiger Auflösung an sie, sondern die Stumme erlösend findet er reichsten Dank: sie wird ihm zu einer unversieglichen vitalen Kraftquelle. Sie vertieft ihn persönlich, sie stählt seine Selbstbesinnung. Der Schulmeister Wilhelm in den „Mißbrauchten Liebesbriefen" rettet sich aus der Verwicklung in einen bedenklichen Ehehandel in bäuerliche Umgebung und gewinnt dort in rüstigem Schaffen innere Ruhe und Festigkeit. Keller steht der Natur gegenüber ähnlich wie als Mann der Frau, wie Ich dem Du; trotz innigstem Wechseltausch steht Individualität gegen Individualität. Es ist daher auch eine ganz bestimmte Landschaft, mit der Keller lebt. Die elegische märkische Landschaft, die norddeutsche Tiefebene, wo Blick und Stimme in mattsonnige oder regenfeuchte Weiten verschwimmen, wirkt schwächend auf seinen Geist[5]). In den Bergen ist Wand und Grenze, Blick und Stimme müssen haften; die diamantene Klarheit der Atmosphäre duldet keinen lyrischen Empfindungsdunst. In der Jugend schildert Keller die wilde Gebirgslandschaft häufig. Später wendet er sich von dem „unruhigen und ungefügen Zickzack" dem ruhigen Tal der Limmat[6]), dem friedlichen Hügelland bei Zürich zu. Er sucht die „maßvolle Einheit"[7]) in der Landschaft. Die Dinge, von denen er erzählt, gehen auch meist

[1]) U 1, 365. [2]) Vgl. „Eine Nacht auf dem Uto". B 1, 81. [3]) Z. B. W 9, 52.
[4]) W 1, 135. [5]) E 2, 319. [6]) B 1, 80. [7]) W 6, 29.

Digitized by Google

bei schönem Wetter vor sich. Sein Revier bleibt das warme Tal mit seinen sorglosen und harmlos geschäftigen Bewohnern, der stille Wald, sattgrüne Wiesen, sanft gewelltes, sauber abgeteiltes Ackerland — alles in schönste Sommersonne getaucht. Kellers Beschränkung auf die idyllische Landschaft, die den Menschen kampflos ernährt, entspringt dem versöhnlichen und beschaulichen Grundzug seiner humoristischen Wesensrichtung.

Stammestum. Es gibt kaum ein Volk, das soviel Ursprünglichkeit mit einer durch alle Schichten so gleichmäßig verbreiteten Bildung verbindet wie die Schweizer. „Geistige Abenteuer sind" freilich „nicht von ihm zu erwarten"[1]); es hat weder Philosophen noch große Tonkünstler hervorgebracht; einen Sturm und Drang hat es ebensowenig erlebt[2]) wie die lyrische Innigkeit einer vollen Romantik. Zum Schweizer Grundwesen gehört außer einer „schranken- und vorurteilslosen Freude am Wirklichen"[3]) auch eine pädagogisch-sittliche Neigung. Die Schriften Muralts, Hallers, Rousseaus, Gotthelfs, auch Kellers haben etwas Taciteisches. In Kellers persönlicher Charakteranlage verwirklicht sich die nationale: kühle Sachlichkeit, klarer Tatsachensinn bei starkem Hang zur ethischen Kontrolle seiner selbst und seiner Mitmenschen. Die herbe Nüchternheit, die er von der Mutter hat, ist noch in der Erotik schweizerisch: in Kellers Werk findet sich nicht Eine Lüsternheit. In dem Lob, das er der unverbildeten und kernigen Art der Landsleute zollt, liegt etwas von der tiefen Dankbarkeit gegen die gemeinsame Mutter, die Heimat, von der ihm ein dauerhaftes Kapital an Lebensfrische überkommen ist. Der in geistiger und sozialer Hinsicht aristokratische Exklusive, für den die Masse nichts ist, steht dem Humor fern wie der primitive Naturmensch, der selbst noch Masse ist; vielmehr geht der Humor aus der Fühlweise der Volkspersönlichkeit hervor. Keller hebt in seiner Gotthelf-Kritik selbst den Zusammenhang von Humor und Volkstum hervor[4]). In der kleinen Schweiz zumal gibt es noch wahre Volksgemeinschaft; die Blutwärme ist es, die Kellers Humor von dem frostigen und gesuchten Witz der Jungdeutschen unterscheidet. Wie Kellers Eltern haben hier die Städter auf dem Lande, die Bauern in der Stadt vielfach ihre Verwandtschaft. Die gute Gesellschaft „verbreitet sich durch alle Stände"[5]). Die strotzende Physis bestimmt Keller, mit jener Ausschließlichkeit, von der oben die Rede war, nur das Gesunde, Gerade und Schöne gelten zu lassen. Von hierher stammt auch seine Familienanhänglichkeit sowie die behagliche Teilnahme an Volks- und Kinderfesten unter freiem Himmel[6]), die er steifen Gesellschaften im Salon vorzieht. Leute, die überall und nirgends zu Hause sind, brandmarkt er als Parasiten[7]). Allerdings ist Kellers schweiztümlicher Humor für ihn persönlich auch ein Palliativ gegen skeptisch destruktive oder sentimentale Strebungen. Durch seine Verehrung für den gesunden Kern des Volkes sieht manchmal etwas von der romantischen und jungdeutschen Auffassung hindurch, die in ihm einen

---

[1]) Josef Nadler: Von Art und Kunst der deutschen Schweiz. 1922. S. 69.
[2]) H. Schorf: Sturm und Drang in der deutschen Schweiz. Phil. Diss. Zürich 1914.
[3]) O. F. Walzel, Die Wirklichkeitsfreude in der neueren Schweizer Dichtung. 1908. S. 9.
[4]) Vgl. auch E 3, 449. [5]) N 106. [6]) E 2, 420/21. W 6, 253, 329/31.
[7]) W 4, 222; 2, 162; 5, 78; 6, 128; 7, 158; 8, 80. N 47.

Digitized by Google

Jungbrunnen sehen, in dem sie sich von ihrer krankhaften Sucht nach persönlicher Steigerung gesund baden möchten. Bei seinem romantischen Hang zur Selbstbeschauung hat auch für Keller der enge, zeitgemäße Anschluß an das Volkstum eine ähnliche Bedeutung:

> Schönste Ros, ob jede mir verblich,
> duftest noch an meinem öden Strand[1]),

sagt er von der Heimat. Vor der tragischen Selbstbezweiflung, dem Schlemihlschen Schicksal des Entwurzelten ist Keller durch die freudig bekannte Liebe zur Heimat geschützt. Kellers Stammesbewußtsein ist nicht ohne inneren Widerspruch, aber es ist ein schöpferischer Widerspruch, durch den er die Physiognomie der Schweizer Seele gestalten hilft. Wenn Keller zweimal für mehrere Jahre in die Fremde geht, so flieht er außer seiner engen Häuslichkeit auch die Heimat[2]). Auch Pankraz reißt sich von den Seldwylern los, die „in ihrem warmen Tale nicht geraten"[3]). So sehr Keller Gotthelfs Bodenständigkeit und unverfälschten Realismus rühmt, in einem wichtigen Punkt rückt er von ihm ab: Gotthelf eifert gegen die Sittenverderbnis des Volkes durch das Eindringen fremden Einflusses; Keller hingegen erkennt als die eigentliche Gefahr, die seine Landsleute bedroht, ihre Gemütlichkeit, die sich gegen den freien Luftzug von draußen abschließt, ihre Seßhaftigkeit und Schwerfälligkeit. Keller hat die humanere Lebensanschauung, der schulmeisterliche Zorn in Gotthelfs Humor ist bei ihm in ein freies Lächeln aufgelöst. Ohne Angst gibt er sich an die große deutsche Kultur hin, die nach Lebensgefühl und Weltanschauung zur Entfaltung seines spezifisch deutschen Humors beiträgt. Kellers Humor verfügt über eine Reich- und Machtweite des Geistes, die nicht innerhalb der heimischen Grenzpfähle zu erlangen war.

Staat. Kellers persönlich humoristische Anlage, die mehr dazu gemacht ist, Welt und Mensch mit Geistesfülle und Überlegenheit zu betrachten als sie sich in ungestümem Antrieb zu unterwerfen, ist auch durch die politische Stammestradition bedingt. Die Schweiz hat keinen großen Eroberer hervorgebracht. Auch Tell tritt nach vollbrachter Tat in die Reihen der Landsleute zurück[4]). Keller hält die einfachen Schweizer Verhältnisse, die die Lösung der politischen Wirren erleichtern, die aber eine bescheidene Rolle auf dem großen Welttheater erheischen, für ein Glück[5]). So muß „Ironie die Grundstimmung eines Volkes werden, das durch Erklärung seiner politischen Neutralität sich selber ein für allemal die Möglichkeit nahm, äußerlich eine Rolle zu spielen"[6]). Die Schweiz hat nach Keller alle Kräfte für friedliche Kulturarbeit frei[7]), je stiller sie sich auf politischem Gebiet verhält, um so rühriger darf sie dort sein. In Stamm- und Zeitverbundenheit verwirft er die Absonderung des einzelnen vom allgemeinen Leben der Gegenwart. Der Staat ist es, der dem Grünen Heinrich anbefiehlt, seinen egoistischen Irrträumen den Rücken zu kehren: er sieht die auswandernde Judith zum letzten Male vom Exer-

---

[1]) W 9, 199. [2]) E 3, 69/70. [3]) W 4, 8/11.
[4]) H. Schorf a. a. O. S. 286. [5]) E 2, 170. N 175.
[6]) K. Falke: G. Kellers nationale Sendung. Der Lesezirkel. Zürich. 1918. H. 10.
[7]) W 9, 208.

Digitized by Google

zierplatz aus: „Im gleichen Augenblicke kommandierte unser Tyrann „Kehrt Euch" und führte uns wie ein Besessener im Geschwindschritte ganz an das entgegengesetzte Ende des weiten Platzes"[1]). Über der Teilnahme an den öffentlichen Dingen wird Keller zum Dichter. Er stellt sich dahin,

wo das Herz schlägt,
auf der Menschheit frohe Linke,
auf des Frühlings große Seite[2])!

Kellers freisinniger Fortschrittsglaube[3]) ist die tragende Idee seines politischen Humors. In der Schweiz ist eher eine allgemeine Verflachung als die erdrückende Größe eines Vereinzelten möglich. Nach Kellers Überzeugung hat die Stunde der Machthaber, auch der großen und genialen, geschlagen[4]). Sein Bürgertum ist republikanisch; der Einzelne ist nicht Meister der Mehrheit, sondern ihr „Kind und Eigentum"[5]). Immer mehr klärt sich sein erster politischer Eifer zu einer milden und klaren Festigkeit ab[6]). Das Radikale von links wie von rechts ist ihm verdächtig, mit grobem Hohn fährt er den Wortführern übers Maul[7]). Ironisch betrachtet er die zahlreichen, großtuerischen Verfassungsänderungen der Seldwyler[8]), die sich über ihrer Kannegießerei nicht zu redlicher Arbeit aufraffen. Auch im politischen Leben muß sich alles organisch auswachsen und darf nicht künstlich herbeigezerrt werden. Der späteren Entwicklung vom liberalen Bürgertum zur Demokratie steht er ablehnend gegenüber. Aus dem Lobredner wird schließlich ein scharfer Richter des Volkes[9]). Die tiefe Sorge um den sittlichen Niedergang der verwandelten Welt, den der Alte um sich sieht, zernagt seine humoristische Gelassenheit. Mit bitterer Satire stellt er dar, wie die Lumpenbrüder Weidelich in gesinnungsloser Schläue die politischen Parteien unter sich auswürfeln[10]).

Beruf. Kellers Vater bezahlt den Versuch, die Bedürfnisse nach persönlicher Durchbildung und öffentlicher Tätigkeit nebeneinander her zu befriedigen, mit einem frühzeitigen Tode. Auch für Keller hängt Wohlbefinden und Erfülltheit von der Lösung beider Aufgaben ab. Aber er hat die größere Weisheit im Haushalt seiner Kräfte, in seinem Leben wechseln Perioden strenger Pflichterfüllung und sorglos festlichen oder auch grüblerischen Schlendrians miteinander ab. Sein Humor verhütet die absolute Kollision von beruflichem und künstlerischem Gewissen; jenes ist so stark, daß die künstlerische Produktivität kein volles sittliches Genüge gewährt, und dieses ist so stark, daß es auch eine 15jährige Amtszeit nicht erstickt.

Für Keller ist der bürgerliche Beruf kein äußerer Notbehelf nur oder notwendiges Übel. Seine Staatsschreibertätigkeit ist auch ein vollgültiger Ausdruck seiner Seele. Er gibt sich ihr, die seine ganze Zeit und Kraft erfordert, mit Haut und Haaren hin, ohne zu wissen, ob er den Poeten, den er aufgibt, jemals wiedergewinnt. Die Zugehörigkeit zum praktisch-materiellen Geist des 19. Jahrhunderts bestärkt Kellers Mannesglauben, daß man durch beherztes Zufassen in der Welt die harte Problematik zwischen Individuum und Gemeinschaft eher überwinde, als wenn

[1]) U 2, 109. [2]) W 9, 45. [3]) W 4, 185; 5, 182. [4]) W 10, 61/62.
[5]) W 3, 247/48. [6]) E 2, 158. [7]) B 1, 432, 460. E 2, 168. W 8, 166/67; 10, 26.
[8]) W 4, 9. [9]) Vgl. z. B. U 1, 460 mit W 1, 359. [10]) W 8, 135/36.

Digitized by Google

man sie in haltlosem Schmerz durchwühlt oder sie blasiert vertuscht. Sich selbst entsagen ist Mannes- und Menschenlos, man soll seinen Platz nach Vermögen ausfüllen, und sei es im kleinsten Amt. So kommt es, daß die bürgerlich-weltliche Brauchbarkeit Keller trotz geistiger Opfer nicht aushöhlt; sie lähmt seine seelischen Kräfte nicht, sondern erhält und reift sie aus. Lissauer nennt Keller ein „bürgerliches Genie“[1]). Seine Jugend ist freilich in der Berufsfrage noch unentschieden und sein Alter von Zweifeln heimgesucht. Lange Jahre meidet er, ganz Romantiker, die Fronarbeit bürgerlichen Berufes; er sieht auf die „unerträgliche Emsigkeit der Philister“[2]) herab, spottet über die „soliden Erwerbsmänner“, über die „Schnellbleiche“[3]) der gutsituierten Herren. Wenn er 1848 schreibt: „Wehe dem, der nicht mitarbeitet“[4]), so denkt er noch immer mehr an die gefühlsmäßige als die praktische Anteilnahme. Nur langsam „erwacht“ auch bei ihm erst das volle „bürgerliche Bewußtsein“[5]). Sein äußerer Müßiggang ist nicht ohne schlechtes Gewissen[6]). Bürgerliche Arbeit wird zur Gewissensfrage[7]). Viele „Helden“ bei Keller finden kein Genüge in einem reellen Beruf und kommen erst, nachdem sie mit ihren unbürgerlichen Instinkten gescheitert sind, zur Besinnung und ruhigen Tätigkeit. Bedeutsam für die humoristische Behandlung dieser Naturen ist sowohl ihre Selbstsucht als auch deren Schiffbruch. John Kabys, der sein Glück ohne viel Mühe und Arbeit schmieden möchte, schlägt sich dabei selbst kräftig auf die Finger. Auch der junge Herr Jacques muß lernen, daß nur der wahre Originalität besitzt, der sie in der Gemeinschaft bewahrt und erweist. Keller stellt die unreinen Motive eingebildeter Größe bloß, wie er den Redlichen in seiner bescheidenen Mühe ermutigt, der „keinen Augenblick durch Unschlüssigkeit oder Träumerei verliert“[8]). Kellers Berufsauffassung ist auch durch seine soziale Herkunft bestimmt. Er wächst unter kleinen Leuten auf, die mühsam ihr Dasein fristen. Sein bescheidenes Gemeinschaftsideal ist „eine kleine Kolonie von halblustigen Gutbestehenden“[9]). Nach seiner Überzeugung verleiht nur mäßiger Besitz Unabhängigkeit und Zufriedenheit.

Keller aber ist immer mehr, als er vorgibt zu sein, und seinem kleinbürgerlichen Genügsamkeitsideal widersprechen in seinem Wesen künstlerische und geistige Tendenzen. Die nimmermüde Liebe der Mutter, die ihm in der Jugend ein langsames Auswachsen seines Innern erst ermöglicht, verbunden mit der Beschaulichkeit seines Charakters, die dieser Liebe bedürftig entgegenkommt, ruft einen Zwiespalt zwischen dem Recht seiner Natur und dem der Wirklichkeit hervor, aus dem, wie im Urheinrich, nur tragischer Untergang möglich ist. In Kellers späterem Werk behält die Welt auf eine untragische, eben humoristische Art Recht über die Einzelperson. Mit Behagen verweilt Keller bei jenen betulichen, etwas trägen Männern, die den Weg zu fester bescheidener Tüchtigkeit erst mühsam finden müssen. Gerade in dieser Umständlichkeit wird ihr menschlicher Wert offenbar. Daß Keller ihnen durch das Geschick etliche Nasenstüber zuteil werden läßt, ist

[1]) G. K., der Volksmann. Lpz. Tgbl. 15. 7. 1915.
[2]) E 2, 103. [3]) E 2, 364. [4]) E 2, 169. [5]) B 2, 522.
[6]) E 2, 62, 159, 520; 3, 152, 297.
[7]) W 4, 28. [8]) U 2, 347. [9]) W 5, 179.

Digitized by Google

Selbstgericht, aber dies schließt das unverkennbare Wohlwollen nicht aus, das er für sie hat. Ihrer grundehrlichen Langsamkeit steht jene Ehrbarkeit der Kammmacher gegenüber, die aus kraß egoistischer Berechnung immer „verträglich wie drei Bleistifte“[1]) sind. Nicht das Gewissen spornt sie, sondern Hohlheit und Egoismus. Hier gibt Keller die Karikatur, die Vernüchterung und autistische Verengung des Weltsinnes, wie er ihn meint. Im Grunde ist seine jahrelange Untätigkeit, die die Mutter in Not bringt, nicht nur Läßlichkeit und faule Bummelei, sondern Notwendigkeit, „ein Warten auf geistige Gewittertage“[2]). Während des Amtes dann schnappt er oft nach der gehabten Muße zurück; und bezeichnend ist es, daß Eingang und Schlußpunkt seiner Berufszeit ein „Exzeß“ ist[3]). Er bezeugt für die Männer, die für das Gemeinwohl arbeiten, ohne auf Lohn und Ehre zu denken, die höchste Achtung. Aber er nennt doch auch die „Arbeit im Dunkeln, unbekannt bleibend, geringe Dinge verrichtend: Resignation“[4]). Eben diese Entsagung, von innerer Tüchtigkeit gefordert, ist der geistige Vorbehalt, den Keller angesichts der praktischen Forderungen der Zeit tut. Die ordinäre Verschmitztheit Wohlwends kann er nur aus dem „Mangel an Bedürfnis“ ableiten, „sich mit sich selbst auseinanderzusetzen“, aus der Fähigkeit, „sich gleich einer Qualle selbst aufzuheben“[5]). Wo Selbstbesinnung fehlt und „das Heimweh nach Büchern“[6]), wo über dem Weltdienst die Geistperson verlorengeht, macht weltliche Tätigkeit unfrei und gemein. Der alte Keller sieht das bürgerliche Erwerbsleben rings um sich zu einer schamlosen Gewinnsucht entartet. Zwischen ihr und ihm ist der Widerspruch absolut geworden — kein Humor kann ihn überbrücken. Er hält an den Traditionen einer zur Selbstbeschauung neigenden Vergangenheit bis zu einem gewissen Grade fest; er bleibt ein Sohn dieser vergangenen, sinnenden und träumenden Zeit: vom Grünen Heinrich an, der vergeblich mit der Wirklichkeit kämpft, über Jucundus bis zum Salander zeigen Kellers Menschen ein Bedürfnis nach Einkehr bei sich selbst, das sie den Anforderungen der praktischen Welt mehr oder weniger entfremdet; besonders Salander ist seinen Geschäftsgegnern gegenüber von einer empörenden, idealen Leichtgläubigkeit. Die Kritik, die Keller an dem modernen politischen und wirtschaftlichen Leben übt, ist zugleich eine Warnung vor gefährlichen Möglichkeiten der Zukunft, allerdings ohne die rettenden und erneuernden Kräfte anzugeben. Diesen Alterspessimismus vermag kein Humor aufzulösen.

Bürgertum. Immer ist Keller bereit, die kleinen Schwächen des braven Bürgertums im gleichen Augenblick, wo er sie bemängelt, auch wieder zu entschuldigen. Er sieht in ihm den Kern des Volkes und ist ihm von früh auf nahe; in dem hohen, schmalen Haus seiner Mutter, in einer engen Züricher Gasse summt es tagaus tagein wie in einem Bienenhaus; denn es steckt vom Keller bis zum Dach voll von Mietern. Hier, auf den halberhellten Stiegen des alten Hauses, in schummrigen Winkeln und Ecken, in den Gesellenstuben, auf dem sonnenarmen Höfchen und der dämmrigen Gasse, im Zusammenleben mit den originellsten Figuren des arbeitenden Volkes erlebt der Knabe die entscheidenden Menscheneindrücke.

[1]) W 4, 218. [2]) E 2, 120. [3]) E 1, 441. [4]) B 2, 524. [5]) W 8, 84.
[6]) W 8, 340.

Digitized by Google

Immer wieder kehrt er später in seinem Werk in die heimatliche, von Alltagspflichten eng umstellte Bürgerwelt zurück. Bei schlichten Volksgenossen fühlt er sich heimisch, bei ehrsamen Handwerkern, die auf dem Schusterschemel, an der Drehbank, vorm Hobeltisch werktags ebenso ihren Mann stehen wie am Feiertag beim Bechern. An derben Kraftwörtern, an volkhafter Unverblümtheit der Ausdrucksweise läßt es Keller nicht fehlen[1]). Die Haltung des selbstbewußten Volksmannes, des Bürgers, gibt Kellers Humor das Stämmige und Urwüchsige. In der Gotthelf-Kritik zieht er Richtlinien für seine eigene Menschendarstellung: „Es handelte sich nicht darum, einen brillanten Charakter zu wählen, welcher ... Heldentugenden entfaltet, sondern einen ganz gewöhnlichen Menschen ... gesund und kräftig an Leib und Seele, ... nicht große geniale Taten, sondern Fleiß, Gewissenhaftigkeit und die unbedingteste Ehrlichkeit“[2]). Dem „ungezeichneten Stammholz aus dem Waldesdickicht der Nation“[3]) gilt Kellers Liebe. Es kommt öfter vor, daß er den einfachen Mann des Volkes mit vornehmen Herren zu deren Ungunsten kontrastiert, am weitaus schärfsten auf der Hochzeit der armen Baronin[4]). In der großen Gesellschaft fühlt Keller sich nie recht wohl. Wie Vögtlin erzählt, treibt er einmal in einem Wutanfall im Vorraum der Varnhagenschen Wohnung sämtliche Zylinder, die dort von den Gästen auf Stühlen abgestellt sind, mit seinem Knotenstock ein[5]). Sein störrisches Wesen mag sich der Konvention nicht fügen. Zuweilen erweicht es sich zu gutgelauntem Spott über die „hübschen Damen, die fleißig waren im schönen Dasitzen“[6]), oder über die galanten Herren mit den feinen Visitenkarten, die Anna, die Geliebte Heinrich Lees, abblitzen läßt. Die kleine Denise, die über ihren Stand hinaus wollte, wird zur Strafe ein gedrücktes Hausfrauchen, „so ein bescheidenes aufgewärmtes Sauerkräutchen“[7]). Die streberhaften Weidelich-Jünglinge, die sich zu gut dünken, „Volk zu sein“[8]), enden im Gefängnis. Auch der mißglückte Parvenu John Kabys ist vom gleichen Stamm. Gegen kalte Streber, die moralisch Musterhaften wird Kellers Hohn unversöhnlich; erbarmungslos verfährt sein Humor mit den Kammachern. Diese betreiben mit Fleiß und einer „blutlosen Gerechtigkeit“[9]) ihr Handwerk, aber es ist keine Liebe und keine Freude dabei, und jede Hantierung ist ihnen recht, wenn sie nur Nutzen und keine Fährlichkeit bringt; hierfür plagen und ducken sie sich, ohne zu murren. Es ist eine „Mischung von heroischer Ausdauer und schnöder Herzlosigkeit“[10]), mit der sie sich gegenseitig aus dem Bett, das sie miteinander teilen, und aus dem Haus „hinauszudulden“[11]) suchen. Die feinen Linien, die vom „braven“ Bürgertum zur Philistrosität hinüberführen, sieht Keller wohl. Hansli Gyr erträgt die Anfeindungen wegen seines tugendhaften Lebenswandels „nicht ohne einen Anhauch von Selbstgerechtigkeit“[12]); eine schöne Italienerin freilich, die sich seiner annimmt, belehrt ihn darüber, daß auch er gegen Anfechtungen nicht gefeit ist. Gern stattet Keller seine bürgerlichen Tugendhelden mit Zügen

[1]) W 1, 371, 355/56; 4, 97, 140; 5, 109, 142/43; 7, 189. E 3, 350.
[2]) N 102. [3]) W 6, 316. [4]) W 7, 171.
[5]) G. Keller-Anekdoten. 2. Aufl. 1919. S. 61.
[6]) E 2, 446. [7]) W 7, 281. [8]) W 8, 9. [9]) W 4, 215.
[10]) W 4, 223. [11]) W 4, 227. [12]) W 6, 393/94.

Digitized by Google

peinlicher Ordnungsliebe aus, an der sie auch unter ungewöhnlichen Verhältnissen festhalten[1]); aber seine leise Ironie ist von Wohlwollen durchleuchtet. Im Vertrauen auf die Einheit ihrer weltlichen Tüchtigkeit und inneren Gediegenheit erreicht Kellers bürgerlicher Humor mitunter die spannungslose Höhe homerischer Heiterkeit und Simplizität.

Der Denker.

Wissen und Gewissen. Kellers Gefühlsleben ist von einem stark sittlich betonten Bedürfnis nach Bewußtheit bestimmt. In dieser werden seine inneren Kräfte frei; er zerfasert nicht, aber er verläßt sich auch nicht auf dumpfe Antriebe. Sein Humor pendelt zwischen flutender Empfindung und intellektueller Zucht nicht haltlos hin und her, sondern stellt ein eigentümliches Zugleich beider dar. Das bloß Gewußte, das nicht zur persönlichen Wesensentfaltung beiträgt, das nicht zur ethischen Anwendung gelangt, genügt Keller nicht. Von den eleganten Denkübungen des Schulmeisterlein und von dem sich humoristisch gebenden Geschwafel des Kaplans ist der Grüne Heinrich mehr amüsiert als überzeugt und gefördert. Umgekehrt ist Keller von dem Unbegriffenen, dem ziellos im Gefühl Schwebenden gehemmt, gestört, belästigt; es wird nicht sein Eigen, es bleibt Fremdkörper: „was ich nicht einsehe, kann mir niemals wünschbar sein“[2]). Das hellseherische Wesen der kranken Anna ist dem Grünen Heinrich „fremd und nicht willkommen“[3]); beim Schlafengehen nimmt er, um vor dem Geisterauge der Geliebten zu bestehen, zwar eine gewählte und ideale Stellung ein, doch als er morgens erwacht, macht er die trivialste und lächerlichste Figur von der Welt. Das pathetisch Mystagogische ist Kellers geradem, klarem Sinn zuwider[4]). Im „Geisterseher“ ironisiert er die Vorstellung „unvergänglicher, mystischer Seelensubstanzen“[5]). Und noch die großartige Darstellung von der Himmelsreise des Theophilus und der Dorothea[6]) ist von schalkhaften Lichtern durchspielt. Immer mehr bei zunehmender Reife entwickelt sich Kellers Denken von der weltabgeschiedenen Versenkung in die Geheimnisse des Daseins zur klaren Erkenntnis dessen, „was wirklich besteht“[7]); das Sehnen nach dem Niegesehenen, nach einer unbegriffenen Ewigkeit ist „Feldflüchtigkeit“[8]). Das Schwergewicht seiner Gedanken verschiebt sich vom anfänglich Metaphysischen immer ausschließlicher ins Ethische. Er weiß sich darin durchaus als Sohn seiner Zeit. Das 19. Jahrhundert ist das Jahrhundert der weltlichen Arbeit:

> Vorüber sind die halbbewußten Tage
> unsichern Werdens und dämonschen Ringens ...
> Was unerreichbar ist, das rührt uns nicht,
> doch was erreichbar, sei uns goldne Pflicht[9])!

Lebendiges Wissen muß für Keller irgendwie Gewissen werden, in es eingehen, es klären, muß zu inneren Entschlüssen reifen. Wissen erzeugt Humanität. Eben

[1]) W 4, 22; 5, 324; 8, 47. [2]) E 2, 114. [3]) W 2, 44.
[4]) „Frühling 1853“ in den neueren Gedichten von 1854.
[5]) W 7, 199/200. [6]) W 7, 419/420. [7]) U 2, 258/59.
[8]) U 2, 264. [9]) W 10, 228.

Digitized by Google

diese, die dem auf Wissen gegründeten Verstehen entstammt, ist die seeliche Atmosphäre des Humors. Wissen ist Glück[1]); der Verstehende gesundet; ihm ist das Ganze gegenwärtig, in diesem will er leben. Wer eigensinnig bei persönlichen Sonderwünschen beharrt, die außerhalb der eisernen Ordnung dieses Ganzen bestehen, ist eitel und Eitelkeit ist der „wahre Moloch"[2]) des inneren Menschen. Keller nennt seine Jugendjahre eine „subjektive und unwissende Lümmelzeit"[3]). Der bewußte Mensch bleibt nicht in seinen persönlichen Angelegenheiten verstrickt, er schaut um sich und wird seiner Mitwelt zum Segen. Der Wahnsinn des Malers Römer kommt aus solch verwerflichem Sichwichtignehmen; leichter will es dem Grünen Heinrich eingehen, daß jener sich für ein „Nilpferd oder einen Speiseschrank" hält als für einen großen Propheten[4]).

Über die religiöse Wurzel des Kellerschen Humors. Gern macht Keller Personen lächerlich, die durch ihren Wahn, unter dem besonderen Schutz des Schicksals zu stehen, ihr Glück gerade verscheuchen. So endet der „Schmied seines Glücks" trotz aller „Meisterstreiche" als das, was er eigentlich ist, als ein elender Schaumschläger. Hinter der humorigen Schadenfreude, mit der Keller solche allzu menschlichen Irrtümer darstellt, steht sein fester Glaube an die Folgerichtigkeit und natürliche Gerechtigkeit alles Geschehens; er ist der Mann der grausamen Gelassenheit, der unerbittlichen Kausalität. Allerdings meint es diese in letztem, großen Betracht mit den Menschen gut und freundlich[5]). Das eigene Schicksal betrachtet er aus eben dieser Schau[6]). Seine innere Gefaßtheit nennt er „so etwas wie Gottesfurcht"[7]); einem schwächlichen Fatalismus gibt er niemals das Wort. Der freie Wille, der kein göttliches Gnadengeschenk ist, muß sich durch Einsicht und Vertrautwerden mit den gesetzlichen Kräften, die alles Bestehende durchwirken, erst einfinden und entwickeln. Das Feuerbach-Erlebnis befreit Keller vom „Trugbild der Unendlichkeit"[8]). Das Ich wird dereinst für immer hinweggespült: „Wir müssen alle einst ohne Spaß und für immer scheiden"[9]). Immer aufs neue predigt die Natur uns von dem ewigen Wechsel, alles kommt und schwindet und der Mensch hat keine Ewigkeit vor der Natur voraus; das Beste und Törichteste, was er in sich trägt, nimmt er mit ins Grab hinunter, aus dem es kein Auferstehen gibt.

Keiner kann aus seinem Felle;
aber unverschämt ist jeder,
jeder tanzt auf seinem Seile
seine kurze Spanne Zeit.

Jeder schnappet nach dem andern,
schreit und ruft: Ich tanze besser!
Schreit und fällt und — hält den Schnabel
gleich in alle Ewigkeit.

[1]) U 1, 257. [2]) W 3, 135. [3]) E 2, 357. [4]) W 2, 58.

[5]) Vgl. Joh. Volkelt: Ästhetik des Tragischen. 3. Aufl. 1917. S. 125: „Wer könnte die Novelle ‚Das verlorene Lachen' lesen, ohne in den Wirren, Bitternissen und der endlichen Ausgleichung im Lebenslaufe Jukundus' und Justinens das stille Walten herber und zugleich freundlicher Ordnungen des Daseins zu empfinden?"

[6]) W 10, 120. [7]) W 5, 286. [8]) W 9, 183. [9]) U 2, 464.

Digitized by Google

Denn die Universität des Schweigens
ist das Grab, und Christ wie Heide,
Pfaff und Hanswurst, alle Schreier
lernen schweigen in der Erde[1]).

Der Gedanke an Tod und Sterben ist Keller von jeher vertraut. Schon in der „Feueridylle" entfaltet er seinen Vergänglichkeitshumor; das Zerstörungswerk der Feuersbrunst wird mit unverkennbarem Behagen geschildert; in fühlloser Stärke schreitet die Natur über die Nichtigkeit der Menschenmühe fort. Beim Anblick blühender und lachender Mädchengesichter fällt Keller ein, daß sie „bald Totenköpfe oder doch entstellte alte Gesichter sein werden"[2]. Landolt kleidet zum Empfang seiner früheren Liebsten seinen Affen Coco als eisgraues Mütterchen, das auf einem mächtigen Haubenbande die Inschrift trägt: Ich bin die Zeit![3]). Und Landolts Großmutter besitzt ein „elfenbeinernes Tödlein"[4]), mit dem sie den heiratslustigen Enkel abzuschrecken sucht. Dem Grünen Heinrich kann der Tod der Geliebten keine Tränen entlocken; er genießt das feierliche Ereignis mehr als er es erduldet; er empfindet „eine Art glücklichen Stolzes, in einer so traurigen Lage zu sein und eine so poetisch schöne tote Jugendgeliebte zu haben"[5]). In der „Wochenpredigt"[6]) führt Keller den Unsterblichkeitsglauben an einem drastischen Beispiel ad absurdum. Die Geistlichkeit schneidet bei ihm überhaupt auffallend schlecht ab. Die Kirchenreligion ist ihm nur eine vorübergehende Epoche der fortschreitenden Humanität. Nur „wo die Humanität fehlt, muß die Religiosität das Fehlende ergänzen"[7]). Aber dem religiösen Tyrannen- und Knechtssinn geht er mit schweren Keulen zu Leibe[8]); der bigotten Sanftmut reißt er in derber Offenheit die Heuchlermaske herunter[9]). Ein Glaube, der gefordert wird, ist eine „zugespitzte Lammslaune"[10]); Glaube ist kein Verdienst — ich kann auch ohne ihn gut sein. Er freut sich, wenn er dem lieben Gott ein Schnippchen schlagen kann und etwas Gutes getan hat, ohne an ihn zu denken. Von der christlichen Barmherzigkeit will er nichts wissen, unbarmherzig ficht er seine Sachen selbst mit sich aus; die Vorwürfe des Gewissens sind ihm gesundes Brot auch ohne die Butter der Verzeihung darauf; selbst das Unrecht hält er als sein Eigentum fest, es gehört zu seiner Person, zu seiner Geschichte. Einen Ausgleich im Jenseits gibt es nicht; nirgends läßt sich nachholen, was man hier versäumt hat. Der Humor steht im Dienste der Humanität, er ist weltliche Frömmigkeit, Liebe zu dem in der Wirklichkeit — nicht gegen sie — sich entfaltenden unendlichen Leben. Keller ist in allem Weltsinn immer ein Gotteskind, sein „Gott strahlt von Weltlichkeit"[11]). Im Grunde ist er ohne alles wunde Gewissen. Die Gotteswelt-Kindschaft ist die religiöse Wurzel seines Humors. Er ist im Stand der Gnade. Er besitzt selbst die tiefe Schuldlosigkeit, die er einzelnen Naturen nachsagt, denen gegenüber der Gedanke der „Sündlichkeit abgeschmackt"[12]) wird. Mit Recht hebt Volkelt hervor, daß selbst die tragischen Figuren Romeo und Julia auf dem Dorfe frei von Schuld

[1]) W 10, 194. [2]) W 6, 18/19. [3]) W 6, 225. [4]) W 6, 196. [5]) U 2, 89, 91, 101.
[6]) W 9, 189. [7]) N 108. [8]) W 9, 282. [9]) „Pietistenwalzer". Gedichte. 1846.
[10]) U 1, 435ff. [11]) U 1, 447. [12]) U 1, 433.

Digitized by Google

bleiben[1]). Auch Kellers Gottesleugnen ist rein von Zweifeln und Verzweiflung. Er bewahrt eine „schuldlose Ruhe gegenüber allen Ergebnissen der geistigen Welt“[2]). Seine leibliche Behaglichkeit, mangelnde erotische Leidenschaft, seine Verehrung der Frau, Mutter und Familie, seine Vorliebe für die idyllische Landschaft — all dies ist Ausdruck jener letzten seelischen Sicherheit und Geborgenheit. Auch Kellers Träume sind nicht schreckend, sondern er durchlebt in ihnen die „dunkle süße Erinnerung eines still genossenen schuldlosen Glücks“[3]). Alles, was Keller an geistigen Werten in sich aufnimmt, dient dazu, ihn im phlegmatischen Rhythmus seines Blutes zu bestärken. Seiner ruhevoll humoristischen Anschauung bleiben Zerknirschung und Ekstase fern. Das Böse scheint ihm wesenlos; das „Lied vom Schuft“[4]) behandelt den Übelwoller als einen armen Teufel, der sich umsonst abrackert. Einmal sterben diese Narren an ihrer eigenen Nichtigkeit aus. Immer weiter entfernt sich Keller, je älter er wird, vom Haß zu milder Überlegenheit[5]). Er beugt sich der Weltordnung nicht, weil er ihre Übermacht erkennt, sondern weil er an ihre Tendenz auf das Allgute glaubt und weil er sich des Reichtums und der Schönheit nicht ersättigen kann, die rings in der Welt um ihn ergossen liegt. Der Glanz der Sonne ist für ihn überall und noch auf dem Friedhof „unbestritten“[6]). Kellers weltsinniger Humor ist ganz ohne Frivolität. Mit Demut folgt er der immer neuen Bewegung und dem Kreislauf des Seins. Dem, welcher „die Natur in ihrem heiligen Walten verehrt, ist Tugend Element“; darum soll der Mensch „nicht tugendhaft sein, sondern nur natürlich, so wird die Tugend von selbst kommen“[7]). Dies ist die tragende Idee der Sieben Legenden. Alle die Asketen sind nur verirrte Weltkinder. Wenn sie ihrem Herzen, das voll Sehnsucht nach der schönen Welt ist, folgen, erweisen sie schließlich auch der Jungfrau Maria damit den schönsten Dienst. Ja, diese selbst nimmt sich der Abtrünnigen mit Liebe an; die hochselige und hochheilige Jungfrau steigt aus ihrem Himmel herab, steht und geht selbstbewußt und fröhlich auf dieser grünen Erde, flirtet, reitet und turniert. Nicht einmal die Heiligen droben im Himmel vermögen ihre schöne Erdenheimat zu vergessen[8]). Kellers Weltlust hat die Selbstverständlichkeit der Unschuld. Der junge „Narr des Grafen von Zimmern“ hilft seinem Herrn bei einem Gottesdienst aus der Verlegenheit; da nämlich die Meßglöckchen vermißt werden, schüttelt der Knabe schnell gefaßt und unerschrocken seine Narrenkappe, so daß Gott selber lächelt[9]). In der „Frühlingsbotschaft“ hält Keller ein großes humoristisches Strafgericht über die Verzweifelten und Verstockten ab, die die schöne Welt verketzern[10]).

Weltbild und Seelenhaltung. Die Tendenz auf volle Bewußtheit schließt im Gefühlsgehalt des Kellerschen Humors triebhafte Dumpfheit und verschwommene Mystik aus. Aber auch nicht kühle, fertige Dogmen sind Sinn und Ziel seines humoristischen Denkens. Es wird durch die freie Bewegung zwischen deterministischen Vorstellungen und der Forderung der Willensfreiheit, zwischen theisti-

[1]) Ästhetik des Tragischen. 3. Aufl. 1917. S. 151.
[2]) W 3, 188. [3]) E 2, 162. [4]) W 9, 280.
[5]) Vgl. z. B. U 2, 400/1 mit W 3, 132. [6]) W 7, 326 oder W 9, 187.
[7]) E 2, 9. [8]) W 7, 427. [9]) W 10, 138. [10]) W 9, 45.

Digitized by Google

schen, pantheistischen und atheistischen Anschauungen nicht aufgehoben, sondern findet vielmehr darin erst seine eigentümliche Form[1]). Es hieße Kellers Humor sentimentalisieren, wollte man aus ihm ein fest umschreibbares, welt- und lebensanschauliches Bekenntnis herausfiltern. Niemals als Humorist erblickt Keller nur auf einer Seite Recht und Wahrheit, auf der anderen nur Unrecht und Lüge; und niemals kann humoristische Lebensdeutung überhaupt zum philosophischen System werden. Gleichwohl ist es zutreffend, wenn Volkelt den Humoristen vom bloßen Komiker durch sein Bestreben unterscheidet, „irgendein Gebiet des Lebens oder das gesamte Leben und Geschehen und Dasein in dem Spiegel der Betrachtung aufzufangen. Das geistesfreie Subjekt gibt sich, indem es mit der Welt spielt, zugleich eine gewisse theoretische Stellung zu ihr. Auf diesem Wege entspringt der Humor"[2]). Welches ist die theoretische Stellung, die Keller als Humorist zur Welt einnimmt?

Konstant bleibt die Gesinnung, die Dominante seiner Weltanschauung: eben das Humanitätsstreben. Allerdings läßt sich von der Welt- und Lebensanschauung nicht mit Sicherheit auf die Seelenhaltung schließen; vielmehr können und müssen chaotische Gefühlsantinomien unter der klaren Gedankenwelt des Humoristen fortbestehen. Es gibt auch bei Keller eine tiefere Seinsschicht, in der der Humor ein Ende hat. Keller weiß um diese Schicht sehr wohl; er spricht es einmal selbst aus, daß „der Humor oft auf dem dunkelsten Grunde der Trauer seine lieblichsten Blüten treibt"[3]). Aber eben als Humorist ist er der lebensehrfürchtigen Meinung, daß das, was jene Schicht birgt, im Abgrund zu verbleiben habe, weil es anders ihn zerstören könnte. Erst die verschiedenen Inkongruenzen zwischen Sein und Bewußtsein gewähren einen Einblick in die gedankliche Struktur des Kellerschen Humors. Dieser ist nicht nur als Ausdruck der Bändigung und Vereinheitlichung von Denkergebnissen anzusehen, sondern auch als psychische Sicherung gegen ungelöste Gedankenreste, die Kellers Seinsgefühl erschüttern. So muß er es lernen, aufkommende Wehmut im Innersten abzuriegeln, seine Liebe zu verstecken, sein Übergefühl fortzulachen; denn trotz Besonnenheit und überragendem Intellekt ist Keller durch und durch Gemüt; leicht verletzlich und dünnhäutig. In früher Zeit entschlüpft ihm einmal das — später getilgte — Geständnis:

O was für Liebe schläft und träumt da unten,
friert endlich ein zu hartem Diamant[4])!

Oder aber sein Gefühl bricht in Zornausbrüchen wie ein Sturzbach aus ihm hervor: ihm, der sich überwiegend nur die trotzig-resignierte Geste des Humors erlaubt, ist es Wohltat und Befreiung, einmal auf dem starken Tier Wut zu reiten; nicht zu hemmen, zu bremsen, zu zügeln, sondern rennen, schäumen, toben zu lassen. Und noch als Vierzigjähriger hat er über seine „abergläubische und heidnische Sitte" zu seufzen, am Neujahrsmorgen regelmäßig in eine „vehemente

[1]) Joh. Volkelt: System der Ästhetik. Bd. 2. 1910. S. 486.
[2]) Ebenda S. 539: „Nur wo die Weltanschauung dem Freiheitsgefühl des Subjekts weiten Spielraum gibt . . ., dort ist ein günstiger Boden für den Humor vorhanden."
[3]) E 2, 234. [4]) Gedichte 1846. S. 28.

Digitized by Google

Heulerei“[1]) auszubrechen. Sein Humor ist nicht immer befreiendes Lachen, sondern oft erschütternd und beengend wie von verhehlten Tränen. Das zitternde Durchbrechen sonst verschlossenen Gemütes ist nicht eine nur flüchtige Aufwallung bei Keller, die so geht, wie sie kam, und einen heiteren Gesamtzustand nicht aufhebt; auch nicht ein zerreißender elementarer Schmerz, sondern milde durchgängige „Grundtrauer“, die „Schutzwehr gegen triviale Ruchlosigkeit“, die Voraussetzung der „rechten Freude“[2]) und des Humors. Aber der Aufwand an gesteigertem Bewußtsein, mit dem Keller die Gewalt des Fühlens im Innern zu beschwichtigen hat, gefährdet ihn aufs neue: es errichtet eine „Scheidewand“ zwischen ihm und dem betenden Volke, den „gedankenleichten, unbekümmert frommen Leuten, die auf Wegen und Stegen den Kirchen zueilen“[3]). Sein Humor ist ja an sein Volksbewußtsein gebunden. Der Grüne Heinrich mit seinem grüblerischen Hang zu immer neuer Selbstprüfung ist der Tragiker der „einseitigen Innerlichkeit“[4]); er hat sich zwar aus der Enge seiner Heimat und Klasse zu hoher Geistigkeit befreit, aber er muß sterben, weil er den kummervollen Tod der Mutter verschuldet und sich damit gegen Volk und Heimat vergeht. Der Humor spielt in Kellers Jugendroman daher nicht die sieghafte Rolle wie in den Werken seiner Reifezeit, die sich mit einfachen Volksnaturen befassen. Die „Taktfrage der Bildung“[5]), welche die Stände scheidet, wird Keller zum tragischen Problem; „Regine“ ist wohl das Humorloseste, was er geschrieben hat. Auch der dünn und brüchig gewordene Humorgehalt seines Altersromans ist auf eine Einbuße an Volksverbundenheit zurückzuführen. Die Betonung seiner atheistischen Überzeugung weiterhin, mit der er sich von der natürlichen Vorstellungsweise des betenden Volkes entfernt, die Schärfe seines Vergänglichkeitshumors läßt auf gefühlshafte Rückstände schließen, die sich seinem Weltbild nicht einfügen wollen. In dem Zyklus „Lebendig begraben“ ruft der junge Keller gegen Verzweiflung, Selbstanklagen und Wahnsinn den „Seelentrost Humor“[6]) an; aber er läßt sich nur durch den Verzicht auf „das vergängliche Idol des Selbst“[7]) erkaufen. Hier fehlt freilich noch die Kehrseite dieses Verzichtes: die Erlösung zum Genusse der Weltschönheit. Aber Entsagung schwingt immer auch in diesem Genusse bei Keller mit; der reife Mann singt der Melancholie ein Preislied, und Entsagung zittert noch durch die stille, sachliche Ergebung der letzten Worte, die Keller überhaupt geschrieben hat: „Ich werde nicht mehr lange vermeiden können, von einem bestellten Fuhrwerk Gebrauch zu machen“[8]). Sogar an der Angemessenheit und gerechten Ordnung der Schicksalsfügungen kann Keller nicht umhin, zuweilen zu deuteln: beim Tode von Hettners Frau schreibt er an den Witwer von „gänzlich unmotivierten, gewissermaßen unvernünftigen Störungen“[9]); und beim Tod von Heyses Sohn: „Ihr Haus ist so wohnlich, daß sogar die Moiren sich herbeidrängen“[10]) — dieser Humor ist bitter und entspricht mehr Kellers Seelenhaltung als seinem Weltbild.

---

[1]) E 2, 467 [2]) E 3, 347 [3]) E 2, 163.
[4]) Joh. Volkelt: „Ästhetik des Tragischen.“ 3. Aufl. 1917. S. 92. [5]) W 7, 118.
[6]) W 9, 137. [7]) W 9, 147. [8]) E 2, 539.
[9]) E 2, 424. [10]) H 121.

Digitized by Google

„Auch was wir aufgeben", fordert Keller, „müssen wir elegant und fertig aufgeben und ihm mit geschlossener Abrechnung freiwillig den Rücken kehren"[1]). Besonders Kellers allerletzte Lebenszeit zeigt, daß seine Abrechnung nicht völlig geschlossen ist. Er selber „brütet und leidet an Gefühlen eines Büßenden", wie er es von Leuthold behauptet[2]). Seine Seele ist in ihrem eigenen Element gefangen wie jene Nixe im See, die in der Winternacht vergeblich an der Eisdecke emportastet[3]). Visionär erscheinen ihm in seinem Sterbezimmer zwei gepanzerte Ritter, Engel seines Gewissens; die starren ihn an. Adolf Frey berichtet ein Geständnis, das ihm Keller kurz vor seinem Tode macht: „Oft, wenn ich in der Nacht so daliege, komme ich mir vor wie ein bereits Begrabener, über dem ein hohes Gebäude emporragt, und dann tönt es immer: ich schulde, ich dulde"[4]). Keller ist ein Weltsuchender, aber unter tragischen Opfern an der Seele hat er die Welt gefunden und erobert. Sein Humor enthält nicht nur die Lehre von der Bekehrung zur schönen Welt, sondern auch unerlöste Seelenhaftigkeit und Resignation; sie ist die dunkle Folie, von der sein heller Welthumor sich abhebt. In diesen hat sich die Liebe seines schwer in sich gebannten, streng verwahrten und verwunschenen Wesens hinübergerettet.

Der Künstler.

Künstler und Menschentum. Kellers Abneigung gegen den trocknen, dumpfen Philister zieht sich, mehr oder weniger humoristisch gedämpft, durch sein ganzes Werk; der Philister ist der Todfeind des Künstlers. Keller hat für den kleinen Betteljungen, der von seinem Alten eine Tracht Prügel bekommt, weil er ohne Geld, aber mit einer schönen Hyazinthe heimkehrt, liebevollen Trost[5]). Künstler sein heißt ihm festlichen Sinn haben, dem Dasein vertrauen, allenthalben seine Güte und Schönheit entdecken. Die „unersättliche Sehnsucht" aber nach solchem Ideal, die Neigung, sein Leben zu verträumen, entfremdet Keller dem „niederen Glück"[6]), bringt ihn in schwierige Lagen und macht ihn einsam. Aber sein Humor erwehrt sich der Bitterkeit der Erfahrungen und zieht aus ihnen noch Gewinn an innerer Kraft und Freude: ein Künstler muß den Teufel im Leibe haben, will er etwas Kernhaftes arbeiten[7]). Wer nur hinterm warmen Ofen dichten kann, wem sein Dichten in Wind und Wetter des Lebens vergeht, der ist nicht zum Künstler geboren. Wie der Philister, der mit blinden Augen und dumpfen Sinnen durch das Leben geht, ist ihm auch das Genie lächerlich, das sich zu gut dünkt, Mensch unter Menschen zu sein[8]). Der Menschheit neue Wege zu immer freierer Humanität weisen, das ist die Aufgabe, zu der den Künstler sein höheres Menschentum verpflichtet; denn Künstler sind nichts als „eigentliche Menschen"[9]). Der Grüne Heinrich ist im Grunde nicht Künstler, sondern vaterländischer Mensch; das boshafte Trödelgreischen und Eriksons satirische Straf- und Abschiedspredigt[10])

---

[1]) U 2, 435. [2]) H 169. [3]) W 9, 74.
[4]) Erinnerungen an G. Keller. 1892. S. 137.
[5]) W 10, 84. [6]) B 1, 426. [7]) E 2, 278.
[8]) B 2, 524. H 57. B 2, 520. [9]) E 2, 135/36.
[10]) W 2, 264/67.

Digitized by Google

heilen ihn vollends von seinem Künstlerstolz. Die sittliche Idee ist nach Keller mit jeder gesunden Kunst an sich gegeben; bloßer Kultus des Schönen ist ihm verdächtig. Das geniesüchtige Treiben der Romantiker und der Jungdeutschen ist ihm tief zuwider. Die spöttische Abwehr der „Flattusen", die ihm später zuteil werden, kehrt in seinen Briefen immer wieder[1]). Eine allgemeine Feier seines 60. Geburtstages lehnt er ab und auch der des 70. weiß er sich rechtzeitig zu entziehen. In den „Mißbrauchten Liebesbriefen" zeichnet er die Karikatur eines Dichters: einem eitlen Schriftmenschen, der die feierliche Stiftung einer neuen Sturm- und Drangperiode proklamiert, stellt er einen tüchtigen einfachen Menschen gegenüber, der „sich zu gut für einen Schriftsteller, dagegen reif genug für einen Oberkellner in einem Mittelgasthof fand"[2]).

Nichtepische Ausdrucksformen. Das Tagebuch des Vierundzwanzigjährigen dient der Selbsterziehung und als Speicherkammer für poetische Motive. Es ist die bewußt vorläufige und subjektive Ausdrucksform und Kläranlage einer ringenden Seele. Hier, wo es Keller darauf ankommt, seine Empfindungen aufzulockern, ist die humoristisch überlegene Geste weder erreicht noch erstrebt. Auch Kellers Briefe sind eine vorliterarische Form; aber er empfindet das „Briefschreiben con amore" doch „mit dem Schriftstellern zu nahe verwandt"[3]), als daß er sich hier persönlich intimen Gefühlsäußerungen, von den Jugendbriefen an Johann Müller abgesehen, völlig überließe. Übermütige Launen und tiefsinnig spielende Einfälle umranken den Grundton einer verständigen und gutmütigen Herzlichkeit. Zuweilen enthalten sie nur Jux, Neckerei und Wortspiel, „Schnaken, die keinen Sinn haben und nur des Mutwillens wegen da sind"[4]), reizende Nichtigkeiten in knisterndem Seidenpapier. In den Altersbriefen zumal entfaltet sich Kellers ganze breite, behäbige Witzigkeit, die nichts allzu ernst nimmt.

Das bedeutendste dramatische Bruchstück Kellers, das Trauerspiel „Therese", hat poetische, aber wenig dramatische Vorzüge. Der Faden der Fabel ist dürftig gesponnen, die Personen räsonnieren, anstatt zu handeln; namentlich ist der Mann, der zwischen Mutter und Tochter steht, einer von Kellers grundehrlichen, aber ganz undramatischen Nichthelden. Außerdem „passen die Possen", die einige Nebenpersonen reißen, „in keine Tragödie'[5]). Die Tragödie, meint Keller, müsse einen komischen Charakterzug enthalten[6]). In der Tat zerstört bei Keller aber der Humor die tragischen Werte. Die Schlußvignette, die Keller unter sein Manuskript setzt und die zwei Frauen vor einer Entbindungsanstalt darstellt, ist eine grimmig drastische Verhöhnung seiner eigenen tragischen Muse. — An dramatisch verwertbaren Einfällen: besonders schnurriger und possenhafter Art, ist Keller nicht arm. Doch bei aller Einsicht in Wesen und Technik der Komödie besitzt er nicht die Kraft für dramatische Gestaltung; es bleibt bei einem auffälligen Mißverhältnis zwischen Streben und Erfolg. Seine Weltgläubigkeit ver-

[1]) B 2, 446. E 2, 412; 3, 30, 240, 358, 434, 508, 519. H 87.
[2]) W 5, 106. [3]) E 3, 345. [4]) E 3, 436.
[5]) Max Preitz, G. Kellers dramat. Bestreb. 1909. S. 113. (Marb. Beitr. z. dtsch. Literaturwiss. 12.)
[6]) E 2, 234/35.

Digitized by Google

wehrt ihm den Eintritt in den Tempel der dramatischen Kunst; sittlich ist für ihn, sich in der Welt einzuwohnen; dem Tragiker sind Ich und Welt brückenlose Mächte; sittlich ist, zu kämpfen und im Untergang über die Welt zu triumphieren. Kellers mit den Jahren zunehmende Weltkindschaft, die den jugendlichen Zwiespalt zwischen Person und Umwelt immer mehr ausgleicht, bestimmt auch sein äußeres Leben: er verhält sich ruhig leidend, er läßt sich von den Ereignissen treiben, er durchdauert 15 trockene Amtsjahre, er hat nichts vom Eroberer den Frauen gegenüber. Die Lebenskurve und die Fühlweise des geborenen Tragikers pflegt in ungleichmäßigen Schwankungen zu verlaufen. Und die auch für die Komödie bestehende Notwendigkeit, der Bühnenwirksamkeit zuliebe dicker aufzutragen, sowie ein formstrenges Schaffen, das ein beliebiges, zierliches oder tiefsinniges Ausmalen nicht erlaubt, sondern von Entschluß zu Entschluß, von Tat zu Tat oder aus einer Situation in die nächste drängt, widerspricht Kellers humoristischer Wesensart.

Der Humor schließt fernerhin die Ungebrochenheit des lyrischen, das ganze Herz erfüllenden Gefühles aus. Kellers Naturgedichte von 1846 sind an eigentlich humoristischen oder nachbarlichen Seelenregungen um so karger, je reiner und geschlossener sie sind. Er ist kein reiner Lyriker, doch spiegelt sich in seinem gesamten lyrischen Werk die Reifung seiner Persönlichkeit in drei Hauptstufen unmittelbar ab. Die Tönung des darin enthaltenen Humors ist von dem jeweiligen Gemütszustande des Dichters bestimmt. In der Frühzeit ist er vornehmlich Abwehrmittel gegen die Umwelt, Phantasiespiel oder Verschleierung der Schwermut; bizarre Gewaltsamkeiten, abenteuerliche Kontrastierungen, befremdende Geistreichigkeiten sind nicht selten; Kellers auf lustvolle Angleichung von Welt und Ich abzielender Humor entfaltet sich in diesen wunderlichen Erfindungen noch nicht. In der Übergangszeit zur Epik ist er Ausdruck der eroberten Weltfreude und Absage an das Willkürspiel der romantischen Ironie; spontan blitzt er aus schlichten, idyllischen Stoffen hervor; er bedingt das Zurücktreten der unmittelbar persönlichen Beichte; er wächst aus den dunklen Gründen der Melancholie und aus philosophischem Ernst siegreich empor; mattherziges Spintisieren ist ihm ebenso fern wie plattes und sattes Genießen. In der Spätlyrik ist der Humor Organ einer warm begreifenden und zugleich objektiven Überlegenheit, die hohe Klarheit der Darstellung durchdringt er wie eine kräftig prickelnde Würze; der Dichter selbst bleibt unsichtbar hinter seinen Gestalten, seinen inneren Anteil verrät oft nur ein leises Lächeln, das da am stärksten packt, wo es unvermutet wie ein Licht aus einem Versteck hervorbricht. Kellers Entwicklung vom weltverachtenden Ichkultus zum individualistisch gefärbten Weltsinn zeigt sich sehr deutlich an den Änderungen, die er an den aus früheren Sammlungen in die von 1883 übernommenen Gedichten vornimmt. Die Beweggründe dafür laufen auf das Bestreben hinaus, auch seine lyrischen Erlebnisse von der eigenen Person zu distanzieren. Aufdringliche Polemik, leidenschaftlicher oder sentimentaler Ausdruck wird vermieden. Zuweilen wird ein ursprüngliches Motiv umgebogen, ja auch ins Gegenteil verkehrt. Darüber ist hier und da der ätherische Duft der Frühlyrik oder manch prächtiger Temperamentsausbruch zerstört. Dafür ist die siegende Kraft des welt- und mensch-

Digitized by Google

vertrauten Lächelns gewachsen, das alle Wesen bescheint. Was den Gedichten an Wucht oder Schimmer der Stimmung verlorengeht, gewinnen sie an Tiefe des Gedankens, Weite der Weltsicht und Bestimmtheit der Prägung. Einer ganzen Reihe setzt Keller affektdämpfende, humoristische Lichter auf. Wo die Sehnsucht das Wort hat, ist es nicht jene, die selbst ein seliger lyrischer Besitz ist, sondern die sich zutiefst aus der Lyrik heraussehnt. Kellers Spätlyrik zeugt also von einer Einbuße an lyrisch subjektiver Ursprünglichkeit und von einem Zuwachs an episch objektivem Weltblick, der ihm erlaubt, das ganze Spektrum seines Witzes zu entfalten, von einer unbefangenen, entwaffnenden Freude bis zum weltweisen Lächeln.

Epik. Die Grundrichtung des Kellerischen Wesens ist episch. Das kosmische Lebensgefühl, ein Teil im Ganzen zu sein, dem gegenüber das Ich eine belächelnswerte Größe wird, findet Bestärkung und Beruhigung in seiner bewußten Zugehörigkeit zu einem ursprünglichen Volkstum. Er ist seiner Umgebung tief verpflichtet, helfen will er und nach tapfer vollbrachtem Lebenswerk sang- und klanglos wieder im Ganzen verschwinden. Reine und reiche objektive Erfassung der Welt ist sein menschlich sittliches und künstlerisch episches Grundgebot. Aber sein Weg zur Epik geht durch die Lyrik und Lyrik bleibt ein wesentlicher Bestandteil seiner Epik. Hinter dem offenen Weltsinn, der das Zurücktreten des Ich erfordert, steht bei ihm der Lyrismus persönlicher Entsagung und nachzitternder Schmerzen. Der Humor in allen seinen dunklen oder helleren Tönungen ist ein getreuer Messer dieser Schwingungen. Er schließt die Ungebrochenheit der lyrischen Empfindung, die dumpfe innere Bedrängnis und die überschäumende Lust aus. Andererseits verhindert er die vollepische Entpersönlichung.

In seiner Gotthelf-Rezension fordert Keller vom epischen Dichter Objektivität, Naivität und Lebensbejahung.

Auch der phantasiebegabteste Dichter hat kein Recht, die Gesetze der Realität zu mißachten. Keller schwelgt in seinen Schriften geradezu im Profanen, die allernächste und vertrauteste Wirklichkeit, die einen jeden von uns täglich umgibt, kehrt bei ihm wieder. Er hält auch die unscheinbarsten und trivialsten Dinge einer dichterischen Behandlung für zugänglich, wenn er z. B. von einer blaugestrichenen Wanze erzählt, die an der Wand unbemerkt überwintert hat und zum Frühling das Wandern kriegt[1]), oder von der schön lackierten Tür einer gewissen Bequemlichkeit, auf welcher eine zierliche Inschrift angebracht war[2]). Trotzdem ist Kellers Dichtung keine abbildende Wiedergabe nach dem bloßen äußeren Augeneindruck, kein Abzeichnen in naturalistischer Nacktheit: „Wollte er direkt auf die Dinge und die Fragen des Lebens losgehen, würde er aufhören, Humorist zu sein. Als solcher kann er auf das geistige Freiheits- und Macht-, das Überlegenheitsgefühl nicht verzichten, dem Leben voll anzugehören und doch sich über seinen eigenen Lebenswillen spielend zu erheben[3])." Keller macht sich über Störteler lustig, der nach abgeschlossenen Holzgeschäften mit dem Notizbuch in

[1]) W 4, 245. [2]) W 5, 15.
[3]) Joh. Volkelt: System der Ästhetik. Bd. 2. 1910. S. 451/52.

Digitized by Google

der Hand hinauszieht, um in Wald und Feld literarisch verwertbare Motive zu sammeln[1]). Auf das innere Sehen kommt es ihm an. In der scharfen Beobachtung und Darstellung auch der alltäglichsten Dinge, verbunden mit der Erfindung märchenhafter[2]) Motive, beruht die künstlerische Objektivität seines Humors. Anfangs überwiegt barocke Kontrastierung. Der junge Maler entwirft ossianische Riesenlandschaften; andere Zeichnungen zeigen zahlreiche humoristische Elemente; schon die frühen Skizzenbücher enthalten mancherlei phantastisches, grausiges oder schnurriges Zeug[3]). Und in dem jungen Dichter gehen metaphysische Hochspannung und Wohlgefallen an kleinmenschlichem Getriebe gleichfalls unverbunden nebeneinander her. Hier lebt sich die ursprüngliche Freude am rein Burlesken aus, ohne Anspruch auf eine tiefere seelische Ausdeutung zu machen. An närrischen Erfindungen ist auch Kellers spätere Dichtung überreich; sie entspringen einfach dem Zug zum elementaren Unsinn und liegen dann „wie erratische Blöcke"[4]) in seinem Feld verstreut. Er fügt zuweilen bei Merkwürdigkeiten, von denen er berichtet, selbst ein „seltsamer Weise"[5]) ein. In den „Legenden" scheint oft Anfang und Ende von Wirklichkeit und Märchen ungewiß. Manche Züge, die der Zusammenhang des Ganzen nicht erfordert, entstammen seinem unausrottbaren Hang zur Phantastik; sie sind seinem ausgereiften Kunstverstand nur durchgeschlüpft. Der realistische Intellekt des alten Keller ist über das wilde Wuchern der Phantasie so weit hinweggewachsen, daß er es nur in unbewachten Augenblicken unwillkürlichen Scherzes noch gestattet. Auch seine Späße gliedern sich späterhin meist dem Organismus des einzelnen Kunstwerks ein. Durch psychologische Charakterisierung und ethische Wertung, die sie enthalten, erhebt er sie zum ideenhaft Wesentlichen, zum Symbol. Unaufhörlich tauchen hinter den Schlingpflanzen der scheinbar nur spielenden Launen psychologisch vertiefende Bedeutungen auf. Oft entspringen sie auch seinem „scharfen richterlichen Bestrafungstrieb dem Unrecht gegenüber"[6]). Dem Humoristen bereitet es ein unbändiges Vergnügen, alle menschenmöglichen Übertriebenheiten, die dem natürlichen Lauf und Sinn der Dinge dieser Welt widersprechen, aufzudecken und, wenn angängig, auf der Stelle durch einen drastischen Gegenbeweis abzustrafen.

> ... alle solche Teufelsbraten
> werden auf die angeborne
> Unschuld des harmlosen Herzens
> hier gemütlich reduzieret[7]).

Kellers Gerechtigkeitssinn ist mitunter nicht ohne Grausamkeit; er pflegt zwar „die Situation mit dem Szepter der Liebe zu beherrschen, doch bringt er immerhin auch unten einen kleinen spitzigen Stachel an, um nach Notdurft denselben etwa umkehren zu können, um das Viechlein zu regieren"[8]). Mehrmals in seinem Werk

[1]) W 5, 108ff. [2]) H 223.
[3]) Paul Schaffner: G. Keller als Maler. 1923. S. 184.
[4]) H 222. [5]) Z. B. W 5, 44. [6]) H 223.
[7]) Euphorion. Ergänz.-H. 1. 1895. S. 138ff. 5. Romanze.
[8]) E 3, 209.

Digitized by Google

ladet er zur Entlarvung und Bestrafung von Betrügern wie zu einer Zeremonie eine ganze Gesellschaft als Zuschauer ein[1]). In den „Kammachern" ist Kellers Humor scharf wie Essig; der Mensch ist hier in einer Niedrigkeit und Jämmerlichkeit dargestellt, daß sich in das Lachen über ihn ein leiser Ekel mischt; jedenfalls würde man nicht wünschen, dem kläglichen Schauspiel des schwitzenden Wettlaufs vom Fenster aus mit Behagen zuzusehen.

Die Naivität, die Keller weiterhin vom Dichter fordert, ist zugleich der Kern seiner humoristischen[2]) Denkweise, der ja nicht das Resultat einer Verstandestätigkeit ist, sondern die spontane Tendenz seiner Natur auf das Gute und Heilsame hin. Ein Dichter ist neu und original, wenn er die Sehnsucht seines Volkes und seiner Zeit ausspricht; doch darf dies nicht zur tendenziösen Absicht werden: Gotthelf habe die poetische Wirkung seiner Schriften durch „politische Wühlereien und durch pfäffische und bösartige Invektiven" zerstört[3]). Tendenz, die die Welt verfärbt und verengt, schließt den Humor aus. Die volkhafte Ursprünglichkeit des Fühlens, die Natur- und Erdnähe unterscheidet Kellers Humor von dem jungdeutschen Esprit, der es auf Witzigkeit geradezu anlegt, und auch von der romantischen Ironie. Der „Apotheker von Chamounix" ist eine Absage an „Witz, Unwitz und Willkürtum der letzten Romantik"[4]) und „eine Art Grabgesang für die Heinesche Willkür und Polissonnerie, indem bei dergleichen, mit Sentimentalität gespickt, für uns Deutsche nichts herauskomme, welche klar, wahr und naiv sein sollen, ohne deswegen Esel zu sein"[5]). Keller sucht die Manier Heines und seiner Nachahmer dadurch zu übertrumpfen, daß er die bewußt angewandte romantische Ironie selbst wieder ironisiert. Er bezweifelt nämlich von sich aus abermals den ironischen Zweifel Heines an der Echtheit seines Empfindens, indem er Heine den Herzverleugner nennt. Schon aus den selbstkritisch erläuternden Randglossen der ersten Fassung des „Apothekers" geht hervor, wie weit Keller von der Selbstzerfaserung gewisser Formen der romantischen Ironie entfernt ist und wie scharfäugig er das technische Schema, nach dem sie verfährt, und ihre seelischen Voraussetzungen durchschaut. Das skurrile Neben- und Durcheinander von Lächerlichem und Grausigem, die lose, künstlich spielende Verknüpfung der Haupt- und Nebenhandlungen, das Abschweifen in trivial-allegorische Betrachtungen, pikante, kaltschnäuzige Gegensätze von Poesie und Prosa, die kokette Mache von Gedankenverbindungen, überraschende Schlußpointen — all das zeigt ein virtuoses Handhaben der Stilmittel der romantischen Ironie Heinescher Prägung. Und doch verfügt Keller bei allem Überfluß an ergötzlichen Einfällen nicht über Heines schneidigen, erbarmungslos erledigenden Witz. Während Heine vor nichts Halt macht, auch vor den eigenen Gefühlen nicht, die üppig und z. T. schon wurmstichig in ihm wuchern, schleicht sich in Kellers Spott oft Wohlwollen hinein. Er bleibt im ganzen liebenswürdig harmlos und treuherzig.

---

[1]) W 1, 344ff.; 5, 44; 7, 168ff.; 8, 142; 4, 261ff.

[2]) Vgl. Volkelts Scheidung in sentimentalen und naiven Humor. „System der Ästhetik". Bd. 2. 1910. S. 550.

[3]) N 108.

[4]) E 2, 431. [5]) E 2, 504/5.

Digitized by Google

Die positive Tendenz des „Apothekers" ist die Wiederherstellung der Künstler- und Menschenwürde, die für Keller an die Unversehrtheit der Naivität geknüpft ist. Er verlangt vom Dichter ein „forsches lebensfrohes Schaffen"[1]). Ästhetischen Betrachtungen ist er abhold[2]). Dem Drauflosschreiben aber geht die „schwere Kunst des Erwartens der Zeit"[3]) vorauf. Sie ist eine schöpferische Geduld, die dem „notwendigen und gesetzlichen Wachstum der Dinge"[4]) dient. Sogar im Briefschreiben ist Keller höchst saumselig[5]). Mit Neid sieht er im Alter auf Storms und Heyses literarische Fruchtbarkeit hin; aber es hilft nichts — im ganzen muß er doch seine Faulheit, sein ganz unbelehrbares Phlegma loben, das ihm verbietet, unreifes Korn zu mahlen. So ist alles, was er schreibt, „aus erster Hand der Natur"[6]), wie er es von Reuters Schriften behauptet. Dies scheint ihm das Wahrzeichen wirklicher Kunst; in einer Gesellschaft antwortet er einer Dame auf ihre Frage, was er von Geibel halte: „Fräulein, was halten Sie von Aufgußtee?"[7]) Die ihm natürliche Frömmigkeit, mit der Keller die gute produktive Stunde abwartet, gibt seinem Humor jene „kristallne, schuldlose und doch überlegene Schalkhaftigkeit", die er selber Möricke nachsagt[8]).

Naivität bedeutet für Keller nicht gestaltlos-dumpfe Primitivität des Fühlens, sondern Statik und Gleichmaß in der „peripatetischen Übung zwischen Kopf und Herz"[9]). Er ist Autodidakt. Keine Überladung mit Wissen hindert den Freiwuchs seiner Persönlichkeit. Den selbstgewählten Stoffmassen setzt er einen bildenden Geist entgegen, der unablässig amalgamiert und ausschließt, bis Denken und Gestalten eine Synthese eingeht. Wissen wird zur dichterischen Anschauung. Kellers geistiges Weltbild umschließt die wertvollsten Bildungselemente seiner Zeit. Allerdings bedeutet die denkerische Vollendung Kellers, der abgeschlossene Prozeß völliger Durchdringung von bereichertem Bewußtsein und schöpferischer Erfindung zugleich eine seelische Verengung. In Goethe ging das geistige Leben in unendlichen Verwandlungen und Erschütterungen bis ins hohe Alter fort — er konnte kein Humorist sein. Der alternde Keller flicht in der lächelnden Freude des Meister gewordenen Künstlers die Rosen, die in seinem Garten aufgeblüht sind, zu reichen und kunstvollen Sträußen zusammen; aber der vorschreitenden, weiterringenden Gegenwart ist er entrückt.

Kellers dritte Forderung an den Dichter: die Kraft überzeugender Lebensbejahung erfüllt er selbst in seinen Schriften in hohem Maße. Das Wesen des reinen Humors zielt auf Auflösung aller inneren Zweifel an der Güte dieses Lebens in überschauender Liebe. Von windigem Genießertum will Keller nichts wissen; aber auch von harter und düsterer Problematik scheint er nichts zu halten — wenigstens zerstört sie das freudige und freudenspendende Wesen der Kunst, die, das Gesetz der Lebensgüte spiegelnd, den Menschen erheben soll. An dieser Mei-

[1]) E 2, 247.
[2]) E 2, 287. U 1, 274. E 3, 85; 3. 70. 223, 512. W 5, 110.
[3]) H 226. [4]) W 2, 159.
[5]) E 2, 503, 521; 3, 165, 446, 462, 512, 515.
[6]) E 3, 132.
[7]) A. Vögtlin: G. Keller-Anekdoten. S. 26. [8]) H 132. [9]) H 58.

Digitized by Google

nung von der vornehmsten Aufgabe der Dichtung hält Keller bis zu seinem Tode, trotz seines anklägerischen Altersromans, fest: „Die Negierung des Lebens hebt die Poesie auf“[1]). Tragische Helden und Philister werden ironisiert; seine hochgradig normalen, gradgewachsenen, tüchtigen Menschen finden sich nach allerlei Irrfahrten immer wieder im Leben und in sich selbst zurecht. Der verborgene Sinn und der stille tiefe Glanz des Alltaglebens tritt in Kellers Dichtung zutage; über seiner Welt liegt eine gleichmäßig klare und glückliche Ruhe ausgebreitet; Furchtbares oder Böses vergeht vor dem Humor wie Nebel in der Sonne[2]). Küngolts letzter Weg, der zur Richtstätte, der Schlachtentod des Forstmeisters in „Dietegen“, das schaurige Ende Regines — all das ist mit höchster Fassung dargestellt. Zuweilen scheint Kälte aus den Zeilen hervorzuwehen. Doch ist es mehr die Gutmütigkeit und Gutartigkeit eines Riesen, der mit seinen immer ein wenig närrischen und doch immer liebenswerten Menschlein spielt, sie vielleicht ein wenig zappeln, ihnen schließlich aber doch das Ihre zuteil werden läßt. Auch das Lichtscheue und Böse entgeht seiner Liebe nicht; er vergleicht das Verleumdungswesen des Ölweibes im „Verlornen Lachen“ mit der „schönsten Brüsseler Spitzenarbeit — so wunderbar und mannigfaltig sind Gottes Werke“[3]). Besonders Kindern[4]) und Frauen gegenüber äußert Keller die ganze behutsam und zärtlich spielende Überlegenheit seines weisen und doch immer jungen Herzens. Frauen werden von Keller gern als Neutrum behandelt: mit Namen von Tieren, Blumen, Dingen bezeichnet[5]). Das allgemeine, warme Wohlwollen, das aus diesen Zügen spricht, gilt mehr dem Leben überhaupt als der einzelnen Person, der gegenüber eine letzte menschliche Kühle gewahrt bleibt. Keller freut sich, daß es immer wieder gute und tüchtige Menschen gibt, daß das Leben immer schöner und reicher weiter wächst. Vor diesem großen Wissen muß das absolute Ansehen der Individualität zurücktreten. So sehr ihn „die Welt immer wieder lächert“[6]), sie hält ihn fest, er mag sich von ihr nicht lösen, er liebt sie noch, wenn er sie verspottet. Er geht in sie hinein, erkennend durch sie hindurch und geht rein wieder daraus hervor. Der Humor umschließt diese letzte Reinheit des Herzens und die Erkenntnis der Welt zugleich; er ist mehr als vergoldender Firnis, hinter ihm steht strengste Ernsthaftigkeit. Liebe und Güte sind das letzte Wort des Humors.

[1]) E 3, 423.

[2]) Vgl. Joh. Volkelt: Ästhetik des Tragischen. 3. Aufl. 1917. S. 508. „Das Tragische wird vom freien Humor gleichsam aufgezehrt.“

[3]) W 5, 316.

[4]) W 4, 80/83, 15/16; 5, 198/99; 7, 418/19, 422/24, 261.

[5]) E 3, 324. W 6, 149, 199, 209/10, 245; 7, 87, 156, 185, 242, 251; 8, 42.

[6]) E 3, 62.

Digitized by Google

Abkürzungen.

W = Gottfried Kellers Gesammelte Werke. Berlin 1889. Z. B. W 7, 17 = Bd 7 der Ges. Werke von 1889, S. 17.

U = Der Grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. Studienausgabe der ersten Fassung von 1854/55. Hrsg. von Emil Ermatinger. 2. u. 3. Aufl. Stuttgart und Berlin 1914; und zwar für die ersten zwei durchpaginierten Bände = 1, für die anderen zwei = 2. Z. B. U 2, 473 = S. 473 des 2. Bandes der Studienausgabe von Ermatinger (entspricht dem 4. Bande der alten Fassung Kap. 12).

N = Gottfried Kellers Nachgelassene Schriften, hrsg. von J. Bächtold. Berlin 1893. Z. B. N 5 = S. 5 des von Bächtold hrsg. Nachlaßbandes.

B = Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Von Jakob Bächtold. Berlin 1894/97. Z. B. B 2, 100 = S. 100 des 2. Bandes der Kellerbiographie von Bächtold.

E = Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Auf Grund der Biographie Jakob Bächtolds dargest. u. hrsg. von Emil Ermatinger. Bd I (4. u. 5. Aufl.) 1920, Bd 2 u. 3 (3. u. 4. Aufl.) 1919. Stuttgart und Berlin. Z. B. E 1, 15 = S. 15 des ersten Bandes der Kellerbiographie von Ermatinger.

H = Paul Heyse und Gottfried Keller im Briefwechsel von Max Kalbeck. Hamburg, Braunschweig, Berlin 1919. Z. B. H 23 = S. 23 des von Kalbeck hrsg. Briefwechsels Heyse-Keller.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ziele und Möglichkeiten der experimentellen Charakterprüfung.

Von Hans Henning (Danzig-Langfuhr).

Digitized by Google

Inhalt

Seite

1. Der Weg 215
2. Das „Verstehen“ des Charakters 218
3. Charakterforschung „von oben“ und „von unten“ 222
4. Die Lebensresonanz der Prüfung 228
5. Bestimmung der Entwicklungsreife nach „Charakterjahren“ 230
6. Die Zweipersonenapparate 233
7. Eichung und Bewährung 244
8. Sicherungsverfahren gegen Verstellung 246
9. Graphologische Apparate und Untersuchungen 248
10. Kulturpsychologische Typen 255
11. Lebenspsychologische Typen 261
12. Der Seelenstil 265

Digitized by Google

1. Der Weg.

Über den Charakter und seine Betätigung weiß die experimentelle Psychologie wenig zu sagen. Nicht nur dieses Feld, sondern das gesamte höhere Seelenleben hat sich bisher gegen die Einführung von Experimenten gesperrt. Deshalb traten als Ersatz andre Richtungen auf den Plan: die Graphologie, Physiognomik und Psychoanalyse, die Popularpsychologie und Menschenkenntnis. Je weniger die experimentelle Psychologie das von den Nachbarwissenschaften angeforderte Material zu liefern imstande war, desto mehr suchten diese sich selbst zu helfen. Die Geisteswissenschaften streben nach einer geisteswissenschaftlichen oder verstehenden Psychologie, um damit ideengeschichtliche Entwicklungen in Kunst, Literatur und Geschichte zu erforschen. Der Arzt und Psychiater, die sich von Psychophysik und Elementarpsychologie nicht gefördert sahen, begründeten eine medizinische Psychologie. Bisher hat auch noch kein einziger Fachpsychologe eine Psychologie des Verbrechers geschrieben.

In die innersten Tiefen der Seele drang die Sonde des Elementarpsychologen nicht ein, sie glitt ab; die Assoziation spiegelte die verflochtene Seelendynamik nicht wieder, und das bißchen Gestaltfaktor hinter den Sinnesorganen änderte daran wenig. Die höhere Denkpsychologie zerfloß in eine Logik von Begriff und Urteil ohne seelisches Blut, und die Willensforschung einschließlich der Willensfreiheit konnte sich nicht entfalten. Denn ob jemand die sinnlose Silbe „bab“ oder „beb“ wählt, ob er die Ziffern 3 und 4 addiert oder multipliziert — und wie die experimentellen Anordnungen sonst lauten, das sind alles nur Nonchalance-Reaktionen, die man ganz leger oder nebenbei erledigen kann. Der Psychologe, darin stimmen wir Gödeckenmeyer bei, hat wie der Philosoph die Willensfreiheit nur an Bagatellen erprobt: die beiden Heubündel, zwischen welchen fiktiv jener unentschlossene Esel steht, den man mit Unrecht nach Buridan benannte, wurden durch andere Bedeutungslosigkeiten ersetzt, die aber nichts beweisen. Denn die Nichtigkeitswahl, etwa ob jemand mit dem kleinen Finger nach links oder nach rechts tippt, besagt nichts über wirkliche Willensentscheidungen des Lebens: ob er Haus und Hof verlassen, sich aufopfern oder morden kann. Aus Belanglosigkeiten ohne jede Konsequenz fürs Leben läßt sich auch nicht auf die Willensfreiheit schließen. Damit berührt man nur zufälligen Staub an der Schwelle, ohne noch ins Gebäude eingetreten zu sein. Nicht besser steht es um die differenzierteren Gefühle und Affekte, um Temperament und Charakter.

Digitized by Google

Dieser Mangel wurzelt darin, daß die experimentelle Psychologie nur ein Personalismus der Versuchsperson ist, die man nicht ganz mit Unrecht als „Versuchskaninchen auf dem Isolierschemel" bezeichnet. Am Platz des aktiven Menschen steht ein passiver Beobachter; wo tätiges Leben pulsieren sollte, herrscht innerliches Unbeteiligtsein. Blut wird zur Tinte künstlich filtrierter Versuchsprotokolle. Im kampfdurchtobten, leidenschaftsdurchwühlten Lebensraum des Wirkens hört jeder Apparat zu registrieren auf; bestenfalls spiegelt er die Seele, niemals erfaßt seine Konstruktion aber das Leben der Seele.

Vor allem erschöpft der Charakter sich nicht in der Beziehung zu Sachen und Apparaten (wie bei der Reizschwelle, einem Gestalteindruck oder bei Gedächtniseinprägungen), vielmehr sprechen höhere Seelenbetätigungen erst an, wo Menschen auf andere Menschen in wirklichem Lebenszusammenhang aufeinander einwirken, wie bei Hilfsbereitschaft, Brutalität, Neid, Rachsucht, Nachgiebigkeit oder Herrschsucht. Im Laboratorium kann man auch nicht auf Kommando hin: „sei initiativ!", „zeige Führereigenschaften!", „sei hinterhältig!" Charakterzüge beliebig hervorlocken und prüfen.

Die bisherige Psychologie hat das Motto: „Person und Sache". All den gezeichneten Schwierigkeiten wollen wir begegnen — unter Rücksichtnahme auf die Entwicklungspsychologie — mit dem Gesichtspunkt „Person und Person". Für unsere neue Experimentalpsychologie wählen wir deshalb ein neues Prinzip des Zwei- und Mehrpersonenversuchs. Wir koppeln zwei oder mehr Personen durch technische Vorrichtungen oder geistige Mittel so aneinander, daß sie sofort mit beginnendem Versuch unweigerlich charaktermäßig aufeinander einwirken müssen, und daß hierbei eben der Charakter allein die entscheidende Rolle spielt, aber nicht irgendwelche sonstigen Fertigkeiten, Fähigkeiten oder Erlebnisse. Nach diesem neuen Prinzip haben wir bisher 80 Apparate und Anordnungen hergestellt[1]), eine Reihe weiterer befindet sich noch im Zustand der Eichung oder der endgültigen Konstruktion. Es sind zum Teil technisch außerordentlich komplizierte Großapparate, zum Teil einfachere Modelle oder geistige Anordnungen. Sie betreffen die mannigfaltigsten Charakterzüge, höhere seelische Verhaltungsweisen und Interessetendenzen. Methodisch benutzen wir vier Wege: 1. Es werden zwei Prüflinge als Partner aneinander gekoppelt, 2. sie wirken ohne Partnerschaft zusammen, oder drei und mehr Personen kooperieren, 3. der Prüfling reagiert gegen oder mit dem Prüfer, der seinerseits an eine feste oder variable Marschroute gebunden ist, und 4. der Partner bleibt imaginär. Je nachdem kombinieren wir damit das Prinzip der Gleichzeitigkeit, des zugweisen oder beliebigen Wechsels, der Stafette oder Serie.

---

[1]) Hans Henning, Der Mehrpersonen- und Partnerversuch. Bericht über den 10. Kongreß für experimentelle Psychologie in Bonn 1927; Charaktertests. Industrielle Psychotechnik 4, S. 270ff. 1927; Tests de Caractère, Méthodes et Appareils. Comptes rendus de la IVme Conférence Internationale de Psychotechnique à Paris 1927; Experimentelle Charakterprüfungen. Psychologie und Medizin 3, S. 19ff. 1928; Tagung des Reichsverbandes Praktischer Psychologen in Hannover 1928; Experimentelle Charakterstudien, herausgegeben von H. Henning: I. Das Partner- und Zweipersonenexperiment; II. Br. Th. Kunze, Charaktertests usw.; III. W. Luithlen, Führerauswahl und Psychotechnik; IV. M. Herrmann, Weitere Charaktertests usw. Zeitschrift für Psychologie 104ff. 1927 und folgende Jahre.

Digitized by Google

Damit kann man aber noch nicht drauflos experimentieren. Denn in anderer Hinsicht ist die Versuchsperson kein letzter Begriff oder Urgrund, kein Anfang der Forschung. Jeden Menschen beherrschen die Toten sogar noch mehr als die Lebenden. Ehe die „Person" ans Reagieren kommt, ist das Meiste schon entschieden: Abscheu und Sympathie, Ideal und Kultur. Die von früheren Generationen erschaffene Kultur hatte vorher das Wort, die Vererbung sprach zuvor, und der Zeitgeist gab seine Befehle. Selten ist die Person „Erzeuger", häufig nur Automat mit fertigen Produkten vergangener Dezennien, ein Empfangsapparat fremder Energien und Resonanz außerindividueller Vorgänge. In dieser Hinsicht, z. B. beim Abscheu, wird der Personalismus zur Selbstüberhebung der Person mit Scheuklappen gegen die wahre Herkunft des seelischen Gehaltes. Soll die Versuchsperson über die Entstehung dieser gar nicht in ihr entstandenen Momente ein Protokoll diktieren, so pflegt sie, wie Julian Hirsch zeigte, in nachträglicher Rationalisierung paraphrasierend „unanschauliche" Gegebenheiten zu melden; darin Erzeugnis der Person anzunehmen, wäre Trugschluß: auf die Einzelperson läßt sich nicht alles abstimmen. Wie es neben psychischen Elementen mit ihren Attributen zwischenelementare Beziehungen und Ganzeigenschaften gibt, die seit Hartley und John Stuart Mill von zahlreichen Psychologen erörtert wurden, so existieren außer der Person mit ihren Eigenschaften noch zwischenpersonelle und außerpersonelle Beziehungen, die sich aus der Einzelperson gar nicht herleiten lassen, wie schon der Völkerpsycholog Lazarus nachwies. Die Person ist als Individuum ein „Unteilbares", d. h. ein soziales Atom, welches in unterschiedlich konstituierten Komplexen jedesmal eine ganz abweichende psychologische Rolle spielt. Persona heißt wörtlich Maske, aus der je nach dem Stück, welches das Leben gerade intoniert (Robinsonade oder deutsche Großstadt, Renaissance oder Barock), eine ganz andere Rolle hervortönt. Auf der Bühne des Lebens ist die Person nur Schauspieler, allein die meisten Menschen kommen in ihrem Erdenlauf gar nicht dazu, ihr Bestes und Bösestes zu zeigen; in Durchschnittsbedingungen eingespannt, pendeln sie nicht von Pol zu Pol, und so bleibt ihr wahres Wesen, ihr „An sich" ihnen selbst häufig verborgen.

Entgegen Sprangers Definition „Psychologie ist Wissenschaft vom Einzelsubjekt" hat der Psychologe sich deshalb seit jeher auch mit kollektiven Gebilden befaßt: mit Gruppen, Massen und Völkern, mit sozialen Erscheinungen und Kollektivreaktionen der Kinder, mit politischer Psychologie, Entwicklungs- und Berufspsychologie. Neben der Empirie sind auch hier Experimente möglich: man hat Massenaufläufe experimentell erzeugt und untersucht, Münsterberg prüfte die gegenseitige Beeinflussung in der Gruppe auf der Grundlage von Mengenschätzungen, ein Schimpanse wurde im menschlichen Säuglingsheim fern von seinen Artgenossen aufgezogen, und heranwachsenden Kindern hielt man bestimmte Einflüsse des Milieus fern.

Auch wir ergänzen und unterbauen unsere Mehrpersonenexperimente mit entwicklungspsychologischem Material.

Digitized by Google

2. Das „Verstehen" des Charakters.

Heute schon aus unsern geringen Kenntnissen das Letzte und Ganze des Charakters definieren zu wollen, schiene uns verfrüht. Eine Reihe von Autoren sucht ihn zu begreifen als „hohen Grad der wertvollen Eigenschaften"; das wirkte recht verhängnisvoll: hier wird die Psychologie aufgefordert, Werte zu setzen, was ihr nicht zusteht; zugleich suggeriert man ihr, nach hohen Graden der Werte zu fahnden, womit ihr Blick einseitig auf geniale Persönlichkeiten und abstrakte Ideale gelenkt wurde. Uns liegt das Schulkind und der Durchschnittserwachsene am Herzen, welche aus jener Definition häufig herausfallen; auch glauben wir sicherer voranzukommen, wenn wir nicht dauernd den Gipfel fixieren, sondern bescheiden die jeweilige Wegstrecke des Anstiegs mustern. Auch gibt es „wertvolle Eigenschaften", die mit dem Charakter nichts zu tun haben. Deshalb wird man Klages zustimmen: unser nächstes Ziel muß „ein von moralischer Orientierung freies System sämtlicher Arten und Unterarten psychischer Dispositionen sein". Freilich glauben wir nicht, daß es ihm gelingen wird, die entwicklungspsychologischen Momente, vor allem den Wandel des Seelenstils im Laufe der Jahrhunderte so auszumerzen, daß sein System „sich entgegen den zeitbedingten Versuchen der heutigen als fähig erweist zur Assimilierung der Geistigkeit fremdester Völker, heterogenster Geschichtsepochen und einigermaßen noch des prähistorischen Menschen". Wie die Gleichsetzung von Charakter mit „sittlichem Wollen", so wäre auch die Definition des Charakters als „vorherrschende Willensrichtung" zu eng. Weiter hat man Charakter als „Persönlichkeit" definiert; vom einen wissen wir so viel und so wenig wie vom andern, mithin wird das Unbekannte nicht erklärend auf Bekanntes zurückgeführt. Zudem wäre erst auszumachen, was zur Persönlichkeit gehört, worüber weder die psychiatrischen noch die psychologischen Autoren einig sind; die indische Philosophie rechnet viel weniger vom innerseelischen Bestande zur Persönlichkeit, zum Selbst und zum wahren Individuum als die meisten europäischen Denker. Das philosophische Reisetagebuch des Grafen Hermann Keyserling zeigt schon bei flüchtiger Durchsicht die grundsätzlichen Unterschiede von Persönlichkeit und Selbst nach Theorie und Praxis in den einzelnen Kulturzonen des Globus, und jede Philosophiegeschichte weist uns auf den Wandel dieser Strukturen und Begriffe im Lauf der Jahrhunderte. Schließlich möchten wir den Charakter auch nicht als „Einheitlichkeit" formulieren, zumal manche Charaktertypen (z. B. Kretschmers Schizothymer und wohl auch Jaenschs Tetanoider) die Einheitlichkeit vermissen lassen; hochentwickelte Moral- und Charakterphilosophien Chinas nehmen sogar bis zu neun getrennte Seelen an. Aus solchen Motiven gesellen wir uns zu jenen Autoren, welche bescheiden das psychologisch erst zu durchforschende Neuland vorläufig abstecken, ohne dabei in nebensächlichen Zügen Charaktermomente zu sehen. Die sorgsame Katastervermessung führt im Neuland ohnehin nicht zu endgültigen Grenzen, weil jede neue Entdeckung die Marksteine verschiebt.

Wer im Leben Charaktere beurteilt, will damit zum Ausdruck bringen, was man von dem Betreffenden zu gewärtigen habe: etwa ob er aufdringlich, unverschämt, unehrlich, feig oder frech ist, und er will sich, anders wie der Philosoph, der post

Digitized by Google

festum analysiert, vorher darauf einstellen. In gleicher Weise bescheinigt das Zeugnis gewisse Dauereigenschaften des Schülers oder des Angestellten. Je konstanter die Anlage sich in vorkommenden Lebensfällen betätigt, je mehr der Charakter „Stäte" besitzt, wie das Nibelungenlied sich ausdrückt, je mehr er sich treu bleibt, um so eher spricht der Volksmund von „Charakter haben". Ebenso geht auch die Vererbungswissenschaft vor, wenn sie Charakterzüge der Individuen bestimmt und in Beziehung setzt. Mit all diesen analog geformten Charaktererfassungen kann die experimentelle Diagnose deshalb zur Bewährungskontrolle in Korrelation gebracht werden.

Methodisch sind wir ganz analog gestellt wie in primitiverem Feld der Tierzüchter: er konstatiert geistige Eigenschaften in Stichprobeversuchen (d. h. also in Tests) und in Arbeitsproben, danach wählt oder verwirft er das Exemplar bei seiner Auslese zur Dressur und zum Decken; ja, er kombiniert nach empirischen Regeln die richtigen Eltern, um bestimmte Charakterzüge im Abkömmling zu erzielen. In dieser Weise werden z. B. geistige Eigenschaften wie Wachsamkeit, Mut, störrische Natur in den offiziellen Schäferhundprüfungen untersucht und begutachtet, nach solchen Gesichtspunkten prämiiert man auch das Rennpferd oder andere edle Spezies.

Wo Jugendliche charakterologisch zu beurteilen sind, da fällt ganz außer Betracht, was große Geister über große Ereignisse dachten, und welche kulturphilosophischen Werte die abstrakte Geisteswelt regieren. Wie Sokrates stehen wir auf dem Markte des Lebens und blicken in die Arbeitsstätten des Handwerks, aber nicht zum Mond. In Deutschland besuchen schätzungsweise 4% der Bevölkerung die höheren Lehranstalten, akademische Gesichtspunkte entfallen demgemäß bei den übrigen 96% der Volks- und Mittelschüler. Wenn wir aber hinzufügen, daß heuer im Jahre des Dürerjubiläums 98% der unabhängig voneinander befragten Abiturienten und Mittelschüler in Albrecht Dürer ihren Lieblingsmaler sehen (an zweiter Stelle rangiert Schwinds „Morgenstunde"), um nur ein Beispiel unserer Kulturaufnahmen anzuführen, dann sieht man, wie wenig Einblick in den Charakter die Kulturwerte vermitteln. Dererlei unterrichtet eher über den Lehrplan und seinen Erfolg. Ob der zu befördernde Beamte oder der kaufmännische Anwärter Michelangelo oder Pechstein bevorzugt, das interessiert weder den Staat noch den Arbeitgeber; ob der Anwärter eher zu Beethoven oder zu Spinoza neigt, das spricht nicht mit. Hier wird sogar die Religion „eine Privatangelegenheit"; die Zugehörigkeit zu Werten einer bestimmten Konfession bei der Auswahl des Bewerbers in Ansatz zu bringen, wäre nur unsachliche Zurücksetzung oder Machtpolitik, wie die Bevorzugung von Bekennern eines bestimmten Wertsystems zur gefährlichsten Protektionswirtschaft führt.

Wenn Spranger definiert: „Verstehen heißt in die besondere Wertkonstellation eines geistigen Zusammenhanges eindringen", wobei unter Werten geisteswissenschaftliche Abstraktionen verstanden werden, so gilt das für theoretische Fragen einer speziellen Kulturphilosophie, berührt aber niemals die Beratung von Jugendlichen, die Auslese von Beamten und Prokuristen oder rein psychologische, mithin wertfreie Charakterprobleme, z. B. der Suggestibilität oder Gedankenlosigkeit. In

Digitized by Google

der empirischen Charakterforschung heißt „Verstehen", zumal es keine geschlossene psychische Kausal- und Funktionskette gibt, nicht lediglich „den innern sinnvollen Zusammenhang im Sein und Tun, im Erleben und Verhalten eines Menschen auffassen". Ein innerer sinnvoller Zusammenhang ist nicht immer vorhanden, selbst die Psychoanalyse kann nicht in schlechterdings alles ihren unbewußten Sinn hineinpressen, vielmehr bleibt stets ein gutes Teil „apsychonomer" und sinnloser Reaktionen übrig, wie in sinnloser Wut, blindem Argwohn, instinktiven Halbheiten, Konfusion, Irrtümern und Fehlhandlungen, die man später bereut. Indessen zielen wir tiefer: nach Spranger „muß die individuelle Seele gedacht werden als ein sinnvoller Zusammenhang von Funktionen, in dem verschiedene Wertrichtungen durch die Einheit des Ichbewußtseins aufeinander bezogen sind", wobei die Wertrichtungen ihrerseits definiert werden „durch spezifische normative Wertgesetze, die den verschiedenen Wertklassen entsprechen". Wo der Psychologe ein bestimmtes Individuum charakterologisch verstehen will, da ist er nicht auf Wertrichtungen angewiesen, Spranger selbst geht ja darin mit uns einig, daß es nicht Sache des verstehenden Psychiaters und Psychologen ist, Werte zu setzen. Beim schlichten Mann des Volkes sind viele Wertklassen auch nur eingetrichtert oder lose angeklebt. So haben wir zu beweisen, daß eine individualdiagnostische Charaktererfassung ohne Werte, ohne normative Faktoren und ohne geisteswissenschaftliche Methodik möglich ist.

Nehmen wir einige Beispiele: Der Lehrer sieht einen albernen Schüler bei den unmöglichsten Gelegenheiten herausplatzen, ja ohne entsprechenden Anlaß in sinnlose Lachkrämpfe ausbrechen. Mit irgendwelchen Werten ist diese Charaktereigenschaft der Albernheit nicht zusammenzubringen; wir verstehen sie aus der Anlage, die wir experimentell prüfen werden, und könnten auf neurologische Hypothesen hinweisen, daß die in sinnlose Lachkrämpfe ausartende Albernheit vielleicht durch Wachstumsanomalien in der Gegend des Putamen bedingt ist, die von selbst verwachsen, andernfalls geheilt, aber nicht bewertet oder bestraft werden sollten. Wenn der Fürsorgezögling in den zwecklosesten Bagatellen des Schreibtischs im Spontanraum herumschnüffelt oder mit blinder Zerstörungswut alles kurz und klein schlägt, so benötigen wir keine geisteswissenschaftlichen Normen zum Verstehen. Soll der Charakter eines Irren bestimmt werden, der im Wahn lebt, er sei Kaiser von China, so folgt niemals aus der Geisteswissenschaft und ihren Werten, ob er an Paranoia oder Paralyse leidet und wie seine Charakterstruktur im einzelnen zu „verstehen" ist. Für Individualdiagnosen bleibt die an kulturellen Objektivationen orientierte Geisteswissenschaft unzuständig. Solche Ansprüche konnte sie nur erheben, weil Spranger unter „Psychologie" nicht die moderne Strukturpsychologie „versteht", sondern die Elementarpsychologie etwa vom Stande des Jahres 1900, wie ihm jede fachpsychologische Richtung bescheinigte, — und daß Psychotechnik und Berufsberatung bei ihm ebenfalls nur mit ihrer veralteten Anfangsform figurieren. Das wird sofort klar, wenn Spranger einmal seine Wertmethodik — wir wollen nicht einmal sagen: auf einen Menschenaffen oder Säugling, sondern auf einen kulturlosen Erwachsenen anwenden würde.

Digitized by Google

Wenn er schließlich definiert: „Sinn ist immer ein Wertbezogenes", so ist das ein „Sinn" dieses in zahlreichen Bedeutungen[1]) schillernden Ausdruckes „Sinn", der sich für unser charakterologisches Feld weniger empfiehlt. Man kann Charaktereigenschaften sinnhaft ohne jede Bewertung feststellen, etwa konstatieren, jemand habe Initiative oder andere Eigenschaften. Nicht einmal der Bewertungsmaßstab früherer Dezennien, der fiktive Normalmensch ist dazu erforderlich. Wenn überhaupt — dann aber nach und unabhängig von der psychologischen Untersuchung — ein Charakterzug bewertet wird, sprechen geisteswissenschaftliche Werte bei uns nicht mit, sondern der Berufsberater überlegt etwa, wo der fragliche Zug sich beruflich und menschlich am ehesten einpasse. Allein ein und derselbe Charakterzug ist im einen Berufszweig schädlich, im andern nützlich; auch fordern manche Berufe Charaktereigenschaften, welche der Ethiker nicht gerade zu den guten rechnet.

Mit alledem soll kein Berufscharakter aus dem Gesamtcharakter herausgehoben werden, wir stellen nur gelegentlich die dem Lehrer wichtigen oder dem Berufsberater bedeutsamen Züge in den Vordergrund, beziehen uns aber ebenso auf außerberufliche und allgemein-psychologische Strukturen. Übrigens ist ein bestimmtes Moment, z. B. die Veranlagung zu Perseverationstendenzen, in manchen Fällen, wie G. E. Müller und Ach zeigten, durchaus berufswichtig; in andern Konstellationen liegt es außerhalb der beruflichen Kreise. Besonders solche Handlungen erweisen die Unentbehrlichkeit der Psychologie, welche mit gleichem logischen Recht aus den allerverschiedensten Anlässen sinnhaft hergeleitet werden können. Ein Beispiel: einer Verwandten, die Sonntags das Mittagessen bei mir einzunehmen gewohnt war, verbot der Arzt das Weintrinken; trotz steter Hinweise stellte das Mädchen ihr noch ein volles Jahr hindurch ein besonderes Weinglas ans Gedeck. Dieser in charakterologische Felder übergreifende Zug kann (wie in unserem Beispiel) daran liegen, daß viele Ungebildete einen durch frühere Betätigung gestifteten Komplex nur schwer aufzuspalten vermögen; derselbe Effekt könnte extremen Einsteller- oder Perseverationstypen unterlaufen, auf Nachlässigkeit, Widersetzlichkeit, Verführungsabsicht, Kritik am Arzte und anderes zurückgehen. Wie wollte man ohne Psychologie den wahren Anlaß ermitteln und dieses Wesen verstehen?

In jedem Fall bleiben die Sinnbezüge, so apriorisch und logisch sie sich auch präsentieren mögen, doch subjektive Erzeugnisse des Betrachters. Wir meinen damit nicht so sehr den Umstand, daß ideengeschichtliche Sinnbezüge, z. B. über den romantischen Menschen oder über Wesenhaftes in Böcklins Kunst im Bewußtsein der romantischen Dichter oder Böcklins nicht anzutreffen sind und jene davon nie etwas gewußt haben. Sondern bis in rein philosophische und mathematische Sinnbezüge hinein spielt die entwicklungs- und völkerpsychologische Typik eine Hauptrolle. Schon Boltzmann hatte gezeigt, daß die Sinndiktion der Maxwellschen Theorie nach den Regeln einer Beethovenschen Symphonie aufgebaut und zu verstehen sei, und Pierre Duhem wies ausführlich in seinem Werke „Ziel und Struktur der physikalischen Theorien" nach, wie sehr die Sinnstiftungen und Bezüge

[1]) Man vergleiche auch G. Kafka, Verstehende Psychologie und Psychologie des Verstehens. Archiv für die gesamte Psychologie Bd. 65. S. 7—40. 1928.

Digitized by Google

aller mathematisch-physikalischen Theorien völkerpsychologisch diktiert sind, so daß z. B. ein Franzose Mühe habe, die ihm selbst ganz unkonforme Sinndarstellung eines englischen Physikers zu verstehen.

Gestützt auf seine an Blaise Pascal angelehnte Typik des verstehenden Intellektes (die wir in einem Werke über Ernst Mach kommentierten), zeigt er, daß ein Gleiches für die Dichtung gilt: der eine Typus schildert und versteht Charaktere nur aus einigen wenigen Wesensabstraktionen (wie der Franzose die Gestalten Corneilles und Molières), allein er ist außerstande, Shakespeares Hamlet und Macbeth oder die Romancharaktere von Dickens oder George Elliot zu „verstehen": die ausführliche Fülle neuer Einzelbilder bei der Charakterschilderung kann er nicht fassen, nach einem Viertel der Charakterentwicklung hat er den Anfang wieder vergessen, ja, so bekennt Duhem weiter, er erschrickt vor dem Vorbeimarsch immer neuer Züge „wie in einem quälenden Traum". Sein Geist sehnt sich nach Beschreibungen, die in drei Zeilen das Wesenhafte des Charakters abstrahieren: alles andere ist ihm Chaos. „Der englische Zuschauer weiß von solcher Arbeit nichts", er begnügt sich, die Überfülle der Charakterzüge „in ihrem lebendigen Zusammenhang zu sehen". Dieser Gegensatz läßt sich psychologisch ebensogut an der Gegenüberstellung von Molière und Shakespeare wie einer solchen von Descartes und Bacon illustrieren, wie Duhem das unternimmt, er gilt ebenso in der Musik und Kultur. Insofern sind geisteswissenschaftliche und verstehende Sinnbeziehungen häufig völkertypisch gefärbte Abstraktionen und manche Werke der philosophischen Charakterologie ein völkerpsychologischer Spezialfall des Kapitels „Deutsche Seele".

3. Charakterforschung „von oben" und „von unten".

Wir halten uns an den Durchschnittsmenschen und nicht an das von vielen Charakterologen bevorzugte Genie, geben also keine Charakterologie „von oben", sondern eher „von unten" oder besser: „aus der Mitte". Beide Richtungen trennt eine tiefe Kluft, sie gehen ganz verschiedene Wege, sie blicken nach andern Zielen, nicht einmal das Maß ist ihnen gemeinsam.

Die erste läßt sich am besten durch Sprangers „Lebensformen" illustrieren. Diese Typen sind, worauf Krueger als erster wies, nicht etwa entwicklungs- oder strukturpsychologisch, sondern naturalistisch gewonnen, indem die Hauptsachgebiete der Kultur in materialer Hinsicht aufgezählt werden. Über seine „Grundtypen der Individualität", den theoretischen, ökonomischen, ästhetischen, sozialen, religiösen und Machtmenschen, bemerkt Spranger selbst, sie seien „nicht etwa Photographien des wirklichen Lebens", sondern mit einer „isolierenden und idealisierenden Methode" gewonnene „zeitlose Idealtypen, die als Schemata oder Normalstrukturen an die Erscheinungen der historischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit angelegt werden sollen". Diese sogar von der Wandlung des Seelenstils unabhängige Normaltypik und mit ihr manch andere zeitbedingte (z. B. Spenglers apollinische, magische und faustische Seele) zielt gar nicht auf „psychologisches Verstehen" des Einzelmenschen ab, sondern auf Idealschemata prominenter geistiger Strömungen, gesehen durch die Brille des philosophisch gebildeten Kultur-

Digitized by Google

forschers. Wie abweichend würde z. B. ein Kriminalist einteilen! Das weiß Spranger selbst: „Typen sind nicht letzte Ziele", sondern Hilfsmittel des Erkennens für die „Geschichtsauffassung". Wenn die Berufsämter allerorten darauf weisen, daß Sprangers Typenlehre noch niemals auf ein Individuum anzuwenden war, so befinden wir uns damit inmitten der zweiten Art von Charakterologie. Hier will der Praktiker Menschen diagnostizieren, die vor ihm stehen; dort strebt der philosophisch Interessierte nach einer geisteswissenschaftlichen Kategorienlehre.

Nicht einmal der Stoff ist beiden gemeinsam. Die Charakterologie „von oben" abstrahiert ihre ideengeschichtlichen Sinnbezüge und Idealtypen mit Vorliebe aus dichterischen Figuren, selbst wenn sie wie Faust, Eugen Onegin oder Raskolnikow niemals gelebt haben. Solche Phantasiegestalten kommen nicht ins Sprechzimmer des Berufsberaters. Die empirische Charakterologie würde auch sofort fragen: waren denn Tasso und Egmont oder Tell, Maria Stuart und Wallenstein im Leben tatsächlich so, wie der Dichter sie schildert? Wo bleibt der Wahrheitsnachweis? Und er würde fortfahren: die prähistorischen Menschen bei Claude Anet oder Johannes Jensen sind wie die Figuren des archäologischen Romans von Ebers bis Dahn und zahlloser historischer Stücke in ihrer Seelenstruktur Kinder des 20. Jahrhunderts, sogar Goethes Iphigenie ist im Aufklärungszeitalter geboren und Grillparzers Hero eine Wienerin, die Bauern von Berthold Auerbach bis Ganghofer sind zurechtfrisiert, und wo ein Meister des französischen Romans, sogar ein Balzac, die deutsche Seele schildert, da zeichnet er Franzosen. Was vom strikten Schlüsselroman abweicht, ist eine nach Idealschemata erfundene Phantasiekonstruktion, die sich in keinem lebenden Individuum verwirklicht vorfindet. Wer einen Antrag auf Überweisung in Fürsorge zu begutachten hat, begründet nicht mit Shakespeares Verbrecherszenen, Schillers Räubern oder Gorkis Landstreichern, sondern greift nach empirischen Hilfsmitteln. Für ihn gilt die im Leben anzutreffende Tatsachenwahrheit, die sich einer gerichtlichen Feststellung analog verifizieren läßt. Die Charakterologie „von oben" fragt hingegen nach bloßer Denkwahrheit, welche mit innerer Notwendigkeit in abstrakten Sphären fern vom Leben herrscht. Ihre Sinnbezüge sind Fiktionen, und die Idealtypen, mit denen sie arbeitet, entstehen durch umbildende Auslese: die Charaktere werden dadurch aus ihrem Individualleben ins abstrakte Reich erhoben, daß der Dichter zunächst all die tausend Banalitäten und Zufälligkeiten des Alltagslebens mit ihren kausalen Folgen ausmerzt, je nach seinem Vorwurf die Züge mildert, hervorhebt und ändert, wonach er sie zu allgemein-menschlichen Werten steigert. Die Gestalten der Bühne befinden sich meistens nur in einer einmaligen Situation (Tells Apfelschuß), im Zustand eines besonderen seelischen Aufschwunges, der nach festgezimmertem Schema abläuft (Exposition, Entwicklung, Höhepunkt, Peripetie, Lösung) oder konventionelle Phasen durchmacht bis zum happy end oder dem Tod. Oder die Entfaltung des Charakters rollt zur Erzeugung der Spannung (in Rosmersholm oder sonst bei Ibsen, immer in Detektivstücken) chronologisch rückwärts in die Vergangenheit. Man halte uns aber nicht den Entwicklungsroman entgegen: wo wäre ein Entwicklungsroman zu finden, der sich mit Idealtypen befaßt? Hier steigt der Dichter, sogar Goethe im Wilhelm Meister,

Digitized by Google

bedingungslos in den Alltag hinein, wo jene Idealtypen nicht anzutreffen sind. Jetzt fehlt aber auch der innere Zwang, der Antigone oder Rüdiger von Bechlarn stürzt; der Dichter kann seinen Helden reich oder arm, glücklich oder unglücklich werden, Treue brechen oder halten lassen, ihn jung mit Dementia praecox oder als berühmten Greis entlassen. Er mag auch — wie Gottfried Keller beim Grünen Heinrich — zwei entgegengesetzte Versionen schreiben, die beide gleich fiktiv sind, während das Individualleben nur die eine Realität ist.

In seiner wertfreien Charakterologie will Klages von den „listigen Apparaten", welche der große Scharfsinn des Psychologen erfunden habe, ebensowenig wissen und macht „eine Wendung, wenn man will, zur Scholastik, richtiger zum Altertum, das mit seinem Hang, im Namen den Erklärungsgrund der Sache zu suchen, hinsichtlich der Probleme des Innenlebens auf rechtem Wege war". Da man Namen erst verstehen muß, bleibt der Forscher in egozentrische Kreise gebannt auf die Selbstbesinnung angewiesen: „wieviel Eigenschaftsunterschiede wir an uns selber entdecken, so viele Eigenschaften der Charaktere sind wir zu begreifen imstande"; wäre der Forscher „freilich nicht aus sich selbst mit der Regung vertraut", dann „verstände er nicht einmal den Namen". „Der geheime Drahtzieher unserer Selbstbesinnungen ist eine vorbewußt übernommene Sprache". Wer „zehn Jahre lang nichts anderes täte, als Wörter und Wendungen über die Menschenseele zu befragen, der wüßte von dieser mehr als alle Wesen vor ihm" und „schätzungsweise tausendmal mehr, als man mit Hilfe von Beobachtung, Apparat und Experiment am Menschen selber bisher ermitteln konnte". Nein, dann hätten wir erst fünf Sinne, deren einer mit der Gefühlswelt identisch wäre, man wüßte nichts von Farbenblindheiten und Gedächtnisgesetzen, nähme Geisteskranke als tiefsinnige Sonderlinge und manchen Normalen für verrückt, steckte in Aberglauben und hielte bloße Analogien für innere Verwandtschaft. Niemals kann der Psychiater, Psycholog und Kriminalist zum linguistischen Philologen werden. Die Mängel der Popularpsychologie, welche den Sprachgeist bildet, sind sattsam bekannt, deshalb empfiehlt die Etymologie sich nicht als psychologisches Forschungsmittel, sondern als hochinteressanter Forschungsgegenstand. Klages tadelt die Psychologie wegen ihrer Fachausdrücke und verweist sie auf einen besseren „Ermöglichungsgrund" der Seelenkunde, auf die von „Geschlecht zu Geschlecht" zugeschärften „gewachsenen Wortbedeutungen" mit ihren „jahrtausendalten Verwitterungen". So dachte die ältere romantische Volkskunde, die Hans Naumann überwand, indem er zeigte, daß es sich nicht um von unten gekommenes Gemeinschaftsgut eines mystischen Volksgenies handele, welches so ungefähr das Gegenteil von dem ist, was der Massenpsycholog und Kulturforscher beim unteren Volke antrifft, sondern um von oben herabgesunkenes Kulturgut. Wie Klopstock das Wort „Vaterland" prägte, ebenso steht auch sonst am Anfang nicht die Volksgemeinschaft, sondern ein kluger, nicht immer anonymer Kopf. Übrigens bestanden die deutschen Hauptworte, namentlich die zusammengesetzten, welche man in wissenschaftlichen Werken und Romanen benutzt, großenteils zur Zeit des dreißigjährigen Krieges noch nicht. Wir stehen jedenfalls dem deutschen Sprachverein näher als Klages. Seine Hauptbegriffe — wir wählen Beispiele seiner Kategorientafel — entstammen nicht gerade

Digitized by Google

dem Volksmund: Ressentiment, Retrospektivität, Dominationstrieb, Protektionslust, Satanismus, regibel, reaktiv usf.; auch bevorzugt er fremdsprachliche Ausdrücke, wie Hybris, Kaprice, Prätention, Suffisance, Koketterie, er liebt Nietzsches und eigene Neubildungen und macht Anleihen bei den verschiedensten Spezialwissenschaften, z. B. Beziehungswahn, Utopismus.

Wenn auch nicht zur Volksetymologie, so wird die Charakterlehre von Klages doch zur philosophischen Etymologie, welche hauptsächlich über drei Grundsätze verfügt: 1. die sprachliche Untersuchung verwandter und doch zugleich gegensätzlicher Beziehungen, 2. die Zerlegung solcher Namen, welche das komplexe Zusammenwirken mehrerer Anlagen angeben, endlich 3. die deduktive Prüfung der Namen auf unmittelbaren Charakterinhalt.

Dieser Nominalismus, der ebenso der Entwicklungs- und Völkerpsychologie wie der Linguistik Tribut zahlen muß, atmet nicht den Geist der modernen Strukturpsychologie, sondern der alten Elementarpsychologie. Wo wir von andersartigen Strukturen reden, hält er den von der Psychologie aufgegebenen Quantitätsbegriff aufrecht, indem er zwischen Charakterzügen „teilbare Reihen" annimmt, z. B. vom „Nullpunkt der Abulie bis zum Vielfachen meiner Willensstärke", die eine „endliche Größe" bleibt. Oder wir erhalten gar mathematische Formeln des Charakters: $Eg = Lg/Tg = 1/1/3$, wobei *Eg* die Gefühlserregbarkeit, *Lg* die Gefühlslebhaftigkeit und *Tg* die Gefühlstiefe ist. Analog kommt er auch bei der Willenserregbarkeit und Äußerungsfähigkeiten zu Quotienten schematischer Formeln.

Im einzelnen ist diese Charakterlehre dazu verurteilt, Sprachpsychologie mit freiwilliger Beschränkung auf gewisse Wortklassen zu bleiben. Eine psychologische Analyse des Charakters, die er selbst noch gar nicht begann, sondern durch graphologische Verfahren ersetzte, ist damit ebensowenig durchführbar wie eine Individualdiagnose. Denn die Charakterworte sind nur abstrakte Begriffe für Komplexe, die für jedes Individuum und in jedem einzelnen Lebensfall eine ganz andere Bedeutung bekommen; keineswegs aber liegt im Wort (z. B. Ressentiment) ein Sinn, der immer gleichartig verstanden würde, so oft dieses Wort ertönt. Aus „Namen" läßt sich unsere „Sache" nicht herleiten: Klages selbst weiß, daß viele Charakternamen dem Altertum fehlten, und fast sämtliche Charakterworte, die sein Text oder seine Kategorientafel benutzt, gehen sprachgeschichtlich nicht weiter zurück als bis zu Goethe und Wieland, den Schöpfern unserer neueren Sprache. Nach seiner eigenen Theorie haben also vor Goethe keine solchen Charaktereigenschaften existiert. Sprachverschiebungen wären Charakterverschiebungen der Völker. Wenn der Name den Charakter bände, müßte sich die Sprache mit der Entwicklung und dem Wandel des Charakters selbsttätig ändern, und tritt ein neuer Charakterzug hervor, dann müßte automatisch auch das neue Wort auftauchen. Die prästabilierte Harmonie zwischen Wort und Charakter kommt bei Klages zustande, weil er den Sinn des Wortes nicht im Psychischen sucht, sondern in nominalistischen Abstraktionen. Diese ergreifen den Charakter im Individualfall nicht: wenn der Verschwender das Wort „Geiz" oder der Bescheidene das Wort „Größenwahn" richtig versteht und benutzt, damit ist über ihren Charakter noch nichts ausgesagt. Für die Individualpsychologie sind auch nicht gewisse Namen

Digitized by Google

charakterologisch bevorzugt, sondern in jedem Wort kann der Charakter liegen, z. B. wenn jemand statt „ist" sich ausdrückt: „sein könnte", oder wenn er einen Fluch benutzt; das charakterisiert ihn und ist Auswirkung des Charakters, aber nicht das beliebige Im-Munde-führen eines jahrhundertealten charakterologischen Substantivs.

Seiner ganzen Wesensart nach ist das etymologische System von Klages ein Bruder des Sprangerschen; es stimmt sich auf sprachliche Objektivationen ab wie jenes auf kulturelle Objektivationen. Beide sind in gleicher Weise Charakterologie „von oben" und ermöglichen niemals eine Individualdiagnose oder den Ausbau einer Lebenscharakterologie „von unten".

Man verstehe uns recht: wir lieben beide Arten der Charakterkunde, aber wir müssen angesichts der heillosen Verwirrung und der Mißverständnisse die eine vor dem Psychologismus und die andere vor dem Philosophismus warnen.

Was leisten nun beide für die Diagnose? Wo Spranger eine bestimmte Person diagnostiziert, z. B. in seinem am 15. Februar 1928 verlesenen Gutachten im Mord- und Liebesprozeß Hilde Scheller-Paul Krantz, da läßt er seine „Grundtypen der Individualität" als nicht am Platze gänzlich fort, es schweigt auch die gesamte „verstehende" Psychologie. Vielmehr wendet er allgemeine Tatsachen der generellen Jugendpsychologie, z. B. den Weltschmerz des Pubertätsalters, auf den Angeklagten an und urteilt mit gesundem Menschenverstand, wie jeder Lehrer in der Schule seine Zöglinge zu beurteilen gewohnt ist. Wenn hingegen der Moabiter Gefängnislehrer Seemann dreiviertel Jahre lang Paul Krantz im Kreis anderer Häftlinge beobachtet, um für sein Parallelgutachten ein vollgültiges Charakterbild zu gewinnen, und er dabei z. B. feststellt, daß Krantz nachgiebig, bestimmbar und seinen Kameraden an Initiative unterlegen sei, so hätten wir dieses letztere in wenigen Minuten an unsern neuen Apparaten experimentell gesichert. Der Gegensatz springt jedenfalls hervor: im ersten Gutachten deduktive Anwendung allgemeiner Theorien, im zweiten Individualbeobachtung des Zusammenlebens im Kreise der Kameraden. Dieses letztere, zusammen mit exakten Experimenten, wäre ein Beispiel für unser neues System.

Unsere Charakterprüfung selbst erhebt sich auf breiter Unterlage. Bevor sie beginnt, hat schon der Lehrer geurteilt, der Schularzt hat untersucht, die Eltern wie der Jugendliche selbst wurden im Jugend- und Berufsamt ausgeforscht, ihr Milieu und Besonderheiten sind recherchiert, und dieses ganze Material fließt dem Eignungsprüfer rechtzeitig zu. Im Danziger System werden die Jugendlichen, denen man tags zuvor schon jede eventuelle Prüfungsangst mit besonderen Methoden nahm, in etwa 50 Funktionen im Einzelversuch geprüft, mit Tests und auch mit Arbeitsproben (z. B. am Apparat der Auftragserledigung von Moede und der Reichsbahn), welche das taktische Verhalten und Charakterologisches zu beobachten sowie in Stufen und Typen zu fassen gestatten. Das Bildungs- und Kulturniveau wird aufgenommen, der Konstitutionstypus (Kretschmer, Jaensch usf.) bestimmt. Fragen nach dem „Als-ob-System" haben Unklarheiten beseitigt; es sind dies ausgeprobte Erkundigungen, welche den Bewerber nach Art eines Gedankenexperiments in bestimmte Lagen versetzen. Schon ehe es eine Psycho-

Digitized by Google

technik gab, hat man für Anwärter des katholischen Priester- und Ordensstandes, wie Lindworsky erzählt, ein besonderes Verfahren zur Erfragung herausgebildet, die Schule benutzt es in Aufsätzen: „was würdest du tun . . .?", der Berufsberater hält hierfür sowohl eine Sammlung von Werkstücken aller Gewerbe und reichhaltiges Demonstrationsmaterial, als auch rein geistige Systeme bereit. Aber keine sittlichen Gesinnungsprüfungen wie das Fernald-System, welche in der philosophischen Charakterologie noch herumspuken; denn Fürsorgezöglinge lösen solche Fragen meist besser als Normale, ohne daß bei ihnen zum sittlichen Verständnis, welches in jenen Fragen allein erfaßt wird, die sittlichen Triebkräfte des Handelns hinzuträten. Schließlich liegt das Gesamtgutachten vor, welches aus alledem synthetisch die Persönlichkeitsstruktur mit ihren Kompensationsmöglichkeiten angibt. Daraus wird die Berufsdiagnose hergeleitet, die niemals generell gefaßt ist, sondern immer speziell, also z. B. nicht auf „Verkäuferin" schlechthin, sondern „für Juwelen- und Textilbranche als Verkäuferin ungeeignet, für Kolonialwaren zu empfehlen", „nur für einfacheren Betrieb", „muß als Alleinlehrling zu pädagogisch verständigem Meister", wie der Berater überhaupt mit den Lehrherren alles durchspricht. Natürlich spezialisiert man ebenso bei rein geistigen Berufen, wie ich dies für den selbständigen Kaufmann und die Sparten des Redakteurs schon früher (auf dem Marburger Psychologenkongreß 1921) darlegte. Der absolut unkaufmännische Arzt muß in Kommunal- oder Staatsdienst gehen, wohingegen beim Typus des „Sanatoriumhoteliers", der sich Spezialärzte hält, die medizinische Anlage stark hinter der kommerziellen zurücktritt.

Erst wenn das sonstige Gesamtgutachten vorliegt, fügen wir als Ergänzung der Eignungsprüfung unsere Charakterdiagnosen an. Diese Beratungspraxis, welche gewissenhafte Beamte Tag für Tag in zahlreichen Berufsämtern zum Segen der Jugend und zur anerkannten Förderung des Wirtschaftslebens pflichttreu ausüben, hat sicher noch sehr viele Mängel, welche dem Praktiker am ehesten auffallen. Hingegen drücken ihn manche Sorgen weniger, welche der theoretische Charakterologe auf dem Herzen hat. Hier liest man häufig den Einwand: es gebe keine Gewähr, ob jemand, der während der Eignungsprüfung sorgfältig, fleißig, aufmerksam ist, es auch im späteren Berufsleben sein werde. Jedem Pädagogen und Universitätsakademiker, mir selbst erging es nicht anders, fällt dieses Bedenken zuerst ein. Aber der Ingenieur erwidert: wenn beim Industrielehrling solche Eigenschaften in der Prüfung erwiesen sind, dann holt der Beruf sie unweigerlich heraus; ob er nun am laufenden Band steht, in Gruppe oder einzeln arbeitet, bei den strengen Kontrollen des modernen Betriebes kommt er gar nicht dazu, öfters „Murks" zu machen. Da gibt es nur eine Alternative: Betätigung der berufswichtigen Züge oder Entlassung mit den bekannten Folgen. Da das laufende Band (welches im Danziger Steueramt schon eingebaut ist), Bureaumaschinen, mechanische Kontrollen und die Rationalisierung sich in absehbarer Zeit die Bureaus des Staates, der Kommunen und des Privathandels erobert haben werden, gelten hier bald ähnliche Bedingungen. Die zunehmende Organisation tut ein Weiteres: Ärzte, welche aus Faulheit ihre Patienten nicht besuchen, würden ebenso von der Ärztekammer kassiert, wie Anwälte, welche die Termine der Klientel verbummeln, von

Digitized by Google

der Anwaltskammer. Im gleichen Sinn wirkt die Objektspsychotechnik: sie merzt durch Umkonstruktion des Arbeitsplatzes, der Arbeitsgeräte und Verfahren die Fehlhandlungen, ja die Möglichkeit der Betätigung von schlechten Charakterzügen zunehmend aus. Berufsunfälle werden z. B. nicht lediglich durch Bestimmung des Typus „Pechvogel" (der unfallerleidende Typ ist nach Marbe identisch mit dem unfallerzeugenden) in der Eignungsprüfung verringert, sondern ebenso durch psychotechnische Anlernverfahren, Betriebskontrollen, Sicherungsvorrichtungen usf. So geht man auch sonst vor. Deshalb konnte uns die Industrie sagen: wir brauchen nicht jede Nuancierung der Charaktere, sondern wenn ihr mit den neuen Charakterapparaten nur die extremen Veranlagungen nach oben und unten herausfindet, die etwa 5% des Menschenmateriales ausmachen, dann ist uns geholfen. Nur mit den Bedürfnissen der Praxis, aber nicht durch bloß ausgedachte Beispiele ist die Eignungsprüfung zu kritisieren, und zwar nur aus dem Gesamtsystem der Subjekts- und Objektspsychotechnik heraus. Hieran allein orientiert sich ihr Fortschritt.

4. Die Lebensresonanz der Prüfung.

Die Vieldeutigkeit der Charakterzüge, unter welcher die deduktive Charakterologie so stark leidet, scheint jedes Experiment illusorisch zu machen. Sobald man empirischen Boden betritt, verschwindet diese Vieldeutigkeit recht wesentlich: hier sieht man keineswegs „dieselbe" Charakteräußerung aus verschiedenen Quellen entstehen, vielmehr lassen Ströme und Bäche sich bis an ihren echten Ursprung zurück verfolgen. Nehmen wir das Hauptbeispiel der bisherigen Diskussionen, die Lüge. Bekanntlich ist die Lüge des Kleinkindes gar keine Lüge, sondern ehrliche Abwehrreaktion, sein Nein sagt nur, daß die Folgen (Prügel) nicht gewünscht werden. Die Notlüge des Arztes ist einfühlendes Mittel der Suggestivtherapie, um fachmännisch im Kranken psychogene Effekte auszulösen oder Schädigungen prophylaktisch zu verhindern; sie rechtfertigt sich also erfolgsethisch. Die Lüge des Diplomaten ist spezifische Mimikry, die sich aus dem System von Metternich herleiten läßt; er nahm bekanntlich an, sein mit biologischen Begriffen errichtetes System (daher die medizinischen Ausdrücke: Volkskörper, Krise, kranker Staat, Degeneration usf.) sei erlernbar; jedenfalls ist die diplomatische Lüge für die Motiv- und Erfolgsethik nicht immer verwerflich. Zeitungsenten sind nur unsorgfältige kritiklose Arbeit ohne ernste Täuschungsabsicht des Redakteurs. Wirklichkeitsabgewandte Spielregeln fordern das Bluffen beim Poker, der gesellschaftliche Takt verlangt konventionelle Lügen im Salon, die aus Rücksichtnahme geboren sind. Bei den allermeisten Wünschen kleiner Leute, gegen Nachbarn eine Klage auf verleumderische Lüge anhängig zu machen, muß der Anwalt erklären, das Gesetz formuliere derartige Vorkommnisse nicht als Lüge; bis in die Nuance des „dolus eventualis" macht das Gesetz scharfe logische Unterschiede. Die Pseudo-Vieldeutigkeit entsteht nur durch Unbeholfenheit oder saloppe Anwendung der Sprache. Da wir den Jugendlichen z. B. auf seine Disposition zur Angst prüfen, hebt eine durch Ängstlichkeit bedingte Lügenhaftigkeit sich von derjenigen eines Psychopathen oder Fürsorgezöglings ab. Die Formen der Lüge lassen sich empirisch

Digitized by Google

scheiden, wenn man die einzelnen dispositionellen Nährböden der Lügenhaftigkeit (Eigennutz, Übertreibungssucht, Renommisterei, Unzuverlässigkeit, Furchtsamkeit, Schamhaftigkeit usw.) ebenfalls untersucht.

Immerhin müssen wir zugeben, daß die jugendlichen Verbrecher mit den bisherigen Einpersonen-Methoden nicht zu erfassen sind. Die Schule wird häufig nicht darauf aufmerksam. Vor der Entlarvung werden etwa 80% der Defraudanten, wie Couvé neuerdings bestätigt, dem übrigen Personal als „Muster der Pflichterfüllung", als „stets bescheiden, fleißig und pflichttreu", ja als „besonders vertrauenswürdig" hingestellt; nach aufgedeckter Unterschlagung fällt der Vorgesetzte aus allen Wolken. Giese meldet, daß sich 65% der Vorgesetzten über ihre Angestellten irren, wobei das Fehlermaximum im Charakterologischen liegt; einzelne Vorgesetzte stimmen gegeneinander, und 56% stoßen ihr Urteil wieder um. Weil die an Bewährungskontrollen gemessene Menschenkenntnis derart versagt, fordern Handel und Industrie besondere Charakterproben. Die jugendlichen Verbrecher hoben sich auch in der Eignungsprüfung von den übrigen nicht ab, obwohl wir unser Testmaterial allmählich auf eine Sammlung sämtlicher existierender Tests erweiterten. Nur hie und da gibt ein Test ein leises Vorsignal. Als Warnungssignal für jugendliche Einbrechernaturen diente uns z. B. die ursprüngliche Bestimmung der Gedankentypen von Binet: type descripteur, observateur, émotionnel und érudit. Klages, der mit Unrecht die Lauge seines Spottes über Binet ausschüttet, hat diese — in Deutschland vielfältig verballhornte — Typik mißverstanden, in der es sich keineswegs um Bildbeschreibung handelt, wobei nur beschreibende Typen herausgekommen wären, sondern Binet provoziert ohne Suggestion in geschickter Weise nach der Reizsituation (welche nicht unbedingt ein Bild sein, aber immer allen vier Typen genügend Angriffsfläche bieten muß) nur die spontane dem Jugendlichen oder Erwachsenen gemäße Gedankenabfolge. Akkurat dasselbe will Rorschachs „Psychodiagnostik" mit dem Unterschied, daß er an Stelle von Bildern farbige Klexographien exponiert und hieraus — monosymptomatisch wie die Graphologie — den ganzen Menschen bis in die Differenzierung der Vorliebe für Kant, Schopenhauer oder Nietzsche beurteilt, während Binets Diagnose sich nicht von der experimentell erfaßten Sphäre entfernt. Unsere jugendlichen Verbrecher fielen bei der Binet-Typik durch ganz abstruse Färbung des Ideenganges, durch groteske Plumpheit jenseits der Detektivromantik unverkennbar aus der Zone durchschnittlicher Leistungen heraus[1]). Allein das sind nur schwache Vorsignale, welche eine richtige Untersuchung mit Zweipersonen-Methodik herausfordern.

Für die Wahl und Verwendung unserer Apparate wird entscheidend, daß sehr viele Charakterzüge — den Sammlerleidenschaften und Interessetendenzen analog

[1]) Mein letzter Fall, ein 16jähriger Einbrecher, der in einer Nacht drei erfolgreiche Wohnungseinbrüche beging, bringt eine Deutung: die Hochzeitsgesellschaft (des Bildes „Auf der Brücke" aus der Welti-Mappe des Kunstwarts) wolle — ohne jedes Motiv — das Brautpaar in den Abgrund des Flusses stürzen usf. Er zeigte ferner durchaus abwegige anschauliche Kombination und arbeitete an Moedes Apparat der Auftragserledigung mit spezifischen Armbewegungen des Geldschrankknackers.

Digitized by Google

— stoffgebunden sind, weshalb man nicht von einem Betätigungsfeld auf andere oder generell urteilen darf. Selbst Charakterzüge, welche die Sprache mit einem Wort, z. B. mit „Betrug", bezeichnet, laufen nicht durch die gesamte Persönlichkeitsstruktur hindurch. Viele aristokratische Damen betrügen sich selbst beim Patiencenlegen, ohne daß sie im Bridge unehrlich spielen würden. An strengen Zollgrenzen hinterziehen die meisten Menschen — wegen naturrechtlicher Einstellung der Volksseele auf zollfreien Transport unkaufmännischen Privatbesitzes — fällige Gebühren; daraufhin darf man sie noch nicht einer Defraudation für fähig halten. Steuererklärungen werden von Personen beschönigt, die niemals Wechsel fälschen würden. Viele sonst ehrliche Mütter fordern vom Schaffner Fahrscheine zum halben Preis für Kinder, welche dafür schon zu alt sind. Manche keineswegs verbrecherischen Ehegatten gehen „nebenbei" auf Seitenwegen, ohne sonst zu betrügen. Kurz, der Charakterzug läuft nicht generell durchs gesamte Seelenleben. Auch der Kleptomane, sogar der Berufsverbrecher bleibt „Spezialist".

Deshalb sehen wir zunächst für jede Sparte des Lebens eine besondere Prüfungsanordnung vor, welche spezifisch darauf abgestimmt ist und ihr gewissermaßen Resonanz gibt. Bei der Defraudation marschiert als Motiv statistisch die Spiel- und Wettleidenschaft an der Spitze; deshalb schneiden wir manche Anordnungen auf das Gewinnspiel zu. Daneben gibt es Unehrlichkeit in der Aussage, die ganz anders zu prüfen ist, eine solche im Arbeitsvorgang, bei der Ausnutzung von Mitmenschen usf. Für jede dieser Konstellationen halten wir mindestens ein Modell bereit, meist mehrere, ganz verschieden aussehende aber sinnhaft äquivalente Anordnungen, um vergleichen zu können, vor allem aber, um nach dazwischengelegten Abläufen Verführer und Verführte zu sondern.

5. Bestimmung der Entwicklungsreife nach „Charakterjahren".

Fertigt man entwicklungspsychologische Listen der Charakterzüge an, so treten innere Momente ans Licht: gewisse Charaktere finden sich schon bei Tieren (Argwohn, Futterneid, Geduld, Widerspenstigkeit, Zutraulichkeit), andere hingegen (Geiz, Spottsucht, Frivolität, Ruhmsucht, Manieriertheit) fehlen ihnen. Die rohe Aufteilung zwischen Mensch und Tier läßt sich bis in Unterschiede der einzelnen Tierarten verfeinern. Dabei heben sich biologisch und biopsychisch bedingte Charaktereigenschaften von solchen ab, welche in der Zivilisation und Kultur wurzeln. Beim Menschen ist zu staffeln, was sich schon im Kleinkind findet, was erst mit der Pubertät, dem reifen Alter, dem Greisentum auftritt, sich wandelt und verschwindet. Wir wissen beispielsweise, daß bestimmte Moralbegriffe mitsamt ihren Triebkräften sich erst im 9. und 10. Lebensjahr ausbilden; Individuen, welche diese Phase nicht durchlaufen, sondern in ihrer Entwicklung stehenbleiben, hat man früher einer spezifischen Gruppe der „moral insanity" zugerechnet. Auf die Erotik bezogene Charaktermomente wachen erst mit beginnender Pubertät auf, um im Greisenalter zu verblassen.

Dies wäre ein phylogenetischer und ontogenetischer Stammbaum des Charakters. Bisher wissen wir wohl, auf welcher Altersstufe bestimmte Intelligenzfunktionen sich ausbilden, aber beim Charakter sind wir noch recht unwissend.

Digitized by Google

Deshalb fehlt uns eine pädagogische Didaktik des Charakters, und deshalb sieht es im Punkte des Charakterlichen so miserabel in der Welt aus. Unser Hauptziel ist: wir wollen neben das Lebensalter und neben das mit Binet-Simons Staffelsystem meßbare Intelligenzalter noch das Charakteralter stellen. Drang unsere Forschung erst weiter vor, so wird man nicht nur beim Hochentwickelten und Mißratenen, beim Verbrecher und Geisteskranken den jeweiligen Charakterstand wie bei der Intelligenz in Jahresstufen angeben können, sondern es wird sich auch eine charakterologische Didaktik ausbilden lassen. Unsere Experimente weisen schon jetzt darauf, daß ein nach Jahresstufen gestaffeltes Charaktersystem in Analogie zur Intelligenzprüfung von Binet-Simon keine Utopie ist, denn die Unterlagen sind für beide Staffelungsarten ziemlich gleich. Man beobachtet, daß bestimmte Charakterzüge, der Gaußschen Häufigkeitsverteilung folgend, in der Mehrzahl der Jugendlichen zu einem gemeinsamen Zeitpunkt hervortreten, und daß eine Streuung nach unten und oben existiert. Schon heute diagnostizieren wir z. B. experimentell: dieser 12jährige Knabe übertrifft in jedem Zweipersonenversuch der Initiative die 16jährigen, und wir sehen als Bestätigung, daß es ihm auch im Leben immer gelingt, sich beim Spiele zum Anführer der älteren Kinder aufzuwerfen, daß er die Wahl der Spiele bestimmt usf., in dieser Hinsicht hat sein Charakteralter einen Vorsprung von vier Jahren. Zwei Bewertungswege stehen demnach offen: man fertigt sich einen Stammbaum für die Entwicklung sämtlicher Charaktereigenschaften an und mißt daran im Individualfall jeden einzelnen Zug. Oder man greift, wie Binet und Simon das bei der intellektuellen Entwicklung vornahmen, einige wenige Momente von spezifischer Art und besonderer diagnostischer Beweiskraft heraus, um daran das Charakteralter generell zu messen.

Selbstredend sind nicht alle, aber doch manche Charakterzüge nicht lediglich biologisch und biopsychisch bedingt, sondern ihre Entfaltung hängt auch von entwicklungspsychologischen Momenten ab, vom Milieu, dem Lebensschicksal usf. Bestimmte Epochen züchteten aus sentimentalem Geist eine verlängerte Kindheit; dieser künstlichen Reifehemmung steht die verfrühte Hochzucht anderer Zeitalter gegenüber, in welcher das Kind als kleiner Erwachsener behandelt wurde. Melanchthon und Alfons von Liguori erwarben mit 15 Jahren schon akademische Würden; im Barock und Rokoko — man denke an die Stiche von Chodowiecki — wird das Kleinkind mit Perücke und Zopf vom Tanzlehrer auf Salonmanieren dressiert, während sich heute der Wandervogel noch in höheren Jahren formlos austobt. Manche Kulturen lassen dem Heranwachsenden seine Selbständigkeit, andere unterdrücken jede spontane Regung der Aktivität. Die Dauer der Flegeljahre hängt maßgeblich hiervon ab: sie kann über das Maß verlängert aber auch stark verkürzt werden. Analog variiert das Einzelschicksal: dort wird ein sehr modern denkender Sohn durch einen altpreußisch fühlenden Vater oder Großvater erzogen, hier entbehren außerhalb der Familie aufwachsende Kinder manche Einflüsse.

Solche Momente sind gewiß entscheidend und dürfen nicht übersehen werden; allein sie durchkreuzen unsere Absichten nicht. Zunächst berühren sie die Charakterprüfung ebenso wie diejenige der Intelligenz, und da sie dieser nicht lästig

Digitized by Google

fallen, werden sie jene nicht stören. Das Binet-Simonsche System bemerkt, daß Kinder aus Armeleutegegenden der Großstädte etwa um ein halbes Intelligenzjahr hinter den Kindern besser konsolidierter Gesellschaftsschichten zurückstehen, die Neger- und Indianerjugend zeigt im geistigen Feld sogar einen Rückstand bis zu anderthalb Intelligenzjahren. Auf genau gleiche Weise kann das Charaktersystem Milieuunterschiede in Ansatz bringen, aber es wird, soweit sich heute urteilen läßt, davon viel weniger betroffen werden, da intellektuell besonders Geförderte und in reicherem Milieu Herangewachsene keineswegs einen besseren Charakter zu haben brauchen als der einfache Mann aus ärmsten Schichten. Der Charakter hängt eben viel weniger von der sozialen Klasse, den elterlichen Finanzen usw. ab als die sprachliche und intellektuelle Bildung; wir sind somit besser gestellt. Und während das Binet-Simonsche Verfahren an Analphabeten oder in abstrakter Kultur nicht Unterwiesenen, wie man sie in tropischen Gegenden antrifft, überhaupt nicht durchführbar ist, erfassen unsere nicht aufs Schreiben und Lesen angelegten Charakterproben auch den Analphabeten und Hinterwäldler. Die sonstige Konstanz des Binet-Simonschen Systems wurzelt nicht ausschließlich in biopsychischen Konstanten, sondern wesentlich auch darin, daß die Volksschule überall in Europa ähnliche Bedingungen schafft. Vergleichbare Lagen trifft aber der Charakter ebenso an: überall bezieht man sich auf die Charakterwerte des Christentums, des Wirtschaftslebens usf. Für spezielle Intelligenztests muß der junge Mensch schon mancherlei und zwar ganz Bestimmtes in der Schule vorher erlernt haben; die Charakterentwicklung fordert höchstens, daß man an beliebiger Stelle der menschlichen Gesellschaft etwas erlebt habe. Nun hat jeder dümmste Bauer die für die Charakterwerte z. B. des Christentums erforderliche Lebenserfahrung; nur im Hinblick auf die intellektuelle Geistesausbildung bleibt er dem Gymnasiasten oder Akademiker unterlegen. Was dem Intelligenzsystem recht ist, das ist dem Charaktersystem also mindestens billig.

Ein charakterologisches Staffelsystem wäre auch insofern besser gestellt, als die einzelnen charakterologischen Erbanlagen sich viel eindeutiger bestimmen und leichter auseinanderhalten lassen, während wir bei der Intelligenz nur an einem einzigen Generalfaktor herumtasten. Zudem prägt sich die biogenetische Entwicklungslinie beim Charakter schärfer aus. Deshalb wird man die Charakterjahre mindestens um ein Jahrfünft höher festlegen können, als dies für Intelligenzjahre bisher möglich war, also nicht bis zum 12. resp. 14. Lebensjahr, sondern etwa bis zum 20. oder darüber. Die an besondere Entwicklungsrhythmen und Lebensphasen (Pubertät, soziale Reife, Elternschaft, Schwabenalter, Greisentum) gebundenen Züge sind sogar durchs ganze Leben zu verfolgen.

Jene entwicklungspsychologischen Momente des Milieus und des individuellen Lebensschicksals hindern eine solche Diagnose nicht. Denn Goethes Spruch: „Es bildet sich ein Charakter in dem Strom der Welt" besagt niemals, der Charakter werde vom Lebenskampf „erzeugt", er ist schon vorher da und erbbiologisch bedingt; man erwartet nur von Tasso, daß er sein schizothym angeborenes Mißtrauen wenigstens den wohlmeinenden Freunden gegenüber dämpfe. Sind die Hemmungsapparate in der angeborenen Anlage nicht entsprechend vorgesehen, dann muß ihm

Digitized by Google

das freilich mißlingen und er in Konflikte geraten, die der Dichter denn auch heraufbeschwört. Wie Peters in seiner Monographie über die geistige Vererbung nachwies, ist sogar die Übungsfähigkeit erbmäßig bestimmt. Es steht also nicht so, daß der Mensch sich mit absoluter Willensfreiheit wandeln oder das Leben ihn beliebig modeln könnte. Umgekehrt mag ein angeborener Charakterzug auch dann erfaßbar sein, wenn die Welt ihm niemals Gelegenheit zur Betätigung bot, z. B. Mütterlichkeit und eheliche Tugenden bei einem älteren Mädchen, das unverheiratet blieb. Sogar Charaktermomente, welche das Leben gänzlich abdrosselte und erstickte, hat das Experiment registriert, z. B. Initiative bei Jugendlichen, die von ihren Eltern so terrorisiert und absolut unselbständig gehalten wurden, daß sie im Alltag noch niemals hervorkam.

Über die Wandlungsfähigkeit eines Charakters tappen wir noch mehr im Dunkeln als in andern Seelengebieten. Skeptische Philosophen nehmen an, man könne Charaktere nicht beeinflussen, es käme doch wieder der alte Adam heraus; optimistische Pädagogen glauben im Gegenteil, der Charakter sei grundsätzlich umzubilden. Diese offene Streitfrage läßt sich mit experimentellen Mitteln generell und für einzelne Charaktere einer Lösung entgegenführen.

Drei Wege stehen dem Staffelsystem wie der Diagnose somit offen: in strikter Analogie zum Test kann das Experiment auf die angeborene Anlage abgestimmt werden; in diesem Sinn erfaßt der Charaktertest die angeborene Charakteranlage unabhängig von der Lebenserfahrung. Zweitens kann das Experiment nach dem Vorbild der Arbeitsprobe den derzeitigen Entwicklungsstand und praktischen Nutzwert dieser Charakterdisposition feststellen, wie dies in anderweitigen Arbeitsproben (z. B. dem Sorgfaltsprüfer von Ruffer) schon üblich ist. Drittens lassen beide Gesichtspunkte sich vereinigen; das haben z. B. Binet und Simon in ihrem System verwirklicht, wo neben angeborenen Momenten auch erworbene, wie das Abzählen von Münzen, herangezogen werden.

6. Die Zweipersonenapparate.

Die Apparate und geistigen Anordnungen, welche zwei oder mehr Personen charakterologisch verkoppeln, dienen vier ganz verschiedenen Aufgaben. Erstens geben sie die Möglichkeit, Charakteräußerungen im Laboratorium experimentell hervorzurufen und damit eine experimentelle Psychologie des Charakters aufzubauen. Im Wege der Selbstbeobachtung oder der Ergebnisfeststellung, der Fremdbeobachtung und Typik werden hierbei rein theoretische Probleme untersucht; man bleibt ganz in der wissenschaftlichen Sphäre der Charakterforschung, ohne irgendwie nach praktischen Anwendungen zu schielen oder sich von anderen als theoretischen Gesichtspunkten leiten zu lassen. Neben diesem Laboratoriumsversuch sind die Apparate zweitens als spezifischer Charaktertest zu verwerten. Hier stimmt das Vorgehen sich auf die Erfassung und Diagnose angeborener Charakteranlagen ab, und es gilt alles, was für Tests überhaupt Geltung besitzt. Wie aber die Eignungsprüfung neben dem Test noch Arbeitsproben benötigt, um zu sehen, in welcher Weise die vom Test konstatierten Anlagen sich auswirken, wieweit sie tatsächlich betätigt werden, welchen praktischen Nutzwert sie besitzen,

Digitized by Google

und welchen Entwicklungsstand der Prüfling in seinen taktischen Verhaltungsweisen erreichte, so müssen wir in charakterologischen Arbeitsproben analog die Einsatzstärke und Entwicklungshöhe des Charakters, Stufen der charakterologischen Taktik und Betätigungstypen prüfen. Schließlich kann man, wie Utitz dies kürzlich in einem Vortrag über „Charakter und Umwelt" anregte, „das Verhalten des Menschen in bestimmten Situationen studieren, da hier die Sinnbeziehungen zur Umwelt zum Vorschein kommen". Unsere Methodik ermöglicht sowohl die Stiftung von Sinnbeziehungen, die Sachen, Abstraktes und geistige Objektivationen betreffen, als auch solche, welche personal den Menschen unter Menschen angehen. Manche unserer Modelle eignen sich für sämtliche vier Hinsichten, andere sind einseitiger zugeschnitten.

Für bestimmte Zwecke bleibt die Lebensnähe und „Echtheit" unumgänglich, bei anderen wird sie überflüssig oder gar unerwünscht. Es fällt nicht schwer, zumal bei Jugendlichen, die Lebensnähe im Partnerversuch zu wahren. Immerhin gibt es doch Anordnungen, welche zu abstrakter Haltung einladen könnten. Hier erzeugen wir die Lebensnähe durch Einbau des Experiments in einen lebenswichtigen Rahmen. Lebensnah wäre es, wenn man den Abiturienten mitteilt, daß sie anläßlich der Eignungsprüfung Gelegenheit haben werden, Schulbücher, Schulkleider u. dgl. vorteilhaft zu verkaufen; läßt man den Handel dann durch einen Wohlfahrtsbeamten oder eine beliebige Person, welche die Anwärter für einen Althändler halten, tatsächlich vonstatten gehen, so bleibt dieser Vorgang lebensnah, selbst wenn wir nachher sagen, das Ganze sei fiktiv und nur ein Experiment gewesen, womit die Prüflinge ihre Objekte zurückerhalten. In lebenswahrer Situation hätten wir jedenfalls die Introvertierten erkannt, welche die Preisnennung trotz aller Gegensuggestion immer dem Trödler zuschieben, Hemmungen im Kaufmännischen haben, sich seelisch in den anderen einfühlen und als Händler im Laden einer armen Frau ohne genügendes Geld die Ware zu billig ablassen, ja schenken würden, ebenso den Extratensiven, der sich niemals über das Kaufmännische hinaus in die Seele und Privatgefühle des Käufers einfühlt, sondern sachgebunden nur an den Preis und die Faktoren des Verkaufsvorgangs denkt. So lebensnah werden unsere Verfahren sich nicht immer geben können. Allein das abstrakteste Experiment, etwa ein kaufmännischer Partnerversuch oder eine Konkurrenzprobe, werden sofort lebensecht, wenn wir für den Sieger einen Preis ausschreiben, der für den Jugendlichen begehrenswert ist und uns wenig kostet oder ohnehin gestiftet wird (venezianische Mosaikschmuckstücke, Schokolade, Toilettenartikel, billige Bücher usw.). Oft genügt schon das Streben, den Berufswunsch durch die Prüfung zu erfüllen, oder besondere Suggestion, um ein lebensnahes Verhalten zu erwecken. Im allgemeinen bringt die Partnerschaft allein bereits die Lebensnähe mit.

Schließlich hält man uns die Übungsfähigkeit entgegen. Der Handwerker oder ein Betrieb läßt sich nicht lange Zeit alles Material oder Geschäfte in der Erwartung verderben, der Lehrling oder Angestellte werde schließlich doch noch tüchtig; für einen aufgeregten Kopf, der erst ein Jahr lang alle Kranken verschnipseln muß, bis er den von der Chirurgie geforderten Charakter eingeübt hat, gilt genau das gleiche. Den verschiedenen Berufen ist nur anderes wichtig, dem Glaser

Digitized by Google

die Fensterscheiben, dem Arzt das Leben des Kranken, aber überall geht die Geduld des Chefs nicht über ernste Schäden und größere Beträge hinaus. Wer nicht schon vorher einen solchen Übungsstand hat, der scheidet aus. Wir erörterten außerdem bereits, daß die Übungsfähigkeit auch eine Erbanlage ist, daß sie sich in Übungskurven gesondert feststellen läßt, und wie der Betrieb sich gegen mangelnde Betätigung vorhandener Charakterzüge wehrt. Außerdem müßte erst einmal bewiesen werden, daß sich alle Charakterzüge durch Übung steigern, denn es ist ebenso denkbar, daß Wiederholung und Gewohnheit ein Nachlassen bedingt, wie daß Charakterzüge gegen Übung und Abstumpfung gefeit sind. Nicht jeder kann Geiz, Neid, Größenwahn, Aufopferungsdrang und ihre Gegenteile durch Übung erlernen und steigern. Luithlen hat experimentell gesichert, daß Initiative nicht übbar ist: je öfter der Initiativelose seinen Test wiederholt, desto schlechter wird das Ergebnis, weil die Übung sich nicht auf die Initiative schlägt, sondern nur die Elemente, mit denen initiativ zu operieren ist, gedächtnismäßig einprägt, wonach der Initiativelose mit steigender Bekanntschaft des Materiales zunehmend Altes zu reproduzieren strebt, statt Neues initiativ zu produzieren. Grundsätzlich ermöglichen unsere Apparate erst, die vermutete Übbarkeit und ihren Stand nachzuweisen.

Wenn wir zur Verdeutlichung unserer Forschungsrichtung aus unserem Bestand einige Anordnungen herausgreifen, deren genaue Beschreibung man wie die hier übergangenen Methoden in der eingangs zitierten Literatur vorfindet, so sei vorausgeschickt: man muß, um ein Urteil zu gewinnen, diese Apparate an sich erleben; jede bloße Beschreibung und Lektüre wirkt lahm und löst in dem an alte Einpersonenmethodik Gewöhnten leicht die Idee aus, er seinerseits würde sich so oder so benehmen. Tatsächlich beeinflußt ihn der Partner auf eine ganz unerwartete Weise, die sich nicht voraussagen läßt.

Fassen wir zunächst die motorische Initiative ins Auge. Bei dem einfachen Modell des Zweischerenapparates (vgl. Abb. 1) sind zwei große Papierscheren, ganz labil in einem Gestell beweglich, auf mechanischem Weg so verkoppelt, daß, wenn der eine Prüfling mit der ersten Schere sein einfaches Papiermuster (vgl. Abb. 2) ausschneidet, auch die andere Schere des zweiten Prüflings in Tätigkeit gerät und umgekehrt. Dabei ist die Anordnung so eingerichtet, daß das Muster desjenigen, welcher die größere Initiative besitzt und führt, tadellos ausfällt, während die Vorlage dessen, welcher nachgibt, sofort in zwei Teile zerschnitten wird, sobald er nicht selbst initiativ ist. Verspürt man das eigentümliche Unterlegenheitsgefühl im Körper und Geist, so sitzt im gleichen Zeitmoment der Fehlschnitt im Muster drin. Im Testversuch erhalten beide Prüflinge zunächst eine Vorprobe, hernach zehn einfache Muster oder ein Musterband, und man zählt aus, wieviel Fehlschnitte jeder machte, als gradmäßigen Ausdruck für seine Initiative. Aus geometrischen Gestaltgesetzen folgt, daß beide Personen mit eckigen Figuren (Dreieck, Quadrat, Stern) gleichzeitig fertig werden müssen, während bei runden Figuren (Kreis, Ellipse) der Führende früher fertig wird; hier spielen die Stoppzeiten eine diagnostische Rolle. In einer Präzisionsausfertigung besitzt das Modell ferner eine Registrierung nach dynamometrischem Prinzip, welche die motorischen

Digitized by Google

Kraftimpulse einzeln angibt. Außerdem bewegt eine mechanische Vorrichtung einen senkrechten Faden resp. eine Marke nach der Seite dessen, welcher die Führung hat, und zwar in dem Maße, als er führt; die Initiative ist hierbei in Millimetern ablesbar. Das Handgeschick entscheidet hier und in den folgenden Modellen nicht: Präzisionshandwerker oder Handarbeitslehrerinnen, welche in derjenigen Form von Handgeschick, die bei der Apparatur allenfalls in Betracht fallen könnte, nach Lebensleistung und Handgeschicklichkeitstest über recht gute Leistungen verfügen, sind im charakterologischen Test der Initiative nicht auch recht gut, sondern unterlegen und ungenügend, wenn ihnen die Initiative fehlt.

In analoger Weise verkoppelten wir die verschiedensten Arbeitsgeräte dynamisch: Ergographen, Stanzen, Durchlocher, Knipser, rhythmisches Gerät usf. Bei der Doppelstanze (vgl. Abb. 3) muß jeder Prüfling auf seiner Seite den mit Federung versehenen Griff heben, dann mit der anderen Hand einen langen Pappstreifen dadurch an vorgedruckten Stellen unter einem Locher durchstanzen, daß er den Griff wieder nach unten drückt. Die beiden Durchlocher befinden sich auf beiden Seiten des Apparates, so daß jeder in gleicher Weise mit einer Hand arbeitet und mit der anderen Hand den zu durchlochenden Streifen unter seinem seitlichen Durchlocher führt. Es fragt sich nun, wer bei dieser gemeinsamen, dynamisch verkoppelten Hub- und Druckarbeit die Initiative hat, wer sich schont und den Partner die ganze mechanische Arbeit ausführen läßt, wer um die Initiative ringt usf. Auf einer laufenden Papierrolle, welche durch einen Blechdeckel der Sicht entzogen wird, schreiben nun zwei Federn auf, welchen initiativen Anteil jeder an der physikalisch verbundenen Arbeit beisteuert (vgl. Abb. 4). Unser Schema gestattet ohne weiteres das Verhalten des Prüflings A (= ausgezogene Kurve) und des Partners G (= gestrichelte Kurve) zu diagnostizieren. Außerdem sehen wir — dem Zweischerenapparat analog — noch aus der Genauigkeit und Korrespondenz der Durchlochungen, welche Vorgänge abliefen.

Der Doppelergograph und Doppelenergograph (vgl. Abb. 5) registriert in Kurvenschrift, abgesehen von der gemeinsamen Zusammenarbeit beim fortgesetzten Heben des Gewichtes, geheim auch noch die getrennten Einzelleistungen, so daß man ablesen kann, wer von beiden führt, mehr leistet, dem andern die Arbeit abnimmt bzw. sich selbst von der Arbeit drückt. Die wertvollen Diagnosen, welche Mosso, Kräpelin, Moede u. a. mit dem einfachen Ergographen im Gebiete des Willens erzielten, werden nun mit unseren Zweipersonenmodellen in viel komplizierteren Willens- und Charakterproblemen möglich. Indem wir ferner die tatsächlichen Fälle des handwerklichen und industriellen Zusammenarbeitens am gleichen Werkstück in entsprechende Testapparate übersetzten, werden Fragen der Zusammenarbeit, des Vorarbeiters, der Führung und Anpassung beim Rhythmus lösbar und zahlreiche Themen der Diagnose zugänglich. Anderweitige Konstruktionen wurzeln in der Dreihand- und Fünfhandarbeit.

Bei der geistigen Führung heben wir die spezifisch charakterologische Hinsicht der Initiative von dem eher soziologisch gerichteten Ehrgeiz und dem biopsychischen Faktor der Vitalität auch experimentell auseinander. Für die Untersuchung der geistigen Initiative verwerten wir geistiges Zusammenarbeiten mit mehrfachen

Digitized by Google

Marschrouten; jeder Prüfling hat z. B. in Magazinen multiple Elemente, die markiert sind, so daß sich ermitteln läßt, wer an den Wegkreuzungen führte. Weitere Anordnungen, die im gemeinsamen Disponieren, anschaulichen Kombinieren, multipler Serien- und Stafettenaufgabe, entgegengesetzten Tendenzen u. dgl. wurzeln, führen zuwiderlaufende Lagen des gleichzeitigen Hü und Hott herbei, welche nur durch größere Initiative aufgelöst werden können. Nach einem weiteren Zweipersonenprinzip verschwinden Karten mit Elementen geistiger Aufgaben während der Zusammenarbeit automatisch in einer Versenkung, sobald der Betreffende im multiplen Geistesweg die Initiative abgibt und anderes mehr. Sehr gut spricht auch folgende Methode an: jeder Prüfling hat 50 kleine Täfelchen, der eine rote, der andere grüne, auf denen je ein Wort gedruckt steht und zwar Artikel, Haupt-, Eigenschafts- und Tätigkeitsworte, die in mannigfaltigster Weise zu kürzeren oder längeren Sätzen zusammenpassen. Beide Anwärter haben damit möglichst rasch einen gemeinsamen Satz nach dem anderen zu bauen, wobei jeder — nicht Zug um Zug, sondern beliebig viele Kärtchen aneinanderlegen kann; dabei ist jedem erlaubt, das jeweils letzte vom Partner gelegte Täfelchen durch ein eigenes zu überdecken, um den Satz dann rasch im eigenen Sinn zu vollenden. Außer der Initiative ergeben sich hier offensive und defensive Typen, Extratensive und Introvertierte, Typen der Taktik, Konversation, Hilfsbereitschaft, Rücksichtslosigkeit, der Toleranz und Kleinlichkeit usw. Luithlen bringt auch Modifikationen des Verfahrens (Tauschtrick) für andere Zwecke. Das Ergebnis ist an der Farbe der Arbeit, der Stoppzeit, dem früheren Fertigwerden u. a. ablesbar. Ein weiteres Verfahren läßt beide Prüflinge zunächst getrennt 20 auf Kärtchen gedruckte Sätze zu einer Geschichte ordnen; die Sätze sind so formuliert, daß die mannigfaltigsten Geschichten mit ganz abweichendem Sinn hergestellt werden können. Darauf haben beide an einem zweiten gleichen Kartenmaterial, nun aber gemeinsam die Geschichte zu bauen, wobei jeder zur Ausschaltung des Gedächtnisses seine frühere Einzellösung daneben gelegt bekommt. Der Initiativere setzt im Maß seiner Initiative seine alte Einzellösung durch.

Andere Methoden wurzeln analog in Bilderserien, kombinatorischen Legeproben, Metteurtests, dem alten Koffertest, jedoch mit doppeltem, für jeden Partner in anderer Farbe markiertem Inhalt usf. In der motorischen und geistigen Initiative steckt ein gemeinsamer Generalfaktor der Initiative.

Die bisher stark vernachlässigte Phantasiewelt kommt im ähnlichen Weg zu Worte: zuerst getrennte Einzellösungen, hernach gemeinsame Leistung. Dabei sind 12—20 Elemente durch Stiftung sinnhafter Phantasiefäden zu einem Ganzen zu verbinden. Die einzelnen auf steigende Schwierigkeit und Typenermittlung abgestimmten Serien verwenden 1. Symbolbilder, 2. Symbolworte, 3. vage Symbolfiguren und 4. abstrakte Linienschemata, die entfernt an die archaische Form der chinesischen Schrift erinnern. Man erhält als Lösung sowohl Erlebnisse und Geschichten wie Abstraktes. Hierbei ergeben sich Gradausprägungen und Stufen der Phantasie, konkrete und abstrakte Phantasietypen, korrelative Beziehungen zur Typik der Synästhesie, der Konstitution nach Kretschmer, der Initiative, des Sinnes, des Gedankenstils usw.

Digitized by Google

Bisher hat man nur berücksichtigt, wieweit der Jugendliche suggestibel ist. Außer dieser passiven Bestimmbarkeit wollen wir wissen, wieweit er aktiv selbst Suggestionen auf andere auszuüben vermag. Keineswegs sollen die Rollen vertauscht werden, indem der Jugendliche nun seinem Lehrer ein suggestives Bild vorlegt, sondern wir untersuchen: wieweit beeinflußt und reißt er andere mit, seiner Meinung beizutreten und seiner Taktik zu folgen. Da zeigen wir den beiden Partnern einen dreikantigen Stab, der auf zwei Flächen mit übereinstimmender Millimeterskala beklebt ist; dieser Stab wird dann so in eine Vorrichtung eingeschoben, daß der erste nur die erste Kantenfläche, sein Kamerad die dritte Fläche sieht, die im Maßstab jedoch von der ersten abweicht, was er nie annehmen kann. Im Test, der an unsere alte Prüfung der Beobachtungsfähigkeit von Sportredakteuren anknüpft, wirft eine Einfadenlampe durch einen Spalt einen Lichtstreifen auf einen Spiegel, der durch ein Uhrwerk bewegt das Lichtband wie beim Saitengalvanometer vom Nullpunkt des Maßstabes erst nach rechts, dann nach links ausschlagen läßt. Die für beide Partner zahlenmäßig verschiedenen Ausschläge, die ihrer Ansicht nach absolut identisch sein müssen, sind gemeinsam zu notieren. Den Ergebnissen — Angabe verschiedener Werte, eines gemeinsamen Mittelwertes resp. der nur für einen Prüfling geltenden Ziffer — entsprechend treten in zehn Wiederholungen mit anderem Ausschlag die Typen scharf hervor. Wir benutzen auch ein gemeinsam zu beobachtendes Feld, welches in roter und in grüner Ausfertigung ineinander zwei nicht allzu stark abweichende Zeichnungen, Worte mit Druckfehlern, Texte usw. enthält, wobei jeder durch eine ihm unbemerkbare komplementär gefärbte Scheibe des Beobachtungsrohres blickt, also nur eine der beiden abweichenden Zeichnungen sehen und die Färbung auf eine harmlose, objektiv unwirksame Buntlampe beziehen muß. Oder technisch einfacher: der Farbfilter resp. die wirksame Farbbeleuchtung färbt das Weiß des Papieruntergrundes jeweils so, daß die einen Konturen sich nicht mehr abheben und die zweite Ausfertigung in Grau erscheint. Gänzlich verschiedene Bilder und Texte würden natürlich stutzig machen, aber mittlere Abweichungen werden auf subjektive Irrtümer zurückgeführt, und nun ergeben sich Typen, wer sich suggestiv durchsetzt. Nach ähnlichem Prinzip exponieren wir auch stereoskopische Rasterfelder und Tableaux, welchen zwei objektiv verschiedene Bilder aufgestrahlt werden, von denen jeder Prüfling ein anderes erblickt, während sie es für identisch nehmen müssen, so daß die tatsächlich vorhandene Abweichung als subjektiver Irrtum genommen und in suggestiver Konkurrenz einem der beiden zugeschoben wird. Andere Methoden meldet der graphologische Abschnitt.

Eine Reihe von Modellen erfassen Hilfsbereitschaft, Nachgiebigkeit, Altruismus, Rücksichtslosigkeit, Brutalität, Egoismus, Rachsucht und ähnliches im besonderen für sich, die sonst in anderweitigen Anordnungen nebenbei schon zur Geltung kommen. Am Schleifenbinder (vgl. Abb. 6) hat jeder Prüfling auf seiner Seite nacheinander 23 Schleifen zu binden. Die gegenseitige Sicht kann, aber muß nicht durch eine Vertikalwand verhindert werden. Alle zu bindenden Fadenenden laufen aus Löchern einer Holzplatte hervor; auf der Unterseite geht je ein Band des einen und des anderen so durch einen beweglichen Ring, daß wenn ein Prüfling

Digitized by Google

es sich bequemer macht und er zum Knüpfen die Enden stärker hervorzieht, er damit die Fäden des Partners verkürzt, der dann nicht mehr binden kann. Holzperlen am Ende der Bänder hindern ein völliges Durchgleiten durch die Plattenlöcher. Je nach ihrer grünen, roten oder blauen Farbe sind die Bänder kürzer oder länger, d. h. unbequemer oder leichter zu knüpfen. Damit die Partner immer gleichzeitig am zusammengehörigen Schleifenpaar arbeiten, sind alle durch Holzdeckel bedeckt, die paarweise mechanisch verkoppelt jeweils nur gemeinsam aufzuheben sind. Die Prüflinge lernen die Vorrichtung durch Aufknüpfen der Schleifen kennen, welche das vorangegangene Paar gebunden hat. Nach erledigter Aufgabe dreht man den Apparat um, wo sich auf einer Papierrolle aufzeichnet, wie weit die Fadenringe vom einen oder anderen Partner rücksichtslos herübergezogen wurden, um es auf Kosten des Kameraden bequemer zu haben. Die Korrelation zum Handgeschick wiegt hier nichts, nur die charakterologische Taktik gibt an.

Gleichen Zwecken dient ein großer Universalapparat (Differentialexponimeter), den Abb. 7 von vorn und Abb. 8 von der Rückseite zeigt. Vor jedem Prüfling befindet sich ein Feld für optische und tachistoskopische Reize, Gedächtnisstoffe, geistige Aufgaben, Aufmerksamkeitsreize, Unterlagen zur Abstraktion, Wahl usw. Allein diese Apparatur, die wechselschichtig von den Prüflingen ausgelöst wird, so daß jeder sich revanchieren kann, ist so konstruiert: je bequemer der gerade Auslösende es sich macht, desto unbequemer wird es für den anderen. Verlangsamt er sich z. B. die tachistoskopische Exposition, dann beschleunigt sie sich reziprok für den zweiten; je mehr er sein Feld erweitert, desto enger wird das andere. Die Expositionsfelder sind auch als Öffnungen zu benutzen, durch welche jeder aus einem dahinter eingehängten Kasten phasenweise Material für Handarbeit zu entnehmen hat; je bequemer der erste sich das Durchgreifen macht, desto schwerer kommt sein Partner mit den Fingern durch. Kunze beschreibt auch, wie man rasch an Stelle der Expositionsfelder zwei durch Riemenübertragung reziprok verbundene Holzzylinder anbringen kann, welche auf ihrem oberen Rand für jeden eine fortlaufende Geschichte mit verschiedener Geschwindigkeit rotieren, sobald man eine Kurbel dreht. Damit wird auch alles verwendbar, was das laufende Band ermöglicht. Übrigens hat Luithlen den Zwangstempogeber von Giese so umkonstruiert, daß die beiden laufenden Bänder in entgegengesetzte Richtung gehen; jeder Prüfling bekommt auf Karten verschiedenartige Aufgaben zugeführt und muß andere dem Partner am zweiten Band so zusenden, daß sich mannigfaltige Möglichkeiten der Chikanierung des anderen zum Zweck eigener Vorteile ergeben. Herrmann bringt Konstruktionen, in denen zwei Prüflinge reagieren, während ein dritter einem der beiden gewisse Vorteile zukommen lassen kann, welche infolge der Koppelung dem anderen Nachteile bringen; seine Modelle wurzeln in der psychotechnisch bisher vernachlässigten Wurfgeschicklichkeit und anderen Funktionen; einige ermöglichen auch die geheime Registrierung von Unehrlichkeiten.

Die Ehrlichkeit suchen wir auf den allerverschiedensten Wegen zu bestimmen, einige seien hier angedeutet. Die Prüflinge haben ohne Zeugen im Spontanraum bestimmte Aufgaben zu erledigen, sie hernach zu zertrümmern resp. in den Anfangszustand zu überführen, und dann anzugeben, ob sie ihnen gelangen, was und

Digitized by Google

wieviel geleistet wurde. Ohne daß sie es irgendwie ahnen könnten, werden die Prüflinge jedoch kontrolliert. In der einen Hälfte der Kärtchen ist ein dünnes Stahlblech eingelagert, in der anderen ein Messingplättchen; beim Einstecken in einen Brief-, Sortier- oder Wahlkasten hat natürlich nur das Stahl, aber nicht das Messing eine elektromagnetische Wirkung, welche in einem anderen Raum Telefonzähler oder die Arbeitsschauuhr betätigt oder mit elektrischem Fernschreiber gleich die Ergebnisse in den Prüfungsbogen hineindruckt. Ebenso kann der Beginn und Schluß des Versuchs automatisch registriert werden, indem das Aufnehmen und Hinstellen des Arbeitsmaterials von resp. auf eine besondere Tischplatte infolge des Gewichts elektrische Kontakte der Uhr auslöst, so daß das Prüfungspersonal draußen im Garten gehen kann, wonach die Prüflinge doppelt annehmen müssen, nie in aller Welt wäre eine Kontrolle möglich. In anderen Reihen trägt jedes der zahlreichen Aufgabenkärtchen metallene Eckenschoner, die bei den einzelnen Kategorien im Kartoninneren unterschiedlich durch Leitungsdraht verbunden sind, so daß jede Kartenart beim Einstecken in einen Klappenkasten mit mehreren Schlitzen dort doppelt unterschiedliche Stromkreise schließt, und jede Sorte ohne unser Beisein und ohne Wissen der Prüflinge nach „Zahl, richtig und falsch“ in gesonderten Telefonzählern addiert wird. Wir lassen auch an metallenen Kugeln, Schrauben, Blechen usw. arbeiten, diese z. B. in mühsamer Form auf ihre Dicke messen und einordnen. Die eine Hälfte besteht aus Stahl, die andere aus Messing, beide sind aber durch einen galvanischen Kupferüberzug gleich aussehend gemacht. Ein Elektromagnet zieht nur die ersteren an. Hinter diesen Sachverhalt kommt kein Prüfling. In weiteren Anordnungen hat der Sortierkasten einen doppelten Boden, der die Waagschale einer darunter eingebauten selbsttätigen Waage bildet, welche gleichzeitig mit einem im Kastendeckel versteckt einmontierten Elektromagneten automatisch in registrierende Tätigkeit gerät, sobald Strom durch eine elektrische Klingel läuft, welche den Prüflingen den Schluß der Arbeit anzeigt. Darauf dürfen sie den Kasten öffnen, die geordneten Materialien wieder durcheinanderschütten und haben dem Prüfer im anderen Raum ihre Ergebnisse zu melden. In manchen Kartensystemen müssen die Partner Karten (z. B. mit kulturhistorischen Tatsachen) auf zwei gemeinsame Haufen (z. B. 15. und 16. Jahrhundert) ordnen; jeder soll sich seine Arbeitsmenge merken, die geheim auf Gesamtzahl, richtig und falsch separat registriert wird, beide dürfen alle Karten hernach wieder mischen und sollen ihr Ergebnis melden. Hier erfaßt man auch die Scheinwissertypen. Doch wir kommen auch ohne elektrische Registrierung aus: mitten in der Arbeit tritt der Prüfer hinein, wirft die zahlreichen noch unerledigten Karten der beiden auf die gemeinsamen Ablagestellen, rührt das gesamte Material durcheinander und fragt jetzt nach der Einzelleistung. Jeder kann sich nun auf Kosten des Partners und der Unkontrollierbarkeit eine zu große Arbeitsmenge zuschreiben. Der Prüfer braucht aber nur eine einzige Karte anzusehen, um alles zu wissen, weil die Karten nach einem geheimen Schema geordnet waren, z. B. so, daß die drittletzten Elemente der Karten die Zahl π resp. ein Wort ergeben, oder alle nach einem Schablonenprinzip gelegt waren, dessen Schlüssel die wirkliche Kartenzahl nach Anteilen meldet. Kunze hat solche Methoden nicht nur für verschiedene Erprobungen der

Digitized by Google

Ehrlichkeit, sondern auch für Faulenzer und andere Typen ausgearbeitet. Jede Karte fordert etwa eine schwere Rechenaufgabe, doch wissen die Prüflinge von vornherein, daß sie das gesamte Material ohne Beisein des Prüfers am Schlusse selbst wieder durcheinander mischen müssen. Er bringt ferner einen Apparat, der im Prinzip einer doppelten Roulette (vgl. Abb. 9) mit wechselnder Geschwindigkeit wurzelt, auf welche jeder Partner automatisch gelieferte zweifarbige Rotgrün-Kugeln aufzusetzen hat, der eine Rot nach oben, der andere Grün nach oben, wobei sich verschiedene Möglichkeiten ergeben, die Partnerkugeln anscheinend unkontrolliert durch Umdrehen zu eigenen zu machen und damit den Preis zu erhalten. Herrmann läßt die Anwärter im Spontanraum aus einem Apparat mühsam Elemente einzeln herausholen; durch offensichtliches Versagen der Vorrichtung, das anscheinend nie kontrolliert werden kann, schenkt der Apparat an bestimmten Zeitpunkten den Arbeitenden die Mühe und gibt gewissermaßen als Geschenk eine Reihe von Elementen zu viel her, die der Unehrliche als selbst erarbeitet hinstellt.

Zwei Geduldspiele, die mechanisch so verkoppelt sind, daß sie sich niemals lösen lassen, ferner Schraubenarbeiten, bei welchen in einer Serie ein Teil nicht einzudrehen ist, und ähnliche Aufgaben sollen im Spontanraum kooperativ gelöst, dann in den anfänglichen Zustand zurückgeschüttet und das Ergebnis gemeldet werden. Hier zeigen sich neben der Ehrlichkeit auch die Typen der Geduld. Andere Geduldpuzzles registrieren das Ergebnis unvermerkt. Oder die Aufgabe ist nur so lösbar, daß ein dritter Prüfling einem seiner beiden Kameraden hilft, womit aber der andere verliert.

Die Ängstlichkeit offenbart sich an Modellen, mit welchen eine größere Serie von Gummibändern oder Fäden einzeln nacheinander im Spontanraum ohne Zeugen durch Kurbeldrehung bis zu einer bestimmten Länge zu spannen und hernach wieder in die Anfangslage zu entspannen ist. Bei richtiger Ausführung muß ein Band nach dem anderen die ganze Serie hindurch zerreißen. Analog bei Glasfäden mit Gewichtsbelastung, welche ein Zerbrechen des Glases bedingt. In einer zweiten Anordnung muß er möglichst weit spannen, aber ohne zu zerreißen, wobei der Ängstliche mit ganz anderen Zahlengruppen herauskommt als ein Gleichgültiger. In einer dritten soll er so vorsichtig und langsam kurbeln, daß er den Faden erst bei einem möglichst hohen Zahlenwert des Schiebers zerreißt; der Schieber läßt sich anscheinend unkontrollierbar nachträglich auf höhere Skalenwerte vorrücken. Aber das wird geheim registriert wie alles andere: ob der Ängstliche überhaupt arbeitete, ob er nach einigen Zerreißungen nur zu geringerer Stärke anspannte usf. Die ängstliche Abart der Unehrlichkeit, die in Defraudantenkarten niemals betrügt, tritt hier ebenfalls hervor.

Besonders ausgebaut haben wir dann das Gebiet der Entschlußgeschwindigkeit, wo an verschiedenen Apparaten mit und ohne Zwangstempo, mit gekoppelter und einfacher Geschwindigkeit, in Einzelwahl, Teilentschlüssen eines einheitlichen Ganzen und in Wahlserien, unter Konkurrenz oder in friedlicher Kooperation das unentschiedene Hin und Her, Kopflosigkeit und Konfusion mitsamt ihren Teilzeiten geheim registriert wird. Für die geistige Mehrfachhandlung werden die Partner mit ineinander verflochtenen Aufgabensituationen simultan vielfältig ver-

Digitized by Google

koppelt. Besonderes Augenmerk legten wir auch auf die Herstellung und das Wählen des Wesentlichen, dessen bisherige psychotechnische Prüfung uns wenig glücklich erschien.

Neben solchen und hier übergangenen Modellen, die von einfacher mnemischer Kooperation und resolutem Zugreifen an bis zu differenzierten Ichfärbungen die mannigfaltigsten charakterologischen Felder betreffen, suchen wir ferner die Interessetendenzen zu erfassen. Gieses Klappenapparat gestattet bereits eine Diagnose, wie er an seiner Ermittlung der erotischen Inklination zu zeigen vermochte, doch ist er sehr teuer und gestattet Weiterführungen. In unserem Holzmodell lassen sich zahlreiche beschriftete Kasetten mit Bildern usw. einzeln zum Betrachten hervorziehen. Die Dauer der jeweiligen Betrachtung wird gemessen, indem Röhren, welche unsichtbar im Holz des Kastens eingebaut sind, solange Sand in ihr ebenfalls unsichtbar einmontiertes zugehöriges Gefäß mit eingravierter Kalibrierung rinnen lassen, als die Betrachtung dauert. Das Ansehen einzelner Themen ist durch entsprechende Aufschrift verboten; der Neugierige wird es trotzdem tun. Um die Albernheit zu fassen, messen wir in verschiedenen Anordnungen, wie lange Witzbilder u. dgl. betrachtet werden, wie sie die sonstige Arbeit aufhalten und verschlechtern, ob sie in der Reihenfolge abgelegt, mehrmals hervorgeholt, für nochmaliges Betrachten aufgespart werden usw. Hier hat Herrmann die Arbeitsschauuhr von Poppelreuter so vereinfacht, daß eine kleine, für die Ablegung durchlochter Einzelkarten erforderliche Hebelbewegung unsichtbar unter dem Tisch alles mechanisch auf einer Walze aufschreibt, welche durch ein einfaches Werk (Weckeruhr) angetrieben wird.

Ein reiches Material steht schließlich auf dem Gebiet der höheren Verhaltungsweisen zu Gebot. Sie gruppieren sich zum Teil um berufliche Momente, zum Teil um allgemein charakterologische. Unter den ersteren interessierte uns besonders die kaufmännische Taktik. Denn die bisherigen kaufmännischen Tests fordern nur ein Einordnen toter Registraturen, welches der absolut unkaufmännische Bureaukrat und der kleinliche Pedant oft glänzend bewältigt, während das Spezifische gänzlich fehlt: im Leben kann der Kaufmann nicht still und ungestört seine Dispositionen treffen, sondern er muß auf lebende Menschen einwirken, mit der Konkurrenz und Konjunktur rechnen. Das wird mit unserer Zweipersonenmethodik möglich: der Partner ist der Konkurrent, er bringt die Momente der Hausse und Baisse. Mein Schüler Stavenhagen meldete hierfür schon 1921 ein Mankalaverfahren, das er an selbständigen Kaufleuten erprobte; Kunze hat es zu einer Gewinnarbeit am Kugelaufsteckapparat (vgl. Abb. 10) umkonstruiert. Hier ergreifen wir die lebenswichtigen Faktoren. Der Ausgang zeigt an, wer dem Konkurrenten alles verpfuscht, ohne an sich selbst zu denken, wer kleinlich bloß für sich sorgt, ohne die Konkurrenz zu beachten, wer kleinmütig verzagt, rachsüchtig reagiert usf. Es war uns eine Überraschung, daß an einem Modell eine objektive Gesetzmäßigkeit zutage trat: „Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein", indem nicht zum Ziel gelangt, wer ausschließlich auf Schädigung des Partners ausgeht. Besonders haben wir uns mit solchen Konstruktionen und geistigen Anordnungen abgegeben, welche die geistigen Tricks und taktischen Verhaltungsweisen ans Licht ziehen. Zu-

Digitized by Google

gleich zielen wir auf eine Chronologie, welche genetisch angibt, auf welcher Altersstufe bestimmte Taktiken, Verhaltungsweisen, Tricks und Kunstgriffe beruflicher oder allgemeiner Art sich ausbilden, und bringen das strukturpsychologisch mit den übrigen Tatsachen des seelischen Stammbaums in Beziehung. In dieser Linie meldet Kunze eine größere Reihe von Modellen und geistigen Verfahren, um die Dispositionstypen und ihre Tricks, geistige Arbeitstypen mit ihren spezifischen Verhaltungsweisen und Verwandtes zu prüfen. Er beginnt mit einfachen Arbeitsproben wie dem gemeinsamen Ordnen von Zahlen und Namen, dem Auseinandersortieren zweier Geschichten, deren Sätze auf einzelne, durcheinandergemischte Kärtchen gedruckt sind, dem getrennten Nachschlagen von zahlreichen Worten in einem Lexikon, das in so viele Teile zerlegt ist, als Prüflinge herangezogen werden. Er benutzt Lagen, in welchen einer dem anderen den Anteil an der gemeinsamen Arbeit zuweist, z. B. beim rechnerisch verschieden schwierigen Auszählen von Bakterien, welche in einfacher, mittlerer und extrem großer Häufung auf Kärtchen gemalt sind, bei Rechen- und Zeichenaufgaben. Er läßt auch beide Partner gemeinsam eine Zeichnung anfertigen, wo die Teilleistungen, gegenseitige Verbesserungen und Verpfuschungen sich ihnen unbemerkbar getrennt durchkopieren. Dann suchen wir alles, was im Spiel der Kinder, der Naturvölker und des erwachsenen Europäers an charakterologisch Wesentlichem und Wertvollem hervortritt, in Mehrpersonenmodellen einzufangen.

Diese Auswahl mit ihren Proben mögen unsere neue Mehrpersonenpsychologie illustrieren. Auf kurzem Raum lassen sich nur konstruktive Ideen skizzieren, denn jeder Apparat mitsamt den erzielbaren Ergebnissen würde eine besondere Monographie fordern. So müssen wir über alles Nähere der Anordnungen wie namentlich der charakterologischen Ausbeute an Typen, Verhaltungsweisen und psychologischen Tatsachen auf die Originalien verweisen, deren Lektüre wir nicht ersetzen können.

Wenn der Leser bei der Apparatbeschreibung auf Schritt und Tritt den Registriermöglichkeiten begegnete, so bitten wir daraus nicht etwa zu folgern, daß wir den Charakter nur in Zahlen oder mit Hebeln und Schrauben erfassen wollten. Unser Ideal, sämtliche Apparate der Eignungsprüfung wie der charakterologischen Untersuchung auf die ökonomischste Mechanik durchzukonstruieren und alle Momente in extremster Rationalisierung zur Geltung zu bringen, taylorisiert nur den Apparat, damit der Prüfer oder Psychologe mit keinerlei technischen Verrichtungen behelligt und durch nichts Überflüssiges abgelenkt oder beschäftigt wird: er soll seinen Kopf frei behalten für die Beobachtung, ohne gleichzeitig — wie das in der Schule und Berufsprüfung leider noch zu häufig notwendig bleibt —, nebenbei auf alles Mögliche aufpassen zu müssen. Diese aus experimentellen Unterlagen hervorwachsende Beobachtung ist in manchen Verfahren das Wertvollste, sie erweitert und ergänzt erst die Zahlenwerte zur charakterologischen Synthese mit Hilfe der empirisch-systematisch beobachteten Haltung und Typik des Prüflings.

Vor allem erlaubt erst die Mehrpersonenmethodik, die zwischenpersonellen Beziehungen des Menschen unter Menschen zu untersuchen, die bisherigen Zufalls- und Gelegenheitsbeobachtungen in systematische und stets wiederholbare Prüfungsform zu bringen, und das subjektive Alltagsurteil mit seinen Mängeln, welches nur

Digitized by Google

schwer die ichhaften Vorurteile abzulösen imstande und bereit ist, in sachlicher Unbeeinflußtheit experimentell zu vertiefen.

Um bei der Beobachtung zu bleiben: man braucht nicht zu Alfred Grafs „Schülerjahren namhafter Zeitgenossen" oder ähnlichen Werken zu greifen, in denen reife Menschen ihre einstigen Schul- und Universitätslehrer beurteilen, um zu wissen, daß nicht jeder Lehrer, Pädagog und Psycholog jeden Jugendlichen oder Erwachsenen „verstehen" und ihm gerecht werden kann. Wessen Blick nicht durch anmaßende Selbstüberhebung getrübt ist, der kennt seine Grenzen und bleibt absoluten Werten bescheiden fern. Ein modernes Prüfungsamt weiß um die Vorzüge und Schwächen seines Personals, es bestimmte die Reichweite der Einfühlungsfähigkeit und der Erfassungsmöglichkeiten jedes einzelnen Mitarbeiters hinsichtlich der Methoden wie der Menschentypen. An manche Prüfungen von Mädchen lassen wir überhaupt keine männlichen Prüfer heran, weil Mädchen (umgekehrt natürlich auch Knaben) dem Lehrer ganz anders gegenübertreten wie einer Lehrerin. Die amerikanische Psychotechnik verlangt unter Androhung der Entlassung, daß jede Verkäuferin sofort den Verkaufsvorgang an eine Kollegin abgibt, sobald sie zu merken beginnt, daß sie aus irgendwelchen Gründen nicht zum Ziel gelangt. In der Schule ist Derartiges leider unmöglich, der Schüler bleibt einem Lehrer, dessen Wesen ihm fernliegt, jahrelang rettungslos ausgeliefert; wir fordern es aber von unserem Personal der Eignungsprüfung mit vollstem Nachdruck. Analoges gilt für die Erwachsenen. Andernorts begründeten wir, daß kein Mann einen anderen Mann restlos „versteht", und daß man erstaunt, ja in Bestürzung gerät, wenn eine Frau erzählt, wie andere Männer ohne männliche Zeugen — auch außerhalb der erotisch gefärbten Domäne — sich vor ihr geben, welche Register sie dann aufziehen. Da tastet sogar der Psychoanalytiker mit seiner unbewußten Symbolsonde im Dunkeln, ohne die rechte Stelle und die traumatische Dimension zu treffen. Denn in erotischer Sphäre sieht ein Mann den Geschlechtsgenossen doppelt anders wie die weibliche Partnerin.

Eine strikte Registrierung des Apparates wird natürlich unumgänglich, wo man die Verfahren in den Spontanraum ohne Zeugen verlegen muß, um spontane Reaktionen ohne Beeinflussung durch die Aufsicht zu erhalten.

Die experimentelle Ausbeute bleibt nicht isoliert auf die empirische Lage bezogen, sondern sie schließt sich zur Gesamtstruktur der Persönlichkeit mit allen Kompensationsmöglichkeiten zusammen und gewinnt sinnhafte Beziehungen zu den Typen jeder Provenienz, so daß der Mensch uns schließlich, wie wir noch zeigen werden, in seinem Kultur- und Lebenstypus erscheint, den wir dann in den Seelenstil der Zeit und der Menschheitsentwicklung struktur-sinnhaft hineinstellen, wo die nominalistischen Wertabstraktionen des Philosophen und die Kulturideale nur eine Welle im Strom der Zeit bedeuten.

7. Eichung und Bewährung.

Verpflichtet die auf intellektuelle und charakterologische Tests gestützte Diagnose und Prognose des Psychologen auf gleiche Weise und gleiche Zeitdauer hinaus wie diejenige anderer Gutachterformen, dann ist sie berechtigt; je größer ihre Sicherheit

Digitized by Google

und ihr Zukunftswert, desto eher wird man sie vorziehen. Im Schulzeugnis diagnostiziert der Pädagoge sowohl charakterologische Momente (Betragen, Fleiß, Ordnungsliebe, Lügenhaftigkeit, Betrug, Diebstahl und ethische Defekte) als intellektuelle Leistungen. Dieses Schulzeugnis öffnet und verschließt den allermeisten Menschen den Lebensweg für immer. Ebenso — obwohl es auch nur spezielle, ja temporäre Kenntnisprüfungen sind — die Examina an Hochschulen (Dreierjuristen, Bahningenieure ohne die Note Sehr gut usf.). In welche Tiefe reichen und welchen Zukunftswert haben Schulzeugnisse und Examensprädikate? Und auf wie lange hinaus garantiert der Arzt unsere Gesundheit oder die Dauer der Rekonvaleszenz? Wie weit in die Zukunft reicht der Psychiater, der Fürsorgeleiter, der Referenzen erteilende Arbeitgeber? Von der Sicherheit meteorologischer, gesetzgeberischer, wirtschaftlicher, politischer und anderer Gutachten wollen wir gar nicht erst reden. Vergleichen wir an den bisher möglichen Prognosewerten die Sicherheit und den Zukunftswert unserer charakterologischen Ergebnisse — und jede andere bewertende Kritik wäre billig wie Brombeeren, — dann stehen wir, soweit sich bis jetzt urteilen läßt, schon besser da als jene.

Die Konstanz unserer Tests erweisen wir dadurch, daß dieselben Prüflinge an denselben Anordnungen bei Wiederholung von verschiedenen Prüfern in die gleiche Rangreihe gebracht werden. Da wir dasselbe Prinzip meistens in mehreren ganz anders aussehenden Modellen konstruieren, können wir an diesen gleichwertigen Apparaten Vergleiche durchführen.

Wir eichen den als konstant erwiesenen Test auf seine Lebensbrauchbarkeit, indem wir diejenige Gruppe von Personen, welche den guten oder schlechten Charakterzug bestimmt hat, in Korrelation bringen zu der zweiten Gruppe, welche ihn sicher nicht besitzt. Dafür bieten sich Fürsorgezöglinge, Vorbestrafte, in Lebensfällen Gestrandete und Erprobte aller Kategorien dar. Im übrigen verfolgt das Danziger Berufsamt zur Erreichung von Bewährungskontrollen die von uns Geprüften auf ihrem Lebensweg. Denn der Berufsberater erfüllt auch jene sozialen Funktionen, welche Goethe in den Wahlverwandtschaften seinem „Mittler" zuschreibt, der die familiären und sozialen Konflikte zu entspannen hat. Ebenso ergeben sich die mannigfaltigsten Korrelationen zu den Körperbau- und Temperamenttypen von Kretschmer, den psychophysischen Persönlichkeitstypen von Jaensch, zu einzelnen Berufen; z. B. zogen wir oben schon Handarbeitslehrerinnen und Präzisionshandwerker heran. Ein korrelationsrechnerischer Vergleich mit allen Einzelfaktoren wie mit der Gesamtstruktur in ihren Kompensationsmöglichkeiten, welche die Eignungsprüfung ermittelt, mit Lehrer- und Meisterurteil, Lebensschicksalen und Typenrichtungen bringt eine weitere Stütze.

Stets bleiben wir im rein Psychologischen und messen unabhängig von aller Ethik nur mit Maßstäben der tatsächlichen Anforderung von Beruf und praktischem Leben. In allem lassen wir uns nur vom Experiment und der Empirie leiten und unterziehen deduktive Theorien, z. B. daß der Charakter konstant bleibe resp. im Leben wechsle, erst der Prüfung.

Ebenso können wir praktische Anforderungen der Betriebe bedienen. Sehr oft wird ein reibungsloses Zusammenarbeiten in einem Betriebskomplex (Expedition,

Digitized by Google

Kasse, Buchführung, Fordband) gewünscht, allein die Personen passen nicht zusammen. Unsere Mehrpersonenversuche spannen diese Personen mit entsprechender Tätigkeitsunterlage in ein einheitliches Testverbundsystem, und wir erhalten eine Gruppendiagnose.

Aber nicht alles, was wir geben, ist ein zu eichender Test, daneben stehen Arbeitsprobe, Charaktertypik und theoretische Laboratoriumsforschung.

Das Experiment überraschte uns mit dem Ergebnis, daß in manchen Hinsichten — nicht für sämtliche Apparate, aber doch bei einer gewissen Kategorie — keine Rangreihe herauskommt. Vielmehr gelangen wir zu allgemeinen Gesetzen anderer Art. Bei der Initiative, Führerschaft und dem Prestige gilt z. B. beim Menschen das biopsychische von Katz an zahlreichen Vogelarten entdeckte Hackgesetz (welches auch für Stiere zu gelten scheint): Hahn 1 hackt den Hahn 2, Hahn 2 hackt den Hahn 3, so daß 2 und 3 schließlich gar nicht mehr an den Überlegenen herangehen bzw. ihm am Futternapf kampflos ausweichen, — allein Hahn 3 hackt und beherrscht den Hahn 1. Mit solchen biopsychischen Gesetzen wie hier beim Prestige ergeben sich ganz neuartige Korrelations- und Eichungslagen. Wir bestimmen deshalb die folgenden Konstellationen: die Kooperierenden sind vom gleichen bzw. von verschiedenem Geschlecht, Alter, Bildungsstand, sie sind sich bekannt oder fremd. Es trifft sich glücklich, daß wir dieses letztere nicht im voraus zu wissen brauchen, sondern einige Methoden uns das sagen. So öffnet sich der neuen Mehrpersonenpsychologie hier ein Tor ins Land des Sozialen und der Kultur.

8. Sicherungsverfahren gegen Verstellung.

Jeder Apparat und jede geistige Anordnung gestattet ganz verschiedenartige Instruktionen und Durchführungsweisen: der Prüfling weiß um das Vorgehen des Partners resp. er bleibt darüber im Unklaren; er glaubt objektiv registriert zu werden bzw. er muß mit unumstößlicher Sicherheit annehmen, niemals könne man ihn kontrollieren. Gegen betrügerische Fälschung des objektiven Ergebnisses ist in der psychotechnischen Praxis jede Durchführung gesichert, gegen vorgetäuschtes Verhalten aber nicht. Da wird man im Sicherungsverfahren solche Methoden vorziehen, in denen die Prüflinge nicht merken, worauf es ankommt, analog wie der Graphologe die unbewußten Momente der Handschrift in seiner Diagnose eher verwertet als willkürlich mit voller Einsicht hergestellte.

Vom deduktiven Standpunkt überschätzt man heute die Möglichkeit der Verstellung und Maskierung beträchtlich, denn wie das Experiment zeigt, kann man eine große Reihe von Charakterzügen überhaupt gar nicht verstellen. Wer keine Initiative besitzt, der vermag sie in der Prüfung auch nicht vorzutäuschen; wo Züge fehlen, die den kaufmännischen Berufscharakter ausmachen, da können sie auch nicht auftreten. In dieser Weise sind gerade die berufswichtigen Charaktereigenschaften am wenigsten gefährdet; die hauptsächliche Domäne der Vorspiegelung liegt in solchen Momenten, die wie Ehrlichkeit oder Lügenhaftigkeit vorwiegend der moralischen Sphäre entstammen.

Digitized by Google

Man überschätzt auch die statistische Zahl der Verstellungsfälle. Im allgemeinen ist die heutige Jugend erstaunlich ehrlich, besonders während der Prüfung und Befragung, von der modernen „Sachlichkeit" und der veränderten Schulpraxis wird das noch unterstrichen; darüber staunt jeder Psychotechniker, der an seine eigne Schulzeit denkt. Das Leiden des Berufsberaters liegt eher darin, daß die Jugendlichen zu viel hergeben. Dieses Bild ändert sich sofort, wenn wir an Erwachsene herantreten. Schon der 20jährige Arbeiter steht der Prüfung gleichgültig gegenüber und schont sich gerne sogar auf Kosten der Prüfungsnote.

Verstellung ist nicht immer Unehrlichkeit und Betrug. Bleiben wir zunächst bei der gutartigen Umfärbung der Reaktionen. Manche Kinder werden dem Lehrer oder Prüfer zu Gefallen anders reagieren, wie im freien Leben. Dieser leicht Bindungen eingehende Typus, der sich gern an Schemata und Vorschriften anlehnt und sich schon in spezifischen sprachlichen Reaktionen vor dem Versuch offenbart, ist in seiner Gradausprägung unschwer mit besonderen Tests zu ermitteln; in Studien über innere Bindungen berichteten wir anderwärts darüber. Die brave Willigkeit tritt leicht durchschaubar auch in Verhaltungsweisen hervor, z. B. schon äußerlich in Rücksichtnahmen auf Eigenheiten des Prüfungsbetriebes, kleinen Handreichungen und Gefälligkeiten gegen den Prüfer, und zeigt Korrelationen zu andern Zügen wie Sorgfalt und Fleiß.

Schlimmer steht es um die böswillige Verstellung. Zunächst geht vieles schon aus der gewöhnlichen Eignungsprüfung alten Stiles, den Korrelationen der dort erfaßten Anlagen sowie der dabei festgestellten Typik hervor. Man weiß etwa aus der Untersuchung manueller und geistiger Eigenschaften, daß der Betreffende die in charakterologischem Rahmen gefaßte Leistung im Spontanraum gar nicht so rasch, in dieser Form usw. zu lösen imstande ist, seine gegenteilige Aussage also unmöglich stimmen kann. Oder man erfuhr aus der anderweitigen Prüfung bereits, daß der Anwärter zum Typus des Scheinwissers, durchgängig zum subjektiven Typus, diesem Schmerzensfall jedes Berufsberaters, oder einem andern Typus gehört. Apparate, welche den Prüfling im Spontanraum auf unsichtbarem Wege kontrollieren, ohne daß der wahre Zweck des Verfahrens ihm klar wäre, ergreifen schon hohe Prozente solcher, die unwahre Behauptungen machen. Da recht viele Menschen in Alltag und Beruf aber Tatsachen verschleiern, ja verschleiern müssen oder wie eine gewisse kaufmännische Anpreisung entstellen, scheiden wir die Lügen nach Art und Gewicht, wir berücksichtigen dabei die Berufswünsche des Prüflings und die gesamte Charakterkonstellation nach ihren korrelativen Bezügen.

Dazu treten dann spezifische Ermittlungen mit besonderen Zweipersonenapparaten, wo die Ehrlichkeitsprüfer im Vordergrunde stehen. Auch hier wird die gesamte Korrelation des Charakters in Ansatz gebracht.

Aus unseren sonstigen Möglichkeiten sei noch ein einfacher Weg angegeben: wir haben einen großen Haufen von Karten, jede Karte trägt als Aufschrift eine Charaktereigenschaft, z. B. „ich bin eitel", „ich bin mutig" usf. Diese Karten sind in drei Haufen zu sortieren: in „Ja", „Nein" und „Fraglich", je nachdem der Prüfling sich die Eigenschaft zuschreibt, abspricht oder unschlüssig ist. Für bestimmte Fälle verschleiern wir die Charakterfragen dadurch, daß wir ander-

Digitized by Google

weitige, z. B. „ich wandere gern", „ich trinke viel Milch", „ich liebe das Kino" vorherrschen lassen. Da der Anwärter nicht auf Abstoppung eingestellt ist, scheidet schon die verwendete Zeit diejenigen, welche sich ernstlich prüfen von den Leichtnehmenden; letztere ordnen die 50 Täfelchen oft in 80 Sekunden, wo erstere bis zu 40 Minuten benötigen. Wir sehen auch einen Kasten zum Einstecken der Karten vor, welcher unvermerkt die Zeit jeder Einzelkarte mißt. In unserer Serie kommt derselbe Charakterzug auf mehreren Karten vor, manchmal in gleicher Form, auch in sprachlich anderer Fassung und als genaues Gegenteil; sind erstere nicht auf gemeinsamen Ort und letztere auf gegenteiligen abgelegt, dann war der Prüfling nicht gewissenhaft. Außerdem verwenden wir mehr oder weniger ähnliche, zwangsmäßig verkoppelte und sich ausschließende Eigenschaften. Ängstliche und übermäßig vorsichtige Kinder legen alles auf Fraglich; der freche Egoist bringt sämtliche guten Züge auf Ja, alle schlechten auf Nein und nichts auf Fraglich, andere ordnen nur schlechte Attribute ins fragliche Fach. In weiteren Ausfertigungen der Methode, die wir gern im Wiederholungsversuch benutzen, haben wir die Worte auf den Karten resp. auf dem vorgedruckten Block unterschiedlich gedruckt: manche Charakterzüge sind durch fette Lettern oder rote Farbe hervorgehoben, und hier schreibt der Unehrliche gerne Ja hin. Ebenso heben wir manchmal im Wiederholungsversuch eine Sparte, z. B. das Ja, durch größere oder rote Schrift, Unterstreichen usw. von den beiden anderen Kategorien ab. Hier mischt sich auch die Suggestibilität ein.

Bringen wir einschlägige Tests, so der Wahrheitsliebe, das dem Prüfer Zu-Gefallen-sein usf. in Anschlag, dann können wir nicht nur aus den ins Ja-Fach abgelegten Karten bündige Schlüsse darauf ziehen, wie der eine Typus vor uns scheinen möchte, und wie der andere Typus sich selbst sieht, sondern wir wissen auch, worin der Anwärter vor uns gut dastehen möchte. Zugleich ergeben sich die verschiedensten Typengliederungen: der Tolerante und Strenge, geringfügige Beschönigung und derbe Maskierung, vorhandene oder mangelnde Selbstkritik, Voreiligkeit und Bedachtsamkeit, Gedankenlosigkeit und Exaktheit, Subjektivität und Objektivität und vieles andere. Die individualdiagnostische Ausbeute ist geradezu erstaunlich. Läßt man sich die Ablage der einzelnen Karten motivieren, dann kommt man auf ganz unverfängliche Art in intimsten Kontakt mit den Jugendlichen, die gern und spontan mit selbstenthüllenden Beispielen jede Charakterkarte belegen, wo die gewöhnliche Befragung ergebnislos bliebe. Näheres über dieses Verfahren meldet die Studie von Luithlen.

In gleicher Weise lassen wir Kärtchen mit Persönlichkeitsidealen (Heroen und Vorbilder) sowie mit Interessegebieten in ein bejahendes, verneinendes und gleichgültiges Fach verteilen.

9. Graphologische Apparate und Untersuchungen.

Um die Graphologie einmal in andere Zusammenhänge zu bringen, verwenden wir verschiedene Mehrpersonenapparate. Zwei Versuchspersonen haben zunächst eine unbeeinflußte Handschriftprobe anzufertigen. Dann müssen beide zu gleicher Zeit denselben Text schreiben, wobei jeder die Niederschrift des Partners

Digitized by Google

sicht. Beim ersten Modell erblickt jeder durch eine einfache Prismenanordnung außer der eigenen Schrift zugleich die entstehenden Buchstaben des anderen dort auf seinem Papier, wo er selbst gerade schreibt. Im Hinblick auf Suggestibilität, Initiative, Nachahmung, Anpassung und Graphologie wird dann festgestellt, ob der Betreffende irgendwelche Schriftzüge des anderen annahm, und in welchen graphologischen Hinsichten er vom Partner beeinflußt wurde, welche Attribute der Schrift übertragbar sind, — und in Parallelversuchen mit besonderer Instruktion: wie weit die Züge des Partners nachgeahmt werden können (Grad der Variabilität, Verstellungsfähigkeit). Anstatt des zweiten Schreibenden kann man ein fertiges Muster exponieren.

Bei einem weiteren Modell schreibt jeder gleichzeitig denselben Text auf ein Blatt Pauspapier, welches eine Glasscheibe zur Unterlage hat. Mit optischen Vorrichtungen, die wir noch zu vereinfachen trachten, werden die entstehenden Buchstaben des einen mit Hilfe einer epidiaskopischen Anordnung unter dem Tisch durch die Glasscheibe auf das Pauspapier des andern projiziert, und die des zweiten mit Zwischenspiegel und epidiaskopischer Anordnung über dem Tisch auf das Blatt des ersten. Die Auswertung bleibt die gleiche wie oben.

In beiden Anordnungen kann man das Schriftbild des Partners nicht nur optisch direkt an die Feder des Schreibenden projizieren, sondern beliebig daneben. Ebenso werden Vorrichtungen möglich, daß nur der jeweils entstehende Buchstabe oder Wortteil übertragen wird, das vorher Geschriebene aber wieder verschwindet. Für bestimmte Zwecke wird durch Metronom, Diktat u. ä. für gleiche Schreibgeschwindigkeit gesorgt.

Eine Verkopplung zweier den gleichen Text schreibender Personen auf labil mechanischem Weg ermöglicht der von Luithlen beschriebene Doppelzeichner, welcher ausschließlich die Schriftbewegungen in der zweidimensionalen Schreibfläche überträgt, aber nicht beliebige andere Bewegungen der beiden Federhalter oder Hände.

Wegen der schwierigen Technik solcher Konstruktionen war die wechselseitige Übertragung der Schreibbewegungen in die Feder des Partners auf elektrischem Weg aus umständlichen Vorstudien noch nicht in die endgültige Form zu überführen, die wir aber bald zu liefern hoffen.

Neben der Schrift lassen unsere Modelle sich noch anderweitig verwerten. Zunächst für die verschiedensten Probleme des Zeichnens, worin manche ja ähnlich wie bei der Schrift einen graphologischen Wert suchen, denn es ist ebenfalls eine Art von Handschrift, eine verwandte motorische Funktion mit noch größerer individueller Streuung. Auch interessiert uns sehr, ob jemand beim Bilden selbständig vorgeht, wie stark er sich vom Partner oder der Vorlage bestimmen läßt usf. Fordert man von jeder Person die Anfertigung einer beliebigen Skizze oder Malerei nach ihrer eigenen Phantasie, und läßt man jeden der beiden unabhängig seine Idee zuerst notieren und hernach in unserer optischen Verkopplung ausführen, dann sieht jeder das Werk des Partners entstehen. Dadurch ergeben sich mannigfache Beeinflussungen, die somit auch im Felde der Phantasie prüfbar werden.

Digitized by Google

Schließlich eignen die Modelle sich als Ehrlichkeitsprüfer. Man koppelt einen vorzüglichen Rechner mit einem schwächeren, beide erhalten die gleichen Aufgaben; — oder wir nehmen einen Scheinwissertyp zusammen mit einem Durchgebildeten, jeder soll für sich die Worte (nach Poppelreuter) nun schriftlich definieren, die er zu kennen vorgab; — oder man paart ein schwaches Gedächtnis mit einem guten, und jeder soll für sich die vorher exponierten Materialien schriftlich reproduzieren; — auf analoge Form lassen sich vieldeutige Kombinationsproben und eine Unzahl geistiger Einzeltests bringen. Der vorher schon als Scheinwisser, als schlechter Rechner resp. als unfähig zur Lösung der Tests Erwiesene hat nun die Möglichkeit, die richtige Lösung durch die optische Vorrichtung von seinem Partner abzuschreiben. Hierfür erweitern wir unsere Apparatur durch eine einfache (dem Prüfling von vorher bekannte) Platte, welche die Zuspiegelung vom Partner her verhindert; doch läßt diese Platte sich leicht zur Seite schieben, von wo sie wieder zurückschnellt. Wie oft und wie lange der Prüfling sich das Partnerfeld sichtbar macht, wird automatisch registriert, ohne daß er die verborgene Kontrolle ahnen könnte.

In der ursprünglichen optischen Apparatur ist jeder geistige Test dadurch auf den Grad der suggestiven Bestimmbarkeit zu untersuchen, daß der Prüfer resp. ein Beauftragter sich mit dem Prüfling verkoppelt, wobei der Prüfer in seiner Niederschrift suggestive, einseitige, abwegige Lösungen gibt resp. entsprechende fertige Muster zur Hinüberspiegelung exponiert. Man kann nun ermitteln, wie weit die Suggestibilität in die einzelnen, aus verschiedensten geistigen Feldern stammenden Tests hineinreicht (z. B. in das Rechnen nicht, in die Kombination nach Masselon wohl usf.), wodurch Struktur, Tiefe und Verbreitungsbezirk der Suggestion im Individuum offenbar werden.

Andere Anwendungen (Verhaltungsweisen, Hemmungen, Abschreiben von Fehlern, Hilfsbereitschaft usf.) in und außerhalb des Spontanraums liegen nahe.

Die eigentliche Graphologie als Urteilsunterlage der Berufseignung wird von Couvé, Bogen und vielen anderen recht skeptisch betrachtet. Indessen sucht M. Hall neuerdings wieder zu begründen, daß nicht nur die wissenschaftliche, sondern schon die „laienhafte Alltagsgraphologie" zur Prognose kaufmännischer Anlagen recht brauchbar sei. Diese Mannheimer Versuche finden nämlich an Handelsschülern die hohe Korrelation von 0,69 zwischen der Zensur in Schönschrift und kaufmännischer Begabung; danach hat nahezu jeder, der schön schreibt, auch das Zeug zum Kaufmann in sich, die Kaufleute zeichnen sich durch besonders kalligraphische Schrift aus, und die kaufmännischen Genies als Maximum schreiben sogar mit Lettern, so schön wie die Muster der Fibel. Im Leben stößt man auf das Gegenteil: kalligraphische Handschriften finden sich am ehesten unter Volksschullehrern und Ästheten, die keinerlei kaufmännische Berufsanlagen besitzen (wir haben das an 80 Erwachsenen mit kaufmännischen Tests nachgeprüft), während erfolgreiche Großkaufleute meist eine recht unleserliche „Klaue" schreiben, jedenfalls aber in Schönschrift nicht auf bessere Zensuren kommen (wie sich uns in 36 Nachprüfungen zeigte). Dieser krasse Widerspruch zwischen Lebenswahrheit und Korrelation rührt daher, daß Hall die in der Wahrscheinlichkeit beliebig

Digitized by Google

gestreuter, d. h. ungesiebter Häufigkeitsverteilung der Menschen wurzelnde Korrelation auf ein bereits gesiebtes Menschenmaterial anwendet, indem er nicht die Schrift beliebiger Kinder prüft, sondern nur solcher Jugendlichen, welche wegen ihrer kaufmännischen Anlagen in die Handelsschule aufgenommen wurden.

Die graphologische Korrelation ist ein Sonderproblem. Wer die große Zahl solcher Ingenieure herausgreift, welche ihr monotones Leben damit zubringen, in untergeordneten Stellen der Konstruktionsbureaus Werkzeichnungen anzufertigen, ohne in höhere Posten aufzusteigen, und nun eine Korrelation zwischen Zeichenbegabung und Ingenieureignung herstellt, wird analog beim Ergebnis landen, daß zeichnerische und ingenieurwissenschaftliche Anlagen sich entsprechen (wir haben das an 30 Fällen nachgeprüft). Das wäre natürlich trotz des guten Korrelationskoeffizienten falsch, weil die technisch unbegabten Künstler und die zeichnerisch unbegabten Techniker, welche erst die Streuung und damit die Korrelation ermöglichen, — den unkaufmännischen Schönschreibern und schlechtschreibenden Kaufleuten analog — schon vorher ausgeschaltet waren, wonach die Korrelationsformel fehl am Platze ist. Diesem Irrtum unterliegt die Graphologie öfters. Zudem kennzeichnet die schöne Handschrift eher den kleinen Angestellten und Aktuar sämtlicher Bureaukategorien, die ihr Leben lang Schreiber bleiben und wenig ins eigentlich kaufmännische Feld eindringen. Es ist deshalb verständlich, daß die Mannheimer Kaufleute die Zügigkeit und Gewandtheit der Schrift viel ungünstiger einschätzen als die Schule: sie wünschen keine Schönschreiblehrer. Der Gebildete vergißt auch zu leicht, weil er zu 90% nur lateinische Lettern schreibt und er in den deutschen häufig ganz unausgeschrieben ist, daß die Volks- und Mittelschule unserer Jugend die deutschen Buchstaben als Arbeitsschrift, als Schönschrift aber die lateinischen beibringt. Wenn die Mannheimer ein Schönschriftdiktat von 17 bis 20 Handelsschülern anfertigen lassen und bei nur einem einzigen Fall die 20 urteilenden Handelsschullehrer übereinstimmen, 14 kaufmännische Chefs sogar keines dieser Diktate gleich bewerten, und trotzdem eine so selten hohe Korrelation von 0,86 zwischen der Schönschrift und kaufmännischer Brauchbarkeit herauskommt, dann besagt diese (auch auf eine zu geringe Menschenzahl bezogene) Korrelation nichts weiter als: 20 zum Kaufmannsberuf geeignete Handelsschüler schreiben mehr oder weniger schön, ohne daß bei dem schon einseitig gerichteten und ausgelesenen Menschenmaterial etwas auf alle Schönschreiber oder auf alle Kaufleute gefolgert werden dürfte. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß aus der Handschrift von über 2000 Jugendlichen unserer Eignungsprüfungen die kaufmännische Begabung nicht hervorgeht, sondern dazu kaufmännische Tests erforderlich werden.

Dazu kommt noch die Schwierigkeit, daß man Handschriften wohl vom Gesichtspunkt des Schreiblehrers zensieren, niemals aber aus psychologischen Hinsichten in eine Rangreihe bringen kann, wie die Korrelation das fordert. Ebensowenig ist der Berufscharakter seinerseits in eine eindimensionale Reihe zu zwängen und arithmetisch zu placieren: wir zeigten oben am Beispiel des Hackgesetzes der Hühner, daß für Charakterzüge, die dem Kaufmann wichtig sind, keine Rangreihe herauskommt. Selbst durch die idealsten Korrelationskoeffizienten kann die Graphologie deshalb nicht bewährt werden, wenn sie aus dem einen Äußerungs-

Digitized by Google

symptom der Schrift zahllose Charakterzüge zugleich herleitet, die alle eine andere Richtung haben. Im kaufmännischen Komplex konnten unsere Mehrpersonenexperimente schon heute verschiedenartige Typen und Persönlichkeitsrichtungen voneinander abheben. In physikalisch-chemischen Messungen zeigte ich ehemals, daß eine Korrelation und strikte Proportionalität zwischen zwei gar nicht zusammenhängenden Komplexen auftritt, wenn ein unbeachteter Faktor im einen und ein solcher im anderen sich zuwiderläuft, der Rest aber durchschnittlich bleibt.

Für die Graphologie als Unterlage der Charakterbeurteilung bedeutet die von M. Schorn durchgeführte Probe eine schwere Krise, die sich nicht vertuschen läßt. Sie legte fünf bedeutenden Graphologen, darunter zwei sehr angesehenen, eine Handschriftprobe vor, und zwar in der von ihnen gewünschten Ausführlichkeit, Inhaltsgattung, Form und Lebensechtheit; die fünf Gutachter widersprachen sich in den meisten Hauptpunkten, konnten nur ein recht lückenhaftes Bild geben und erzielten knapp 2—5% Treffer, also 45% weniger als die Wahrscheinlichkeit. Sie zeigt ferner, daß die fünf Gutachten dazu noch „sehr viele Angaben enthalten, die auf Grund der Gleichförmigkeit des psychischen Geschehens auf sehr viele Menschen zutreffen", die von den Treffern abzuziehen wären. Vom zweitbedeutendsten Autor haben wir in zwei Fällen solche Versagerdiagnosen kennengelernt, welche die Beurteilten für eine Zeit aus ihrer Lebensbahn herauswarfen, ohne daß die graphologische Diagnose recht gehabt hätte, wie der spätere Berufsweg zeigte. Da alle namhaften graphologischen Autoren versagten, wandten sich drei Danziger Lehrerinnen an die berufsmäßigen Graphologen, welche sich in Inseraten dazu anbieten; das Ergebnis war katastrophal, und es bleibt nur erwähnenswert, daß die meisten Gutachter ihrerseits eine flotte kaufmännische Schrift besitzen, die Energie und Mißtrauen verrät. Da mehrere Industrieunternehmungen und viele kaufmännische Betriebe die Einstellung und Beförderung vom Ausfall graphologischer Gutachten abhängig machen, setzten in der Öffentlichkeit Proteste ein, daß auf Grund so unsicherer Diagnosen, die in der Trefferzahl weit hinter bloßem Raten und vor allem hinter dem persönlichen Eindruck zurückbleiben, die Lebensschicksale nichtsahnender Angestellter entschieden werden. Dieser Zusammenbruch ist nicht ganz unverdient, insofern die graphologischen Systeme jede Bewährungskontrolle versäumten. Man hätte eine Eichung der Verfahren vornehmen müssen, etwa in Form einer Häufigkeitsstatistik der Treffer und Irrtümer für die verschiedenen Handschriftypen und einzelne Charakterzüge, wie sie heute von jedweder Diagnose gefordert wird, ehe man sie der Öffentlichkeit übergibt[1]). Zweitens haben die graphologischen Systeme sich allzu hermetisch gegen die

[1]) Daß technische Kollegen, die aus graphologisch interessierten Fabriken herkommen, von allen psychotechnischen Apparaten unnachsichtlich jede objektive Bewährungskontrolle fordern, während sie urteilen, die eigenen, ohne Kautelen durchgeführten Handschriftdiagnosen hätten sich „bewährt", muß bitter stimmen. Natürlich wird der subjektive Eindruck vom Bewerber mit dem subjektiven Eindruck von seiner Schrift leicht zusammenfließen. Allein diese Pseudo-Bestätigung müsse erst geprüft werden, indem man zeigt, daß der nach Handschrift schlecht Beurteilte tatsächlich bei mehrjähriger Praxis im Betrieb versagte.

Digitized by Google

experimentelle Methodik abgesperrt. So hatte schon Simons[1]) gezeigt, daß die auf- und absteigende Zeilenführung, ebenso die bei Geisteskranken anzutreffende Zeilenanordnung in Fächerform oder Treppenschrift nur von mangelnder Aufmerksamkeitskonzentration herrührt, und daß bestimmte Ablenkungsreize sie bei jedem Menschen hervorrufen; wir konnten an mehreren Schulklassen und zahlreichen Erwachsenen diese Ergebnisse bestätigen. Allein die graphologischen Systeme nehmen von dererlei keine Notiz, sie verharren in dogmatischer Stabilität, ohne das bei wissenschaftlichen Systemen sonst zu beobachtende stetige Fortschreiten zu zeigen. Als monosymptomatischer Test, der aus einer einzigen Äußerung, zumal einer so angelernten wie der Schrift, alles beurteilen will, bedarf die Graphologie in doppeltem Maß einer kritischen Vertiefung durch Bewährung und Experiment.

Ohne in eine nähere Kritik der bisherigen Deutungssysteme einzutreten, wollen wir hier das Problem klären: wieweit kann die psychologische und psychotechnische Ausbildung unsern studentischen Nachwuchs im graphologischen Gebiet fördern, und welche Möglichkeiten eröffnen sich dem sachlichen Fortschritt.

Im Laufe mehrerer Jahre ließ ich Arbeitsgemeinschaften, Teilnehmer an Übungen und Praktika sich gehörig in die Graphologie einarbeiten, soweit das nicht schon der Fall war, und gewann auf diese Weise 65 Beurteiler. Diesen wurden Briefe von Genies, Durchschnittsmenschen und Ungebildeten unwissentlich vorgelegt. Drei Aufgaben waren zu erfüllen: 1. die Diagnose nach dem System von Klages, 2. anderweitige Diagnosen, z. B. auf den Beruf des Schreibers und von Klages nicht vorgesehene Züge, 3. fachpsychologische Analyse der Diagnosen.

Zunächst zeigte sich, wenn wir nur die Treffer ins Auge fassen, daß durchschnittlich 30% auf Grund von graphologischen Regeln gefunden wurde, und 70% oder mehr des Richtigen sich intuitiv ausbildete, ohne daß die unbestimmte Intuition näher zu kennzeichnen wäre als mit Angaben wie „gefühlsmäßig", „instinktiv", „Einfühlung", „wissenschaftliche Phantasie". Intuition ist den einzelnen Personen in verschiedenem Grad eigen, die maximal Intuitiven betätigen sie auch in anderen Gebieten, z. B. in der medizinischen Diagnose. Bekanntlich geht Scherman, der aus der Handschrift sogar künftige Lebensschicksale prophezeit, wesentlich intuitiv vor. Allein diese öfters zum Ziel führende Intuition bringt den Urteilenden noch häufiger auf Abwege. Gibt man nach einem unwissentlichen Versuch eine andere Schriftprobe derselben Person, nun aber in wissentlichem Verfahren, so ändert sich das diagnostische Bild um so mehr, je besser die betreffende Persönlichkeit aus dem Leben bekannt ist: ein Brief von Goethe, wissentlich exponiert, wird von niemandem falsch beurteilt. Indessen zeigt die Selbstbeobachtung, daß man jetzt alles vorhandene Wissen heranzieht und — analog wie manche Ethnologen ihre Lieblingsthesen in das menschliche Gesicht — in die Schrift hineinsieht: das Wissen wird zum Primären, die Schriftelemente zum abhängig Sekundären. Korrelation und Bewährung sind deshalb in wissentlicher Graphologie nicht am Platz.

---

[1]) A. Simons, Über den Verlust der Zeilenführung. Monatsschr. f. Psychiatr. u. Neurol. 54, S. 321—336. 1923; vgl. H. Henning, Die Aufmerksamkeit. S. 125f. Berlin 1925.

Digitized by Google

Gewisse Handschriften wurden von allen Beurteilern unabhängig immer gleichförmig und richtig, andere wechselnd oder ausnahmslos falsch beurteilt. Zwischen diesen Polen liegen Übergangsformen. Im folgenden bringen wir einige stark gekürzte Belege für die Extreme.

Zutreffende Diagnosen:

1. Anton Dohrn, Gründer der zoologischen Station Neapel: Organisator. Stark ästhetischer Einschlag, aber kein Künstler. Kein reiner Intellektueller.
2. Ludwig Büchner, materialistischer Philosoph, Verfasser von „Kraft und Stoff": Einheitlich. Etwas ästhetischer Geist. Plumper Geist. Ohne Schwung.
3. Heinrich Schliemann, Großkaufmann, Ausgrabung von Troja, Mykene usw.: Vielseitige Natur. Wohlwollend. Sprachbegabt. Prominenter.
4. Lord Lister, Bahnbrecher der chirurgischen Antisepsis: Starker Willensmensch. Hängt wesentlich einer Idee nach. Bedeutender Kopf.
5. Sigmund Freud, von sämtlichen Beurteilern als „Psychoanalytiker" mit richtigen Charakterzügen (gemäß Selbstschilderung in seinen Werken) angesprochen. 80 Prozent der Urteile raten sogar den richtigen Namen.

Extreme Versagerdiagnosen:

6. Charles Darwin: Nicht sehr gebildet. Durchschnittsmensch. Kein Prominenter. Ohne sonderliche Gaben. Sehr gesellig. Ohne Wohlwollen. Scharf.
7. Ludwig Loewe, Gründer der nach ihm benannten Maschinenwerke: Initiativelos. Konfus. Stimmungsmensch. Unbeständig. Inkonsequent.
8. Gustav Nachtigal, der wagemutige Forschungsreisende in Sahara und Sudan: Kleinliche Subalternnatur. Bureau- oder Schneiderseele. Ohne Initiative. Hang zum Kleinen. Hat Freude an Zierlichem. Empfindsam. Kein Draufgänger.
9. Adolf Bastian, Begründer der Ethnologie und des Berliner Völkermuseums: Kleinlich. Geziert. Umständlich. Offen und gesprächig. Ästhet. Sonst wird Bastian als Mensch und Wissenschaftler am weitgehendsten fehl beurteilt.
10. Eugen Richter, Gründer der Fortschrittspartei: Gefühlsarm. Unpraktisch. Schwacher Wille. Ungesellig.
11. Paul Topinard, führender französischer Anthropologe: Ästhetiker. Unsystematisch. Ichsüchtig.
12. Frank Calvert, an Trojas Ausgrabung beteiligter Amerikaner, der sich dort eine Villa baute: Berufstätiges Mädchen. Typischer Girlcharakter.
13. J. Fraipont, belgischer Paläontolog und Prähistoriker: Maniriert. Oppositionsgeist.
14. Georg Cantor, Begründer der mathematischen Mengenlehre: Ganz kleinlich. Subjektiv. Von ästhetischen Gefühlen geleitet. Subaltern.
15. P. L. Panum, dänischer Physiolog: Ganz einseitig.
16. Gustav Fritsch, Afrikaforscher: Pedant. Bureaukratisch. Beamtencharakter. Geistig unbedeutend.
17. Richard Andree, führender Ethnograph: Durchschnittsmensch. Unbedeutend. Alltäglich. Ohne Gedankenflug.

Beim wissentlichen Durcharbeiten unserer Autographensammlung fügten manche Handschriften sich keinem Deutungssystem. Zunächst die besonders korrekte Schrift. So schreibt ein naturwissenschaftlicher Professor, der sich allmählich vom ländlichen Volksschullehrer emporarbeitete, und mehrfach als Kandidat des Nobelpreises genannt war, kalligraphisch wie ein Muster der Schulfibel; als Charakter ist er sehr unpünktlich, unkaufmännisch, leicht explosiv und aufbrausend, räsonierender Astheniker, empfindlich, ehrgeizig und fleißig. Umgekehrt führen auch extrem verschnörkelte und flüchtige Handschriften, so diejenige von Bastian,

Digitized by Google

Virchow und Mommsen, in falsche Diagnosenrichtung. Leider machen sich überall störende Faktoren geltend. Eine Korrelation zwischen russischer und deutscher Schrift derselben Person, analog bei einem Inder und Chinesen, war bisher nicht zu erreichen. Sehr leicht sind hingegen französische, italienische, englische und andere ausländische Schreiber auf die richtige Nation beziehbar, ohne daß daraus Bindendes auf den persönlichen oder Nationalcharakter zu schließen wäre. Auch scheint die Siebung der Menschen in Berufe bestimmte Berufsmaxima der Schrift eher für subalterne Typen zu erzeugen, als für die begabten Führernaturen. Ohne sonderliche Schwierigkeit werden Autogramme in das richtige Dezennium verlegt, und zwar weniger aus technischen Gründen (Gänsekiel, Fortschritte der Stahlfedertechnik, Goldfüllhalter), als im Hinblick auf den stetigen Stilwandel der Schrift, der Schreibmoden (Schnörkel), massenpsychologischer Gesetzmäßigkeiten und ändernder Schulerlasse (wie jetzt durch Einführung der englischen Steilschrift und der dicken Sütterlinfeder ohne Haarstrich ein ganz neues Schreiben aufkommen wird). Die Benutzung von Linienblättern, welche die graphologisch bedeutsame Schriftgröße, Zeilenanfang, Ende und Führung wesentlich bestimmen, ist aus der Handschrift selbst nicht sicher zu entnehmen. Ans Motorische gekoppelte Züge (Energie, Pedanterie) treten leichter hervor, als solche, welche mit der Motorik wenig zu tun haben. Während die Graphologie sich auf fast alle Charakterzüge erstreckt, betrifft die Handschrift beliebig herausgegriffener Personen nicht auch alle Charakterzüge, sondern die Schrift des einen ist in gewisser Auswahl mehr auf diese, die Schrift eines zweiten eher auf jene Charaktergebiete und Kategorien abgestimmt, während der Rest der seelisch vorhandenen Charakterzüge nicht zur Geltung kommt. Nicht sämtliche vorhandene Charaktermomente nehmen also beim Erlernen und Ausschreiben der Handschrift ihren Einfluß, sondern nur ein Teil der im Individuum vorhandenen; allein das wechselt je nach der Person. Unter den Schreibern lassen sich extreme Typen der Variabilität ermitteln: am einen Pol steht der „Verstellertyp", der seine Züge weitgehend ändert, am anderen Pol der Eindeutige, bei dem keine größeren Abweichungen vorkommen. Indessen variieren sämtliche Schreiber in Schriftgröße und verwandten Momenten etwas je nach Stimmung, Zweck und Format. Nach Kenntnisnahme des graphologischen Deutungssystems ist auch jeder Mensch imstande, seine Handschrift in einigen Bewertungshinsichten zu ändern, womit die Graphologie hinters Licht geführt wird.

10. Kulturpsychologische Typen.

Um Menschen geisteswissenschaftlich zu verstehen oder berufspsychologisch zu beraten, genügen formale Typen der Werthaltung nicht, sondern wir müssen ergründen, welche Werte des Lebens und der Kultur sie in materialer Hinsicht bejahen und welche sie verneinen. Neben dem Problem, was der einzelne liebt und haßt, darf die aufschlußreiche Sphäre nie übergangen werden, was alles ihn nicht berührt, also das Adiaphoron der griechischen Philosophen. Solche Werthaltungen entstammen der komplexen Ganzheit aus angeborenen Anlagen und milieu-

Digitized by Google

bedingtem Lebensschicksal. Ihrer Struktur nach muß eine materiale Typik mithin von entwicklungs- und kulturpsychologischer Art sein.

Diltheys erster Versuch, das philosophische Genie aus den Grundformen des sinnlichen Triebmenschen, des heroischen Menschen und des objektiven Idealisten mit ihrer strukturgebundenen Antwort auf die philosophischen Zentralprobleme zu verstehen, liegt noch ganz auf formaler Seite, ebenso die Lebensformen seines Schülers Spranger oder die an Konstanz und Labilität der Werthaltungen orientierte Gruppierung von Jaspers. Auch Ostwalds Romantiker und Klassiker oder der Zartfühlende und Grobkörnige von James führen uns nicht tiefer in das kulturelle Sosein des Individuums.

Durch das gesamte deutsche Volk und das letzte Jahrtausend seiner Kultur geht ein Riß, eine polare Gegensätzlichkeit: die Werthaltungen sind in zwei feindliche Lager getrennt. Eine Gruppe blickt nach Süden und Westen, auf die klassische Kultur der Antike, auf Italien, Spanien und Frankreich, auf Österreich und den deutschen Süden, und sie kehrt dem Norden und Osten den Rücken. Die zweite Gruppe wählt gegenteilig: der Süden gilt wenig oder nichts, er verblaßt vor den Werten von Skandinavien, England, Rußland und dem deutschen Norden. Hier das Mignonlied „Kennst du das Land", dort das ordensritterliche „Gen Nordland", „Gen Ostland wollen wir reiten". Beide Melodien wiesen das Kulturschicksal des Reiches nach anderer Richtung, sie bestimmen auch den einzelnen Menschen, den wir verstehen sollen.

Aufgerissen wurde diese Kluft in der Schlacht bei Legnano 1176. Als Barbarossa die gepanzerte Faust schließen wollte, um Nord und Süd, Kaiserreich und Papsttum in eine Einheit zu fassen, in dieser schicksalsschwersten Stunde zog Heinrich der Löwe mitten aus der Schlacht ab, um „gen Ostland zu reiten". Das Wendenland, der bedrohte Nordosten schien ihm wichtiger als Italien. Er, der Erfinder der Hansa, kehrte dem Süden und seinen Werten den Rücken, sie waren ihm Hekuba, sein Geist lebte in nordischer Zone. Verstärkt durch die Trennung der Konfessionen und Einzelstaaten läuft diese Spaltung durch das deutsche Schicksal hindurch bis Locarno und zur Ostpolitik. Dieses „hie Stauffer", „hie Welf" stellt nicht nur die Alternative: Anschluß an die Werte des Südens oder Aufstieg nördlicher Ideale mit germanischer Kolonisation des Nordostens, sondern dringt bis in die Alltäglichkeit des Individuums, sogar des Jugendlichen.

Klassisches Altertum und humanistisches Bildungsideal auf der einen Seite, deutsche Volkskunde und „nordische Seele" auf der anderen. Homerische Sonne und sophokleische Humanität ringen mit dem Geist des Wikingers, des Ordensritters, des Hanseaten. Den staufisch orientierten Typus begeistert die Kunst der Mittelmeerländer, er liebt französische Romane, wo sein Widerpart eher nach russischen Dichtern, nach großen Skandinaviern und Engländern greift. Für die Zukunft möchte jener die bürgerlichen Menschenrechte der französischen Revolution ausbauen, dieser nordisches Vasallentum erneuern. Das Lebensgefühl des ersten wird im sonnigen Süden mit seiner üppigen Fruchtbarkeit beglückt, der zweite ersehnt das herbere Maß rauher Zonen. Dem bedeutet die nordeuropäische Tiefebene Verlassenheit, ja Vorenthaltung von tausend Sonnenstunden des ohnehin kraftlosen

Digitized by Google

Lichts, jenen beengt der gebirgige Süden und raubt ihm die Unendlichkeit. Staufische Vitalität lebt sich in Mienen, Gesten und Worten aus, Zurückhaltung gilt als seelenlos, steif und plump; wohingegen nördliche Art die Kinderstube am Hemmen der Ausdrucksäußerungen und am Schweigen mißt, ja in herber Reserviertheit geübt die äußerliche Kundgabe des Innenlebens als Getue oder Schauspielerei verurteilt. Savoir vivre und kategorischer Imperativ, bewegliche Anpassung des Geistes und Prinzipien, gefühlsreiche Lebenskunst und Pflichtbewußtsein, weltmännische Formen und „richtige" Gesinnung, — so geht es gegensätzlich bis zu Werturteilen in den emotionalen Alltag hinein: auf Schlamperei hallt es zurück bestia di lavoro, selbst vor der Küchentür macht die Antithetik nicht Halt. Nach Nietzsche haben sich mit solchen Kulturtendenzen vornehmlich der Balte Victor Hehn[1]) und der Italiener Leo Sera[2]) befaßt.

Aus eigener Erfahrung weiß der Leser: die beiden, aus vielseitigen Wurzeln erwachsenen Kulturkomplexe decken sich keineswegs mit Provinzen und ihrer Population. Mannigfache Kulturparallelen vor und nach Spengler weisen im Süden (etwa dem alten Rom des Cato) auf Züge des Nordens oder umgekehrt. Mögen Maximum und Minimum sich geographisch abheben, den Einzelmenschen bindet Häufigkeitsstatistik und Streuungsmaß niemals. Auch auf Fälle wie den piemonteser Anselm von Canterbury oder die zahlreichen Süd- und Westeuropäer, welche als Ordensritter den Nordosten kolonisierten, ja die slawische Seele der russischen Kathedralen architektonisch formten, wollen wir nicht verweisen: Politiker, Künstler und Gelehrte mag der Auftrag, nicht eigene Natur dorthin gerufen haben. Es bleiben genug reine Fälle.

Chamisso, französischem Blut entstammt, der nicht nur die entscheidende Kindheit, sondern wesentliche Zeiten als Mann in Frankreich verbrachte, konnte trotz der beiden Freiheitskriege und obwohl man dem Studenten eine französische Professur anbot, nur in Deutschland leben. Auch Spinoza, bei dem man südliche Rasseninstinkte vermuten würde, zog trotz der Ausstoßung das Rembrandtsche Halbdunkel der Heidelberger Professur vor. Wie so viele echtpreußische Männer der Flotte und des Heeres, der Wissenschaft und Verwaltung von hugenottischer Abkunft liebte auch Theodor Fontane seinem gaskogneschen Blut entgegen nur den Norden. Obwohl im Geist der italienischen Oper lebend wird der Hallenser Händel zum Engländer. Nur hier mag Schopenhauers Vater leben, während der Philosoph sich dem Norden abkehrt und eher Venedig als Ideal betrachtet. Trotz reichlicher Aufträge und hohen Jahresgehalts, das er in Deutschland nie erreichte, war Dürer in Italien nicht zu halten. Freiwillig verbleibt die Barberina

[1]) Victor Hehn, namentlich in Südwest und Nordost, dem ersten Hauptstück seiner „Gedanken über Goethe", in den „Ratschlägen, die nicht im Bädeker stehen" abgedruckt in „Italien". Vgl. auch sein sprachvergleichendes Hauptwerk über Kulturpflanzen und Haustiere.

[2]) Leo G. Sera, Auf den Spuren des Lebens, Studien über Natur und Gesellschaft. Oesterheld, Berlin 1909. — In Stendhal und Nietzsche wurzelnd, studiert er die Gegensätzlichkeit bis in Einzelheiten wie die tetanoide Maschinenmotorik des Parademarsches der Berliner Wachtparade.

Digitized by Google

im Norden. Viele Mitteleuropäer — Descartes, zahlreiche Böhmen, Marx — treibt es auch innerlich noch weiter nordwärts.

Und umgekehrt. Der Ostpreuße Gregorovius wird zum Herold und Bürger der Südkultur. Sind je Dichtungen so stark von italienischer Leidenschaftlichkeit und südlicher Glut durchflutet gewesen wie die Romane des pommerschen Richard Voss und in gewissem Abstand des Berliner Paul Heyse? Von nordwärts Geborenen leben in südlichem Kulturgeist: Goethe, der Stendaler Winkelmann, Byron und viele Engländer, Thorwaldsen, Scheffel und zahllose andere.

Der Aufenthaltsort freilich entscheidet nicht restlos. Ludwig Richter malt in Rom — den Watzmann als Ölgemälde und zeichnet einen sächsischen Dorfkirchgang, dort erblüht sein Protestantismus und die spezifisch deutsche Art, während Koch gleichzeitig in Rom Tiroler Sujets und die Scheidegg malt. Von südlicher Art sich frei zu halten preisen viele Nazarener als ihr höchstes Verdienst, derweil die von ihnen verspotteten Franzosen dort in südlicher Sonne die Freilichtmalerei begründen. Trotz seines Arbeitsgebietes wäre der Schleswiger Theodor Mommsen nie in südlichem Wesen aufgegangen. Brahms bleibt in Wien ein Hamburger, wie Beethoven ein gemäßigter Nordländer.

Manche Persönlichkeiten sind außerhalb ihrer Typusregion entwurzelt und undenkbar: Luther, Kant, Anette Droste-Hülshoff, Reuter, Storm, Busch, Bismarck, Löns waren nur im Norden möglich, schwäbische Dichter oder echte Wiener im Süden.

Ebensowenig entscheidet der Zeitstil. In der Romantik leben zugleich hellenismusfreie Dichter wie Chamisso, Eichendorff, E. T. A. Hoffmann, Kleist und Mörike und die Philhellenen Hölderlin, Schlegel, Müller, Platen, Byron, Shelley.

Häufig tendieren Söhne derselben Gegend nach verschiedenen Richtungen: Böcklin südwärts, Gottfried Keller nach dem Norden. Auch begegnet man anthropologisch reinen Gautypen, die kulturell ambivalent sind: der dithmarscher Hebbel konnte ebenso in Skandinavien wie in Wien leben. Das „Marschenbuch" von Hermann Allmers wiegt seine „Römischen Schlendertage" auf. Doppelwertig sind ferner Napoleon, Stendhal, Turgenjeff, Heinrich Schliemann, Richard Wagner, Ibsen, Ruskin, Rabindranath Tagore. Eine solche Ambivalenz wird man vergeblich bei Liebermann oder Menzel suchen.

In manchen Berufen tritt die Wesensart offen hervor: nie hätten Fridtjof Nansen oder Amundsen Afrikaforscher werden können oder Schweinfurt, Nachtigal und Sven Hedin Entdecker des Nordpols. Häufig führt das „Brotstudium" einen verkappten Typus zum Verdienst, dessen wahrer Beruf anderwärts liegt: in Alpinismus oder Sammlerleidenschaften, in Freizeit-Tätigkeit oder Nebenbeschäftigung. Auch sonst findet sich manchmal ein Ausweg: die Hochalpen sind für Segantini, der im spezifischen Italien undenkbar wäre, eine Art Norden. Nicht jedem ist es freilich beschieden, das Optimum seines Wesens mit der Außenkultur in Einklang zu bringen, und hier wäre die endlose Reihe jener Sehnsuchtsvollen zu nennen, deren Träume nie in Erfüllung gingen. Deshalb läßt sich nicht alles dem äußeren Lebensschicksal entnehmen, und auch sonst muß der

Digitized by Google

Kenner vorsichtig abwägen, z. B. den gemäßigt nördlichen Einschlag bei Dante und Lionardo oder den südlichen Zug in Mozart. Interessant ist an Mischtypen zu beobachten, wie ihre Konstitution sich oft nur an einer Kategorie stößt: Italien wäre ihnen als Lebensaufenthalt recht, wenn es dort deutschen Wald und deutsche Wiesen gäbe, analog stört den einen nur der malerische Schmutz des Südens, den andern lediglich die geringe Kraft der nördlichen Sonne.

Gewiß spricht die Vererbung ein gewichtiges Wort. So ist der preußische Fleiß, die ganz unwienerische Schüchternheit mitsamt den bäuerlichen Hemmungen und manchem Volkstümlichen in Schubert nur aus seiner, einfachsten schlesischen Verhältnissen entstammten Mutter herzuleiten. Umgekehrt sehen wir innerhalb derselben Familie oft die Geschwister auseinanderstreben und Söhne sich gegen Vater und Mutter wenden. Freunde des Nordens haben ebenso häufig südlich orientierte Kinder wie den Vorkämpfern der klassischen Kultur aus eignem Blut die ärgsten Widersacher erstehen. Das Wort vom Deutschen als dem „Kulturdünger fremder Völker", der seine Art draußen am ehesten verliert, ist bekannt. Aber ebenso kennt man jene Deutschen, die in fremden Ländern zeitlebens nur die deutschen Untugenden zu zeigen belieben. Nicht jeder ins Elsaß oder nach Posen Versetzte hat sich dort akklimatisiert, nicht einmal deren auf Kolonialboden geborene Kinder und Enkel[1]). Laube und Nietzsche haben im Süden stärkere Züge angenommen als Gorki und Hauptmann. Es gibt eben zwei Typen: beim „Vererbungsgeneigten" herrschen die angeborenen Faktoren vor, beim „Milieugeneigten" die erworbenen Umwelteinflüsse. Ob diese Inklination in der Vererbung selbst ausgeprägt ist oder im Grad der Anpassungsfähigkeit wurzelt, bleibe hier unerörtert. Reiche Belege liefern hierfür Adoptivkinder, Emigranten und alle, die durch Fortzug oder Versetzung ihrer Eltern nicht in einer ihrem Gautypus entsprechenden Gegend geboren wurden und aufwuchsen.

Dasselbe Bild zeigt sich außerhalb der genialen Domäne wegen des engeren Horizonts in verschärftem Maß. Einem amtlich nach dem Süden entsandten Kollegen war der Süden so widerwärtig, daß er wie weiland Tannhäuser „verschlossnen Auges blind Italiens holde Auen" durchzog. Und wie mancher gebildete junge Mann um keinen Preis sich im Norden niederlassen will, so wünschen andere, vor die Wahl einer beliebigen Reise gestellt, sich (von Danzig aus) „Colberg" und nicht Rom, oder „Stettin" und nicht Wien. Recht viele Gebildete weigern sich, ihre Südlandsreise zu wiederholen und verbringen ihre Ferien zeitlebens im hohen Norden; dessen Backsteinbauten wirken auf sie, der südliche Marmor scheint ihnen „Konditorware", sie erlernen nur nördliche Sprachen und umgeben sich mit den Erzeugnissen des Nordens vom Buch bis zum Bild. Der Gegentypus weicht dem Norden noch energischer aus als jener dem Süden. An wechselseitigem Verstehen fehlt es absolut, und so bekämpfen beide sich persönlich und mit den verschiedensten Programmen wie Feinde, ohne in den tieferen Kern der individuellen Konstitutionsunterschiede vorzudringen.

[1]) Die Vererbungsforschung sei darauf aufmerksam gemacht, daß die Besiedlung Amerikas mit Weißen in ungefähr gleicher Reihenfolge der Völker und auch in ähnlichem Betrag erfolgte, wie sie nach der indogermanischen Einwanderungstheorie für Europa gilt.

Digitized by Google

Die bei den Berufsämtern üblichen Recherchen des Milieus, der Lieblingsfächer in der Schule, der Lieblingsbeschäftigungen zu Hause und die ausführliche Aufnahme des Kulturniveaus mitsamt tiefergreifenden Fragen nach dem „Als-ob-System" lassen im Zusammenhang mit den übrigen Typenfeststellungen die Kulturtypik scharf hervortreten. Hier nur ein empirisches Beispiel: wir rieten einem stark subjektiv gefärbten Abstraktdenker von extremstem Nordtypus, der zwischen dem Studium der Anthropologie und der Nationalökonomie schwankte, von dem ersteren ab, wo er niemals Exaktes geleistet hätte. In der Tat wählte er später Chamberlains Grundlagen und Günthers Rassenkunde als dogmatische Privatbibel und betreibt jetzt parteimäßig gefärbte Wirtschaftspolitik.

Auf ihrer Suche nach dem erfolgreichen Filmantlitz, welches möglichst global und nicht nur für einen der fünf Erdteile oder bloß für eine Nationalität wohlgefällig wirkt, sah sich die Film-Großindustrie, wie Adalbert Muhr schreibt, an ein dualistisches Ende geführt: zu einem Nordostkontinentaltyp und einem Mittelmeertyp, die unsern Typen entsprechen. „Beide sind vielfältige Mischungen, rasend vom Blut aller Weltteile." Der erste, den etwa Pola Negri verkörpert, „reicht von der unendlichen Weite Asiens und Rußlands über Polen und Ungarn bis ins Österreichische; er hat mongolische, kalmückische, hunnische, kasarische, ostjüdische, magyarische, deutsche und österreichisch-deutsche Elemente. Es ist sehr bezeichnend, daß viele internationale Filmgrößen — und gerade auch die ‚amerikanischen' — zwischen Wien, Budapest und Warschau zu Hause sind." Der zweite Typus, den Dolores del Rio repräsentiert, „hat seine Heimat südlicher und westlicher: im Griechischen, Levante-Jüdischen, Arabischen, Ägyptischen, Maurischen, Normannischen, Südfranzösischen, Spanischen".

In Untersuchungen über den „Eintritt der Nordvölker in die Treibhäuser des geistigen Lebens", über die armenische Quelle des romanischen Stils, über gotische Funde an Chinas Nordwestgrenze usw. zeigt die kunsthistorische Schule von Strzygowski[1]), daß der Schnitt, welcher Europa in Nord- und Südstile trennt, sich organisch nach Innerasien fortsetzt. Die beiden Amerika zerfallen von selbst in zwei Teile. Hier vertiefen unsere beiden Typen sich in gegensätzlichen Kunststilen.

Im Gegensatz zur „kleinen" Biologie, welche nur Zoologie und Botanik umfaßt, kristallisiert sich eben eine „große" Biologie aus, welche noch Anthropologie, Ethnologie, funktionelle Anatomie, innermedizinische Konstitutionslehre, Physiologie, Psychiatrie, Psychologie mitsamt der Physiognomik und wesentlichen Teilen der Geisteswissenschaft hinzunimmt, alle in eine Einheit zu bringen sucht mit Gesetzen, die für alle gemeinsam gelten (z. B. der körperlichen und geistigen Vererbung), sowie mit Typen, welche alle gemeinsam binden (so diejenigen von Kretschmer). Hierin finden auch unsere Typen Unterlagen, beispielsweise in der geopsychischen und innermedizinischen Konstitution: manchem Gesunden be-

[1]) J. Strzygowski, Altai-Iran und Völkerwanderung. Leipzig 1917; Die Baukunst der Armenier und Europa. Leipzig 1918; Ursprung der christlichen Kirchenkunst. 1920; Die Landschaft in der nordischen Kunst. Leipzig 1922; kurze Gesamtdarstellung: Die bildende Kunst des Ostens. Leipzig 1916.

Digitized by Google

kommt das Klima am Meere und im Norden nicht, wo er zu seinem Leidwesen wohnen muß, im Süden blüht er auf; andere eilen aus dem Süden herbei, weil sie sich nur im Nordklima richtig erholen. Analoges gilt für Höhenlagen und Landschaftsarten.

An anderm Orte zeigten wir: wenn einem Volke bestimmte Berufsanlagen fehlen, so wandern Fremde ein, welche diese Funktionen dem Wirtsvolke abnehmen, z. B. Chinesen im malayischen Archipel oder Inder in Ostafrika. Einwanderung und Fortzug sind aber nicht lediglich, wie die materialistische Betrachtung wähnt, von wirtschaftlichen Momenten abhängig, sondern wesentlich von solchen des Typus. Auf diesem Wege bilden sich geographische Maxima und Minima der Typen aus, die bei völliger Freizügigkeit noch schärfer hervortreten und gestaut plötzliche Völkerwanderungen auslösen würden.

11. Lebenspsychologische Typen.

Menschen eines bestimmten Typus wählen und handeln nach sachlichen Gesichtspunkten, sie messen die Werte an sachlichen Maßstäben, z. B. solchen der Wissenschaft, und ihre Motive bilden sich nicht nur autonom im eigenen Bewußtsein, sondern sie entstammen auch autochthon dem innern Wesen der Persönlichkeit. Ihre Stellungnahmen wirken daher „echt" und individuell gefärbt, niemals muten sie als konventionelle Schablone an. Sie lassen sich in ein objektives System ordnen, etwa — wie das seit Platon und Aristoteles zahlreiche Philosophen unternommen haben — in eine Wertpyramide, in deren Horizontalschnitten oder Stockwerken aufsteigend immer höhere Werte Platz finden bis zum obersten Gipfelpunkt. Analog bringt auch das tektonische Moralsystem der Göttlichen Komödie von Dante alle menschlichen Handlungen nach Schlechtigkeit und Tugend abgestuft in räumlich verschiedenen Stockwerken unabhängig vom Stande der Person so unter, daß Höhe und Tiefe den Grad von Gut und Böse angeben. Die Bindung an sachliche Werte gilt im Leben nur für den sachlichen Typus.

Ein anderer repräsentativ orientierter und personal eingestellter Gegentypus bezieht sich in seinem Handeln und Werten eher auf eine soziologisch bedingte Wertpyramide, deren Horizontalschnitte resp. Stockwerke die Stufen der gesellschaftlichen Rangordnung, der Kasten und Stände mit ihren Werten enthalten. Die Motive und Werte sind heterochthon: sie entstehen nicht im Individuum, sondern werden als heteronome Dogmen einfach übernommen, selbst wenn sie von der kritischen Besinnung verworfen werden müßten. Für die oberen Pyramidenschichten gilt z. B. die ritterliche Ehre mit Satisfaktion und Duellwesen, das nicht nur außerhalb jeder sachlichen Ethik liegt, sondern den Katholiken automatisch exkommuniziert, für Menschen mittlerer Pyramidenschichten gilt die bürgerliche Ehre mit strafrichterlicher Genugtuung, weiter nach unten herrscht der Holzkomment, und den tiefsten ohne sozialen Rang gibt man gar keine Ehre, den Kavalier können sie infolgedessen nicht beleidigen. Wenn Dantes Architektursystem der Moral manche Päpste und Kaiser in die unteren Schichten versetzt, so steht das personale System dem fassungslos gegenüber: Fürsten rangieren hier immer über den Vasallen und Untergebenen, selbst wenn der Fürst geisteskrank

Digitized by Google

wird oder unsittlich handelt. Bekanntlich hat Schopenhauer in seinen Aphorismen zur Lebensweisheit, besonders im letzten Abschnitt „Von dem, was einer ist, hat und vorstellt“ diesen seiner eignen Natur entgegengesetzten Typus — nicht geschildert, sondern polemisch entstellt und satirisch verzerrt, ohne hinter all dem Schatten nach dem Licht zu suchen. Gewiß liegt Ehre, Geltung und Ruhm für solche Menschen nicht in ihnen selbst, in ihrer Gesinnung und Tat, sondern darin, was andere von ihnen denken oder auch nur sagen. Sicher schätzt dieser Typus den Mitmenschen nicht nach sachlichen Vorzügen ein, sondern nach Rang, Kaste und Titel, so daß ein Lump in guter Uniform mehr gilt als ein braver Knecht in Lumpen, wie auch ihr eignes Selbstwertgefühl nicht in der wahren Art ihres Ich wurzelt, sondern in der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kaste. Deren Formen werden als konventionelle einfach übernommen und dogmatisch anerkannt; was man dort denkt, ist die richtige Gesinnung. Die Schichten unterhalb des eignen Pyramidenpunktes sind „subaltern“, oberhalb herrscht Freiheit und Willkür. Im Vasallentum jenes Wappenspruches „Ich dien“ ahmt jede Schicht die nächst höheren nach, von ihnen lernt man das feine Benehmen und was rechtens ist. Je tiefer die Sphäre, desto mehr herrscht die Bindung vor, je höher, desto mehr überwiegt die Freiheit. Der Gipfelpunkt ist ohne Bindung, er ist immun, unverantwortlich, selbstherrlich wie ein feudalistischer Fürst von Gottesgnaden. Beliebt es ihm Zoten zu erzählen, so werden sie damit „salonfähig“. Die in einer Schicht vorherrschenden Anschauungen werden zu einem impersonalen „Man tut . . .“, „Man hat . . .“ bis zum Buch, das „man“ liest, und Einrichtungsgegenständen, die „man“ besitzen muß. Falsche Einordnung in das Schichtensystem ist ein arger „Affront“, er veranlaßt ernste Konflikte, die meist nur im Duell sühnbar oder mit Abbruch des Verkehrs beantwortet werden, z. B. wenn eine Dame in der noch in Louis XIV. wurzelnden Tischordnung einen Tischherrn von tieferem Stand als der eigne Gatte erhält, selbst wenn er sachlich besser zu ihr paßt. Die 20jährige Generalsfrau hat vor der 60jährigen Majorsgattin jeden Vortritt; sachliche Werte wie Bildung sind gleichgültig. In dieser Weise ist das gesamte gesellschaftliche Leben von der Visite bis zum Gespräch geregelt. All das liegt so tiefinnerlich in der Seele verankert, daß dieser Typus gern von „angeborenen“ Faktoren spricht. Trotz republikanischer Ideen, trotz regen Nachdenkens, weshalb wohl Millionen von Menschen dauernd Einem gehorchen, der nicht immer der Beste ist, so bekennt Bismarck auf der für uns so lehrreichen ersten Seite der „Gedanken und Erinnerungen“, blieb das „im Stadium theoretischer Betrachtungen und war nicht stark genug, um angeborene preußisch-monarchische Gefühle auszutilgen“. Natürlich können historische Zustände nicht von der Vererbung vorgesehen sein, höchstens der soziologische personal-repräsentative Typus. Und er fährt fort: „meine geschichtlichen Sympathien blieben auf seiten der Autorität“. Harmodios und Aristogeiton waren ihm „Verbrecher“, Tell „ein Rebell und Mörder“. In der Burschenschaft mißfiel ihm die Weigerung Satisfaktion zu geben. „Was ich etwa über auswärtige Politik dachte, . . . war vom preußischen Offizierstandpunkt gesehn.“ Die Landkarte des Elsaß, der Besuch von Heidelberg, Speyer und der Pfalz „stimmte mich rachsüchtig und kriegslustig“.

Digitized by Google

Auf der andern Seite ermöglicht die soziologische Bindung erst Gemeinschaftsgesinnung und Gemeinschaftsaktion. Befreiungskriege sind in der Regel nur vom zweiten Typus ausgelöst worden. In dieser Linie liegen die von Schopenhauer übersehenen Vorzüge. Außerdem neigt der von ihm vorgezogene sachliche Typus in seinem Extrem auch zu Unzulänglichkeiten: er wird eher wie ein Rogue abseits der Elefantenherde sich als Eigenbrödler abkapseln und ausschließen, in unfruchtbarer Kritik Opposition machen, asozial werden usf.

Um nationale Eigentümlichkeiten handelt es sich nicht. Wir begegnen dem zweiten Typus z. B. ebenso in Sudermanns Gesellschaftskritik und Heinrich Manns Untertan wie in Thackerays Snob-Buch, bei einem arabischen Scheich wie einem französischen Brigadier, in der spanischen Grandezza wie im indischen Kastenwesen; allerorten ist auch der sachliche Typus möglich.

Der Berufsberater spürt die Auswirkung dieser Typik seit langem. Die Statistik meint, nur 10% der Berufswünsche seien „echt". Die übrigen 90% der „unechten" Berufswahl teilt man ein in Ausweichberufe (wo jemand normalerweise studiert hätte, wählt er der Eignung entgegen irgendeinen allenfalls noch „standesgemäßen" Zweig, etwa das Bankfach), in Modeberufe, die sich freilich weniger an der Mode orientieren, sondern am „Stehkragenprinzip", fehlender Berufskleidung, nicht schmutzender Beschäftigung und andern soziologischen Momenten, in Zufallsberufe, wo die Wahl von zufällig vorhandenen „Beziehungen" und „Protektionen" geleitet wird, schließlich in Konjunkturberufe. Und wie der Erwachsene häufig mit Kleidung, Orden, Frisur, Benehmen usw. Innerstes zur Schau trägt, so beachtet der Berufsberater all die Vereinszeichen und kleinen Merkmale des Prüflings als Ausgang für tiefbohrende Recherchen.

Die herkömmlichen Bezeichnungen für Charakterzüge und Temperamente entspringen keinem einheitlichen Bezugssystem, sondern entstammen heterogenen Sphären, weshalb alle Charakterlehren, welche auf dem Sprachgeist und der Volksetymologie errichtet wurden, rasch am toten Punkt anlangen und keine empirische Anwendung finden. Manche Charakterzüge sind auf Werte der Religion und Ethik bezogen, andere bleiben durchaus pragmatisch. Bald sind sie biologisch gefärbt (Vitalität, viele Temperamente), bald kulturell (alles Ästhetische), psychologisch (Willensmomente), wirtschaftlich (Sparsamkeit), technisch (Sorgfalt) oder sonstwie, woraus sich die alltäglichen Meinungsverschiedenheiten ergeben. Dasselbe gilt von charakterologischen Aphorismen, wie sie uns bei Montaigne, Vauvenargues, Chamfort, Lichtenberg, William Penn oder Emerson begegnen, und deshalb trotz geistreicher Klarheit im Vorhof der Philosophie bleiben, ebenso auch die Schlaglichter des gestaltenden Dichters. Häufig wird ein Ausdruck nur auf einen unserer Typen bezogen (Naturbursche, Ehrgeiz usw. betrifft nur die soziologische Wertpyramide), meist bedeuten sie jedem Typus etwas anderes (Takt dem einen Herzensangelegenheit, dem andern Wahrung gewisser Formen). Vor allem ergeben sich je nach dem Typus ganz abweichende Bewertungen: dem ersten ist die Freundschaft eines Hochgestellten mit einem schlichten Menschen, etwa einem Bergführer, ganz natürlich, der zweite Typus meidet jeden intimen Verkehr mit Subalternen und duldet ihn höchstens als Schrulle; das Gespräch mit Fremden im

Digitized by Google

Eisenbahnabteil ist jenem Bedürfnis, diesem odios. Hier gilt der Mensurschmiß als Ehrenmal, dort nur als rohe Primitivität nach Analogie von Papua-Tätowierungen. Der sachliche Typus wünscht überall „natürliches" Benehmen, wo der andere „Formen" verlangt.

Schon Karl Marx hat in seinem Kampf gegen das „glaebae adsciscere" gespürt, daß die Beziehungen zwischen Beruf und Gesellschaft durch die „Anheftung an die Scholle" beeinflußt werden; über seinen wirtschaftlichen Materialismus hinaus gilt das auch rein geistig. Sehr stark naturempfindenden Menschen bedeutet die Gesellschaft nichts, da die Natur in ihnen Intensiveres auslöst, als das soziale Leben ihnen schenken könnte; umgekehrt pflegen Personen ohne Natursinn sich an Geselligkeit schadlos zu halten. Die einen drängen zur Natur; die andern, etwa wie der auf klassischem Boden des „social life" lebende Engländer, nehmen bei einer Verpflanzung sogar in die Tropen ihre Geselligkeit des Five o'clock und des Smoking-Diners mit. Das Antlitz der Erde ist in der nordeuropäisch-asiatischen Tiefebene gleichartiger als im gebirgigen Süden: ob man zwischen Katen und Korn-Latifundien in Pommern oder in Ostpreußen wohnt, das macht keine wesentliche Differenz; ob jemand aber in Mittenwald oder am Starnberger See, in Garmisch oder im Dachauer Moos lebt, das sind Gegensätzlichkeiten in der Natur, wie sie größer kaum gedacht werden können. Hier fesselt das Individuelle der Natur den Menschen suggestiv an sich, dort wird — zumal bei dem langen Winter der nordeuropäisch-sibirischen Ebene — der Mensch eher soziale Bindungen eingehen, und damit findet nicht nur das soziologisch personale Wertsystem besseren Nährboden, sondern Heimatliebe, Patriotismus und manche Charakterzüge nehmen auch eine besondere Strukturfärbung an. Dem Sohn der Vereinigten Staaten gilt Fortzug schon als Fortschritt, schreibt Sinclair Lewis, „kein Amerikaner stirbt, wenn er es vermeiden kann, an seinem Geburtsort", „seine patriotische Anhänglichkeit gilt dem gesamten Kontinent", aber „er fühlt wenig Begeisterung für die Umrisse einer Landschaft oder für die Architektur, für den Geruch der Heimaterde oder die Würze der Heimatluft". „Dieser Ortssinn, dieses Gefühl, mit einem bestimmten Punkt der Erde verbunden zu sein und nur dort gedeihen zu können", ist seinem Lebenstempo und Fortschrittsdrang nicht gemäß, ihn rührt kein Heimweh, welches das deutsche Volkslied dem gebirgigen „Oberland" zuschreibt. Der Amerikaner wertet sich und andre auch nicht nach sachlicher Kultur, sondern nach soziologischer Finanzkraft. Die drei chronologischen Kulturschichten Deutschlands, die ältere süddeutsche bis über das Nürnberg Dürers hinaus, dann die von Mitteldeutschland bis zu Bachs Zeit getragene und schließlich von den Freiheitskriegen an die norddeutsch-nordische, verraten ebenso das Gesicht ihrer Landschaft. Bei gleicher Rasse müßte das wildzerklüftete Norwegen andre Menschen formen als das flache Pommern, und wenn ein ganzes Volk wie einst die alten Burgunder in fremde Zonen auswandert, dann muß sich auch die Volksseele wandeln.

Für das Ganze ein Beispiel. Männer wie Napoleon, Bismarck, Poincaré, Mussolini und Lenin wären nach der Sprangerschen Typik recht identisch: alle sind politische Machtmenschen mit stark ökonomischem und geringem ästhetischen Einschlag, keiner ist hervorstechend religiös. Nach unserer Kultur- und Lebenstypik

Digitized by Google

sind es fünf ganz verschiedene Individualitäten, die wohl nach ähnlichen Wertrichtungen und Zielen streben, deren durchaus heterogene Wesensart und Persönlichkeitsstruktur erst aus unserer Typik verständlich wird.

12. Der Seelenstil.

Das Wesen eines Menschen, den wir verstehen und beurteilen wollen, ist nicht restlos erfaßt mit den Anlagen und ihrer Betätigungsform, den Typenrichtungen und Charakterzügen, die sich zur einheitlichen Persönlichkeitsstruktur verflechten. Wir müssen noch auf die Sinnzusammenhänge seines Lebensschicksals achten und ihm seinen Platz in der allgemeinen geistigen Entwicklung seiner Zeit anweisen. Das verlangen auch verstehende Psychologie und Geisteswissenschaft von uns, und wenn wir es nicht leisten können, wollen sie es von sich aus geben.

Es scheint, als ob sie für beides, für die individuellen wie für die allgemeinen Sinnbezüge schon geeignete Erkenntnismittel bereit hätten. In der Tat konnte die geisteswissenschaftliche Methodik sich so vereinheitlichen, daß der Philologe sich in nichts mehr vom Kulturhistoriker und Soziologen unterscheidet; da alle vom romantischen Menschen als der Vorstufe des Heutigen besonders gefesselt werden, ist sogar der Stoff ihnen gemeinsam. Und wo der Germanist über die „Staatsauffassung der deutschen Romantik" schreibt, da ist sein Werk in nichts — nicht einmal in den philosophischen, juristischen und literarischen Zitaten — von dem Werke eines Soziologen oder geisteswissenschaftlichen Staatstheoretikers zu unterscheiden; aus welcher fachlichen Feder das Ganze floß, sagt nur noch der Titel unter dem Autornamen[1]), zumal die Grenzen zwischen den geisteswissenschaftlichen Fächern gefallen sind und der Germanist ebenso Philosophie, Kunsthistorie, volkskundliche Ethnologie und Geschichte heranzieht, wie umgekehrt der Historiker zum Kulturhistoriker wurde und der Soziologe zum Literaten.

Es fragt sich nun, wieweit diese Strömung, welche heute die philosophische Fakultät zu beherrschen beginnt, die individuelle Persönlichkeit zu erfassen und damit zu diagnostizieren imstande ist, und zweitens, ob die von ihr gezeichnete Entwicklungslinie der Ideengeschichte als Bezugssystem für den einzelnen benutzbar wird. An einem Beispiel wollen wir dies erörtern und zugleich fragen, wieweit dabei die Psychologie einbegriffen wird.

Daß der Dichter Novalis „in zwei Welten heimisch" wird, erklärt die geisteswissenschaftliche Ideengeschichte — wir folgen hier dem genannten Wiener Germanisten — damit, daß „die herrnhutische Tradition des Elternhauses ihn in diese Richtung führte" und diese „Wegbereitung" „durch den Tod seiner Braut", mit der „er auch nach ihrem Tode verbunden zu bleiben glaubte", zum „Durchbruch" kam. Dieser milieupsychologisch anmutenden Deutung, welche die Sinnbezüge aus objektiven äußeren Geschehnissen herleitet, stellt die Psychologie eine viel tiefer greifende Erklärung gegenüber, die in der Tiefe des Flusses bleibend der zu-

[1]) Man halte etwa die beiden folgenden Schriften aneinander: P. Kluckhohn (Germanist), Persönlichkeit und Gemeinschaft, Studien zur Staatsauffassung der deutschen Romantik. Halle 1925, und G. Salomon (Soziologe), Das Mittelalter als Ideal in der Romantik. München 1922.

Digitized by Google

fälligen Kräuselwellen an seiner Oberfläche entraten kann. Sie zeigt etwa mit Kretschmer, daß Novalis in seiner psychophysischen Konstitution ein spezifischer Astheniker war, als äußerlich-körperliche Erscheinung und physisches Schicksal von der Statur und Gesichtsbildung bis hin zur Tuberkulose, wie als schizothymes Künstlertemperament mit dem typisch schizoid in zwei Sphären abgespaltenen Seelenleben, deren eine das transzendente Reich sein mußte, weil der Dichter zum psychasthenischen Untertypus gehört, der die Zarten, Femininen und Weltflüchtigen umfaßt. Auch ohne herrnhutisches Elternhaus und in glücklicher Ehe mit Sophie wäre das zum „Durchbruch" gekommen.

Die Populärpsychologie der ideengeschichtlichen Sinnstiftung tritt dort besonders hervor, wo ein und dasselbe objektive Geschehnis als Sinngrund für zahlreiche Individuen gewählt wird. Ein führender Romanist wie Ernst Robert Curtius leitet nicht nur die gesamte geistige Struktur des heutigen Frankreich aus der Dreyfus-Affäre her, sondern er begründet in seinen Werken, daß dieser Sensationsprozeß „aus dem eleganten Skeptiker Jules Lemaître einen Nationalisten, aus dem ironischen Humanisten Anatole France einen Sozialisten, aus dem materialistischen Zeitdiagnostiker Zola einen Volkstribunen machte", daß in Maurice Barrès eine neue Periode begann, die zarte Gedankendichtung eines André Gide Reflexe erhielt, und daß — wie schon Daniel Halévy andeutete — jener Kriminalfall von 1898 Männer wie Romain Rolland, Paul Claudel, André Suarès und Charles Péguy zu „literarischen Wegbereitern des neuen Frankreich" machte. Hier würde der Psycholog einwenden, daß Zola z. B. seine literarische Produktion 1898 größtenteils schon abgeschlossen hatte, in seinem Gesamtwerk war er lange vor Dreyfus der soziale Volkstribun. „J'accuse" ist nur Extrakt seiner flammenden Agitation früherer Jahrzehnte und war nur deshalb so wirksam, weil der Mund dieses glühenden Fanatikers und Anwalts der Unterdrückten zu solcher Anklage akkreditiert war. Sein zyklothymes Temperament mußte sich auch vor und ohne Dreyfus überall ausleben, als Herold Manets und des Impressionismus, als Anwalt der Sozialphilosophie und Tribun der Menschenrechte. Weil er schon so war, mußte er auf den Skandalprozeß so reagieren; aber nicht hat die einem Offizier zugefügte Ungerechtigkeit ihn zu dem „gemacht", als was er uns erscheint. 1898 ist weder ein Bruch noch ein Durchbruch seiner Entwicklung. Analog bei den andern. Welche Person man auch herausgreift, die ideengeschichtlichen Sinnanlässe zerfließen. Der Mensch ist eben kein reines Milieufabrikat, sondern wesentlich vererbungsbedingter Organismus, und tief unter den äußern Motiven des Weltgeschehens lenken innere Gesetzmäßigkeiten den Entwicklungsfluß des einzelnen wie der Kultur. Die Kunsthistorie hat recht: daß Rembrandt nicht nach Italien fuhr, verschlägt nichts, und ohne die gewissermaßen „zufällige" Reise Dürers in den Süden hätte die italienische Renaissance sich genau ebenso im Norden ausgewirkt.

Was die Psychologie ihrerseits zu geben vermag, hat der Kunsthistoriker Wölfflin sehr schön in einem Gleichnis ausgedrückt: „Der Stein, der den Berghang herabrollt, kann im Fallen ganz verschiedene Bewegungen annehmen, je nach der Neigungsfläche des Berges, dem härteren oder weicheren Boden usw., aber alle diese Möglichkeiten unterstehen einem und demselben Fallgesetz. So gibt es in

Digitized by Google

der psychologischen Natur des Menschen bestimmte Entwicklungen, die man im selben Sinn wie das physiologische Wachstum als gesetzliche bezeichnen muß. Sie können aufs mannigfaltigste variiert, sie können teilweise oder ganz gehemmt werden, aber wenn der Prozeß ins Rollen kommt, so wird eine gewisse Gesetzmäßigkeit überall beobachtet werden können."

Der Psychologe findet sie einmal in den allgemeinen Tatsachen von der Jugendpsychologie bis zu den Alterserscheinungen und in der gesamten aus Anlagen und Typen hervorwachsenden Entwicklungspsychologie. Ebenso zeichnet die an die Eidetik anknüpfende Forschung eine psychophysische und rein geistige Ontogenese der Persönlichkeit; hier wird der Seelenstil als Schichtenstruktur des Bewußtseins bestimmt. Aus allgemeinen Gesetzmäßigkeiten wie diesen kann man im Gegensatz zu rein historischen Abhängigkeiten auch Zukünftiges genau wie in der Naturwissenschaft voraussagen. Das betrifft nicht nur psychophysisch gefärbte Prognosen, wie W. Jaensch sie leicht zu fassen ermöglichte, z. B. die sichere Voraussicht, ob jemand mehr zur Leichtathletik oder zur rhythmischen Gymnastik, zum Alpinismus oder zum Leben im Tal neigen, ob er schlechter oder guter Tänzer werden, neurasthenie- oder hysteriefähig sein wird, ob für seinen Seelenstil die Psychoanalyse belanglos bleiben oder Bedeutung gewinnen kann, sondern von hier aus läßt sich auch rein Geistiges vorherbestimmen, ja sogar züchten. Unterdrückt man die eidetische Phase in der Seelenmetamorphose des Individuums, dann erhält man eher abstrakt gerichtete Menschen vom Idealtypus Kant; läßt der Unterricht diese Phase im Kind sich ausleben, dann kommen anschaulich denkende Naturen vom Typus Goethe heraus. Schließlich steht hier das von der verstehenden Geisteswissenschaft vernachlässigte Material jenes seelischen Forschungszweiges, den wir oben als „große Biologie" zusammenfaßten. An Novalis und Zola zeigten wir bereits, daß Kretschmers Typik vom „Körperbau und Charakter" den Seelenstil des Individuums gesetzmäßig vorherbestimmt. Er hebt beim zyklothymen Durchschnittsmenschen als Untertypen die geschwätzig Heiteren, ruhige Humoristen, stille Gemütsmenschen, bequeme Genießer, tatkräftige Praktiker auseinander und beim schizothymen Menschen die vornehm Feinsinnigen, weltfremde Idealisten, kühle Herrennaturen und Egoisten, Trockene und Lahme. Beim Genie ergeben sich nach der Art des Wirkungsfeldes (Dichter, Forscher, Führer usw.) spezifische Rubriken des Seelenstils. All dieses mit seiner feinen Verästelung in der Seelenstruktur liegt vor den Schicksalsereignissen fest und bleibt beim Wechsel des äußern Geschehens in Geltung. Ob jemand zum Romanschriftsteller oder zum Dramatiker wird, das verrät die Typik vor dem ersten Federstrich, und aus einem Schizothymiker kann die längste Reihe komischer Ereignisse keinen Humoristen machen. Gute Lustspiele sind so selten, weil sie einen ganz bestimmten Mischtypus als Autor erfordern.

Daß der Berufsberater diese Forschungen berücksichtigt, sagten wir schon oben; auch unsere Charakterologie verarbeitet sie beim Zeichnen des Seelenstils. Hiergegen bleibt die popularpsychologisch orientierte Geisteswissenschaft ganz im Hintertreffen.

Vielleicht steht es für sie aber besser bei der allgemein ideengeschichtlichen Entwicklungslinie, an welche wir sinnhaft verstehend das Individuum knüpfen

Digitized by Google

wollten. Nehmen wir das romantische Nationalgefühl zum Beispiel, das heute noch viele Charaktere beseelt. Früher erklärte man: Der Zusammenbruch von 1806 war der Anlaß, der aus kosmopolitischen Romantikern Nationalisten werden ließ. Heute weiß man, daß niemand diese „Wandlung" mitmachte, in dem nicht früher schon solche Momente lagen. Der Literaturhistoriker spürt sie schon vor 1806 in den Seelen. Wo jenes Nationalgefühl aber nicht drinlag, da half Jena und Auerstädt auch nichts: während andere zu den Waffen eilten, schreibt Schopenhauer im Rudolfstädter Hotelzimmer seine Dissertation, Goethe hält sich der Freiheitsbewegung fern, ja er bewundert Napoleon, Chamisso bleibt unbeteiligt. Der ideengeschichtliche Religionsphilosoph Tröltsch meint, die Wendung zum nationalen Gemeinschaftsgedanken sei absichtlich vollzogen worden, weil die Romantiker einsahen, daß der zugespitzte Individualismus zerstörerisch sei. So bewußt wird Geschichte nicht „gemacht", aus absoluter Willensfreiheit und kritischer Erkenntnis der Kulturträger. Die zerflossenen Gefühle des Romantikers, die ihn erst zum Romantiker machen, konnten unmöglich mit solchen rationalistischen Mitteln arbeiten, sie passen gar nicht in seinen Seelenstil. Die Germanisten begründen auch, wie stark der nationale Gemeinschaftsgedanke schon vorher da war. Wenn sie das Gemeinschaftsgefühl aus dem Pietismus herleiten und nicht aus den Menschenrechten der französischen Revolution (wo manche Soziologen den Ursprungsort suchen), dann folgen sie Schmalenbach, der die Aufklärung einen „quantitativen Individualismus" nennt, in dem nur die Summe an sich gleicher Menschen anspricht. Hat nun Zinzendorf wirklich, wie die herrnhutische Organisation, so auch das romantische Nationalgefühl begründet? Pietistisches Sektenwesen lebt sich seit einem Jahrhundert in Nordamerika aus, wo bleibt aber die romantische Kultur im Lande Taylors und Fords? Oder entspringt die französische Romantik einem Pietismus? Wenn die ideengeschichtliche Germanistik weiter meint: die Pietisten, einzelne Mutige voran, durchbrechen bewußt die scholastische Fessel, sie streben nach Befreiung durch die Allgewalt des Gefühls — waren Gemeinschaftsidee und Kollektivgefühl denn nicht im scholastischen Mittelalter noch viel stärker angelegt, in den Zünften, Innungen und Ständen, in Gedanken des Feudalismus, des Vasallentums und des einigenden Kaisertums, im Ideal des Gottesstaates wie in gemeinsamen Werken? Ohne Blick aufs Ganze errichtet man keine Dome von 150 Jahren Bauzeit, deren Turmkrönung erst der Enkel erlebt. Mit vollstem Rechte darf man deshalb sagen: die Romantik sah ihr Ideal im Mittelalter. Vom Mittelalter sind wir rasch bei Aristoteles und Platon. Welche ideengeschichtliche Erklärung neuzeitlicher Geistesprobleme wir auch wählen, begnügen wir uns nicht mit Teilstrecken, sondern beleuchten wir die ganze Chronologie, dann zerflattern die ideengeschichtlichen Erklärungsgründe, und wir werden rasch an den Anfang der Geschichte geführt, ohne je den „Ursprung" einzelner Epochen zu „verstehen". Überall äußert sich nur ein schon früher Vorhandenes in wechselnden historischen Formen.

Dort, wo eine Form in die andre übergeht, spricht der Geisteswissenschaftler vom „Durchbruch". Allein diese Übergänge gleichen dem missing link und den Übergangsformen des Darwinschen Stammbaumes frappant. Die Archäopterix

Digitized by Google

ist der „Durchbruch" des Vogels aus dem Sauriertum; aber wie bei der Ideengeschichte, so zerfließt auch hier jeder Versuch in Nichts, der die Umwandlung aus äußeren statt inneren Faktoren herleitet. Sogar darin gleichen sich beide, daß sie in verschiedenen geographischen Zonen Variationen der Spezies sich bilden lassen, die der Geisteswissenschaftler als nationale oder völkerpsychologische Motive anspricht. Aus solchen Gründen sei z. B. die Aufklärung in jeder Nation anders überwunden worden.

Mit Recht bemerkt Spranger, der einzelne verwende je nach seiner Wertrichtungstypik für ein und dasselbe Schicksal ganz verschiedene Sinnworte: der Machtmensch glaubt sich durchgesetzt zu haben, der ästhetische Typus fühlte sich wachsen, der theoretische rang sich mit seiner Einsicht durch, und den religiösen leitete Gottes Fügung. Allein diese sprachliche Typik begegnet uns ebenso in der geisteswissenschaftlichen Sinndiktion. Man spricht von Wachstum, Blüte und Verfall ästhetischer Stile, für Geschichtsepochen wird die Terminologie des politischen Machttypus bevorzugt: Bewegungen, die sich durchsetzen, Ringen in Revolution und Restauration, bei Geistesströmungen gilt der Erkenntnisweg des theoretischen Menschen: Wegbereitung, Durchbruch, Klärung der Gedanken. Ob man aber mit Keyserling die indische Seele aus der tropischen Botanik verständlich macht, mit Spengler botanische Begriffe der ästhetischen Stilschicksale auf andere Gebiete überträgt oder umgekehrt, das ist noch kein wissenschaftliches Ergebnis, sondern bleibt dem Psychologen nur eine Transkriptionsfrage.

Von folgenschwerster Bedeutung wird ihm aber jene geisteswissenschaftliche Methodik, welche Fäden der Sinnbeziehung zwischen Gebilden und Artefakten knüpft, die bloß ähnlich sind; um bei unserm germanistischen Beispiel zu bleiben, zwischen dem frömmelnden Pietismus und der romantischen Seele, die philosophiehistorisch und psychologisch mehr Unähnlichkeiten als Übereinstimmung zeigen, selbst wenn man von der unterschiedlichen Konfession absieht. Daraus ergeben sich die beliebten Analogien zwischen dem alten Rom Catos und der friderizianischen Zeit, zwischen Lysipp und Michelangelo oder bei Spengler zwischen Praxiteles und Beethoven, korinthischer Säule und Biedermeier, Marc Aurel und 2200 n. Chr., während andre Autoren das heutige Deutschland mit Marc Aurels Zeit parallelisieren. Und wenn ein Analogiestifter seinem Gegner vorhält, er analogisiere nach dem Schema „Gustaf — Gasthof", so zahlt ihm dieser mit gleicher Münze zurück. Den Analogien verschrieben sich die Kunst- und Kulturgeschichte, mit ihnen arbeiten Menschenkenntnis und Popularpsychologie. Auf Analogien errichtet die ganze Psychoanalyse den Sinn des Geschehens, in ihnen wurzelt auch die Homöopathie. Das philosophische „Als-ob" ist nur Analogie. Zurückhaltende Strichgebung weist den Graphologen auf zurückhaltenden Charakter, wie ihn, so beherrscht die Analogie auch den Physiognomiker, dem schwankende Stimme als Labilität des Charakters gilt oder ein an Tiere gemahnender Gesichtszug als analog tierhafte Seelenhaltung.

Die Analogiemethodik hebt mit Faraday und Maxwell an, in der Abbildtheorie von Heinrich Hertz und in Ernst Machs Methodenlehre werden sie ausgebaut. Helmholtz wendet sich dagegen, daß die englischen theoretischen

Digitized by Google

Physiker die letzten Abstraktionen (z. B. der Atomistik) nicht in logischer Prägung darbieten, sondern als anschauliche Analogien und Modelle, welche meist dem Werkzeugkasten entstammen. Auch Duhem beklagt sich darüber und identifiziert diese Analogiesymboliker in seiner Typik der verstehenden Intelligenz mit dem umfassenden aber flachen Denkertypus. Die Arbeitshypothese verdrängt die alte Wahrheitsthese, Intuition die logische Verstandeserkenntnis. Wie aber die Naturwissenschaft bei der Analogie zweier Objekte oder Vorgänge *abcde* und *abcmn* auch nach dem Unterschied von *de* und *mn* forschen muß, den die Geisteswissenschaft in hohem Flug über der Erde gern übersieht, so muß auch der Psycholog es tun. Sonst löst sein System sich auf, das ohnehin ein Maximum der Analogiefähigkeit darstellt. Das Amulett abergläubischer Dienstboten entspricht dem Mascotte des Fliegers und dem magischen Fetisch des Negers. Die expressionistische Kunst gleicht den Gebilden der Schizophrenen, der Kinder und Naturvölker. Das Kind ähnelt dem Greise, aber auch dem Primitiven. Und was ließe sich nicht analogisieren? Der Fachpsychologe fürchtet die Analogie sogar, nicht nur weil sie an die Stelle der restlosen Erfassung bloße Gleichnisse setzt, sondern weil das Denken in Analogien um so mehr in den Vordergrund der Seele tritt, je ungebildeter der Mensch ist und je mehr er in der blinden Massenseele aufgeht.

Vor der soziologisch und geisteswissenschaftlich betriebenen Ideengeschichte lauert eine Gefahr: daß sie in die nächste Nachbarschaft des Essays gerät und zum theoretischen Journalismus wird. Auch er sucht Begriffe zu vertiefen oder kürzere und längere Zeitspannen des kulturellen und politischen Geschehens sinnhaft zu verstehen. Auch er bevorzugt die Popularpsychologie. Auch hier umspannt Intuition und Wesensschau die mannigfaltigsten Kulturgebilde ungeschieden mit Begriffen zahlreicher Wissenszweige. Nicht jedes Zusammenmischen ist aber Synthese. Dieser Gefahr entgeht man um so leichter, je weiter man sich der Popularpsychologie fernhält.

Für unsere charakterologischen Zwecke bieten sich mehrere Formen der Entwicklung an. Einmal kann man nach der kulturellen und sozialen Bedingtheit seelischer Tatsachen fragen; diese Entwicklungspsychologie wäre eher milieupsychologisch auf äußere Einwirkungen abgestimmt und von historischen Bildungen, Artefakten oder Objektivationen abhängig, die ihrerseits nicht erklärt, sondern Erklärungsgrund wären. Oder man forscht umgekehrt nach den psychologischen Bedingungen der sozialen und kulturellen Gebilde; das wäre eine Psychologie der inneren Entwicklungen und würde motivieren, weshalb jene Charaktere, Gebilde und Objektivationen entstehen konnten. Deshalb hat Wölfflin ganz recht, wenn er neben der äußern Künstlergeschichte noch eine anonyme Entwicklungsgeschichte des abendländischen Sehens fordert, in welcher die Verschiedenheit des individuellen und nationalen Charakters ohne Bedeutung ist. „Das Sehen an sich hat seine Geschichte, und die Aufdeckung dieser ‚optischen Schichten' muß als die elementarste Aufgabe der Kunstgeschichte betrachtet werden." Die in tieferer Schicht liegenden Stilbegriffe haben „in ihrer Wandlung eine innere Notwendigkeit", „sie stellen einen rationellen psychologischen Prozeß dar".

Digitized by Google

In diesem Sinn ist Stil eine Gesamtstruktur, die als Unterkomplexe den Stil der Richtung oder Schule, des Landes, der Rasse wie den Zeitstil einbegreift. Er läuft über die bildende und darstellende Kunst hinaus, darin hat Spengler recht, er reicht von der Musik einheitlich durch alle Kunstgattungen hindurch bis zu den sonstigen Geistesgebieten, zur Naturwissenschaft und Mathematik. Unter psychologischem Gesichtswinkel betrachtet ist dieser kulturelle Gesamtstil, z. B. das Barock, durch einen Seelenstil bedingt, der neben Kunst und Wissenschaft auch den Alltag regiert; als Seelenstil des Barocks beginnt er schon mit Allongeperücke und Gesellschaftsformen, mit Redewendungen des Alltags und kleinsten Nebensächlichkeiten. Die Seele ermöglicht und schafft sich als äußern Ausdruck die ihr gemäße Form; die Stile wandeln sich erst und insoweit, als sich die Seele veränderte. Jedes Zeitalter ist ein Stockwerk des seelischen Stammbaums. Aus psychischen Gründen stehen den Menschen verschiedner Epochen nicht dieselben Möglichkeiten offen: der Seelenstil des heutigen Europäers gestattet keine Produktion magischer Mythen und heroischer Epen mehr, wie die Infinitesimalrechnung dem Ureuropäer aus psychologischen Gründen unzugänglich bleiben mußte. Ganz besonders gilt das vom Charakter. Die Bezeichnung „Klassiker" im Weimarer Sinn oder das romantische Prädikat für den Geistesadel, die Bewertung als „Genie" haben heute nicht mehr die ursprüngliche Bedeutung, sie zerfließt. Jeder Seelenstil lebt sich in manchen Feldern stärker aus, die Romantik im Gefühl und die Aufklärung im Verstand; es verschieben sich also die Gestaltakzente und Schwerpunkte des Bewußtseins.

Dieser Stammbaum der Seele und des psychologischen Seelenstils kann nun bei dem in zahlreichen Bedeutungen schillernden Begriff der „Entwicklung" auf verschiedene Art gegeben werden. Zunächst als rein biopsychische Phylogenese, also in genauer Entsprechung zur oben erörterten biopsychischen Ontogenese. Da beide gemeinsame Gesetzmäßigkeiten enthalten, wenn zwar eine genaue Kopie, wie sie das biogenetische Grundgesetz wünschte, nicht in Frage kommt, lassen sich Gesichtspunkte der einen für die andre sinngemäß verwerten, namentlich die Schichtenstruktur des Bewußtseins, die Eidetik und genetische Wachstumsgesetze der Seele. Wie wir bei der Ontogenese Charakterjahre und Charakterreife einschlossen, so läßt sich in die Phylogenese Charakterstruktur und Tiefe einbeziehen. Beides wohlgemerkt in experimenteller Methodik.

Sobald man aus rein biopsychischem Gebiet in allgemein geistige Felder eintritt oder kulturelle Objektivationen berührt, muß die Methodik sich exakt der Natur des Bodens anpassen. Beispielsweise sind Änderungen des Charakters oder des sozialen Erlebens, wie sie der Weltkrieg mit sich führte, großenteils massenpsychologisch bestimmt, während die von Wölfflin gezeichnete Stilentwicklung in der neuen Kunst und ihr Erlebnis eine innere Geschichte der lebendigen Auffassungskraft ist, welche wesentlich den optischen Auffassungsapparat angeht.

Bei seiner Begründung der Philosophiegeschichte wünschte Hegel an Stelle des Kuriositätenkabinetts der Meinungen eine Entwicklung zu geben, welche in der Chronologie der Systeme den durchlaufenden roten Faden herausarbeitet. Weder er selbst noch irgendwelche Späteren haben diesen roten Faden gefunden. Mit psychologischen Mitteln ist er aber als Logos der Seelenwandlung zu erfassen. Wir

Digitized by Google

sehen am Anfang einen ganz komplexen Seelenstil, unfähig zur Abstraktion, nicht einmal die Eigenschaftsworte lassen sich von ihrem ursprünglichen Träger auf andre ähnliche Dinge übertragen, etwa wie heute noch das auf Haare beschränkte Farbwort blond. In der Ära Homers werden die komplexgebundenen Attribute gelockert, der Abstraktionsprozeß setzt ein, er gliedert die Komplexstruktur der Seele. Mit den jonischen Naturphilosophen rollt dieser Prozeß weiter, die Sophisten lösen im Jonglieren mit Worten die Gebundenheit zur labilen Abstraktion, und im gleichen Werdegang wie in Indien, nur um ein Jahrhundert verschieden, ersteht das erste gedankliche System: Platon und Buddha. Auch China hatte seine Sophisten. Die Abstraktion greift weiter: von Sokrates an werden die ethischen Komplexe, dann die religiösen abstraktiv zerlegt bis zum Universalienstreit der Gotik und darüber hinaus. In gleicher Weise lockert sich die komplexe Naturauffassung von Thales über die Renaissance und Aufklärungszeit bis zur unanschaulichen Logik der Relativität und der Elektronen. Auch Wölfflin findet das psychologisch Einleuchtende der Stilwandlung im Weg vom Konkreten zum Abstrakten: vom handgreiflich Konkreten zur bloß optischen Erscheinung in abstrakter Hinsicht. Wo der Völkerpsychologe in der Menschheitsentwicklung genetische Stufen wie das magische und animistische Zeitalter ansetzt, da handelt es sich auch nur um fortschreitendes Abstraktwerden des Seelenstils, um allmähliche Abhebung begrifflicher Hauptkomplexe wie Ursache und Wirkung, Kraft und Stoff, Leib und Seele. Je nach dem Entwicklungsstand der Natur- und Halbkulturvölker trifft man bekanntlich bei ihnen mehr oder weniger weit gediehene Abstraktionen an. So läßt die Wandlung des Seelenstils sich als roter Faden der Entwicklung durch die Jahrhunderte hindurch verfolgen, von der anfänglich wie in der Tierseele zusammengeballten Komplexnatur zur abstraktiven Gliederung in Unterkomplexe, deren Einzelteile aus dem ursprünglichen Dämmerlicht sich immer schärfer konturiert voneinander abheben, und damit Schritt um Schritt abstraktere Gedankensysteme, feinere Gefühlsverästelungen und speziellere Willensmotivationen ermöglichen[1]). Jeder Phase dieses Seelenstammbaums entspricht auch eine andere Strukturfärbung des Charakters.

Wer in der Tiefe des Entwicklungsflusses den roten Faden entlangtastet, gewahrt die temporären Wellenbildungen der Oberfläche nicht, die man als historisch einmalige Ereignisse von Bedeutung, als Genie und Objektivation der Kultur zu bezeichnen gewohnt ist. Sie hängen vom Wind und äußern Einflüssen der Umgebungswelt ebenso ab wie vom Strome selbst, der sie trägt. Sie mögen ihn beschleunigen oder verlangsamen, niemals aber können sie ihn aufhalten und versiegen lassen. Das Genie als Wellenkrone zeigt die Stromrichtung deutlicher, aber auch unter ihr fließt die Flut. Häufig muß die Wellenbildung warten: die Zeit ist noch nicht reif; häufig auch kann die Oberflächenformation sich nach unten nicht auswirken:

[1]) Vgl. Hans Henning, Die Geistesstruktur des Bronzezeitmenschen. Berichte der Frankfurter Anthropologischen Gesellschaft 1, S. 10ff. 1918; Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft 13, S. 378ff. 1919; Der Geruch, ein Handbuch usw. Leipzig 1924, in den sprach- und entwicklungspsychologischen Kapiteln allgemeinerer Art; Verhandlungen des 1. internationalen Kongresses für Sexualforschung in Berlin 1926, Bd. 5, S. 59ff. Berlin 1928.

Digitized by Google

das Genie bleibt zunächst unverstanden. Wie sich in die eindimensionale Tonreihe vom tiefsten Baß bis zum höchsten Sopran, in die Dunkel-Hellreihe des Tonkörpers, in welcher manche Tonpsychologen das Wesen der Töne suchen, unabhängig an bestimmten Punkten des kontinuierlichen Höherwerdens neue Stufenmomente zeigen, die nach gewissen Strecken wiederkehren wie die Oktavenähnlichkeit, doch ohne das erstgenannte eindimensionale Tonkontinuum zu „durchbrechen", — so steht es auch bei der Entwicklungslinie der Seelenstruktur. Diese Periodizität, die ähnliche Wiederkehr des früher schon Dagewesenen, ist seit Burckhardt und Dehio namentlich im Wandel der Kunststile beobachtet worden. Wie aber die Oktavenähnlichkeit dasselbe Kontinuum nur in anderer Hinsicht hört, ohne es zu zerreißen, so sieht die periodische Wiederkehr von Stileigentümlichkeiten nur von anderm Standort, ohne die Stetigkeit des roten Fadens zu zerschneiden. Das primäre Kontinuum der Töne gilt für alle Menschen gleich, für Unmusikalische und Kenner, Weddas und Europäer; die sekundären Tonrelationen, welche die Oktavenähnlichkeit mitführen, sind nur historisches Erzeugnis des Europäers, dem schon Indien verständnislos gegenübersteht. Genau so beim roten Faden der Seelenentwicklung und seinen historisch-örtlich bedingten Einlagerungen. Beide Betrachtungsweisen, die allgemein-menschliche und das Einmalig-Historische, muß man deshalb methodisch wie sachlich ganz exakt auseinanderhalten; jede Vermischung führt in unlösbare Sophismen.

Da der allgemeine Seelenstil in seiner Abstraktionshöhe sich empirisch bestimmen läßt, gewinnt man ein genetisches Bezugssystem, an welches die charakterologischen Züge sich knüpfen lassen. Liebe, Brutalität oder Rücksichtslosigkeit der tiefsten Primitivität sieht anders aus wie Liebe und Brutalität der abstrakt gegliederten Seele. Demgegenüber wiegt die Beeinflussung durch äußere Eindrücke und Geschehnisse leichter. In unsere Eignungsprüfung kam ein 15jähriger Knabe, der sich trefflich auf den Aalfang verstand, aber noch niemals elektrische Straßenbahnen, hohe Häuser und eine Stadt mit ihrer Zivilisation gesehen hatte; im kulturell entlegenen Osten des Danziger Freistaates war nichts dergleichen an ihn herangetreten. Am ersten Tag schien er verwirrt; der freie in Danzig verbrachte Nachmittag bewirkte, daß er sich anderntags kaum noch von der Stadtjugend unterschied. Der ländliche Sohn entlegener Distrikte bleibt ohne die Kulturanregung der Metropole trotzdem psychologisch ein Kind seiner Zeit, wie auch die Großstadt prozentual viel weniger Prominente und Genies hervorbringt, als die Kleinstadt.

Die allgemeine Entwicklungslinie bindet aber nicht nur die formale Seelenstruktur im Hinblick auf komplex-abstrakte Gliederung, sondern sie bedingt auch materiale Inhalte. Fast alle Erzeugnisse, welche das prähistorische Museum sammelt, sind global, überall in ähnlicher Weise entstanden: Ring und Kette, Schwert und Lanze, Hütte und Boot, Säule und Fenster, Urne und Korb; in den historischen Jahrhunderten hat die Menschheit kein einziges Prinzip neu dazu erfunden, alles bis auf die kunstgewerblichen und ästhetischen Grundformen war schon in der Urzeit da. Ebenso auch Familie, Sitte, Verhaltungsweisen, die dichterischen Hauptarten usf. Unter den letzteren stehen auch die allgemeinsten Charakterinhalte. So gewinnt die empirische Charakterologie hier einen Anschluß an die Entwicklung des Seelenstils.

Digitized by Google

Digitized by Google

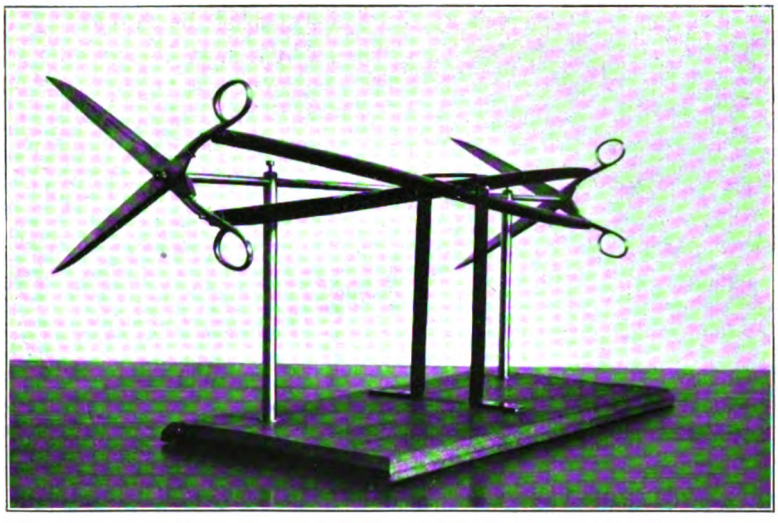


Abb. 1. Zweischerenapparat.

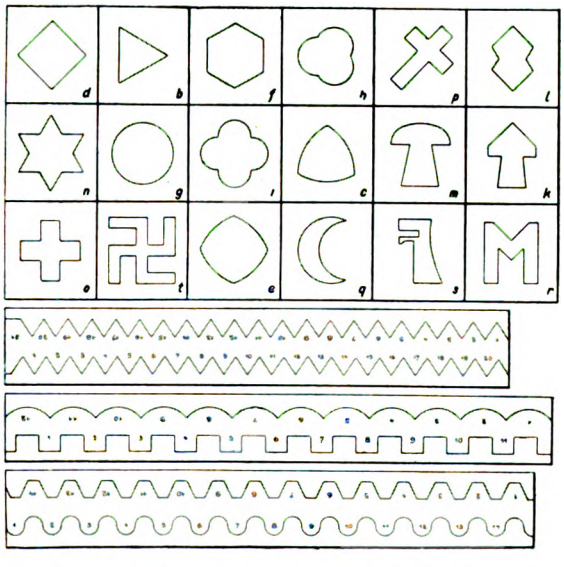


Abb. 2. Muster für den Zweischerenapparat.

Digitized by Google

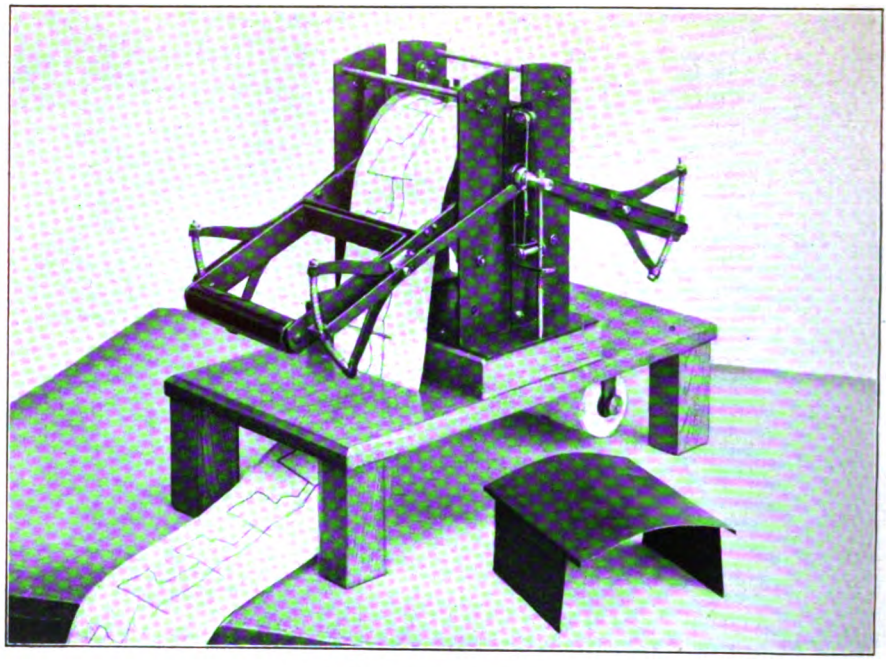


Abb. 3. Doppelstanze.

Arbeitsschaulinien an der Doppelstanze.

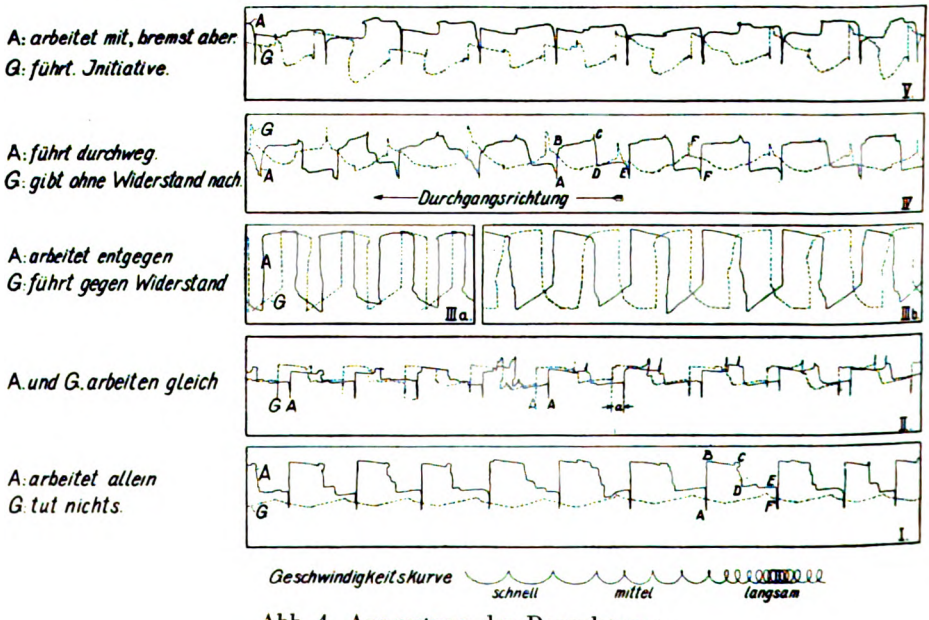


Abb. 4. Auswertung der Doppelstanze.

Digitized by Google

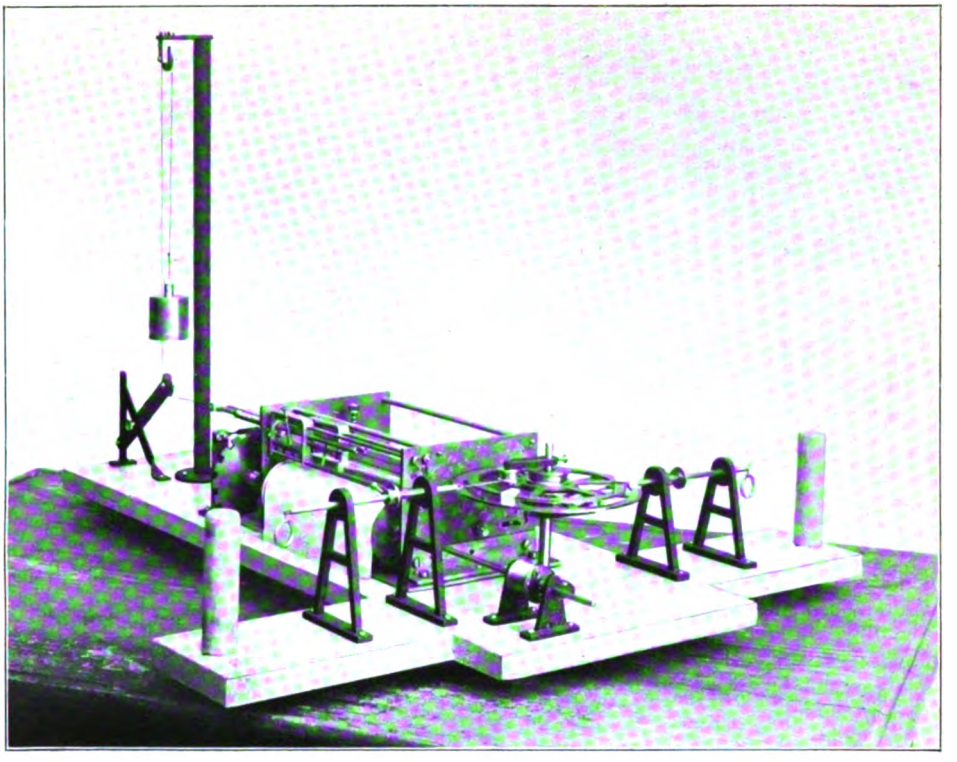


Abb. 5. Doppelergograph.

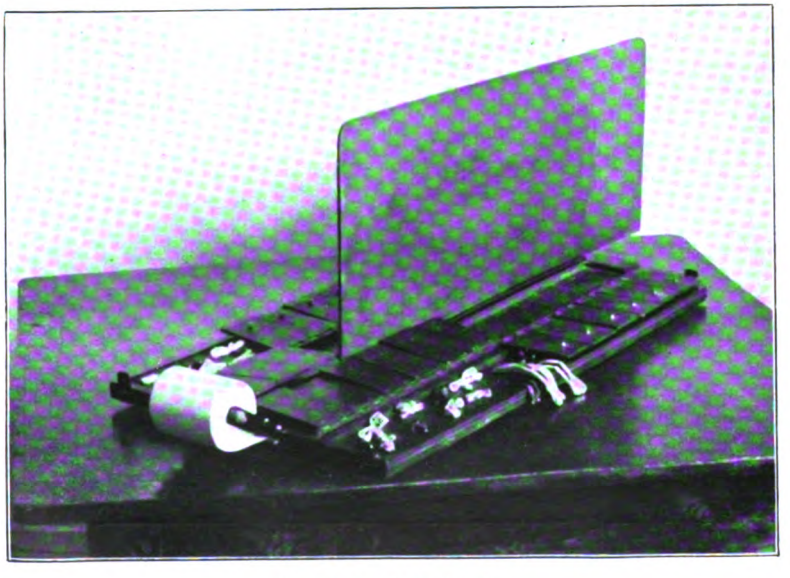


Abb. 6. Schleifenbinder.

Digitized by Google

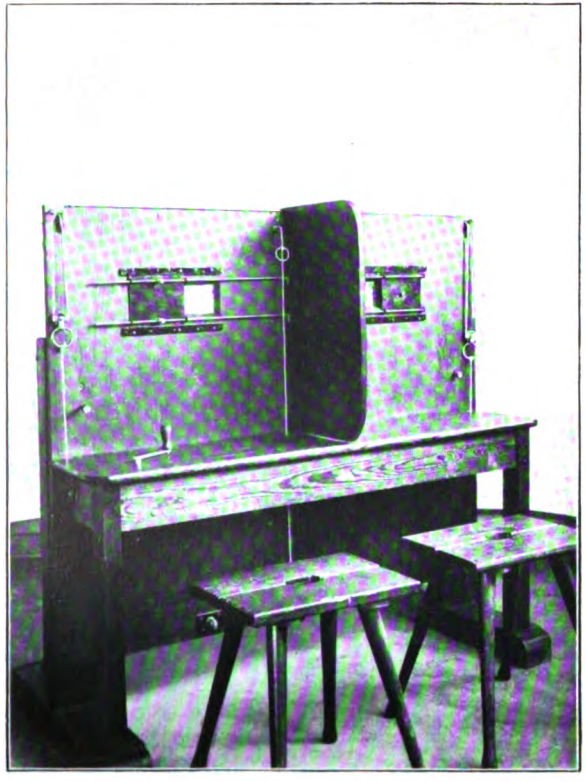


Abb. 7. Differentialexponimeter von vorn.

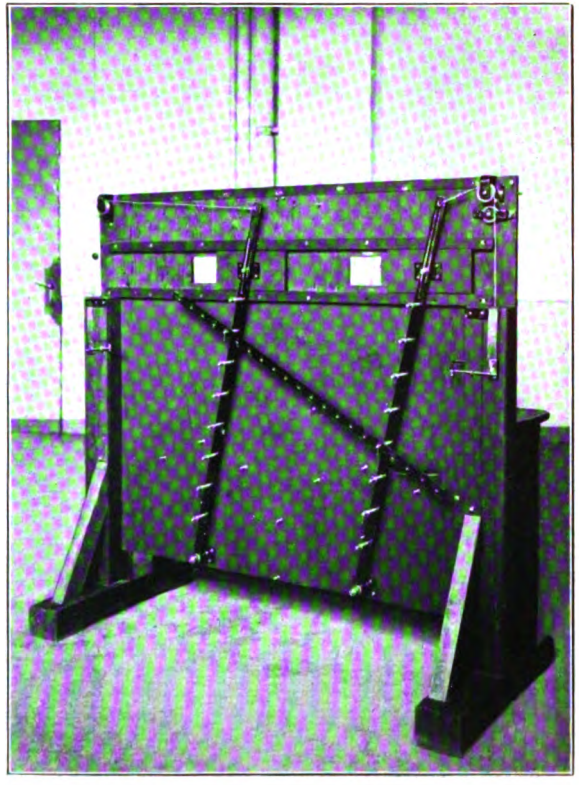


Abb. 8. Differentialexponimeter von der Rückseite.

Digitized by Google

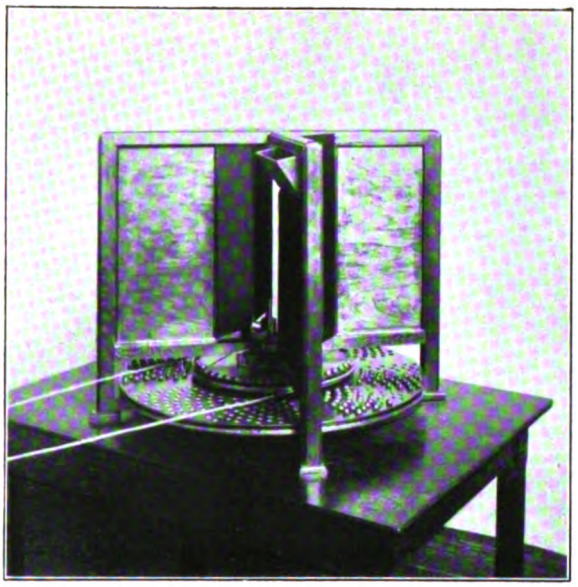


Abb. 9. Ehrlichkeitsprüfer.

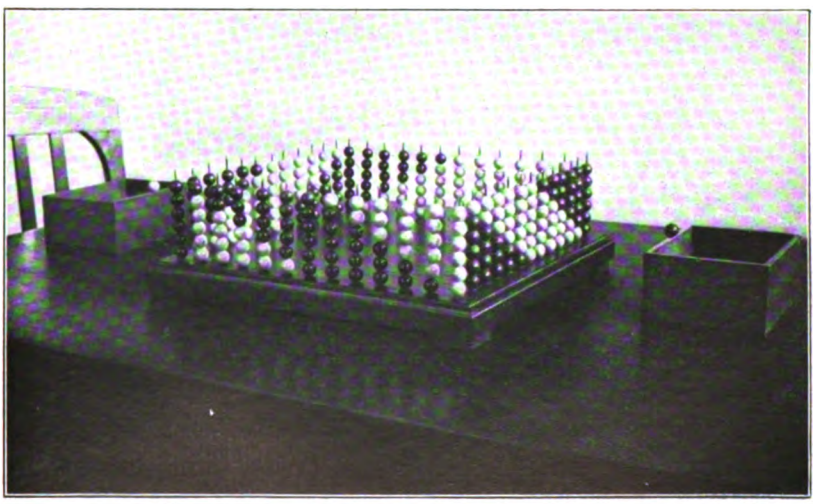


Abb. 10. Aufsteckapparat.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das zentrale Nervensystem und der Schreibakt.

Von Robert Saudek, London.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
I. Die Bedingungen des normalen, automatischen Schreibaktes	277
II. Beinahe untaugliche Schreibinstrumente	278
III. Bestimmte psychopathische Charakterveranlagung als dominierender Faktor	279
IV. Unabhängigkeit des Schriftbildes vom Körperteil, mit dem geschrieben wurde	280
1. Handschriften (Ambidexterität, linkshändige Schriften — Spiegelschriften)	281
2. Fußschriften und Mundschriften	287
V. Physio-pathologische Hemmungen	291
a) Akute physio-pathologische Hemmungen	292
b) Chronische physio-pathologische Hemmungen	292
1. Muskulatur und Gelenke	292
2. Erblindung	294

Digitized by Google

Isolation mechanischer, physiologischer und mentaler Faktoren, die das individuelle Schriftbild bestimmen.

Das Wesen eines normalen, vollreifen, „automatisch" sich abwickelnden Schreibaktes besteht darin, daß er nicht Selbstzweck ist, sondern ein Mittel zum Zweck, daß also der Schreibende nicht auf den Schreibakt selbst, sondern auf den Inhalt des Geschriebenen konzentriert ist. Er will seine Gedanken graphisch fixieren und denkt schneller als er schreibt. Die kalligraphischen Qualitäten werden im Interesse des beschleunigten Tempos vernachlässigt, wodurch das Schriftbild wesentlich beeinflußt wird. Der vollreife Schreibakt ist eine komplexe Willenshandlung deren Miniaturbewegungen reflexartig verlaufen.

Der schnell Schreibende will möglichst bald mit der Niederschrift fertig werden; er eilt dem Ende der Zeile, des Satzes, des Manuskriptes zu. Da nun in Europa und Amerika in untereinanderliegenden Zeilen von links nach rechts geschrieben wird, so ergibt sich, daß infolge schnellen Tempos alle rechtsläufigen Schriftbestandteile auf Kosten der vertikalen und linksläufigen stärker betont werden. D. h.: die Breite zwischen zwei Abstrichen eines Buchstabens wächst auf Kosten ihrer Höhe, die Buchstabenkonturen werden abgeschliffen, ja, bei sehr schnellem Schreibakt durch leicht gewellte horizontale Striche (besonders an Wortenden) bloß angedeutet, die Mittel- und Langbuchstaben werden vernachlässigt, so daß verminderte Längenunterschiede entstehen, alle vorschriftsmäßig nach links verlaufenden Schleifen werden nach rechts umgebogen (der Laie faßt alle diese Merkmale durch die einfache Feststellung zusammen, daß die betreffende Schrift flüchtig und abgeschliffen ist), die diakritischen Zeichen werden im Verlaufe der Zeile im Sinne der augenblicklich obwaltenden Bewegungsrichtung zu weit nach rechts und zu hoch gesetzt und Punkte werden in der Form von accents graves geschrieben. Diese rechtsläufige Treffunsicherheit wandelt sich freilich am jeweiligen Zeilenende in eine linksläufige. Denn hier erfährt der Schreibantrieb eine Änderung der Richtung, nämlich zum Beginn der nächsten Zeile nach links.

Eine weitere Folge beschleunigten Schreibtempos ist, daß der Schreiber jede Bewegungspause, jede Unterbrechung des Schreibaktes nach Möglichkeit zu vermeiden trachtet. Jede Ecke, jeder Punkt stellt eine solche Bewegungspause dar (diese Bewegungspause wurde zum ersten Male durch kinematographische Aufnahmen der Schreibbewegung von Frank Freeman im Laboratorium der Universität Chicago gemessen). Daher rundet, „schleift" der schnell Schreibende alle etwa vorkommenden Winkelformen ab und verwandelt die Punkte, die ein gänzliches Stoppen

Digitized by Google

der Schreibbewegung zur Folge haben, in Striche, da Striche schneller erzeugt werden können als Punkte. Jedes Abheben der Feder von der Schreibfläche (sei es zur Anbringung eines Oberzeichens, sei es beim Übergang zum nächsten Wort) bedeutet einen Zeitverlust, weil nach jedem Abheben sich die Feder neuerlich auf der Schreibfläche orientieren muß. Um den Zeitverlust, den eine derartige Neuadjustierung zur Folge hat, zu vermeiden, unterbricht der schnell Schreibende seine Bewegung so selten wie möglich: er verbindet daher oft die Worte untereinander, setzt die Oberzeichen entweder überhaupt nicht oder verbindet sie ebenfalls mit dem nächsten Wort. Eine Änderung der Federhaltung hat gleichzeitig eine Verzögerung des Tempos zur Folge; sie wird daher beim schnellen Schreibakt gemieden.

Das Vorkommen von mindestens zwei der erwähnten Merkmale charakterisiert eine primär schnelle, unter vollem Satzimpuls entstandene, automatisch verlaufende und spontane Schrift (die eingehende Beschreibung, experimentelle Begründung sowie Anwendung aller dieser Merkmale zur genauen Bestimmung des Schnelligkeitsgrades einer Schrift, siehe in meinem gleichzeitig erscheinenden Werk „Experimentelle Graphologie"). Ihr Zustandekommen ist jedoch an gewisse Bedingungen gebunden. Ist irgendeine dieser Bedingungen nicht erfüllt, dann wird der Schreibende am reibungslos verlaufenden Schreiben gehindert, der volle Satzimpuls wird auf bloßen Wortimpuls, bei stärkeren Hemmungen gar auf Buchstaben- oder Strichimpuls reduziert, d. h. die Schreibbewegung verläuft weder kontinuierlich, noch rechtsläufig, sondern wird häufig unterbrochen (die Unterbrechungen können sich bis zur ataktischen Gebrochenheit der Einzelstriche steigern), zeigt zahlreiche Ruhepausen inmitten von Worten, sinnlose „Punktierungen", häufige Anfangs- und Schlußadjustierungen und verläuft stark linksläufig.

Wir müssen sämtliche, den Schreibakt beeinflussende oder beherrschende zusammenwirkende Faktoren grundsätzlich in drei Gruppen einteilen: in die mechanischen, in die physiologischen (resp. physio-pathologischen) und in die psychologischen Ursachen, und eine wissenschaftliche Behandlung der Psychologie des Schreibens war undenkbar, bevor wir diese einzelnen Ursachen nicht isolieren konnten, d. h. bevor wir auf experimenteller Basis nicht festgestellt haben, welche Schriftmerkmale auf mechanische und physiologische Ursachen zurückzuführen sind und aus diesem Grunde nicht zur Symptomatik einer psychologischen Differentialanalyse herangezogen werden dürfen.

Es liegt im Wesen dieses Problems, daß das Dominieren eines Faktors über alle anderen in Grenzfällen am deutlichsten bemerkbar wird, ja oft sogar nur an Grenzfällen demonstriert werden kann. Das Dominieren mechanischer Hindernisse wird ersichtlich an Schriften, die mit beinahe untauglichen Schreibinstrumenten erzeugt wurden; das Dominieren physiologischer Hemmungen an physio-pathologischen Fällen und das Dominieren bestimmter mentaler Einflüsse an psychopathologischen Beispielen.

Beinahe untaugliche Schreibinstrumente. Außerordentlich schlechtes Schreibmaterial beeinflußt das Schriftbild wesentlicher als der dauernde Verlust irgendeines der Sinneswerkzeuge, die unter normalen Umständen für das Schriftbild entscheidend sind. Dieser unser Lehrsatz stellt ein Novum in der Fachliteratur dar,

Digitized by Google

und eben diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß die gerichtlichen Schriftsachverständigen beinahe aller Länder dann Fehlurteile fällten, wenn sie Handschriften zu beurteilen hatten, die mit beinahe untauglichen Schreibinstrumenten und Schreibmaterialien hergestellt waren. Für die charakterologischen Graphologen, die sich nicht mit dem Identitätsbeweis zu befassen haben, sondern aus dem individuellen Schriftbild lediglich Schlußfolgerungen auf die psychische Beschaffenheit des Schreibenden ziehen, bildet die Unkenntnis dieses Lehrsatzes keine entscheidende Gefahr. Denn sie erkennen das schlechte Schreibmaterial sofort und lehnen die Beurteilung einer solchen Schrift vernünftigerweise ab. Der gerichtliche Sachverständige kann ein solches Material besonders dann nicht ablehnen, wenn das betreffende Schriftstück das Hauptdokument eines forensischen Falles bildet.

Die gerichtlichen Schriftsachverständigen der alten Schule unterscheiden eine Gruppe von Merkmalen, die „allgemeine primäre Fälschungsmerkmale" genannt zu werden pflegen. Wo diese in einer umstrittenen Schrift vorkommen, liegt nach jener Theorie bereits eine große Wahrscheinlichkeit vor, daß es sich um einen unnatürlichen Schreibakt, um eine Fälschung handelt. Diese Auffassung trifft in etwas 90% aller Fälle zu. Die sog. „allgemeinen primären Fälschungsmerkmale" sind: langsamer, zögernder Schreibakt, häufige Nachkorrekturen der Buchstabenformen, unsichere, zittrige Züge, häufiger Wechsel der Federhaltung während des Schreibaktes, „Punktierungen", d. h. Punkte, die redaktionell unbegründet sind und nach den Regeln der Rechtschreibung sinnlos erscheinen und welche lediglich die Spur darstellen, die die Feder während ihrer „unehrlichen" Arbeit infolge der psychischen Unsicherheit des Schreibenden auf dem Papier zurückgelassen hat. Daß alle diese Merkmale, wenn sie gleichzeitig auftreten, die Wahrscheinlichkeit einer Fälschung demonstrieren, ist einleuchtend. Aber ebenso einleuchtend ist, daß ein jedes dieser Schriftmerkmale ebenso wie ihr gleichzeitiges gemeinsames Vorkommen auch durch beinahe untaugliches Schreibmaterial (starke, dickflüssige Tinte, rostige Feder, ungleiche Federspitzen, poröses, unebenes Papier) usw. verursacht sein kann und in den Fällen (ungefähr 10%), wo diese Voraussetzungen zutreffen, sind die allgemeinen primären Fälschungsmerkmale nicht beweiskräftig.

Bestimmte psycho-pathologische Färbung der Charakteranlage als dominierender Faktor des Schriftbildes kann in Grenzfällen das Schriftbild wesentlicher beeinflussen als extreme Verschiedenheit der Schriftwerkzeuge. Menschen ohne eigene geistige Physiognomie haben naturgemäß in viel höherem Maße die Fähigkeit, sich in die Ausdrucksformen anderer Menschen hineinzufühlen und deren Rolle zu spielen. Zur Nachahmung fremder Eigenart gehört natürlich nicht nur die Fähigkeit zu dieser Nachahmung, sondern gleichzeitig die Fähigkeit zur Unterdrückung seiner eigenen Eigenart. Wer geistig physiognomielos ist, also nichts eigenes zu unterdrücken hat, kann leichter fremde Eigenart annehmen. Eines der grundlegenden Merkmale der Hysterie ist diese mentale Physiognomielosigkeit. Sie findet ihre graphische Widerspiegelung in extremer Unbestimmtheit der Verbindungsformen, die bei sonst langsamem Schreibakt die Buchstaben bis zur Unlesbarkeit abschleift. Typisch hierfür ist die Schrift Abb. 1. Dieser fadenförmige, labile Duktus waltet dann bei einer spontanen Schrift einer hysterischen

Digitized by Google

Person so stark vor, daß er das gesamte Schriftbild dominiert. Und diese „Hypertrophie der Labilität" beherrscht die Schreibbewegung so entscheidend, daß neben ihr alle anderen Faktoren, selbst der so wichtige Faktor der Schriftwerkzeuge und der Nationalität des Schreibenden, beinahe völlig in den Hintergrund gedrängt werden. Abb. 1 ist eine rechtshändige Federschrift einer solchen Hysterikerin. Sie ist vor etwa 10 Jahren von einer Deutschen geschrieben worden. Einen beinahe gleichartig „labilen Duktus" finden wir in der „Schrift" Abb. 2, die nicht mit der Feder geschrieben, sondern mit Nadel und Faden auf Papier genäht wurde, und zwar von einer französischen Patientin der Pariser Irrenanstalt (L'Hospice des Aliénés départementale de la Charité sur Loire, Nièvre) vor etwa 100 Jahren.

Beide Schriften sind in gleicher Weise abgeschliffen und fadenförmig reliefios, so daß sie schwer lesbar sind. Die deutsche Schrift ist völlig drucklos, d. h. es bestehen keinerlei Unterschiede in der Schattierung von Auf- und Abstrich, trotzdem natürlich jede Feder hierzu die Möglichkeit bietet. Der technische Ausdruck „Fadenschrift" kann an dieser Federschrift nicht deutlicher demonstriert werden als durch Hinweis auf die Ähnlichkeit mit der französischen Nähschrift, die in der Tat dieselbe Art von Verwischtheit und selbstverständlich dieselbe Art von mangelnden Schattierungsunterschieden zeigt, da ja Schattierungsunterschiede mit dem Nähfaden nur durch Doppelstiche hätten erzeugt werden können, welchen letzteren in der Schrift die sog. „Deckstriche" (zwei Striche, deren Abstand voneinander Null ist) entsprochen hätten. Doch gibt es in der deutschen Schrift keine Deckstriche und in der französischen keine Doppelstiche. Folgt man dem Text beider Schriften, so wird das Gemeinsame des Schriftduktus vom Buchstaben zum Buchstaben in allen Einzelheiten der Schreibbewegung um so klarer. Wie sehr hier der psycho-pathologische Einschlag über alle anderen das Schriftbild beherrschenden Faktoren dominierte, wird klar, wenn man bedenkt, daß die Schriften von Frauen verschiedener Nationalität in verschiedenen Jahrhunderten mit so extrem verschiedenen Schriftwerkzeugen erzeugt wurden. In beiden Fällen handelt es sich offenkundig um volle Schreibreife und im Falle der französischen Schrift kann kein Zweifel bestehen, daß die Schreiberin die Technik der Nähschrift durch lange Übung zu einer „bedingten" Reflexbewegung ausgebildet hat.

Unabhängigkeit des Schriftbildes von dem Körperteil, durch welchen es erzeugt wurde: Handschriften, Fußschriften, Mundschriften. Die meisten Menschen schreiben, mit ihrer rechten Hand, eine Minderheit von geborenen Linkshändern mit der linken. Eine kleine Anzahl von Menschen, die mit der Fähigkeit der Ambidexterität geboren wurden, behält ihr Leben lang die Fähigkeit, mit beiden Händen zu schreiben und hat, wenn häufig genug von dieser Fähigkeit Gebrauch gemacht wurde, auch ungefähr die gleiche Geläufigkeit in beiden Schreibarten.

Wir müssen bei unserem Differentialnachweis demnach grundsätzlich unterscheiden zwischen den oben erwähnten normalen funktionellen Fähigkeiten und jenen Fähigkeiten, die erst ausgebildet werden, nachdem eines der Organe, das ursprünglich der Schreibtätigkeit diente, zu dieser Leistung unfähig geworden ist.

Digitized by Google

Ferner muß unterschieden werden zwischen natürlichen, mit einem anderen als der Hand geschriebenen Schriften, und künstlich erzeugten Schriften. Der grundsätzliche Unterschied zwischen künstlichen und natürlichen Schriften dieser Art besteht darin, daß die neuen Reflexbewegungen bei den künstlichen Schriften nur während der Dauer des Experimentes „bedingt" werden, während die ganze übrige Zeit die alten Normalbewegungen ausgeführt werden, was praktisch daraus hinausläuft, daß diese ganze übrige Zeit dazu verwendet wird, die Sinne das vergessen zu lassen, was sie in der kurzen Übungszeit gelernt haben. Daher die falschen Schlußfolgerungen, die sämtliche Experimentatoren aus künstlichen Blindenschriften, Fußschriften oder Mundschriften gezogen haben. Eine prägnante Erkenntnis der am Schreibakt beteiligten Faktoren und eine Isolierung des Anteils, den ein jeder dieser Faktoren am Schreibakt hat, ist nur möglich, wenn wir die ursprünglichen Normalhandschriften mit den Fuß- und Mundschriften vergleichen, die nach Verlust der Hände mit dem Fuß oder Mund oder nach Verlust von Fuß und Händen mit dem Mund erzeugt wurden. Künstliche Fuß-, Mund- und Blindenschriften beweisen lediglich die auch ohne diesen Beweis evidente Tatsache, daß das Schreiben vom Zentralnervensystem ausgeht.

1. Handschriften.

a) Normale Ambidexterität mit parallelen Bewegungstendenzen.

Der ideale Normalfall ist illustriert in Abb. 3. Ein junger englischer Clerk schrieb mühelos mit voller Schreibreife die ersten zwei der vier Zeilen mit der linken Hand, die letzten zwei mit der rechten. Er ist kein reiner Linkshänder, sondern hatte in der Kindheit eine Vorliebe für linkshändige Manipulationen jeglicher Art, wurde zum Schreiben mit der rechten Hand angehalten und hat, ohne zu anderen Funktionen mit der rechten Hand gleichzeitig angehalten worden zu sein, die Gewohnheit angenommen, abwechselnd mit der einen oder anderen Hand praktisch alle manuellen Funktionen auszuführen, ohne selbst sagen zu können, welche Hand ihm die bequemere ist. Wir sehen an diesem typischen Beispiel, welche Ergebnisse mit der amerikanischen Methode der sog. „Cross-education" unter Umständen erzielt werden können. Ein Kind mit etwas besser entwickelten linkshändigen Fähigkeiten verbessert die Geläufigkeit seiner rechten Hand (bedingt also seine rechtshändigen Reflexe) durch systematische Übung nur in einer bestimmten Funktion der rechten Hand, nämlich des Schreibens.

Die Identität beider Schriftarten ist wohl zu evident, um näher begründet werden zu müssen.

b) Ambidexterität mit entgegengesetzten Bewegungstendenzen (rechtshändige Normalschrift und linkshändige Spiegelschrift).

Abb. 7 zeigt die rechtshändige Schrift, Abb. 9 die linkshändige Spiegelschrift eines jungen Engländers, der von der Kindheit an diese Fertigkeit beibehalten hat, ein ausgesprochener Linkshänder ist und auch auf dem linken Auge besser sieht. Neben dieser natürlichen Veranlagung ist durch anhaltende Übung während der

Digitized by Google

Schulzeit und später eine teilweise Rechtshändigkeit gebahnt worden, so daß gegenwärtig Ambidexterität vorliegt.

Wenn wir beide Schriften vergleichen, so sehen wir, daß sie absolut identisch sind. Um nur das Wichtigste anzuführen:

1. Trotzdem die Spiegelschrift viel enger ist, zeigt sie eine vollkommen identische horizontale und vertikale Spatiierung, was wir, da die beiden Schriften gleichen Text haben, besonders leicht verifizieren können. Wir sehen nämlich, daß die Unterschleife des *y* in dem Worte *to day* in beiden Fällen von dem darunterstehenden *h*, das *y* in *Sunday* von dem *O* in der zweiten Zeile gekreuzt wird, das *Y* in *Year* der zweiten Zeile verhäkelt sich mit dem darunterstehenden *h* und ebenso reicht das *f* von *of* der zweiten Zeile in das *r* des darunterstehenden Wortes hinein. Diese so genaue Übereinstimmung ist um so erstaunlicher, als die Abstände zwischen den Wörtern bald enger, bald weiter werden und als dieselben Ungleichmäßigkeiten in beiden Schriften vorkommen.

2. Neben dieser so genauen Übereinstimmung der Spatiierung sehen wir eine ebenso genaue Übereinstimmung der Längenverhältnisse. Die Unterlängen sind sehr lang und meist bis zur nächsten Zeilenlinie verlängert. Dagegen sind die Oberlängen ungleichmäßig und zeigen in ihren Längen charakteristische Abweichungen von der englischen Schulvorlage, die in beiden Schriften identisch wiederkehrt. Die *d* sind unverhältnismäßig klein, das *h* in *the* ist beinahe doppelt so groß wie das *t*, obgleich die englische Schulvorlage nur den Unterschied eines halben Kurzbuchstaben verlangt.

3. Wir finden identische Verbindungsart in der Buchstabengruppe *or* in *Lord* (zweite Zeile, wo das Oval von *o* unmittelbar, ohne das vorlagemäßige Häkchen in das *r* übergeht); auch die Verbindung von *ou* in *Thousand* ist identisch geschrieben, und das *o* in November ist ohne Häkchen. Da die Verbindungsarten zu den unauffälligen Merkmalen gehören, die, wie experimentell erwiesen ist, schwer willkürlich abzuändern sind, stellen sie ein wichtiges Indizium im Identitätsbeweis dar.

4. Viele *a*, *o* und *d* sind stark geöffnet (das eine Mal rechtsläufig, das andere Mal linksläufig).

5. Es ist daher nicht überraschend, daß auch die auffallenden Buchstabenteile und Formen volle Übereinstimmung zeigen: die *t* sind meist ohne Querstriche, die Schleifen in den Unterlängen nehmen bloß die Hälfte ihres Grundstriches ein und sind dann horizontal abgeschlossen, das *f* ist formgleich, viele Anfangsbuchstaben und die Ziffer 7 haben einen Adjustierungsstrich. Wir sehen ferner starke Anfangsbetonung, identische Form der Großbuchstaben (*L*, *O*, *S*, *T*, *Y*), und die Zahlen sind gleichfalls formengleich.

Es ist nicht nötig, weitere Übereinstimmungen zu suchen, da ja die Identität zu offenkundig ist. Man könnte vielmehr die Frage aufwerfen, ob die beiden Schriften irgendwelche Verschiedenheiten aufweisen. Die kleinen Abweichungen bestehen lediglich in der größeren Enge und in der Deformation von einigen Buchstaben, die dem Schrifturheber nicht voll gelungen sind. Alle anderen Variationen sind nur von der Art, wie sie in einem längeren Schriftstück derselben Person vorzukommen pflegen.

Digitized by Google

Abb. 6a und b ist die Normalschrift eines 60jährigen Gelehrten. Abb. 8a und b sind eine von demselben Schreiber erzeugte Spiegelschrift (a ist etwas verkleinert, b in Originalgröße). Wie aus dem (tschechischen) Text der letzten Schriftprobe hervorgeht, hat der Schreiber wegen Ermüdungserscheinungen in der rechten Hand es vorgezogen, seinen Brief mit der linken Hand in Spiegelschrift zu schreiben. Diese Ermüdungserscheinung ist eine Nachwirkung einer früheren Störung, und zwar einer, die die Physiologen Ermüdungskrampf nennen und die einige Psychiater als psychoneurotische Erscheinung reklamieren. Der Schreiber hatte nämlich starke Hemmungen bei der Streckung der Finger und setzte dann den Schreibakt eine Zeitlang aus (in der Zwischenzeit ausschließlich die Schreibmaschine verwendend), noch bevor der Ermüdungskrampf so weit gediehen war, daß die Muskel auch bei der Fingerbeugung den Dienst versagt hätten. Die natürliche Folge aus jener Periode, wo die Streckung schmerzlich war, wo also die Erzeugung von Oberlängen dem Schreibenden Schwierigkeiten bereitete, war, daß er nach Möglichkeit Oberlängen vermied. Unter anderem nahm er die Gewohnheit an, statt eines lateinischen *h* sich der deutschen *h*-Form zu bedienen; das lateinische *h* weist lediglich eine Oberlänge auf, das deutsche *h* Oberlänge und Unterlänge. In der Bildung des deutschen *h* vernachlässigte er dann die Oberlänge und die Folge war, daß das deutsche *h* dann die Form des lateinischen *j* annahm. Diese Bewegungsart wurde dann zu einer bedingten Reflexbewegung und er schreibt seitdem das lateinische *h* in der Form des lateinischen *j*. Die Entwicklungsgeschichte dieser Schreibart zeigt uns, daß je nach der Einstellung zum Problem die Erklärungsart der Physiologen ebenso berechtigt ist wie die der Psychiater. Durch physiopathologische Hemmungen entstand eine Angstneurose in Erinnerung an die frühere Schmerzempfindung, die nur durch eine andere Bewegungsrichtung beim Schreibakt vermieden wurde.

Wir sehen nun diese „Manier" in der Formung dieses Buchstabens ebenso in der rechtshändigen Normalschrift wie in der linkshändigen Spiegelschrift.

Um das Wesen der Spiegelschrift deutlich zu erkennen, betrachten wir sie gegen einen Spiegel. Es ist auf den ersten Blick ersichtlich, daß sie in bezug auf Schreibgeübtheit vieles zu wünschen übrigläßt. Die Züge sind zittrig und ataktisch, die Buchstaben sind infolge der Unbeholfenheit viel größer als in der Normalschrift, ihre Größe variiert stark und plötzlich und nimmt gegen das Wortende sehr oft zu (alles Merkmale, die in schreibunreifen Kinderhandschriften vorzukommen pflegen). In dem Bestreben, trotz der Schwierigkeiten, die ihm das Schreiben mit der linken Hand bereitet, eine lesbare Schrift herzustellen, schreibt er seine Buchstaben sorgfältig, wobei er seine individuellen Eigentümlichkeiten oft unterdrückt und sich lieber an Schulformen hält. Neben diesen Langsamkeitssymptomen zeigt die Schrift noch Enge und große Treffsicherheit in der Setzung von Oberzeichen, während die schnelle, automatische Normalschrift in allen bisher erwähnten Punkten sich entgegengesetzt verhält. Es ist selbstverständlich, daß durch die weniger geläufige Schreibbewegung sowohl die Buchstabenformen, als auch deren individuell charakteristische Verbindungen ganz oder wenigstens soweit verändert sind, daß man sich, wenn man beim Nachweis der Identität auf Buchstabenvergleichung

Digitized by Google

allein angewiesen wäre, mit Wahrscheinlichkeit für Nichtidentität der beiden Schriften entscheiden müßte.

Trotzdem die Spiegelschrift langsam geschrieben wurde, weist sie dennoch zwei ausgesprochene Schnelligkeitssymptome auf, nämlich den breiter werdenden Anfangsrand (in der rechtshändigen Schrift links, in der linkshändigen rechts) und die steigende Zeile (hierher gehört auch das gelegentliche Verfallen in „Links"-läufigkeit). Beide erwähnte Schnelligkeitssymptome sind echt, da sie etwa in der Mitte der Schriftprobe markanter zunehmen. Beide Symptome sind aber andererseits mit einem primär langsamen Schreibakt unvereinbar. Dieser Widerspruch kann nur durch die Annahme erklärt werden, daß die Spiegelschrift von einem Menschen geschrieben wurde, der zwar gewohnt ist, schnell zu schreiben, an schnellem Schreiben jedoch stark gehemmt wird. Die Hemmung besieht sich auf das Schreiben von Buchstaben und Worten, aber der ursprünglich schnelle Satzimpuls läßt sich dadurch nicht ganz unterdrücken und kommt in den erwähnten Symptomen zum Durchbruch. Anders ausgedrückt: der Schreiber ist ein schneller, spontaner Denker, neigt daher zu äußerst rascher Niederschrift seiner Gedanken, wird aber durch die ihm ungewohnten Schreibverhältnisse in seinem starken Impuls zu schnellem Tempo immer wieder behindert, da er infolge der ungenügenden Muskelkoordination beim linkshändigen Schreiben beständig „stolpert".

Diese Zähigkeit in der Durchsetzung des Satzimpulses ist ein starkes Indizium im Identitätsbeweis.

Dazu gesellt sich nun eine Eigentümlichkeit der Spatiierung. Der Schriftverfasser läßt in beiden Schriftarten nicht nur einen breiten Anfangsrand, sondern auch den Schlußrand frei (bekanntlich ein sicheres Merkmal ästhetisch gezügelten Satzimpulses). Die horizontale Spatiierung ist zwar, offenbar infolge der Schreibhemmungen, nicht so gut gelungen wie in der Normalschrift, doch macht sich die Unregelmäßigkeit in der Größe der Wortabstände in beiden Schriften bemerkbar (s. z. B. Zeile 1 der Abb. 8b; Zeile 3, 4 und 5 der Abb. 6a und Zeile 2 und 4 der Abb. 6b). Weniger gut stimmt die vertikale Spatiierung überein, weil die Mittelbuchstaben der benachbarten Zeilen in der Spiegelschrift manchmal ineinandergreifen. Auch für diese kleine Verschiedenheit ist zweifellos die mangelnde Schreibgeübtheit verantwortlich und wir können über sie hinweggehen.

Aber auch die Längenverhältnisse stimmen, trotzdem die Spiegelschrift in den Kurzbuchstaben stark vergrößert ist, ziemlich gut überein. Eine genaue Messung der Größenverhältnisse zeigt, daß bei Mittelbuchstaben, gleichgültig wie sie gestaltet sind, ob sie aus einer Oberlänge oder Unterlänge bestehen, eine Schleife haben oder schleifenlos verlaufen, die Größenschwankungen in allen Vergleichsschriften nicht gering sind. Dazu kommt, daß auch das Größenverhältnis der Kurzbuchstaben zu Oberlängen und Unterlängen trotz vereinzelter, durch Ataxie hervorgerufener Differenzen gut übereinstimmt.

Nicht unbedeutsam für den Identitätsbeweis ist auch die eigenartige Bildung der diakritischen Akzente. Sie beginnen mit einem kleinen Strich nach links und werden erst nach einer Knickung resp. Biegung (je nach Tempo) nach unten geführt. Diese Formung eines unauffälligen Buchstabenteiles ist durchaus indi-

Digitized by Google

viduell, da sie auch in der schnellen Normalschrift vorkommt, obwohl sie der rechtsläufigen Tendenz eines schnellen Schreibaktes widerspricht.

Trotzdem die Buchstabenformung für den Identitätsnachweis nur unwesentlich ist, bleibt es hier doch interessant, zu sehen, wie der Schreiber, trotz der bei der Spiegelschrift obwaltenden motorischen Hemmung, auf der individuellen Durchbildung bestimmter Buchstabenformen beharrt. Man betrachte z. B. das *L* in *Londýně* (Abb. 8b Zeile 1). Dieser Buchstabe ist dem Schrifturheber sehr gut gelungen und ist nicht nur mit dem gleichen Buchstaben der Normalschrift, Abb. 6b Zeile 5, identisch, sondern zeigt durch seine vereinfachte und gefällige Form die geistige Sachlichkeit und ästhetische Verfeinerung des Schrifturhebers.

Daneben finden wir noch einige Buchstabenbildungen, die sichtlich die individuell charakteristischen Formen der Normalschrift anstreben, wenn sie auch darin durch die Unfähigkeit, die Schreibbewegung völlig zu meistern, gehindert werden. Hierher gehört z. B. der Buchstabe *t*, der in den beiden Vergleichsschriften übereinstimmend in drei verschiedenen Variationen vorkommt.

Die individuelle Bildung von *z* ist in beiden Schriften gleich; die Differenzen ergeben sich nur aus dem Unterschiede im Schreibtempo, in der Verbundenheit und in der Schreibgewandtheit.

Sehr charakteristisch und identisch sind die *p* geformt. Man vergleiche besonders in Abb. 8b Zeile 3 im Worte *spat* und Zeile 4 mit Abb. 6a, Zeile 3, 6, 7 und Abb. 6b Zeile 1 und 4. Dieses Merkmal ist von einiger Wichtigkeit, weil sich dasselbe Gebilde in der Normalschrift auch in der Kombination von zwei anderen Buchstaben, nämlich *js* Abb. 6b Zeile 1 im Worte *jsem* (nicht *pem*), findet und daher für den Schrifturheber charakteristisch ist.

Fügen wir zu diesen Übereinstimmungen den starken Beweiswert eines beiden Schriften gemeinsamen physio-pathologischen Merkmales, das, wie oben dargelegt, gleichzeitig aufs innigste verknüpft ist mit einer individuell typischen und höchst seltenen Art der Ersetzung eines einzelnen Buchstabens durch einen gleichbedeutenden Buchstaben eines anderen Nationalalphabets, so dürfen wir die Beweiskette der für die Identität sprechenden Merkmale als geschlossen ansehen, trotzdem die rechtshändige Schrift volle Schreibreife hat, während die linkshändige noch nicht voll gereift ist.

c) Bedingung neuer Bewegungsreflexe bei gleichzeitiger Unterdrückung früher bestehender entgegengesetzter Reflexe.

Zufolge der allgemeinen bilateralen Symmetrie unseres Organismus neigen wir von Geburt an dazu, alle Bewegungen, die wir mit rechtsseitigen Muskeln ausführen, gleichzeitig auch links symmetrisch mitzumachen. Diese Tendenz ist freilich bei Erwachsenen durch die differenzierende und ausschließlich rechtsseitige Erziehung zurückgedrängt worden, tritt jedoch bei Kindern ganz offenkundig in die Erscheinung. Das Kind, welches eben gehen lernt, versucht eigentlich zu springen, da es beide Füße gleichzeitig nach vorn bewegen möchte, wie es beim Zappeln oder Strampeln im liegenden Zustand gewohnt war. Das Gehenlernen besteht unter anderem darin, die Gleichzeitigkeit der Bewegung beider Füße zu vermeiden.

Digitized by Google

Aus demselben Grunde muß beim ersten Schreibunterricht die rechtshändige Einseitigkeit intensiv bedingt werden. Viele Kinder nehmen, trotzdem sie schon in der Vorschulzeit die Erziehung zur Bevorzugung rechtshändiger Tätigkeit mitgemacht haben, den Federhalter immer wieder in die linke Hand, und zwar tun dies nicht bloß linkshändige Kinder. Diese Neigung wird bei ausgesprochenen Rechtshändern schließlich unterdrückt. Trotzdem bleibt eine gewisse latente Veranlagung zur bilateral-symmetrischen Betätigung da, die es auch Erwachsenen ermöglicht, mit ziemlicher Leichtigkeit sich eine zur rechtshändigen Schrift symmetrische linkshändige Spiegelschrift anzueignen. Auf Grund dieser latenten Veranlagung zur symmetrischen Ambidexterität, die selbst, wenn auch in geringerem Ausmaße, bei ausgesprochenen Rechtshändern vorhanden ist, kommt uns die Übung, die wir im rechtshändigen Schreiben durch Jahre hindurch erworben haben, bei dem Versuch, Spiegelschrift zu erzeugen, zustatten, während sie bei der linkshändigen Nachahmung der Normalschrift, die ihr der Richtung nach entgegengesetzt ist, bekämpft werden muß.

Abb. 4a zeigt uns die rechtshändige, Abb. 4b die linkshändige Schrift von Horatio Nelson. Die letztere ist zehn Jahre nach dem Verlust des rechten Armes geschrieben worden, also in einer Zeit, wo die anfänglichen Schwierigkeiten des ungewohnten Schreibaktes bereits überwunden waren. Wir bemerken daher keine Spur von Tremor oder von Ataxie; im Gegenteil, die Schrift verläuft schnell, automatisch und zeigt vollendete Spatiierung, die der Wortverteilung der rechtshändigen Schrift durchaus entspricht.

Dem Laien erscheinen die beiden Schriftproben verschieden. Der tatsächliche Unterschied besteht aber nur in der Änderung des Schriftwinkels und der durch die Steilheit der Schrift mechanisch bedingten Enge und Vereinfachung. Es ist experimentell erwiesen, daß praktisch jede rechtshändige Schrägschrift in eine Steilschrift gewandelt wird, wenn mit der linken statt mit der rechten Hand geschrieben wird.

Dagegen zeigen beide Schriften in den wesentlichen Merkmalen eine derartige Übereinstimmung, daß an ihrer Identität nicht im geringsten gezweifelt werden kann. Hier seien nur zwei Gruppen von Merkmalen demonstriert, nämlich die Spatiierung und die Größenverhältnisse. Die Spatiierung ist so absolut gleich, d. h. es ist ein so völlig gleichartiger Gebrauch von der zur Verfügung stehenden Schreibfläche gemacht worden, daß die Identität in diesem Falle ziffernmäßig demonstriert werden kann. Trotzdem beide Schriften verschiedenen Text haben, ihre Entstehung zehn Jahre auseinanderliegt, die eine mit der rechten, die andere mit der linken Hand geschrieben wurde, die eine daher geneigt und weit, die andere vertikal und eng ist, enthalten die beiden ersten Zeilen beider Manuskripte die gleiche Anzahl von Buchstaben, nämlich je 18 resp. 17.

Die Größenverhältnisse zwischen den einzelnen Buchstabenkategorien pflegen vom Schreibenden nur selten wahrgenommen zu werden und sind deshalb besonders dauernd an seine Schreibbewegung gebunden, so daß sie auch dann ungeändert zu sein pflegen, wenn viele andere Schriftelemente, gleichgültig aus welchen Ursachen, sich verändern. Betrachten wir die beiden Schriftproben von diesem Gesichtspunkte aus, so finden wir eine so außerordentlich ausgeprägte individuelle

Digitized by Google

Einhaltung der entscheidenden Größenverhältnisse, daß wir nur ein Wort, das den beiden Texten gemeinsam ist, herauszugreifen brauchen, um die hier beinahe ans Unglaubliche grenzende Gefestigtheit des Schrifturhebers zu demonstrieren. Nach zehn Jahren, die von Schlachten und großen Erlebnissen ausgefüllt waren, nach dem Verlust des rechten Armes, unter ganz anderen physiologischen Voraussetzungen, schreibt er das Wort *Battle* in den Höhenverhältnissen schräg und steil so gleichartig, daß beide Worte, trotzdem sie nur aus 6 Buchstaben bestehen, nicht weniger als 12 Konformitäten aufweisen, von denen 7 sich auf die Einhaltung der Größenverhältnisse beziehen. Das *B* ist in der Form einer 13 geschrieben, der erste Grundstrich in der Form der 1 ist höher als die angefügte 3, und zwar beide Male um genau 2 mm. Hinter dem *B* tritt in beiden Fällen eine Unterbrechung ein, während der Rest des Wortes in beiden Fällen in einem Zuge zu Ende geschrieben wird. Der Zwischenraum zwischen *a* und dem Grundstrich des ersten *t* ist in beiden Fällen größer als die übrigen Zwischenräume im Worte. Das erste *t* ist in beiden Fällen genau in zwei Dritteln der Höhe durchkreuzt und der Querstrich bildet in beiden Fällen gleichzeitig eine Tangente, die das oberste Ende des zweiten *t* streift. Letzteres ist in doppelter Beziehung in beiden Schriften verkümmert, denn es reicht auch unten nicht bis an die Basislinie heran. Das *l* hat in beiden Fällen nur eine halbe Oberlänge, während das *t* eine volle Oberlänge hat, trotzdem beide Ausmaße bekanntlich eine Abweichung vom angelsächsischen Normalalphabet bilden, das genau die umgekehrten Größenverhältnisse vorschreibt. Das *e* bildet in beiden Fällen eine liebenswürdig weite Schlußgirlande, und schließlich ist das *a* in beiden Fällen geschlossen, ohne zugebunden zu sein.

Ein stärkerer Indizienbeweis der Identität zweier Schriften, die für den Laien verschieden aussehen, ist kaum denkbar. Wir sehen, daß ein geborener Rechtshänder die durch Jahrzehnte bedingten Reflexbewegungen zwar nicht unterdrückt, wohl aber auf linkshändige Bewegungen transponiert hat. Diese neue Bedingung der Reflexbewegungen ist nach der 10jährigen Übung restlos gelungen. Sie hätte nicht so gelingen können, wenn es sich um die Einübung einer linkshändigen Schrift gehandelt hätte, ohne daß dieser Einübung der Verlust des rechten Armes vorangegangen wäre. Aber das Erlernen linkshändiger Spiegelschrift wäre außer Zweifel ebenso vollendet gelungen und hätte vermutlich eine kürzere Übungszeit benötigt. Denn die Tendenz zu bilateral-symmetrischen Bewegungen, die hier unterdrückt werden mußte, hätte den Versuch zur Erzeugung einer Spiegelschrift gefördert.

2. Fußschriften und Mundschriften.

Auch hier müssen wir grundsätzlich unterscheiden zwischen Fußschriften von Menschen, die nie mit der Hand geschrieben haben, und solchen, die mit der Hand schreiben lernten und erst später mit dem Fuß schreiben mußten, entweder weil sie nicht mehr mit der Hand schreiben konnten oder weil sie mit dem Fuß schreiben wollten, um zu Versuchszwecken künstliche Fußschriften zu erzeugen.

Abb. 5 ist die Fußschrift eines 11jährigen Knaben aus der verdienstvollen Anstalt für Erziehung durch Leben und Arbeit von Dr. Bakule in Prag, der durch seine Erziehungsmethoden verkrüppelter Kinder bahnbrechend gewirkt hat. Die

Digitized by Google

Schrift weist jene Schreibreife auf, wie sie tausende von gleichaltrigen Kindern in der Tschechoslowakei, die völlig normale Rechtshänder sind, auch haben. Der Junge hat nie mit der Hand geschrieben und hat im Fußschreiben etwa gleiche Fortschritte gemacht, wie sie gleichaltrige Knaben seines Landes im Handschreiben zu machen pflegen.

Bei Mundschriften müssen die mechanischen und physiologischen Voraussetzungen des Schreibaktes in Erwägung gezogen werden. Der Federhalter wird zwischen den Zähnen festgehalten und bildet somit einen Hebel, der aus zwei Teilen von ungleicher Länge besteht. Die Achse liegt zwischen den Zähnen, der kürzere Hebelarm befindet sich im Munde, während der längere Teil die Distanz zwischen dem Gebiß und der Schreibfläche durchmißt. Folglich muß jede Bewegung des kürzeren Hebelteiles im Munde eine entsprechend größere Bewegung der Federspitze auf dem Papier auslösen. Sofort nach den ersten Versuchen lernt der Mundschreiber diese Gefahr vermeiden. Durch das Zusammenwirken von Zähnen und Zunge wird der Federhalter in ziemlich stabiler Lage fixiert. Die so fixierte Feder wird nun über die Papierfläche durch die Bewegung des Kopfes von links nach rechts geführt. An dieser Kopfbewegung sind zwei Komponenten zu unterscheiden: die Bewegung von unten nach oben und umgekehrt, einerseits, und die seitliche Bewegung des Kopfes von links nach rechts oder umgekehrt, andererseits. Zwecks Vermeidung dieser anstrengenden Tätigkeit lernt der Mundschreiber bald während der fortschreitenden Mundbewegung das Papier von rechts nach links zu verschieben, statt den Kopf von links nach rechts. Er bewegt also während der Niederschrift des Wortes den Kopf, erzeugt aber die horizontale Spatiierung zwischen den Worten durch Adjustierung der Papierfläche. Da dem Schreibenden der linke Arm fehlt, so wird das Papier oft mit dem Stumpf des linken Oberarms fixiert. Außerdem findet eine jedesmalige Neuadjustierung des Oberkörpers, sei es von links nach rechts beim Fortschreiten auf der Zeile, sei es von rechts nach links beim Übergang zur nächsten Zeile, statt.

Der grundsätzliche Unterschied zwischen Handschrift und Mundschrift besteht darin, daß die Ab- und Aufstriche bei der Mundschrift nicht wie bei der Handschrift durch reflexartige Beugungen und Streckungen der Muskel entstehen, sondern durch eine komplexe Bewegung des ganzen Kopfes, und zweitens, daß bei der Mundschrift jener Brennpunkt nicht eingehalten werden kann, bei dem der Schreibende bei ruhiger Betrachtung seiner Arbeit seine Schriftzüge zensuriert. Man war früher der irrigen Ansicht, daß der letzterwähnte Unterschied entscheidend ist, weil man dem Auge als Zensor der Bewegung eine zu große Rolle zusprach. Aber kaum ein sehender, vollreif Schreibender verfolgt den Weg seiner Feder von Zug zu Zug auf dem Papier. Er nimmt nur ganze graphische Einheitsgebilde wahr, zumeist nur Worteinheiten, in extremen Fällen Buchstabeneinheiten, praktisch nie die einzelnen Bestandteile der Einzelbuchstaben. Die mangelnde visuelle Kontrolle des Schreibweges hat also nur untergeordnete Bedeutung, falls sie überhaupt eine Bedeutung hat.

Entscheidend ist aber, daß bei der Mundschrift kein reflexartig automatisches Spiel von Streckung und Beugung vorkommt. Der Federhalter hat beim Abstrich

Digitized by Google

einen viel solideren Halt auf dem Papier und der Abwärtsbewegung des Kopfes wird durch die Schreibfläche Widerstand geboten. Dies ist bei der Aufwär s-bewegung, bei den Haarstrichen, nicht der Fall. Deshalb sind die Aufstriche zittrig und ataktisch, während es die Abstriche nicht zu sein brauchen. Der routinierte Mundschreiber stilisiert deshalb seine Schriftformen so, daß er schräge Aufstriche möglichst vermeidet und an ihrer Statt wagerechte Striche setzt. Die in Schriftprobe 10 abgebildete Schrift zeigt uns die Mundschrift eines jungen Engländers, der im Weltkriege beide Arme verlor und nun mit dem Munde schreibt. Er hat keine volle Schreibreife erzielt, die neue Schreibbewegung wird noch nicht durch automatische Reflexbewegungen ausgelöst, d. h. er hat noch nicht entdeckt, daß er die Zittrigkeit der Aufstriche in der oben geschilderten Weise vermeiden kann.

Abb. 11c stellt eine mit dem Munde erzeugte Federzeichnung des jüngst verstorbenen schottischen Malers Alexander dar. Abb. 11b zeigt uns die Vergrößerung der Miniaturschrift, die wir im unteren Teil der Zeichnung sehen. Die Schreibarten von Alexander werden gleich ausführlicher behandelt werden. Hier sei nur zum Vergleich darauf hingewiesen, daß Alexander den technischen Trick, der für Mundschriften nötig ist, wohl entdeckt hat und deshalb statt zittriger Aufstriche ungefähr wagerechte Verbindungsstriche schreibt.

Bei Zeilenbeginn der Schrift des im Kriege verstümmelten Mundschreibers (Abb. 10) findet Neuadjustierung statt, weshalb wir immer wieder unsichere Striche bemerken. Im Verlaufe der Zeile kehrt jener Grad des Automatismus wieder, den der Schreiber überhaupt in dem Reifestadium seiner Schreibkunst bis heute erreicht hat. In geringerem Maße gilt dies für jede Unterbrechung des Schreibaktes.

Der erwähnte Fall Alexander ist komp izierterer Natur. Alexander ist ohne Arme geboren und schrieb und malte mit seinem linken Fuß und manchmal auch mit seinem Mund. Die Schreibreife seiner Fußschrift (11a) ist voll gediehen, was bei der vorhin besprochenen Kinderschrift nicht der Fall war. Die mit Bleistift geschriebene Schrift ist absolut fließend, zeigt zahlreiche Merkmale der Schnelligkeit, gut rhythmische Spatiierung, individuelle Durchgestaltung und feste Züge.

Vergleicht man die darunter befindliche Mundschrift (die eine Vergrößerung der auf der Federzeichnung vorkommenden Schrift darstellt) mit seiner Fußschrift, so hat man zunächst den Eindruck von zwei ganz verschiedenen Schriften. Die Mundschrift ist viel langsamer, in dem ersten Wort etwas zittrig, verkleckst, teigig, hat einen viel steileren Schriftwinkel, manche Buchstaben sind mißlungen (namentlich im ersten Wort) oder anders gestaltet. Es hat den Anschein, als ob die Anpassung an die ungewohnten Schreibumstände gar nicht sehr weit gediehen wäre, denn die Schrift scheint bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Um diese nicht zu bestreitenden Verschiedenheiten richtig bewerten zu können, müssen wir uns neben den wesentlich anderen Schreibbedingungen über folgende Umstände klar sein:

1. Die Mundschrift wurde mit einer Feder geschrieben, während die Fußschrift eine Bleistiftprobe ist.

Digitized by Google

2. Die Fußschrift läßt die Bewegung zur freien Entfaltung kommen, wobei die absolute Größeneinheit 1,9 mm beträgt, während die Mundschrift eine Miniaturschrift ist, die

a) willkürlich eine allgemeine Verkleinerung aller Bewegungen vornimmt,

b) die Einpassung eines handschriftlichen Gebildes in den Rahmen eines viel umfangreicheren zeichnerischen Gebildes darstellt;

c) dementsprechend verläuft die Fußschrift in normaler Zeilenführung, während die räumliche Anpassung der drei mit dem Mund geschriebenen Worte in der unteren Ecke der Zeichnung in emporsteigender Zeile erfolgte.

3. Der absolute Umfang der beiden Federspitzen ist der Miniaturbewegung, die zur Erzeugung dieser sehr kleinen Schrift nötig ist, relativ nicht adäquat, demzufolge wir mikroskopisch betrachtet eine mechanische Divergenz wahrnehmen. Dazu kommt noch die dem Kapillaritätsgesetz entsprechende Erscheinung, daß die verschiedenen, infolge der Kleinheit eng aneinanderstehenden Parallelstriche mit Tinte vollaufen, da der folgende Strich naturgemäß um den Bruchteil einer Sekunde später geschrieben wurde als der vorhergehende, also noch naß war.

Unter diesen Umständen und außerdem bei so wenig umfangreichem Vergleichsmaterial sollte man doch eine solche Alteration des Schriftbildes erwarten, daß überhaupt nichts übrigbleibt, was den beiden Schriften als gemeinsam nachgewiesen werden könnte. Trotzdem gibt es nicht weniger als 13 übereinstimmende Merkmale.

Betrachten wir zunächst das Wort *from*, welches in beiden Schriften vorkommt (in der Fußschrift in der letzten Zeile). An diesem einen Wort können wir drei Größenverhältnisse betreffende, übereinstimmende Merkmale vorfinden. Die Unterlänge des *f* überragt in beiden Fällen identisch stark die Oberlänge, der Abstand zwischen dem ersten und zweiten Buchstaben ist kleiner als derjenige zwischen dem zweiten und dritten, und der erste Schenkel von *m* ist beträchtlich kleiner als der vorhergehende Buchstabe, während der nächste sich noch mehr verkleinert. Diese Buchstabenverkleinerung gegen das Wortende ist insofern von Wichtigkeit, als die Verkleinerung in der langsam geschriebenen Mundschrift nicht auf Schnelligkeit zurückzuführen ist.

Neben diesen Größenverhältnissen stimmen die beiden Worte noch in anderer Hinsicht überein. Das *f* hat keine Oberschleife (wie übrigens sämtliche Oberschleifen stark reduziert sind), das *r* ist in beiden Fällen wie ein nicht punktiertes *i* geschrieben (selbst in der langsamen Mundschrift), die Verbindungszüge zwischen Buchstaben und Buchstabenteilen sind unten abgerundet (Girlanden) und der letzte Strich von *m* bildet plötzlich einen zur Schreibzeile stumpfen Winkel.

Außerdem finden wir, daß in der Fußschrift trotz des schnellen Tempos manche Endbuchstaben größer und ein wenig unter die Schreibzeile verlängert sind (z. B. im Worte *answer*, *your* erste Zeile, *considerable* in der dritten Zeile, *capacity* vierte Zeile und *hearing* in der fünften Zeile); dieselben Eigentümlichkeiten treffen wir auch in der Mundschrift an. Unterschleifen, die mit dem nächsten Buchstaben verbunden sind, zeigen trotz einer kleinen, durch mechanische Umstände bewirkten Modifikation, eine Übereinstimmung in dem Durchziehen der Schlinge nach vor-

Digitized by Google

heriger linksläufiger Ausbuchtung derselben in ihrem oberen Teile, und auch die Unterschlinge des *f* stimmt in beiden Schriften überein (vgl. das *for* in der zweiten Zeile).

Von Wichtigkeit ist ferner, daß der *t*-Querstrich in *Forth* nahe an der Spitze vom *t* angebracht ist, die folgende *h*-Schleife kreuzt (vgl. damit das *the* in der zweiten Zeile der Fußschrift; die größere Höhe des *t* ist da als Anfangsbetonung zu buchen und hat daher keine besondere symptomatische Bedeutung) und wie sämtliche *t*-Striche in der Fußschrift zugespitzt ist. Neben diesen elf übereinstimmenden Merkmalen kommen noch sekundäre Merkmale hinzu, die wir jedoch hier, weil sie für den Identitätsnachweis weniger wichtig sind, übergehen können.

Trotz zahlreicher, schwerwiegender Verschiedenheiten bei den vorliegenden Fuß- und Mundschriften, Verschiedenheiten, die sich auf die Mechanik, auf den aktuellen Zweck der Schrift, auf die Gebundenheit an Raumverhältnisse bei der Federzeichnung, auf die physiologischen Voraussetzungen, bei denen ganz andere Muskel und Gelenke für jede Schrift in Betracht kommen, beziehen, sind wir in der Lage, elf Konformitäten nachzuweisen, welche bis auf zwei zu den unauffälligen und daher für die Identität beweiskräftigen Merkmalen gehören. Unter diesen Umständen ist die Wahrscheinlichkeit der Identität so stark, wie sie bei dem geringen, zum Vergleich zur Verfügung stehenden Schriftmaterial möglich ist.

Aus den Demonstrationen von Schriften, die mit der linken Hand, mit dem Fuß oder mit dem Munde geschrieben wurden, ergeben sich folgende Schlußfolgerungen:

1. Der des rechten Arms verlustig Gegangene schreibt nach Ablauf der Periode, während welcher er sich der neuen Bewegungsart anpaßte, seine eigene, als identisch nachweisbare Handschrift. Diese Handschrift ändert sich in demselben Maße, indem sich sein „Wesen" (sein „Charakter, seine Gewohnheiten, seine Ruhe oder Reizbarkeit, seine ästhetische Verfeinerung oder Vergröberung" usw.) ändert.

2. Dasselbe findet statt, wenn wir beide Arme verlieren, und statt dessen mit einem unserer Füße, oder wenn wir auch beide Beine verloren haben und mit dem Munde schreiben.

3. Sind wir aber von Geburt Rechtshänder und lernen wir mit der linken Hand schreiben, während wir zwischendurch auch mit der rechten Hand schreiben und auch andere Funktionen mit der rechten Hand ausüben, so können wir es nicht zur völligen Sicherheit als Linksschreiber bringen und erzeugen nur eine ähnliche, aber keine identische Handschrift. Können wir das wohl, dann lag nicht Rechtshändigkeit, sondern angeborene Ambidexterität vor.

Physio-pathologische Hemmungen.

Unter physio-pathologischen Hemmungen verstehen wir einerseits Störungen in der Koordination der Muskel der schreibenden Hand, die entweder durch lokale Defekte oder durch krankhafte Veränderungen des Gesamtorganismus hervorgerufen werden, andererseits vollständige Erblindung. Unsere Beispiele, welche die Hemmungen der schreibenden Hand illustrieren, zeigen verschiedene Grade von Schreibgewandtheit von dem Anfangsstadium der Erkrankung an, bis zur vollen Anpassung an die veränderte Situation.

Digitized by Google

a) Akute physio-pathologische Hemmungen.

Abb. 13 (Dickens vor seinem Tode) zeigt starke körperliche Ermüdung. Die Veränderung des Schriftbildes gegenüber der vor 35 Jahren geschriebenen Normalschrift (Abb. 12) ist sehr wesentlich. Man kann zwar beide Schriften identifizieren (eine Zusammenstellung der beiden Schriften gemeinsamen Merkmale s. meine „Wissenschaftliche Graphologie" S. 124/125), weil die Eigenart und Gedankenlebhaftigkeit ihres Schrifturhebers so stark waren, daß die Merkmale des Satzimpulses weder durch seelische Depression noch durch die Verminderung organischer Funktionen unterdrückt werden konnten. (Eigenartige Buchstabengestaltung, voreilende, wenn auch tiefer gesetzte Oberzeichen und schräger werdender linker Rand.)

Wir sehen zahlreiche Merkmale, die die Verlangsamung des Schreibens demonstrieren (tief gesetzte, wenn auch voreilende Oberzeichen, zahlreiche Unterbrechungen, Enge), das Wechselspiel von Muskelstreckung und Beugung ist äußerst matt, so daß die Schrift drucklos ist, die Buchstaben sind klein, die Federhaltung lässig, wodurch die Pastosität der Haarstriche entsteht, die Buchstabenkonturen sind stark verwischt, was die Lesbarkeit stark beeinträchtigt, die Zeile fällt müde, die horizontale Spatiierung ist schlechter und viele Züge sind gebrochen. Alle aufgezählten Schriftmerkmale gehören zu den willkürlich schwer zu verändernden; die Schrift ist also durch die akute Erkrankung stark alteriert.

b) Chronische physio-pathologische Hemmungen.

1. Muskulatur und Gelenke.

Die Schriftprobe Abb. 14 ist nicht bloß zittrig, sondern weist gleichzeitig beide Arten von Ataxie auf. Es gelingt dem Schreiber infolge eines körperlichen Defektes, der sich auch auf die Muskulatur der rechten Hand erstreckt, weder die beabsichtigte Richtung einzuhalten (s. z. B. deutlich das *o* in *to*, das *d* und *s* in *conditions*, dritte Zeile, das *i* in *prize*, das *the* in der vierten Zeile, das Wort *Empress* und das *the* in der fünften Zeile, besonders stark aber in dem *yours most respectfully*) noch die einmal eingeschlagene Richtung an gewollter Stelle zum Stillstand zu bringen. Ein gutes Beispiel dieser letzteren Art von Ataxie ist die halbkreisförmige Zutat über dem *s* in *conditions* und in *yours* der vorletzten Zeile. Hier hat der Schrifturheber das *s*, das ihm beidemal nicht gelingen wollte, nachzukorrigieren versucht, vermochte aber, da er seine Muskel nicht völlig in der Gewalt hatte, die beabsichtigte Korrektur nicht durchzuführen, und so entstanden infolge seiner allgemeinen Fähigkeit zu linksläufigen Bewegungen diese halbkreisförmigen, nach links geöffneten, durchaus sinnlosen Gebilde. Dieselbe überflüssige Zutat sehen wir auch über dem mißlungenen Buchstaben *ec* des Wortes *respectfully*. Auch in der Basisschleife des *L* in der Unterschrift sehen wir eine Ataxie dieser Art usw. Dieser Mangel an Muskelkontrolle betrifft aber in weit höherem Maße die Fingermuskulatur, worunter besonders die Miniaturbewegungen leiden. So sieht man z. B., daß die Kleinbuchstaben sehr eng sind, ja vielfach nur aus einem „Deckstrich" bestehen (zwei parallele Striche, deren Abstand Null ist), da es dem Schreiber trotz starker Anstrengung nicht gelungen ist, die Finger nach rechts zu strecken. Im Gegensatz dazu

Digitized by Google

sind die Verbindungsstriche zwischen den einzelnen Buchstaben weit und meist ungebrochen. Diese Striche werden aber nicht durch Bewegung der Finger, sondern durch eine Rechtsverschiebung im Handgelenk erzeugt. Der Übergang von der Fingerbewegung zur Handgelenkverschiebung erfolgt allerdings nicht kontinuierlich, wie es bei normalem Schreibakt der Fall ist, sondern ruckweise; aber nach einem eckigen Ansatz verlaufen diese Striche meist glatt und ungebrochen. Diese unrhythmische, weil nur teilweise und außerdem nicht kontinuierlich auftretende Koordination der Arbeitsleistung von Muskeln und Gelenken, tritt in der Bildung von Unterlängen markanter in die Erscheinung, so daß wir sie dort ohne Vergrößerungsglas wahrnehmen können. Normalerweise entsteht eine Unterlänge durch die Beugung des Zeigefingers. Der Schreiber dieser Schrift vermag dies ebensowenig mühelos zu vollbringen, wie er imstande ist, die Finger zu strecken, obwohl ihm linksläufige Fingerbeugungen etwas leichter fallen als rechtsläufige Streckungen. Daher schreibt er entweder kurze Unterlängen oder aber hilft er sich damit, daß er das Handgelenk nach links umbiegt, wodurch eine nach links gebogene und übertrieben große Unterlänge entsteht, die im Abstrich vollkommen glatt verläuft. Wir sehen also: die Fingermuskulatur ist stark gehemmt, das Handgelenk funktioniert tadellos.

Aber auch die Vorderarmmuskulatur ist an freier Beweglichkeit gehindert. Es fällt dem Schreiber schwer, den Vorderarm mit dem Fortschreiten der Schreibbewegung nach unten mit zu verschieben. Da er beim Niederschreiben des Datums mit bequemster Lage der Hand beginnt, ist diese Zeile (namentlich das *b*, *J*, *y* und die Jahreszahl) nur mit geringen ataktischen Störungen geschrieben. Im weiteren Verlauf büßt er diese bequeme Haltung der Hand immer mehr ein, weil er die adjustierende Verschiebung des Vorderarms nach unten (dem Körper zu), die beim normalen Schreibakt von Zeile zu Zeile stattfindet, nicht vornehmen kann. Die Schleife im *y* der ersten Zeile ist deshalb oben nicht geknickt, während die Schleife im Worte *by* der vierten wohl bereits geknickt ist. Aus diesem Grunde findet eine Adjustierung der Papierlage statt, das Papier wird nach oben geschoben, die bequemere Lage wird wieder hergestellt und das *y* der fünften Zeile im Worte *Germany* verläuft wieder völlig glatt. Zwei Zeilen tiefer hat die Schleife im *y* im Worte *respectfully* wieder einen Knick, deswegen findet eine Neuadjustierung der Papierlage statt, und zwar so erfolgreich, daß die Schleife im *g* der Unterschrift wiederum besonders glatt verlaufen kann.

Daraus, sowie aus der stellvertretenden Funktion des intakten Handgelenks für die gehemmten Fingermuskeln geht hervor, daß der pathologische Zustand dauernd war, daß bereits eine längere Frist zur Anpassung an die neuen Verhältnisse vorlag. Dies ergibt sich auch daraus, daß trotz zahlreicher Alterationen die Schrift gut lesbar ist und jene eigenartige Buchstabengestaltung, die von hoher Kulturstufe des Schrifturhebers zeugt, ungeschmälert wiedergibt.

Eine ebenfalls dauernde Störung der Muskulatur der schreibenden Hand zeigt die Schrift Abb. 15. Sie weist gleichfalls sowohl Tremor als auch Ataxie auf. Aber die ataktischen Störungen sind einerseits grobschlägiger, andererseits sind sie ganz anderer Natur als im vorhergehenden Fall.

Digitized by Google

Zunächst sehen wir, daß alle Abstriche sehr gut gelungen sind; die Beugung der Fingermuskel erfolgt also störungslos. Dagegen gelingt die Streckung nicht; deshalb werden alle Aufstriche nach Möglichkeit vermieden, und wo es nicht möglich ist, sind sie gebrochen. Das Handgelenk funktioniert einwandfrei, sowohl nach rechts wie nach links (s. das *P* im letzten Wort) und wird bei der Erzeugung von Oberlängen mit in Anspruch genommen, um die versagende Fingermuskelstreckung zu unterstützen. Man betrachte diesbezüglich das Wort *let* in der ersten Zeile. Der Verbindungsstrich zwischen *e* und *t* wird zunächst mit dem Handgelenk erzeugt, da dieses bei der Verschiebung nach rechts einen leicht steigenden Strich zu erzeugen vermag. Dadurch wird natürlich der Abstand zwischen beiden Buchstaben zu groß und erst im letzten Augenblick wird mit einer krampfhaften Fingerstreckung die Feder nach oben geführt, wodurch es zu einem unvermeidlichen Knick kommt.

Außer der Fingerstreckung ist auch die Streckung des Vorderarmes gestört; die Folge davon ist die fallende Zeile.

Wir haben hier also einen Fall von doppelter Hemmung, und zwar in der Finger- und in der Vorderarmmuskulatur. Zwar ist der Zustand ebenfalls dauernd (da das intakte Handgelenk die Fingerbewegung unterstützt), aber die Anpassung an die veränderten Schreibverhältnisse ist noch nicht voll gediehen. Dies geht aus zwei Tatsachen hervor. Erstens ist die vertikale Spatiierung nicht vollkommen gelungen und zweitens hat der Schreibende noch nicht entdeckt, daß er gerade Zeilen hätte erzeugen können, wenn er das Papier entsprechend in einem anderen Winkel zum Körper gelagert hätte. Die Schrift ist aber trotzdem gut lesbar und zeigt unverkennbare Spuren individueller Buchstabengestaltung.

Wir erkennen an allen diesen Fällen, daß eine akute Störung des körperlichen Gleichgewichts viel größere Modifikationen der Schrift erwirken kann als ein dauernder Defekt, wenn nur die unversehrt gebliebenen Muskel Zeit genug gehabt haben, sich der neuen Situation anzupassen und für die stark Betroffenen stellvertretend einzuspringen. Die Veränderung der Schrift im allerersten Stadium eines akuten körperlichen Defekts pflegt ebenso stark zu sein, wie die Veränderungen durch beinahe untaugliche Schreibinstrumente, so nämlich, daß das Schriftbild durch sie bis zur Unkenntlichkeit verkümmert werden kann. Je länger der Defekt dauert, je mehr der Schreibende glaubt oder fürchtet, daß dieser Defekt dauernd ist, um so mehr paßt er sich der neuen Situation an. Diese Anpassung findet statt durch Bedingung von neuen Reflexbewegungen und durch Entdeckung und Anwendung mechanischer Hilfsmittel zur Erzeugung einer Schrift, die der früheren nach Möglichkeit ähnlich sieht. Wahl der Feder, Lagerung der Schreibfläche, Wandlung gewisser Strichrichtungen in andere bequemer herstellbare, sind einige Beispiele solcher mechanischen Hilfsmittel.

2. Erblindung.

Die Anpassung des Gesamtorganismus an die durch den Verlust eines oder beider Arme veränderten Schreibbedingungen, die allmählich zur Erzeugung einer identischen Handschrift führten, geschah unter stärkerer Anteilnahme des Auges an

Digitized by Google

dem Schreibakt. Das Auge sieht schärfer als vorher, seine Zensurtätigkeit ist wacher, es nimmt mit größerer Intensität am Schreibakt teil, und zwar mit einer Intensität, die etwa der unserer ersten Schuljahre gleichkommt, als wir Buchstaben bewußt schreiben lernten, und als noch keine Reflexbewegungen die automatische Schreibbewegung auslösten.

Eine ganz andere Situation tritt ein, wenn das Auge als Faktor ausschaltet, während die anderen Faktoren unverändert bleiben.

Ist unsere Blindheit akut, dann ist die Entstellung unseres Schriftbildes ganz außerordentlich, sie betrifft aber in viel geringerem Maße die Buchstabenformen und bezieht sich hauptsächlich auf die Spatiierung der Schrift. Der Zwischenraum zwischen den Worten wird wesentlich größer, der vertikale Zwischenraum zwischen den Zeilen wächst anfangs (aus Angst vor dem Zusammenfließen der Zeilen) und wird gegen Seitenende vollkommen unregelmäßig, die Zeilen steigen außerordentlich, wenn auf Papier von nicht mehr als 12 cm Breite geschrieben wird, und verlaufen in Bogenform, d. h. erst ansteigend und dann in gleicher Weise sinkend, wenn man auf Papier von doppelter Breite schreibt.

All diese Abweichungen der allgemeinen Raumverteilung, der horizontalen und der vertikalen Spatiierung sind auf eine einzige einheitliche Ursache zurückzuführen.

Der Schreibende ist desjenigen Sinnes beraubt, der allein ihm eine Raumorientierung auf der Schreibfläche ermöglichte. Über das Ausmaß der Schreibfläche orientiert er sich erst einmal mit seinem Tastsinn und aus seinem visuellen Gedächtnis schöpft er das Wissen um den Platz, an dem er mit seiner Feder zur Niederschrift des ersten Wortes oder der ersten Zeile anzusetzen hat.

Darüber hinaus muß er sich auf die automatisch funktionierenden Bewegungen von Hand und Finger verlassen. Da er aber eines starken Hilfsmittels (der visuellen Kontrolle) beraubt ist, mißtraut er bis zu einem gewissen Grade der Treffsicherheit seiner Reflexbewegungen und schützt sich in doppelter Weise davor, daß seine Worte und Zeilen im Wirrwarr durcheinanderlaufen. In der richtigen Erkenntnis, daß ein zu großer Zwischenraum die Lesbarkeit der Schrift nicht beeinträchtigen kann, ein zu kleiner aber ganz außerordentlich, übertreibt er die Spatiierung; und aus Angst, daß er, sobald er erst einmal seine Feder vom Papier abgehoben hat, die richtige Stelle zum Wiederansetzen der Feder kaum wieder finden wird, vermeidet er, soviel als möglich, das Absetzen der Feder und erhöht die Kontinuität seines Schreibaktes.

Da er aber Trennungen nach den einzelnen Worten nicht vermeiden kann, ohne mehrere Wörter zusammenzuziehen, wohl aber ein häufiges Abheben des Unterarmes während der fortschreitenden Schreibbewegung, so fixiert er seinen Arm so, daß nur Hand und Finger die Schriftformen erzeugten, und daß er durch Fixierung des Papiers und gleichzeitige Fixierung des Unterarmes bis zu einem gewissen Grade eine ständige Kontrolle und Orientierung über die allgemeine Raumverteilung der Schreibfläche behält.

Sein Ellbogen bleibt vom Beginn der Zeile bis zu deren Schluß an derselben Stelle des Schreibtisches. Daher steigen seine Zeilen anfangs im leichten Bogen und darum

Digitized by Google

fallen sie nachher langsam in gleichartigen Bogen, wenn er auf doppelt breiter Schreibfläche schreibt.

Würde die zuverlässige (weil reflexartige) Adjustierung der Finger und der drehenden Hand nicht als ergänzender Faktor dazukommen, würde er also nur einen Strich und nicht Buchstaben schreiben, so würde dieser Strich so verlaufen, als würde er mit einem Zirkel gezogen sein, also einen Teil eines Kreises bilden, dessen Halbmesser gleichkäme der Entfernung der Federspitze vom Ellbogen.

Aber diese kleinen ergänzenden Adjustierungen von Finger und Handgelenk gehören zu jenen, längst automatisch funktionierenden Reflexbewegungen, die von der Kontrolle des Auges unabhängig sind.

Daß auch diese Schrift bis zu einem gewissen Grade Ähnlichkeit mit der gewöhnlichen Handschrift desselben Schreibenden aufweist, hat seine Erklärung darin, daß das visuelle Gedächtnis in diesen Augenblicken viel schärfer funktioniert als unter normalen Umständen, wo es einer solchen Sonderleistung nicht bedarf, weil seine Aufgabe mühelos vom Auge ausgeübt wird.

Einer solchen Anstrengung sind wir nur für sehr kurze Zeit gewachsen. Zwar weiß kein Mensch was „Gedächtnis" ist, aber jeder Mensch kennt die Erscheinungen, die durch das hervorgebracht werden, was wir mit dem Worte Gedächtnis zusammenzufassen pflegen.

Wir vermögen die ideelle Vorstellung unserer eigenen Handschrift für kurze Zeit vor unsere blinden Augen zu halten, und zwar um so mehr, als eine ganze Reihe koordinierter Sinneseindrücke uns dabei zu Hilfe kommt. Das altgewohnte Gefühl, eine Feder in der Hand zu halten, die Hand, seitlich auf dem kleinen Finger ruhend, über glattes Papier gleiten zu lassen, der wechselnde, uns vage bewußte Rhythmus, der sich beim Auf- und Abstrich streckenden und beugenden Muskel, die bestimmte Art unserer Körperhaltung, usw., alle diese, mit unserem gewohnten Schreibakt verbundenen Sinneswahrnehmungen, sind dem sehenden und dem blinden Schreiber gemeinsam und wecken ähnliche Erinnerungsbilder.

Nach ein paar Minuten schwächt sich die Wirkung dieser Sinneswahrnehmungen ab und an Stelle dieser ersten Hilfe tritt eine gesteigerte Hemmung, nämlich die Irritation, die durch die Befürchtung verursacht wird, daß wir mit jeder räumlichen Neuadjustierung der Armlage bei jeder folgenden Zeile unsere Schrift in Verwirrung gebracht haben.

Die Konzentration auf das gedachte Schriftbild vermindert sich.

Unternimmt man Versuche mit „Blindenschriften", so muß man grundsätzlich zwei Dinge streng auseinanderhalten, wenn man nicht durch die Versuchsergebnisse die Antwort auf eine ganz andere Frage erhalten soll, als es die war, die man stellen wollte.

Man verbinde 100 schreibreifen, erwachsenen Menschen die Augen und lasse sie in diesem Zustande einen Text von nicht weniger als 15 Zeilen auf einer einzelnen Schreibseite schreiben.

Sodann zeige man 50 dieser Menschen ihr Erzeugnis, den anderen 50 aber nicht.

Wiederholt man nun den Schreibversuch mit allen 100 Menschen, so wird man finden, daß die 50, die ihre „Blindenschrift" inzwischen gesehen haben, das zweite-

Digitized by Google

mal besser schreiben als das erstemal, während die anderen 50 kaum merkliche Fortschritte von einem Tag zum anderen gemacht haben und manche von ihnen, weil sie „die naive Einstellung gegenüber der gestellten Aufgabe" inzwischen eingebüßt haben, am zweiten Tage sogar schlechter schreiben als am ersten.

Wiederholt man den Versuch beliebig viele Tage hintereinander, so wird auch am, sagen wir 30. Tage, die Schrift derer, die ihr Erzeugnis nie gesehen haben, nicht viel besser sein als am ersten Tage, während die Schrift der anderen 50, die bereits 29 ihrer Blindenschriften gesehen haben und ihre Fortschritte jeweilig verfolgen konnten, sich wesentlich gebessert hat. Aber auch bei der letzteren Gruppe wird immer (vom zweitenmal ab) der Beginn des Schriftstückes besser geschrieben sein als dessen mittlerer Teil oder dessen Ende.

Die Gründe dafür sind einleuchtend, denn sie entsprechen den Erfahrungen auf allen anderen Gebieten der psychologischen Untersuchung.

Wer statistische Unterlagen über die schwindende Konzentrationsfähigkeit nach starker Konzentrationsanstrengung zu sehen wünscht, schlage ein beliebiges Lehrbuch der Psychotechnik nach.

Weniger einleuchtend aber dürfte es im ersten Augenblick sein, daß auch bei recht langem Durchhalten dieser Versuche unter Einhaltung genügend langer „Entspannungsperioden" dennoch auch von den blind Schreibenden, die regelmäßig ihr Schrifterzeugnis sehen, kontrollieren durften, keine Schrift erzeugt wird, die mit ihrer Normalschrift identisch ist, sondern nur eine solche, die ihr ähnlich sieht.

Die Erklärung des erstaunlichen Phänomens, daß Schreibübung unter den oben geschilderten Umständen zwar ähnliche aber nicht identische Schriften zur Folge hat, wird erst gefunden, wenn man das Ergebnis dieser Versuche mit einer Gruppe anderer Versuchsergebnisse zusammenträgt.

In allen kriegführenden Ländern gibt es Tausende junger Männer, die an der Front ihr Augenlicht verloren haben. Diejenigen unter ihnen, die vor dem Verlust ihrer Sehkraft die automatische Schreibreife erreicht hatten, schreiben heute so, daß ihre gegenwärtige Schrift und ihre frühere Schrift nicht etwa nur ähnlich sind, sondern daß beide mit unseren wissenschaftlichen Methoden identifiziert werden können.

Warum?

Ihr Zentralnervensystem hat sich seit ihrer Erblindung jahrelang darauf einstellen müssen, nicht nur das Schreiben, sondern alle Tätigkeiten, die vorher mit Hilfe von fünf Sinnen durchgeführt wurden, von nun ab mit vier Sinnen durchzuführen.

Von dem Augenblick an, wo diese Umstellung zum erstenmal stattfand, fanden alle bewußten, halbbewußten oder unbewußten Bewegungen unter dieser neuen Orientierung des Zentralnervensystems statt, und es war weder Veranlassung noch Gelegenheit, in die alte, ursprüngliche Tätigkeitsart zurückzuverfallen.

Das strikte Gegenteil fand statt in den Versuchen, bei denen künstlich „Blindenschrift" erzeugt wurde. Die Versuchspersonen schrieben eine halbe Stunde lang täglich mit verbundenen Augen, schliefen, sagen wir, acht Stunden und führten die übrigen $15^1/_2$ Stunden alle Bewegungstätigkeit mit fünf wachen Sinnen und

Digitized by Google

nicht mit vier aus. Sie brachten $15^1/_2$ Stunden damit zu, das zu vergessen, was sie eine halbe Stunde lang gelernt hatten. Hätten sie die $23^1/_2$ Stunden geschlafen, dann wäre das Gelernte ihnen haften geblieben.

Man lese doch die Statistiken von F. W. Ballard[1]). Unter allen Schulkindern sind $2^0/_0$ Stotterer, aber reine Linkshändigkeit beeinflußt die Sprache keineswegs, während unter rein linkshändigen Kindern, die in der Schule zum Schreiben mit der rechten Hand gezwungen werden, $17^0/_0$ zu stottern beginnen.

Schreiben und Sprechen sind motorisch koordiniert. Die Irritation der einen Tätigkeit hat eine gleichzeitige Irritation der anderen zur Folge.

Verbindet man einem solchen Kind einen Monat lang den linken Arm, so daß es nur den rechten gebrauchen kann, so hört das Stottern auf, das sonst jahrelang anhalten kann.

Warum?

Weil das Kind weder wachend noch schlafend den linken Arm gebrauchen kann und das Zentralnervensystem sich deshalb schneller der neuen Sachlage anpaßt.

Man hat geglaubt, daß die Kontrolle durch das Auge eine sehr untergeordnete Rolle bei der Gestaltung des Schriftbildes spielt und begründete diese Auffassung damit, daß Schreibversuche mit verbundenen Augen ergeben haben, daß Buchstabenformen sich weniger ändern und daß nur die Spatiierung unter der mangelnden visuellen Kontrolle leidet.

Ich glaube, es gibt vier Gründe, die zu diesem Fehlschluß geführt haben. Erstens hat man, erfreut über die guten und über Erwarten schnellen Ergebnisse des Versuchs, sich mit den anfangs gelungenen Schriften begnügt (man findet in den diesbezüglichen Publikationen beinahe ausschließlich nur Schriftproben von nur 1—3 Zeilen); zweitens, weil man nicht lange genug experimentiert hat, um feststellen zu können, daß von einer gewissen Geläufigkeit an die Schreibleistung sich nicht mehr bessert; drittens, weil man nicht auf den Gedanken kam, echte Blindenschriften mit künstlichen Blindenschriften zu vergleichen; viertens, weil man nicht die Schrift solcher Personen untersuchte und verglich, die die volle Schreibreife erreicht hatten, bevor sie erblindeten und dann jahrzehntelang blind schrieben.

Es ist besonders die letzterwähnte Untersuchung, die ein völlig neues Licht auf den Gesamtkomplex der uns hier beschäftigenden Fragen zu werfen geeignet ist.

Wenn die vollreife Handschrift, wie die Theoretiker behaupten, nur fixierte Ausdrucksbewegung ist, wenn sich die Ausdrucksbewegungen nur mit dem Charakter, den Erfahrungen und den seelischen Wandlungen des Menschen wandeln, wie kommt es dann, daß ein Mensch, der bei voller Schreibreife vor 27 Jahren erblindete, heute nach 27 Jahren immer noch als Blinder dieselbe identische Handschrift erzeugt, die er als Sehender vor 27 Jahren schrieb?

Es ist nur möglich, weil das visuelle Gedächtnis, das beim sehenden Menschen eine sekundäre oder tertiäre Rolle spielt, eine Rolle unter mehreren anderen Faktoren, beim erblindeten Menschen einen prädominanten Anteil an der Schriftbildung nimmt. Es ist nur möglich, weil die Erinnerung an alte Gesichtseindrücke nie mehr

[1]) F. W. Ballard, Journal of Experimental Pedagogy, vol. I, S. 298.

Digitized by Google

durch neue Gesichtseindrücke abgelöst oder gefärbt oder irgendwie beeinflußt werden kann. Es ist nur möglich, weil der sehende Mensch von der Fülle der visuellen Eindrücke, die er in seinem ganzen vergangenen Leben empfangen hat, nur soviel bewahrt, als nicht durch stets neue Eindrücke in ihm verdrängt und verwischt wird, während der Erblindete zu diesen vergangenen Schätzen keinen neuen mehr hinzufügen kann und bis an sein Lebensende von der Erinnerung zehren muß; weil längst „Vergessenes" vor dem geistigen Auge wieder auftaucht und immer schärfere und schärfere Konturen annimmt, bis es sich schließlich zu fixierten Bildern kristallisiert hat.

Die sonst natürliche kausale Wirkung von Eindrucksempfang auf Ausdrucksbewegung wird von der bildmäßigen Vorstellung abgelöst und nur noch diese und die verschiedenen Bedingungen der manuellen und mechanischen Wiedergabe bleiben für die Formung des Schriftbildes entscheidend.

Der Grad der Anpassung des zentralen Nervensystems an die durch dauernde Erblindung veränderten Schreibbedingungen hängt natürlich davon ab, in welcher Richtung und mit welchem Ziel neue Reflexbewegungen gebahnt werden. Ursprünglich war beim sehenden Menschen Lesen und Schreiben koordiniert. Diese Koordination ist nun nach eingetretener Erblindung unterbrochen. Das Lesen erfolgt nun durch Betastung von Reliefschrift, das Schreiben erfolgt zumeist in den Schulen für Erblindete mit Schreibmaschine. Da können nun wieder entweder normale Schreibmaschinen verwendet werden, wobei der blinde Schreiber die Richtigkeit seiner Schreibleistung nicht selbst zu kontrollieren oder zu revidieren vermag, sondern dazu jemandes bedarf, der ihm seine Maschinenschrift vorliest oder nachkorrigiert. Oder es werden Maschinen für sog. Blindenschrift verwendet, von denen es mehrere Systeme gibt, die alle das gemeinsam haben, daß sie eine Reliefschrift erzeugen, die mit Hilfe des Tastsinnes gelesen werden kann.

Ein solcher Unterricht von Blinden verzichtet von vornherein auf die Bedingung von Bewegungsreflexen zur Erzeugung einer handgeschriebenen Blindenschrift. In diesem Falle bleibt also der Blindschreibende auf sein visuelles Erinnerungsvermögen angewiesen, ohne daß gleichzeitig die Fähigkeiten zur graphischen Expressionabilität neu bedingt werden würden. Statt dessen werden völlig neue Reflexbewegungen gebahnt, und zwar beim Lesen von plastischen Schriften. Der Blinde lernt diese Schriften von links nach rechts die Zeile entlang abzutasten. Dazu ist nötig, daß er seine bisherige Einstellung von Unterarm und Hand zur Papierfläche vergißt und sich eine neue aneignet. Sein Unterarm muß nun parallel zum linken Papierrand stehen und sich gerade parallel zum oberen Papierrand bewegen, bis er am Zeilenende wiederum parallel mit dem rechten Schreibrand ankommt; während wir sehend Schreibende beim Beginn des ersten Wortes den Unterarm etwas in der Richtung zum rechten Papierrand geneigt halten, muß der blind Schreibende sich in der oben geschilderten Weise einstellen.

Hat er nun ganz ausnahmsweise und gelegentlich mit der Feder auf dem Papier zu schreiben, ohne dies nach seiner Erblindung geübt zu haben, so stellt er den Unterarm in der neu gelernten, zu Lesezwecken bedingten Richtung, auf die Papierfläche. Da er weiterhin, wie wir früher erfahren haben, von der Angst beherrscht

Digitized by Google

wird, die richtige Stelle auf dem Papier zu verfehlen, sobald er die Feder vom Papier getrennt hat, so neigt er zu gesteigerter Kontinuität. Die physiologische Folge dieser mentalen Einstellung ist, daß er seinen Unterarm fixiert und in dieser Position mit erhöhter Kontinuität schreibt. Daraus ergibt sich mit Notwendigkeit, daß seine Zeilen sinken müssen. Der Unterschied zwischen der steigenden Zeile eines mit erhöhter Kontinuität schnell schreibenden Sehenden einerseits, und der sinkenden Zeile des mit erhöhter Kontinuität schreibenden Blinden andererseits, besteht eben in der verschiedenen Art der Adjustierung des Unterarmes. Die Fixierung des Armes ist beiden gemein. Die Richtung (der Winkel zur Schreibfläche) ist bei beiden verschieden.

Abb. 16 zeigt die Schrift eines 22jährigen, englischen Dentisten. Er verlor durch Unfall sein Augenlicht, und zwar zwei Jahre nach der Erzeugung der hier vorliegenden Schriftprobe. Vier Jahre nach seiner Erblindung schrieb er die Zeilen, die in unserer Abb. 17 illustriert sind. Er hat sofort nach seiner Erblindung plastische Blindenschrift lesen und Maschine schreiben gelernt. Das Handschreiben hat er sofort aufgegeben, daher die Unsicherheit in Abb. 17, daher die erhöhte Kontinuität (s. Zeile 3 *Dental Assist*) und daher auch die stark sinkende Zeile.

Abb. 18 zeigt die Unterschrift des im Alter von zwölf Jahren erblindeten, jetzt 45jährigen deutschen Dichters Oskar Baum. Die Schrift ist im Original in einer ganz außerordentlich stark sinkenden Zeile geschrieben (mußte aber in unserer illustrierten Beilage gerader gesetzt werden, weil die eine Zeile sonst eine halbe Seite in Anspruch genommen hätte). Er hat weiter nie schreiben gelernt und hat seit seiner Knabenzeit mit der Feder praktisch nur seine Unterschrift geschrieben. Daher die Unsicherheit der Züge, daher die stark sinkende Zeile. Daneben aber nehmen wir wahr, daß die Schreibreife vollkommen die eines 12jährigen Knaben ist und daß die Buchstabenformen beinahe völlig der Schulvorlage entsprechen. Eine weitere Entwicklung über diese Stufe der Schreibreife hinaus kann seine Schrift nicht mehr erfahren. So phantasievoll er als Dichter ist, so vermag er doch keine neuen Schriftzeichen zu bilden, weil seine Sehenstore für neue Schriftbilder in seinem zwölften Lebensjahre für immer geschlossen worden sind. Hätte er seine zahlreichen Manuskripte weder diktiert, noch mit der Schreibmaschine geschrieben, sondern von Beginn an neue Reflexbewegungen für den Schreibakt bedingt, so hätte sich die Zittrigkeit und Unsicherheit seiner Züge verloren. Er hätte (auf das Sinken seiner Zeile aufmerksam gemacht) selbst den Trick entdeckt, mit dem man künstlich eine gerade oder gar steigende Zeile auch dann erzeugen kann, wenn man effektiv eine sinkende Zeile schreibt, aber er hätte neue Variationen der Buchstabenformen mangels neuer visueller Eindrücke nicht schaffen können.

Ganz anders liegt der Fall beim Präsidenten des Britischen Blindeninstitutes Sir E. B. B. Towse. Er verlor vor etwa 27 Jahren sein Augenlicht, aber er gab das Schreiben nicht auf, sondern bahnte von vornherein neue Reflexbewegungen, die darauf hinzielten, trotz des Verlustes eines Sinnes nach Möglichkeit dieselbe Schrift zu erzeugen, die er im vollen Besitz aller fünf Sinne zu schreiben pflegte. Schriftprobe, Abb. 19, zeigt seine Handschrift vor der Erblindung. Abb. 20 ist seine 28 Jahre später geschriebene Schrift nach der Erblindung, die 27 Jahre früher stattgefunden hatte.

Digitized by Google

Beiden Schriften ist der Mangel an Spontaneität gemeinsam, aber die Ursachen sind in beiden Fällen verschieden. In der Schrift des Sehenden ergibt sich der Grund aus dem Inhalt des Geschriebenen. Niemand kann eine Reihe detaillierter Adressen mit Satzimpuls schreiben. Bei der Blindenschrift ist der mangelnde Satzimpuls selbstverständlich. Ob wir in dieser Beziehung einen Unterschied wahrgenommen hätten, wenn uns etwa ein Brief statt eines Adressenverzeichnisses des Sehenden zur Verfügung gestanden hätte, vermögen wir nicht zu sagen.

Die Spatiierung der beiden Schriften kann schwer verglichen werden, weil wir, wie gesagt, in der Schrift des Sehenden nur ein Adressenverzeichnis vor uns haben. Aber in der Blindenschrift ist interessant, daß die Sicherheit während des Schreibaktes zunimmt. Der Blinde neigt aus bekannten Gründen erst einmal zu vorsichtiger Vermehrung der Zwischenräume, horizontal wie vertikal (falls er nicht die entgegengesetzte Maßnahme trifft, nämlich die Zwischenräume gänzlich zu vernachlässigen und die Kontinuität der Schreibbewegung zu vermehren). Im Laufe der Niederschrift hat sich in unserem Falle die Unsicherheit verloren und die Spatiierung wird horizontal wie vertikal enger, was unmöglich der Fall gewesen wäre, wenn der Schreibende in zunehmender Weise während des Schreibaktes an der Zuverlässigkeit seiner Raumorientierung gezweifelt hätte.

Zu der Sicherheit der Raumorientierung tritt eine Treffsicherheit der Bewegung. Betrachten wir zunächst die Querstriche des Großbuchstabens *T*. Sie sind trotz der Unterbrechung der Schreibbewegung ziemlich symmetrisch zum Hauptstrich und in entsprechender Höhe gesetzt, trotzdem der Schrifturheber von der Zeilenbasis um die ganze Länge des Großbuchstabens wieder hinauf und zugleich nach links zurück mußte. Noch erstaunlicher ist die Treffsicherheit des Schreibers bei der Setzung der Querstriche bei dem Kleinbuchstaben *t*. In der Normalschrift neigt der Schrifturheber meist dazu, sie tief und infolge schnellen Tempos auch rechts vom Stamm anzubringen. In der Blindenschrift sehen wir diese doppelte Eigentümlichkeit wieder, obwohl in manchen Wörtern (s. etwa *these*, Zeile 2 und *them*, Zeile 3 in der Blindenschrift) der Querstrich erst angebracht wurde, nachdem der nächstfolgende Buchstabe geschrieben war. Eine derartige Treffsicherheit ist im Anfangsstadium der Erblindung nicht denkbar. Ihr Vorhandensein verrät, wie das Raumgedächtnis, das nun die Augenkontrolle ersetzen muß, sich während der Blindheit verschärft hat.

Bemerkenswert ist dabei auch die Setzung des Querstriches rechts vom Stamm. In der schnell geschriebenen Normalschrift ist dies selbstverständlich. Wie kommt es aber, daß dies auch in der äußerst langsamen Blindenschrift der Fall ist? Die Zufälligkeit dieser Erscheinung ist ausgeschlossen, da sie konsequent auftritt und da überdies die links vom Stamm beginnenden Querstriche bei dem Großbuchstaben *T* beweisen, daß der Schrifturheber diesbezüglich wohl orientiert ist. Wir müssen daher annehmen, daß der Schrifturheber eine Schriftform nachahmt, die er früher unwillkürlich und automatisch geschrieben hatte und derer er sich nun infolge starker Konzentration auf den Schreibakt deutlich erinnert.

Ferner sehen wir, daß auch die Zeilen immerhin gut eingehalten und ziemlich parallel sind, und nicht jene durch Desorientierung auf der Schreibfläche verur-

Digitized by Google

sachte Tendenz zum Fallen zeigen, wie wir sie in künstlich hergestellten Blindenschriften oder im Stadium akuter Erblindung vielfach beobachten. Auch zeigt die Blindenschrift die für die Normalschrift charakteristische wellige Zeilenlinie.

Die starke Beteiligung des visuellen Gedächtnisses am Schreibakt, die wir schon oben bei der photographischen Treffsicherheit in bezug auf Setzung der *t*-Querstriche gesehen haben, bemerken wir ferner an zahlreichen genauen Übereinstimmungen von Buchstabenformen und deren Verbindungsart.

Man vergleiche das Wort *Offering* der Blindenschrift (5. Zeile) mit dem Wort *Officers* der Normalschrift (Zeile 2 und 4). Das Anfangs-*O* ist mit einer Schlinge versehen, ist unmittelbar mit dem folgenden *f* verknüpft, welches in beiden Fällen oben keine Schleife hat und unterlängenbetont ist. Das erste *f* hat zwar in der Blindenschrift eine der englischen Schulvorlage entsprechende rechtsläufige Schleife, aber das nächste, das gleichfalls ohne Oberschleife ist und mit dem vorhergehenden verknüpft ist, hat schon die linksläufige Schleife der Normalschrift und hat außerdem kürzere Unterlänge als das vorhergehende. Wir sehen also sechs übereinstimmende Merkmale in einer Gruppe von drei gleichen Buchstaben, wovon zwei Größenverhältnisse betreffen.

Wir sehen ferner in denselben Wörtern den Buchstaben *e* in der Form des griechischen Epsilon geschrieben; dieselbe Form kehrt ausnahmslos überall in beiden Schriftproben wieder. Dieses Epsilon ist nun stets verbunden, und zwar sowohl mit dem nachfolgenden wie auch mit dem vorhergehenden Buchstaben. Epsilonformen werden im allgemeinen mit dem folgenden, also rechten Nachbarbuchstaben, aber selten mit dem vorangegangenen, also mit dem linken Nachbarbuchstaben verbunden. Eine weitere Eigentümlichkeit dieses Buchstabens besteht darin, daß der obere Teil in sämtlichen Fällen und in beiden Schriftproben übereinstimmend größer ist und mehr links liegt als der untere Teil. Die beinahe photographische Treue des visuellen Gedächtnisses spricht aus einem so kleinen Schriftbestandteil besonders deutlich.

Das Anfangs-*S*, gleichgültig ob es ein Großbuchstabe oder ein Kleinbuchstabe ist, wird in beiden Schriften typographisch geschrieben und zeigt weitgehende Übereinstimmung in bezug auf seine Gestalt darin, daß der obere Teil desselben größer und stark nach links placiert ist. Diese Eigentümlichkeit haben wir schon bei dem Buchstaben *e* gesehen, so daß es sich um keinen Zufall, sondern um eine wichtige individuelle Schrifteigenheit handelt.

Im Worte *for*, Zeile 5 und Zeile 8 der Blindenschrift, nähert sich das Schluß-*r* der Gestalt nach dem griechischen Buchstaben Epsilon. Dasselbe finden wir häufig auch in der Normalschrift.

Wir sehen in beiden Schriften übereinstimmend die Reduktion von Oberschleifen, die gleiche zeichnerische Form von *h*, *f*, die typographische Form des Großbuchstabens *P*. Im Worte *Although* (erste Zeile) und *Offering* (fünfte Zeile) der Blindenschrift sehen wir die gebogene Unterschleife vom *g*, die für die Normalschrift so charakteristisch ist, sich durchsetzen. Charakteristisch ist schließlich auch die ansteigende Form der Querstriche bei den Großbuchstaben *T* und *F*, welche Eigenart in der Blindenschrift noch stärker betont und konsequenter durchgeführt ist, da

Digitized by Google

sie sich auch auf die Form des Kleinbuchstabens *t* erstreckt. Wir sehen hier, daß das visuelle Gedächtnis sich auf die einst auffälligen Merkmale des sehend Schreibenden stützte und daß dadurch auffällige Merkmale gleicher Klangbedeutung mit uniformiert wurden.

Man vergleiche ferner die Worte *these* und *them* in der zweiten und dritten Zeile der Blindenschrift mit dem englischen Artikel *the* in der zweiten Zeile der Normalschrift. Das *t* hat zwar im Gegensatz zur Normalschrift einen Ansatzstrich, ferner hat das *h* ein anderes Größenverhältnis zu *t*, doch wir sehen deutlich, daß dies in beiden Fällen auf eine vorübergehende räumliche Desorientierung des Schreibers zurückzuführen ist: denn in der zweiten Zeile ist das *h* gegen das riesige Epsilon verschwindend klein ausgefallen, während wieder in der dritten Zeile der Aufstrich des *h* mit dem Abstrich zusammenfällt. Dafür ist aber der Querstrich nicht nur, wie wir gesehen haben, tief und rechts vom Stamm gesetzt, sondern er kreuzt zugleich das *h* und schließt sofort das Epsilon an. Man lege einer Versuchsperson diese Wortgruppen vor und stelle ihr die Aufgabe, sie zu beschreiben. Das Ergebnis dieses Versuches wird sein, daß die Durchkreuzung des *h* durch den Querstrich und das Durchziehen und Anschließen des Querstriches an das Epsilon auffallen und daher beschrieben werden wird, wohingegen vermutlich die meisten Versuchspersonen die oben geschilderten Divergenzen nicht sehen und nicht beschreiben werden. Auch hier zeigt sich also wiederum, daß die dem sehend Schreibenden einst auffälligen Merkmale von dem blind Schreibenden wieder erzeugt werden.

Weitere Übereinstimmung sehen wir in der Verbindungsweise folgender Buchstabenpaare: *ur*, *or*, *on* und *ou*. In *your* (Zeile 5 der Blindenschrift) ist der zweite Strich von *u* kleiner als der erste, während das folgende *r* im Gegenteil größer ist, und da die Buchstaben an dieser Stelle eng sind, so ist man geneigt, statt *ur wi* zu lesen (da ja die *i*-Punkte in der ganzen Schrift konsequent fortgelassen sind). Dasselbe sehen wir nun aber auch im Worte *Burney*, Zeile 6 der Normalschrift. In den Worten *you* (dritte Zeile), *your* (fünfte und zehnte Zeile), *you* (zwölfte Zeile), sehen wir überall das oben geschlossene *o* ohne Verknotung und durch einen geraden Strich mit dem folgenden *u* verbunden; dasselbe ist der Fall im Worte *Donation* (Zeile 11) zwischen *o* und *n* und im Worte *for* (Zeile 5) zwischen *o* und *r*. In der Normalschrift vergleiche man damit das Wort *Gordon* (dritte und vierte Zeile; das zweite Wort hat zwar ein offenes *o*, aber wir sehen auch in der Blindenschrift vielfach offene *o* mit verschlossenen abwechseln), *Gor* (Zeile 5) und *Gor* (letzte Zeile) und *Thomson* (daselbst).

Wir sehen an diesem Beispiel, wie photographisch treu das visuelle Gedächtnis jahrzehntelang bildmäßige Vorstellungen zu bewahren vermag, wenn diese weder durch neue visuelle Eindrücke verdrängt werden können, noch die Möglichkeit besteht, daß die schriftlichen Gebilde aus irgendwelchen anderen Quellen als aus einer, nur noch dem geistigen Auge sichtbaren Vergangenheit geschöpft werden.

Digitized by Google

Digitized by Google

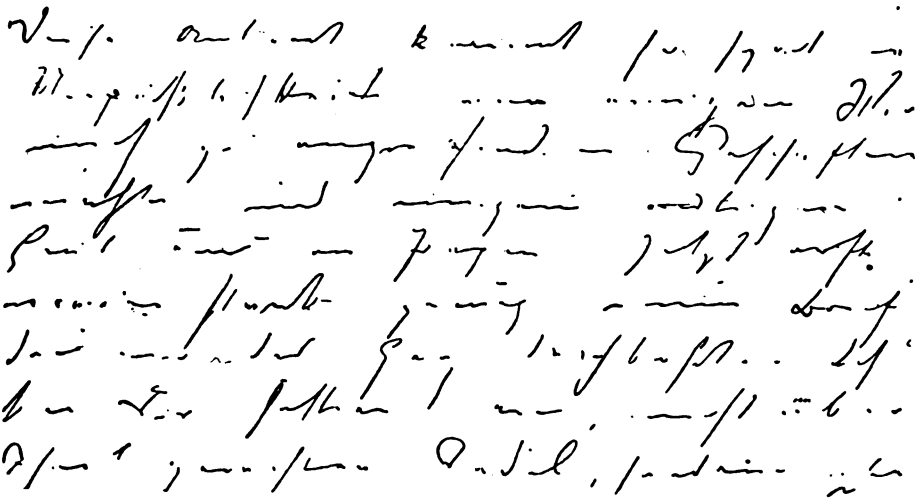


Abb. 1.

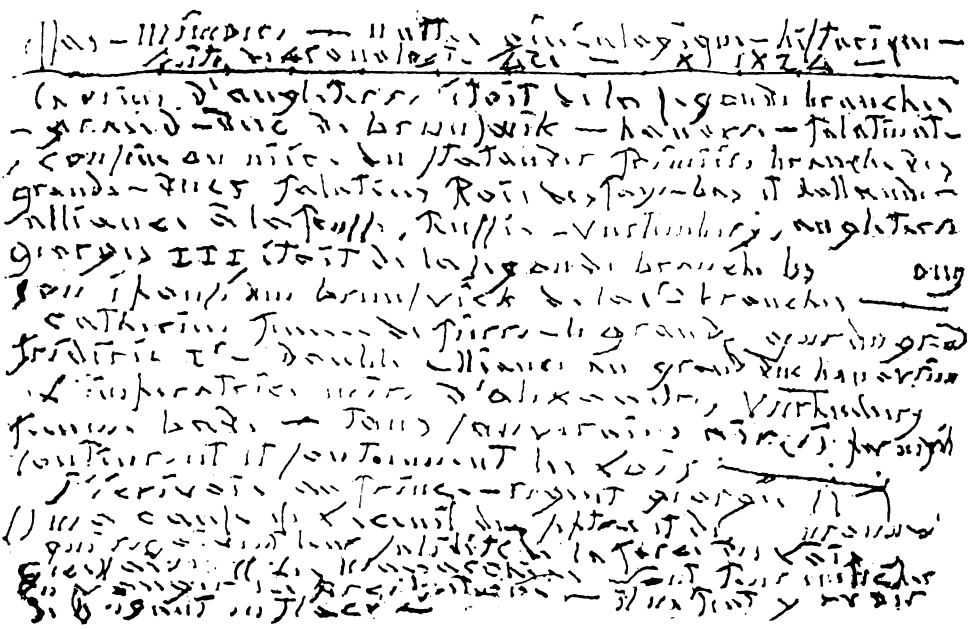


Abb. 2.

Digitized by Google

Browning for the Young

Browning for the Young
Browning for the Young

Browning for the Young

Abb. 3.

I have only Dray that
I have been more than
one hundred times
engaged in Battle

Abb. 4a.

Horatio Nelson

May the God of Battles
crown my endeavours
with success

Abb. 4b.

Nelson & Bronte

Směšnost příkazem.

Nosit dříví do lesa,
příslovečně směšná práce,
v budoucnosti blízké dost
nezbytností může stát se

A, že co tu povídám,
není nesmyslem a bájí,
stvrdí, kdo si povšimnul,
co se u nás tropí s háji

B. S.

~~Čipera z Č. A. F. L.~~

Abb. 5.

Digitized by Google

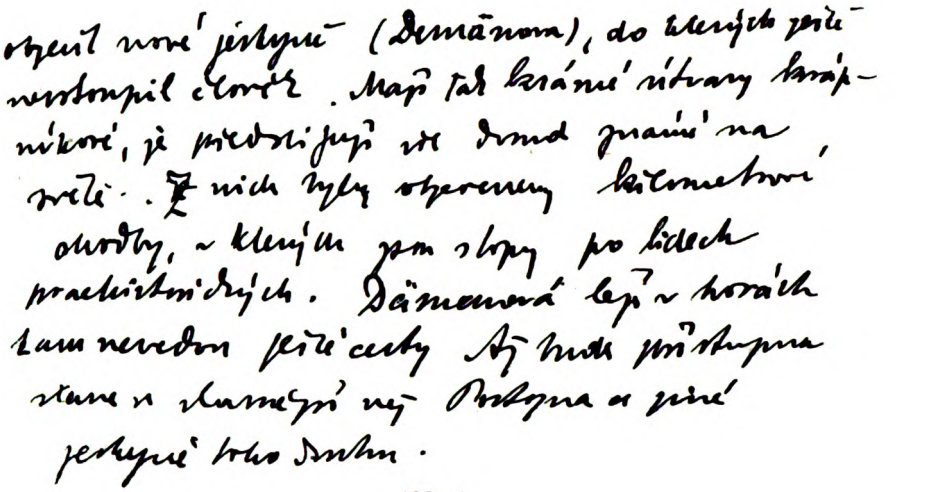


Abb. 6a.

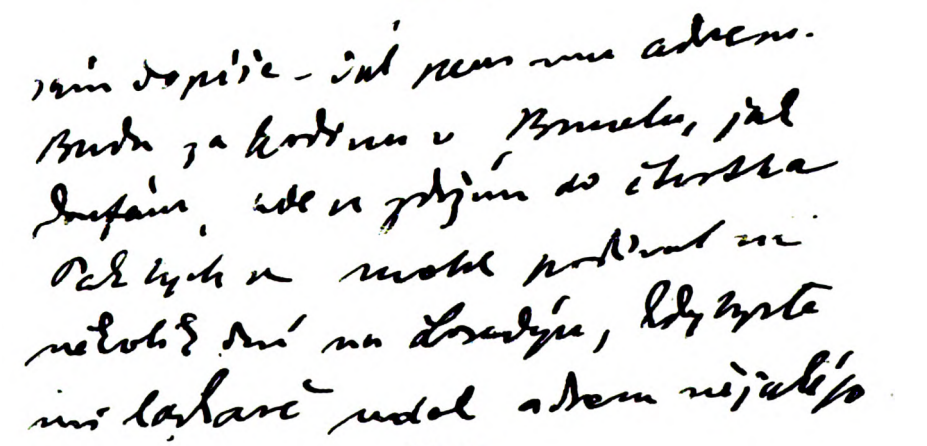


Abb. 6b.

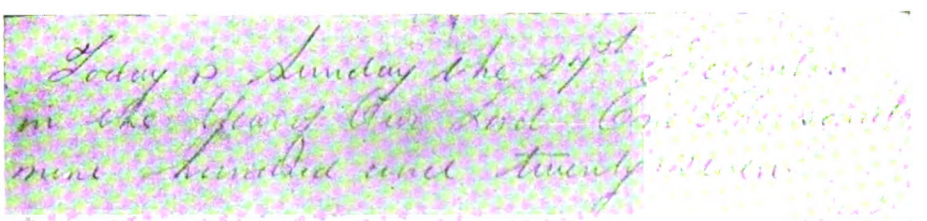


Abb. 7.

Digitized by Google

Abb. 8a.

Abb. 8b.

Abb. 9.

Digitized by Google

Dear Mr Saudek

please find herewith a few lines written by holding the pen between my teeth as requested. I am very sorry to say that all lines that was written with my right hand has been destroyed long ago, trusting that this will be of some use to you

I Remain
Yours truly
F. W. Richards
Star & Garter Home
Richmond

Abb. 10.

Digitized by Google

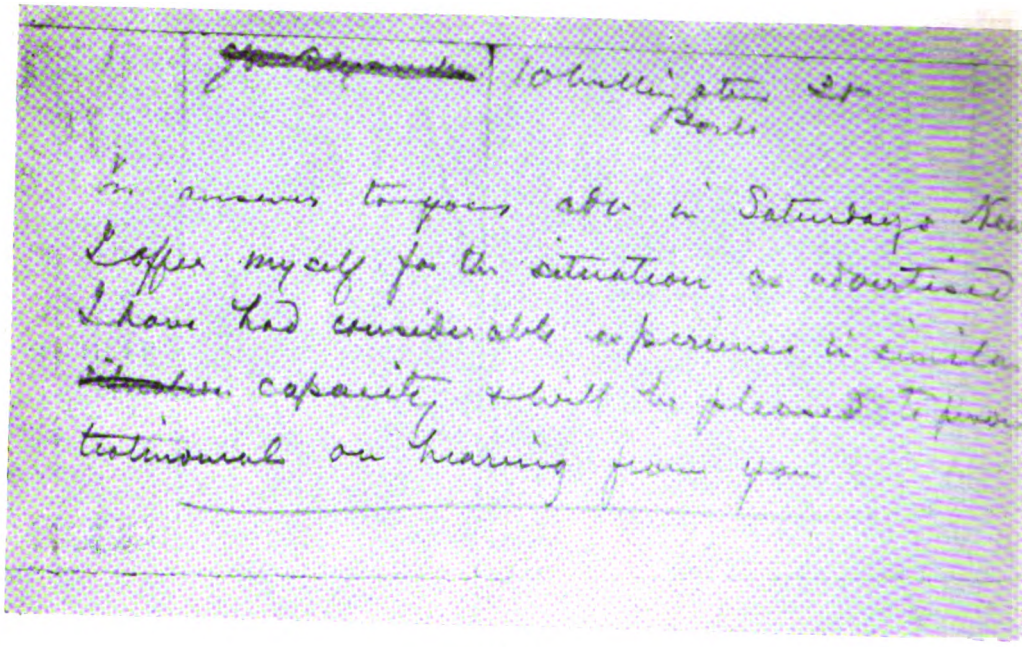


Abb. 11a.

Abb. 11b.

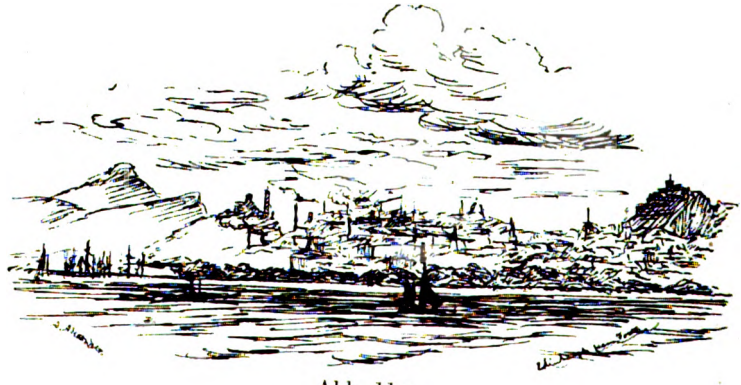


Abb. 11c.

Digitized by Google

and taking this opportunity
of acknowledging the
numerous kindnesses I have
already received at your
hands since I have had
the pleasure of acting
under you

I am
My dear Sir
Sincerely Yours
Charles Dickens

Abb. 12.

You must really get rid of
those Opal enjoyments. They are too
overpowering.
These violent delights have violent ends
I think it was a father of your church
who made the wise remark to a young
gentleman who got up early (or
stayed out late) at Verona?
Ever affectionately
CD

Abb. 13.

Digitized by Google

Berlin 18 July 1879

Dear Sir!

Allow me to send you the conditions attached to the prize offered by the Empress of Germany for the best work on Diphtheria.

Yours most respectfully

B. von Langenbeck

Abb. 14.

Dear Dr.

This is to let you see my handwriting as promised.

Kindest regards

Yours truly.

C. Purves.

Abb. 15.

Digitized by Google

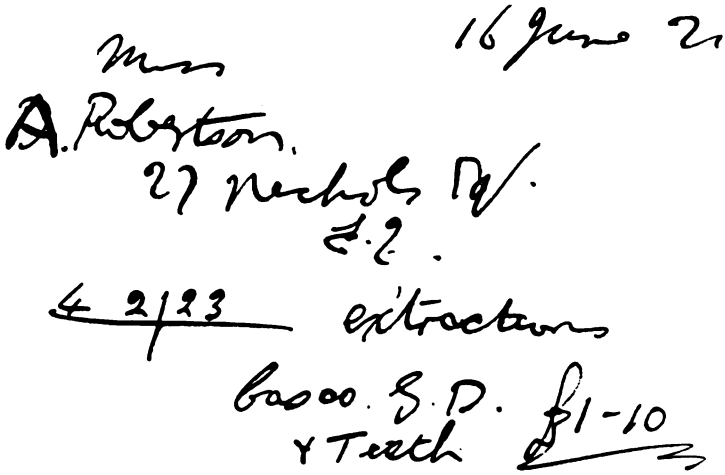


Abb. 16.

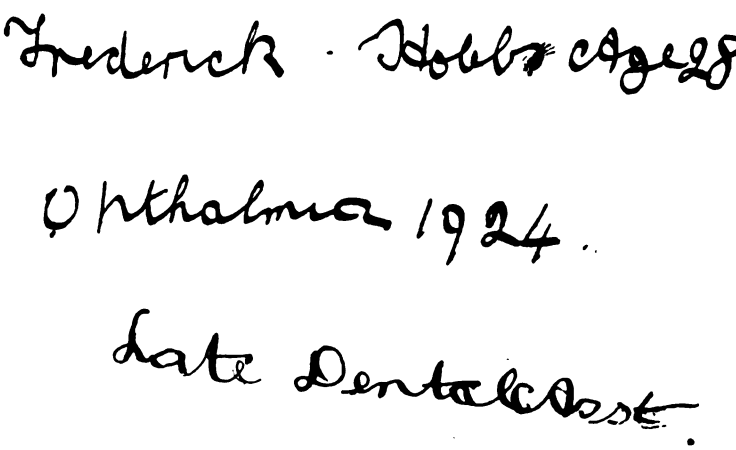


Abb. 17.

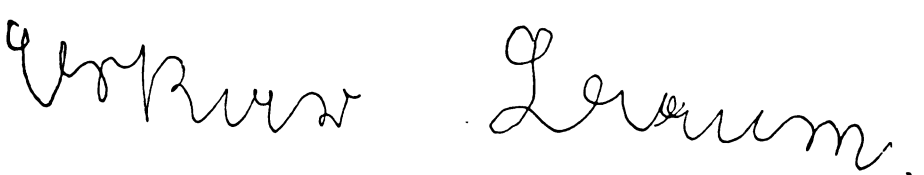


Abb. 18.

Digitized by Google

2. Col & Mrs Gildea. Gor. Hrs. Sabathia. Bengal.
Col Gildea & the Officers. / Gor. Hrs. Sab. Bengl
2. Major & Mrs Havill-Davies. Gordon Highrs
Barracks. Aberdeen
The Officers. The Depot Gordon Highrs.
Barracks. Aberdeen. X
Maj. C.H Payne The Gor. Hrs. Barracks Aberd
Capt & Mrs H. Burney. The Gor. Hrs.
Brigade Maj. Aldershot
Capt & Mrs H.K. Stewart The G. H.
Barracks Aberd.
Capt F. Gordon The Gor. Hrs. Staff College
Canterbury. Berks
Capt. S. & Mrs Thomson. The Gor Hrs.
A.S.C. Aldershot.

Abb. 19.

Although I have written
these Words I can not
see them. But you can,
and I beg you as a
Thank Offering for your
Sight to send me a
Donation for my Christ-
mas Fund for the Blind

E.B. Pg Towse

Please send your
Donation to me as I want
to thank you personally.

Abb. 20.

Digitized by Google

Versuch einer „motorischen Psychologie" mit Ausblicken auf die Charakterologie.

Von Max Löwy (Prag-Marienbad).

Digitized by Google

Inhalt.

II. Teil.

II. Vom Leben und Erleben der Organismen motorisch zu Objekten, Außenwelt und Ich in einem Bewußtsein. III. Weitere motorische„ Ich-formierende Faktoren". Ich, Person und Persönlichkeit. IV. Die Triebe und ihre Psychisierung.

Digitized by Google

II. Vom Leben und Erleben der Organismen motorisch zu Objekten, Außenwelt und Ich in einem Bewußtsein.

Auf Grund eigener älterer Aufstellungen über „eine intermediäre psychische Schicht" habe ich in „Objektgestaltung und Wahrnehmung" (Med. Klinik 1924) zusammengefaßt: „Leben und Erleben der Organismen sind fundiert im Zusammengewirktsein und im Zusammenwirken zweier Chemismen: des grundlegenden Allgemeinchemismus der lebendigen Substanz in seinem rhythmischen Ablaufe, und von lokalen, physikalisch-chemischen Veränderungen des Organismus unter Umwelteinflüssen, d. i. durch Oberflächenreize. Dem allgemeinen Chemismus und seinem rhythmischen Ablaufe entspräche (als ‚Psychisches und Sensibles') ein dumpfes Gemeinempfindungserleben mit rhythmischen Änderungen, mit Gemeinempfindungszuständlichkeit, zugleich die Basis des Zeiterlebens. Und vor allem entspringen dem allgemeinen Chemismus die Triebe und das psychische Gebiet der Triebspannungen und Bedürfnisspannungen, welche wir ja auch als Gemeinempfindungszuständlichkeiten gleichen Sinnes kennengelernt haben."

Ein anderer Teil der Gemeinempfindungsänderungen kommt nicht aus dem Innern: unser Anderswerden beim Erleben im engeren Sinne, d. i. beim Erleben von Umwelteinwirkungen entspringt, wie ja im Kap. I (1928) dargestellt, den die Körperoberfläche treffenden Umwelteinflüssen, entspringt dem Oberflächenreiz. Aber wir sahen zugleich, daß die Antwort darauf — eben die im Reflex oder der Reaktionsbewegung — ganz offensichtlich ein Motorisches ist. Und weiter sahen wir, daß auch im „Erlebnis", im Sensibelerlebten, in der Impression dieses Motorische noch aufdeckbar wird. Gelegentlich kann dieses noch als motorisch erlebbar sein: als eine Hinaustendenz, d. i. als „Exoprojektion der Impression", ja manchmal sogar als im Erleben miterfüllte Hinausentwicklungstendenz, so z. B. wenn wir auf einen Insektenstich unmittelbar mit Hinschlagen nach der Reizrichtung reagieren (Abwehrreflex, Feindreflex) und zugleich den Schmerz sozusagen in dieser heftigsten und ungehemmten Hinaustendenz und Abwehr eingebettet erleben. Ja sogar fälschlich, d. i. ohne Außenreiz oder wenigstens ohne objektiven „Reizsender" (Üxküll) können gewisse Kranke mit Kokainismus, Diabetes, Gallenleiden sich gedrängt finden, nach Insekten zu suchen, während doch ein durch innere Körperumstände begründetes Hautjucken vorliegt, sozusagen ein Oberflächenreiz von innen. Kurz die Impression, das Einzelerlebnis der Beeindruckung hat auch noch als Objektgestaltung und als Gestalt im Raume immanent in sich und zwar als durch den Reizsender gerichtete Hinaustendenz,

Digitized by Google

ein Motorisches, eben die ursprünglichen Hinausentwicklungsimpulse der Oberflächenreaktionen. Dieses Motorische ist es, welches ich als grundlegend für das ganze Ereignis und „Erlebnis" und damit also für „Sensibles", für „Psychisches" anspreche. Warum, das ist ja im ersten Kapitel an der Hand der Dysmorphopsiefälle und Lehre Pötzls von der Bremsung und Verteilung der Impulse mittels einer Gegenreaktion der Zentren, sowie in meiner Formulierung der Sinnesempfindungen und der Sinnesspezifität als „Eierschalen der verschiedenen Hinausentwicklungs-Räume verschiedener Stellen der Körperoberfläche" darzulegen versucht worden. Und wie jenes Motorische aus dem allgemeinen Chemismus ist auch dieses Motorische der Oberfläche — wenn, wie wir ja annehmen, die Impressionen zurückführbar sind auf überlebende Bewegungsmelodien aus lokaler physikalisch-chemischer Änderung der Körperoberfläche — ein „Chemisch-Motorisches", welches zur „Psychisierung" kommt.

Die Psychisierung dieses letzteren, dieses distinkten und diskontinuierlichen Motorischen habe ich, soweit ich es zur Zeit vermag, im ersten Kapitel dargestellt. Dies geschah an der Hand meiner Lehre von der „Interpolation", d. h. von der Retardation der Reflexe zu Reaktionsbewegungen, weiter von der „Retention" dieser (Remanenz), von der „Interpolation und Exoprojektion zu Impressionen" und in O. Pötzls Lehre von der Bremsung und Verteilung angeregter Bewegungsimpulse im Gehirne zu überlebenden Bewegungsmelodien, zu Remanenzen, mittels einer „Querfunktion" durch „Gegenwirkung der Zentren". Das wäre sonach eine Psychisierung von umgewandeltem (gebremstem) Motorischen, von Entäußerungsimpulsen und Hinausentwicklungstendenzen, von Flucht- und Abwehrmechanismen, mittels Interpolationen zwischen Oberflächenreiz, d. i. lokaler physikalisch-chemischer Veränderung plus Impuls, und motorischer Entladung. So entstünde statt eines entladenden Reflexes oder einer unmittelbaren Reaktionsbewegung ein Psychisches, und zwar ein Sensibles, ein Eindruck und noch manches andere Psychische, so vor allem der remanente und richtende Erlebnishintergrund und das erlebende Ich, das Reaktions-Ich (s. später).

Das so erwirkte Sensible und Psychische hat eine ähnliche biologische Schutzfunktion und Schutztendenz wie der zugehörige Reflexvorgang, dem ich es entspringen lasse. Vergleichen wir z. B. wieder den (Kap. I) schon erwähnten Weg vom reflektorischen Ausspucken eines der Mundschleimhaut Unliebsamen, Widerwärtigen: zum Reflexlaut, zugleich Ausdruckslaut, und zur Interjektion „Pfui" als Symbol des Widerwillens und Abscheus, und endlich zum Worte „Pfui" in der Sprache der Dresseure und Erzieher auch für Menschenkinder als Bezeichnung für Schädliches und Verpöntes. Oder beachten wir überhaupt den Weg vom Flucht- oder Feindreflex zum bewußten Ausweichen, zur Vermeidung (Freud), zu unserer Unlustscheu und Unlustprophylaxe, das ist endlich zur möglichst reibungslosen Orientierung in einer Außenwelt, welcher Vorgang in seiner Endgestaltung natürlich die Gestaltung einer solchen Außenwelt, einer „Gegenwelt" (J. v. Üxküll) und einer Gegenstandswelt, einer Objektwelt interpoliert enthalten muß, und zugleich damit die Keime eines Ich, welches den Gegenständen gegenübersteht, sie sich, sich einer Umwelt, und zwar einer Menschenwelt und Tierwelt und Dingwelt be-

Digitized by Google

gehrend, fürchtend, kämpfend und bewältigend und endlich erkennend gegenüberstellt.

So finde ich einen Weg, und zwar einen Hauptweg der Psychisierung, und eine motorische Grundlegung für Psychisches: in der Umwandlung von gebremstem und interpoliertem Motorischen, das ist von gebremsten und remanenten Hinausentwicklungstendenzen, von überlebenden Bewegungsmelodien Pötzls, zu Sensiblem und Sensorischem: „soweit ich mich überhaupt getrauen darf, in solchen Anschauungen einen Schimmer dieser ja letzten Probleme der Psychogenese einfangen zu wollen."

Das Sensible vorerst der Einfachheit halber als Vertreter überhaupt des psychischen Geschehens samt seinen Inhalten, des Erlebens, des Subjektiven und des sogenannten Objektiven, das ist der erlebten Inhalte genommen, würde so gestatten, eine ganze Gruppe des Sensiblen, die der Impressionen, Erlebnisse und Wahrnehmungen als eine Gruppe des Chemisch-Motorischen und Motorisch-Psychischen herauszustellen: mittels der Rückführung auf den motorisch beantworteten Oberflächenreiz, auf lokale physikalisch-chemische Einflüsse und ihre motorischen Effekte, während entsprechend gleichsinnige Andeutungen bezüglich der zweiten Gruppe des Sensiblen, der „Lebnisse", das ist der Gemeinempfindung und des Trieblebens, ebenfalls immer wieder hervorgetreten sind und noch erörtert werden sollen.

Ursprünglich erscheint sonach die Erstellung eines Sensiblen, eines Exoprojizierten und Interpolierten: als Bremsungseffekt einer entsprechend gerichteten motorischen Reaktion, zugleich aber als ein Mittel zur Bewältigung der Umwelteinflüsse. Auf eine solche Erstellung läuft also in einer weiteren Verarbeitung jene ursprünglichste Methodik des Organismus zur Unschädlichmachung der Umwelteinflüsse hinaus. Aus den Methoden der Reizvernichtung, der „Reizverdauung und Reizentgiftung" (Pötzl) und der Reizfernhaltung ergäben sich durch Bremsung der Motilität weiterhin eben jene nützlichen Verarbeitungen (nützlich für Leben und Erleben und endlich Psychisierung und Orientierung), dieses Motorischen zur Unlustscheu und Unlustprophylaxe, welche in den Dienst der Selbstbehauptung treten. Primär sind es eben die motorischen Reflexe und Reaktionsbewegungen, aus denen dieses alles wächst; und im letzten Grunde sind neben den Triebaktionen hier das Primäre die Fluchtreflexe und Abwehrreflexe. Ihre Leistung übernehmen größtenteils weiterhin die Flucht- und Abwehrreaktionen, die Unlustprophylaxe und Unlustscheu der Oberfläche, die sogenannten instinktiven, richtiger aber reflexgeborenen, aus Oberflächenreiz geborenen Vermeidungen und Selbsterhaltungstendenzen. Deren Überbau gehört aber auch das Widerfahren von Umwelteinflüssen, das Erleiden von Oberflächenreizen, das Erleben von Impressionen an, kurz, der sensible interpolierte Teilbogen des Reaktionsvorganges. Endlich immer weiter auf dem Wege zur Psychisierung wäre zu placieren: die Weiterverarbeitung der Impressionen und des Situationserlebens zu jenen, einem Ich in einem Bewußtsein gegenüberstehenden Objekten, zu den Gegenständen, kurz, zur Objektgestaltung als Effekt dieses Vorgangs der Reizverdauung und Verarbeitung der Reaktionsimpulse. Und zugleich wird diese Objekts-, Ichs- und

Digitized by Google

Bewußtseins-Erstellung das entscheidende Mittel zur Orientierung und damit zugleich wirksamstes Mittel der Beherrschung der Umwelt, wie immer diese im Grunde auch beschaffen sein mag. Dieser letztere Anteil des Auseinandersetzungsvorgangs mit Umwelteinflüssen (Vera Strasser gebraucht in ihrer „Beziehungspsychologie" den treffenden Terminus: „Auseinandersetzungswelt" für Außenwelt) ergibt jenes Erleben, welches wir speziellst als psychisch werten, das ist das Denken. Freud definiert irgendwo „das Denken als ein Probehandeln".

Über den Weg dieser Weiterausgestaltung habe ich mir folgende recht hypothetische, aber vielleicht nützliche Anschauungen gebildet. Die Exoprojektion diskontinuierlicher Gemeinempfindungsänderungen oder da sich vorerst nicht sicher sagen läßt, ob schon (aus Trieben und Bremsung der Triebaktionen) eine Gemeinempfindung vorbesteht, wenn die ersten Exoprojektionen erfolgen, die Exoprojektion erster Oberflächenänderungen und Erlebensänderungen ist gelegen und gegeben in Hinausentwicklungsimpulsen als Gegenwirkungen auf Oberflächenreize hin, auf sie, auf ihre Herkunftsrichtung zu oder von ihnen weg. Das ergibt wohl vorerst noch ungestaltete Beeindruckungen von außen, die Impressionen. Dieses „Erleben", diese „Gemeinempfindungsänderungen" nun werden meines Erachtens selber erzeugt (wie die Gemeinempfindung erzeugt wird, siehe noch unten bei der gebremsten Triebaktivität) und zugleich exoprojiziert mittels „motorischer Zuwendungen" auf Oberflächenreize zu oder von ihnen weg, respektive auf Triebziele zu, soweit letztere Oberflächenreize setzen. Die Gemeinempfindung, der Gemeinempfindungsablauf und die Gemeinempfindungsänderungen zusammen ergeben noch ein recht verschwommenes, ungestaltetes „Situationserleben". Die Triebe und Impressionen werden aber, wie in ihrem ersten Erleben, auch im Wiedererleben weiterverarbeitet, und zwar immer wieder motorisch: mittels Aktion (Triebhandlung) und mittels Reaktion (aus Reflexen), und zwar besonders durch Bremsung, d. h. mittels nachwirkender, weil unerledigter motorischer Zuwendung, auf das Exoprojizierte zu, auf Oberflächenreizrichtung zu, wie auf Triebziele zu. Diese Weiterverarbeitung unter Bremsung geschieht wohl besonders beim Ergreifen, beim Spielen, Hantieren und Schaffen von, mit und an Objekten, Werkzeugen, respektive durch Verzögerung, Hinausschiebung der Triebstillung, letzteres unter dem Einfluß der Oberflächenreize, der Unlustscheu, der Unlustprophylaxe. (Über manches aus diesem in einen Satz Gedrängten siehe noch ausführlicher im weiteren).

So also kommt es meines Erachtens zuerst zur Hinaustendenz, zur „Zuwendung" und Exoprojektion und damit zu einem „Hingenommensein" durch die Impression, zu einem Gerichtetsein auf „Etwas" (noch Ungestaltetes): als Interpolation zwischen Reiz und Reaktionsimpuls. Und im weiteren unter Verwendung dieses so entstandenen „Zuwendungsbetrages": zum Erfassen und Begreifen von Objekten, von Gestalten im Raume, mittels der überlebenden Bewegungsmelodien, der „Remanenzen" (über letztere als Ladungszustand siehe im I. Kap.). Das heißt in erneuter Zuwendung, im „Akt" werden Inhalte, wird Psychisches. Unter „überlebenden Bewegungsmelodien", wie mit „Remanenzen" wie mit „Zuwendungsbetrag", sei hier vorerst unzerlegt das ganze

Digitized by Google

Bremsungs- und Interpolationsergebnis verstanden, sowohl das, was an Chemisch-Motorischem als auch was an daraus erwachsenem Psychisiertem, Sensiblem, an Denken remaniert. Trotz dieses vorläufigen Verzichtes auf weitere Zerlegung werden sich uns Einzelheiten über das Wesen dieses Interpolierten da und dort noch ergeben. Im Wiedererleben des analogen Beeindruckungsvorganges, der Situation und der Reaktionserregung, werde — so meine ich — aus einem noch ungestalteten Verschwommenen und doch Komplexen ein Weiteres durch Entfaltung, Konkretisierung und Detaillierung. Es kommt — ähnlich wie bei einer Bewegung — zur Erleichterung und Verfeinerung durch Wiederholung, durch Übung. Aber während sich oft ausgeübte Bewegungen automatisieren, d. h. an Bewußtheit verlieren, kommt es hier zur Konkretisierung und Detaillierung, d. h. zu einem bewußteren Gegebenhaben der sich herausstellenden, der herausgestellten Wahrnehmungserlebnisse, zu Wahrnehmungsgestalten, zu Objekten, zu Denkgegenständen. Für letztere Entwicklung, insbesondere bei der Denkgegenstands-Erstellung, der Vorstellungsbildung, wäre wohl als weitere Entwicklung anzusetzen: eine Wiedervereinfachung des Erlebens, unter besonderer Verwendung der Remanenzen, der überlebenden Bewegungsmelodien und ihrer Gegenwirkung beim Wiedererleben gleichartiger Impressionen. Dabei käme es zur Gewinnung von handlichen „Merkmalen" der Objekte, zu handlichen Spielmarken und Signalen für die Gliederung im Erleben mittels Gestalten (im Raume) und mittels Merkmalen (Eigenschaften der Gestalten). Vergleiche hier meine Auffassung der Empfindungsqualitäten als Eierschalen der verschiedenen Hinausentwicklungsräume verschiedener Stellen der Körperoberfläche. So wären die Objektgestaltung und unter Einem ihr uns so fix und kompakt erscheinendes Produkt, das dem Erlebenden Gegenüberstehende, der Gegenstand, genetisch ein, und zwar motorischer Bezug des erlebenden Individuums im Sinne einer Hinaustendenz, wie eben das Sensible überhaupt.

Das erscheint mir als ein zwar sehr hypothetischer, aber denkbarer Weg der Erstellung von „Gegenüberstehendem", von „Gegenständen", darunter sowohl von Objekten der Wahrnehmung, wie von Denkgegenständen, sog. Vorstellungen. Es käme also auf diesem Wege endlich zur Wahrnehmung nicht nur des Erlebens (von Situationserleben, Gemeinempfindungsänderungen, Beeindrucktwerden, von Zuwendung, Widerfahren und Erleiden), sondern auch des Erlebten. Das Erlebte ist nunmehr ein „Inhalt", eine Wahrnehmung im engeren Sinne, und meines Erachtens entstanden als Erleben von Hinausentwicklungstendenzen bestimmter remanenter weil gebremster Bewegungsmelodien, von exoprojizierten Impressionen, als ein Erleben mit Hinaustendenz in der entsprechenden — Unlustprophylaxe und Reizvernichtung oder Reizfernhaltung gewährleistenden — Richtung. Da das Eintreten einer Exoprojektion, einer Hinausentwicklungetendenz (z. B. an Stelle eines Reflexes) als ein Bremsungseffekt anzusehen ist, wäre das so Erlebte zu betrachten als Bremsungsprodukt der unmittelbaren motorischen Oberflächenreiz-Reaktionen, der Hinausentwicklungsimpulse, was zusammenwirkend führt zum Widerfahren und Erleiden eines Geschehens von „außen her", von „Vorgängen" und von „Etwas", endlich auch zur Objektgestaltung und auf diesem

Digitized by Google

Wege gleichzeitig zur Ichgestaltung und zu „Bewußtsein“: Eben zur Gegenüberstellung (Scheidung) von Ich und Objekten in einem Bewußtsein (s. meine Arbeit: Objektgestaltung und Wahrnehmung, S. 5).

Mit dem Erleben eines Geschehens von „außen her“, von Vorgängen und von „Etwas“ erscheint mir wie der Impuls selbst, auch das „Erleben“ der Hinaustendenz schon „gerichtet“, „auf etwas zu“, also zugleich mit dem Impressionserleben und der Impressionsverarbeitung zu einem Etwas geliefert: die Bewußtheit der Gerichtetheit auf etwas und damit, zugleich die Bewußtheit eines Psychisch-Tätigseins, eine Bewußtheit psychisch zu agieren, ein „Ich“gerichtetsein als Grundlage des Satzes von Cartesius: cogito ergo sum“ (s. meine Arbeit 1908 Prag. med. Woch., „Die Aktionsgefühle“: „jedes Bewußthaben von Etwas ist ein Bewußtwerden seiner selbst“, wie ich es übersetzte). Natürlich ist auch für die „Lebnisse“ des Triebhaft-gerichtetwerdens also in den Triebspannungen ein Ansatz von Bewußtheit des psychischen Agierens gegeben.

Wie ich es in der Dementia praecox-Monographie 1923 (S. 28) im Kapitel über die „intermediäre psychische Schicht“ formuliert habe: Durch die orientierungsgerichtete Auffassung, die zusammenschweißende Gestaltung (sc. der Sinnesräume), durch Situationsergänzung aus verschiedenen Sinnesräumen, (Hinausentwicklungsräumen beim Ergreifen, Spielen, Hantieren, Schaffen und mittels der Remanenzen und des Erlebnishintergrundes würde ich jetzt sagen), wird aus der Impression, besonders wenn sie sich wiederholt, eine Wahrnehmung, das heißt die Erstellung eines dem Innern Gegenüberstehenden, eines „Gegenstandes“, also des „Objekts“. Durch das Gerichtetsein auf die Impressionen und nach ihrem Muster überhaupt auf Denkinhalte (sc. aus „Remanenzen“), durch den „intentionalen Akt“ entsteht uns also sowohl die „Gegenstandswelt“, wie das, was sich ihr gegenüberstellt, das „Ich“. Jede Objektgestaltung, jede Denkgegenstands-Erstellung, jede Gegenüberstellung (intentionale Gerichtetheit) bedeutet zugleich eine immer erneute „Ich-Gestaltung“. Kurz, es gestaltet sich über ein dumpfes Situationserleben hinaus eine Scheidung von „Erlebtem und Erlebendem“, von Objekten und Ich: mittels zweier motorischer Vorgänge gleicher Richtung, einerseits der objektgestaltenden, weil gebremsten und verteilten Hinausentwicklungstendenz und Gerichtetheit auf Objekte, des Hinaus-gerichtet-bleibens, wie andererseits des Rege-bleibens („Aktionsgefühle“) der objektliefernden, weil überlebenden Bewegungsmelodien, der Bewußtheit der psychischen Tätigkeit, das ist endlich des Ich-Gerichtetseins.

Trotzdem so dieses „Ich“, das „Reaktions-Ich“, den Vorgängen der Exoprojektion und Außenrichtung — kurz Hinausentwicklungsleistungen, seien sie auch gebremst und verteilt —, entspringt: erleben wir doch das Ich als Zuständlichkeit und nicht als Vorgang, wie auch der Gemeinempfindungsablauf als Zuständlichkeiten verschiedener Art dem Bewußtsein gegeben wird (s. Kap. I 1928). Überdies haben wir das Ich als ein besonders verankertes „Dauerndes“ gegeben; es ist ein fix-gegeben Erscheinendes im Gegensatz zu den wechselnden Gerichtetheiten, den wechselnden Hinausrichtungen der Reaktionsimpulse; die Gründe

Digitized by Google

hierfür s. unten und besonders im nächsten Kapitel. Auch bezüglich der Genese des Bewußtseins kann ich — hier nur en passant — schon etwas beibringen. Die Besonnenheit (des Bewußtseins) habe ich s. Z. (1908 die Aktionsgefühle) in letzter Linie zurückgeführt auf „Hemmungen", d. i. auf die interferierenden, retardierenden und regulierenden Funktionen im Zentralnervensystem und Psychischen. Das, wie auch das eben über die Genese von Objekten, Ich und Bewußtsein „unter Einem" Entwickelte paßt zusammen mit Ausführungen über die Besonnenheit von Schweninger (Reichenau), Neurol. Zentralbl. 1920: „Zur Besonnenheit gehört das konstante evtl. potentielle Selbstvernehmen im seelischen Hintergrunde der eigenen Person und der eigenen seelischen Regungen. Der Mensch erweist sich besonnen im Selbstvernehmen aus dem seelischen Hintergrunde."

Nun hat auch Freud schon vor längerer Zeit eine erste Unterscheidung von Innen und Außen, von Objekten und Ich in einem Zeichen gefunden, das ich ebenfalls als etwas Motorisches, als ein motorisches Signal ansprechen darf: Der Säugling vermag sich einer von außen kommenden Unlust durch Wegstrampeln oder Wegzucken zu entziehen, er lerne aber bald, daß diese motorischen Reaktionen nicht gegen alles wirksam sind, so nicht gegen den Hunger, sondern hier nur die Stillung des Triebes, worin, um es in meiner Formulierung zu sagen, eine erste Scheidung von Außeneindrücken und Innensituationen gegeben ist. Freud spricht auch von einem infantilen „purifizierten Lust-Ich", indem vom Kinde (übrigens auch vom Primitiven) die Unlustquelle außerhalb gesucht, etwa vom Kinde der Sessel geschlagen wird, an dem es sich stößt, wie vom Wilden der Hexenmeister gesucht wird, der ihm Schmerz und Krankheit angezaubert hat, wobei also die Krankheit behandelt wird wie eine vom Feinde zugefügte Verletzung (siehe darüber nochmals im weiteren). Darin versteckt (als „Lustprinzip") wie offensichtlich schon in der ersteren Scheidung Freuds steckt aber für das Ich noch eine andere Grundlegung als in meinem „Reaktions-Ich", nämlich die Berufung auf eine Triebspannung und Gemeinempfindungszuständlichkeit. Ein solches „Gemeinempfindungs-Ich", wie ich es nennen möchte, könnte eher als das „Reaktions-Ich" die Grundlage dafür abgeben, daß wir unser Ich als fix und dauernd erleben; dauernd, wie der Lebensablauf im Unbewußten, der Gemeinempfindungsablauf selber ist — fix trotz des Ablaufcharakters der Gemeinempfindung und des periodischen oft polaren Wechsels der bewußten Gemeinempfindungszuständlichkeiten, eben wie eine Gemeinempfindungszuständlichkeit als gegebener Zustand erlebt wird.

Daß neben dem „Reaktions-Ich" ein solches „Gemeinempfindungs-Ich" überdies mit noch einem ihm nahestehenden weiteren dem „Körperstellungs-Ich" als „Ich-formierende" Faktoren herausschälbar sind (natürlich nur genetisch herausschälbar, evtl. auch gelegentlich andeutungsweise erlebbar), wird noch im nächsten Kapitel zu erörtern sein. Wie eben erwähnt, dürften beide letzteren Ich-Faktoren für das Fix-Gegebenerscheinen des Ich, das ist für das Erleben von „Ich-Konstanz" und — sit venia verbo — von „Ich-Kompaktheit" bedeutsamer sein als das Reaktions-Ich.

Halten wir uns vorerst an das Reaktions-Ich und an die Scheidung von Objekten und Ich in einem Bewußtsein, so sind meines Erachtens in ihrer Herkunft

Digitized by Google

hinreichend weit zurückverfolgt Objekte, Ich und Bewußtsein: Abkömmlinge der motorischen Zuwendung, des „Hingenommenseins", Abkömmlinge physikalisch-chemischer Veränderungen der Oberfläche unter Umwelteinflüssen und der motorischen Reaktionen darauf, Abkömmlinge von Reflexen und Reaktionen auf Oberflächenreiz (z. B. kontralateraler Fluchtreflexe oder direkt gerichteter Feindreflexe), also der Zuwendung oder Flucht. Kurz, Objekte (und damit eine gegliederte Außenwelt), Ich und Bewußtsein sind Abkömmlinge der einfachsten reizvernichtenden und das Gleichgewicht des Organismus wieder herstellenden Reaktionen auf die Umwelt, gegen eine Gegenwelt im Sinne Üxkülls (wie eben auch alles Reaktive im Psychischen).

Zugleich sind Außenwelt, Ich und Bewußtsein die differenziertesten Mittel der Orientierung in der Umwelt mit im Grunde der gleichen Aufgabe wie die einfachsten Reaktionen: der Reizvernichtung und Reizfernhaltung (Unlustscheu und Unlustprophylaxe), aber auch darüber hinaus der Reizverdauung und Reizverteilung (O. Pötzl). Sie bedeuten also eine Reizbewältigung in einer unendlich eindrucksreicheren Welt eigener Schöpfung; aber mit demselben Endeffekte wie die Freß-, Flucht- und Feindreflexe der Einzeller nach Üxküll. Sie sind ja wie diese und wie die besonders von Pötzl in seinen Arbeiten über die Gegenreaktion der Zentren klargelegten Bremsungseffekte und Verteilungsumwandlungen: Mittel, nur differenziertere Mittel, das Lebensgleichgewicht gegen Umweltreize wieder herzustellen. Zugleich aber liegt offen, daß ohne diese Reize, gegen welche die Funktionen und Mechanismen der Bekämpfung vom Organismus entwickelt werden müssen, daß ohne dieses Erleben auch das Leben selbst nicht möglich wäre, wie auch schon die einfachsten Organismen der Umweltreize wohl bedürfen, um auf die Dauer ihr Leben zu erhalten.

So dient die Erstellung von Objekten, Ich und Bewußtsein ebenfalls der Bewältigung der Umwelt, und zwar gerade, wie schon Kaiser Marc Aurel, der Schüler der Stoa, wußte: der spezifisch menschlichen — der Stier aber habe eine stierhafte Umwelt —, denn auch wir bemerken nur, was uns Menschen angeht und berührt, erleben im Grunde nur, was uns betrifft, alles im wahrsten Sinne des Wortes. Wie bei den Einzellern Üxkülls, erfolgt diese Bewältigung auch beim Menschen mit Mitteln der Innenwelt (im biologischen Sinne genommen), aber diese Erstellung von Objekten, Ich und Bewußtsein bedeutet zugleich die endgültige „Psychisierung" der die Umwelt bewältigenden Innenweltsmittel.

Die so gewonnenen differenzierten Inhalte, Akte, Leistungen, wie darunter eben Objektgestaltung, Ichgestaltung und Bewußtsein, werden vorbereitet und finden ihre unbemerkten, vorbewußten (Erlebnishintergrund), in letzter Linie unbewußten chemisch-motorischen Grundlagen in einer „gemeinsamen intermediären psychischen Schicht", welche die verschiedenen im Bewußtsein und bewußten Erleben differenziert auseinandertretenden psychischen Leistungen und Bereiche zusammenhält, in einem unterkellert und gemeinsam fundiert. Diese gemeinsame intermediäre psychische Schicht des Unbemerkten ist das Reich: der Gemeinempfindung und ihres rhythmischen Ablaufes, der Triebe und der

Digitized by Google

Psychomotilität. Letztere ist im Sinne von Wernicke und Kleist gemeint, das ist als die Motilität der Triebbewegungen und der Ausdrucksbewegungen wie der Einstellbewegungen (Kleist). Diese letzteren entsprechen meinen Zuwendungsimpulsen und Hinaustendenzen auf Impressionen, den Hinansentwicklungsimpulsen und Pötzls Bewegungsmelodien, welche zum Überleben kommen können. Zugleich ist die intermediäre psychische Schicht das „Quellgebiet", weil der Triebe, auch der Strebungen und der Vorstufen der Affekte („Gestimmtheiten" nach Kronfeld), welch letztere meines Erachtens der Gemeinempfindung und beide im Grunde den Triebbewegungsrelikten zuzuzählen sind (siehe unten). Zugleich umfaßt dieses Reich die Vasomotilität und anderes Vegetatives, deren Effekte unsere Triebe und Affekte begleiten, wie sie aber auch dem Wärmehaushalt und damit zugleich der Schutzregulierung gegenüber Temperatureinflüssen, also gegenüber Umwelteinflüssen, und ebenso als Schutzmechanismen des Stoffwechsels dienen, ihn vor übermäßiger Inanspruchnahme schützen.

In dieser Schicht durchflechten sich sonach Funktionen der „Aktionssysteme des allgemeinen Chemismus", das ist des vegetativen Nervensystems und endokrinen Systems, mit Funktionen der „Reaktionssysteme", das ist des animalen Nervensystems und der Psyche. Darin liegt jene Scheidung der Systeme, welche ich 1924 am Naturforschertag in Innsbruck anläßlich der Diskussion der Heredo-Degenerationen vorbrachte. (Genaueres hierüber vergleiche in meiner Balneotherapie der Geisteskrankheiten im Handbuch der Balneologie, Band 5, 1926, Kap. „Konstitutionsgrundlagen der endogenen Psychosen" und noch unten, sowie als einschlägig bei E. Stransky (Wien), die „Thymopsyche" gegenüber der „Noopsyche" und sein „Thymo-Vasomotorium", Handb. d. Psychiatrie, Band 6, des spez. Teils 1911: „Das manisch-depressive Irresein".)

Diese intermediäre psychische Schicht wäre ein Leistungsbereich, in welchem Psychisches und Physisches, innig durchschlungen, ein noch ungetrenntes und ungestaltetes Gemeinsames bilden, und welchem Gebiete auch zugehört: der jeweilige Erlebnishintergrund, entsprechend W. James „Fringe", der „Fransensaum um die Lampe oberbewußter Gedanken", jene unbemerkten „Gedankenatmosphären", die meinem im Kap. I 1928 erwähnten Kranken als den Denkfortschritt höchst störend bemerkbar wurden. Dem entspricht als gemeinsamer Bereich das Freudsche „Unbewußte" und „Vorbewußte". Und nun schöpfen wir vergleichend noch eine Handvoll aus dem tiefsten Weisheitsbrunnen, welcher in unserem Zeitalter sich der Menschheit erschloß, und zwar aus einem Briefe Goethes, 5 Tage vor Goethes Tode, 17. III. 1832 geschrieben, nach Emil Ludwig „Goethe" (Volksausgabe 1924 bei Cotta, S. 690). Mitte März schreibt Goethe an W. v. Humboldt fast ohne Einleitung: „Die Tiere werden durch ihre Gegner belehrt, sagten die Alten. Ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls (sc. „Angst gegen Trieb"). Sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe dagegen wieder zu belehren.... Je früher der Mensch gewahr wird, daß es ein Handwerk, eine Kunst gibt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlage verhelfen, desto glücklicher ist er.... Denke man sich ein musikalisches Talent, das eine bedeutende Partitur aufstellen soll: Bewußtsein und Bewußtlosigkeit

Digitized by Google

werden sich verhalten wie Zettel und Einschlag. . . . Die Organe des Menschen, durch Übung, Lehre, Nachdenken, Gelingen, Mißlingen, Fördernis und Widerstand, und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtsein in einer freien Tätigkeit das Erworbene mit dem Angeborenen, so daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erstaunen setzt...."

Nun kann die Existenz eines solchen Übergangsgebietes vom Unbewußten und Vorbewußten in den Bereich des Bewußten mit gegenseitiger Beeinflussung — selbst wenn wir von den Ergebnissen der Tiefenpsychologie Freuds und seiner Psychopathologie absehen könnten — nicht geleugnet werden, ohne die Augen vor der psychopathologischen Erfahrung zu verschließen.

Ich erinnere hier nochmals an meinen Kranken (1909, 1911), dem seine „Gedankenatmosphären", besonders die Eindrücke aus der Kindheit, bei jedem Denkversuche höchst störend und den Denkfortschritt hemmend zum Bewußtsein kamen. Auch von anderen Kranken wird dergleichen entäußert: So als „Gedankenbruchstücke" aus der Peripherie des bewußten Denkens, von mir beschrieben unter dem Titel „Stereotype pseudokatatone Bewegungen in einem Ausnahmszustande" (1910, Ztschr. f. Psych. u. Neur.). Erst recht in chronischen Psychosen kommen Gedankenatmosphären und Bruchstücke aus dem im allgemeinen Unbemerkten zum Durchbruch. So konnte ich die „autochthonen Ideen" Wernickes, die „eingegebenen Gedanken gewisser Kranker" (1908 Aktionsgefühle) als Abkömmlinge des Unbemerkten erklären: wegen des dort von mir als Herkunftszeichen aus dem Unbemerkten hervorgehobenen Fehlens der Bewußtheit der eigenen psychischen Tätigkeit bei diesen Gedanken, des Fehlens der Bewußtheit der eigenen Produktion. Das gleiche Herkunftszeichen habe ich eben dort als ein Kennzeichen der Halluzinationen gegenüber den Vorstellungen und für ihre Herkunft aus dem Unbemerkten betont. Auch konnte ich 1911 diese Herkunft wahrscheinlich machen an einer bei Gesunden und Kranken sehr verbreiteten Gehörshalluzination besonderer Art, betreffs der „Halluzination des Anrufs mit dem eigenen Namen, mit und ohne Beachtungswahn". Sowohl für diese Halluzination wie für den Beachtungswahn, die Eigenbeziehung, ließ sich in der so betitelten Arbeit (Deuticke 1911) die Herleitung aus einem besonderen vorbestehenden Gemütszustande durchführen. Desgleichen konnte ich dies gelegentlich später an einer scheinbar unverständlichen Halluzination des Gehörs „Parschneppsen": Sie entsprach und entsprang der von der Patientin einmal gehörten, auf sich und ihre Schwester bezogenen Äußerung: „Ein paar Schneppen". J. Reinhold hat in einer höchst interessanten Studie über die „polyglotten Halluzinationen" unter Heranziehung seiner eigenen Fälle, solcher von A. Pick, und noch anderer von mir veröffentlichter Fälle die Herkunft aus einer inneren psychischen Situation klargelegt, daß nämlich die Halluzinationen nach Inhalt und Art die Herkunft aus einer Vorstufe des Oberbewußten erkennen ließen. Am Innsbrucker Naturforschertag 1924 habe ich in der Diskussion zu einem Falle von Boström formuliert, daß meines Erachtens die Halluzinationen nicht irgendwie anders geartete Wahrnehmungen seien, sondern als Entäußerungen

Digitized by Google

aus einer Etappenstation auf dem Wege zwischen Impressionsremanenzen und Vorstellung imponieren. Daß oft bei dem gleichen Kranken mal Halluzinationen und mal Wahnideen die gleichen Inhalte innerer psychischer Situationen zum Ausdruck bringen, ist uns Psychiatern ja allgemein geläufig: die sich so verratende psychische Situation ist aber dem Kranken durchaus nicht bewußt, sie gehört zum determinierenden Erlebnishintergrunde, und die Halluzinationen entsprechen den vielleicht bildartigen Gestaltungsetappen zugleich Hintergrundserlebnissen, die in den Vordergrund drängen.

Mit Recht spricht in seinen Vorlesungen O. Pötzl bei gewissen akuten und chronischen Psychosen von einem Einbruch des Unbewußten ins Oberbewußtsein, vom Eindringen des Erlebnishintergrundes ins bewußte Erleben, in den Vordergrund des Bewußtseins. Daher mag es uns auch nicht wundern, daß so häufig in solchen Psychosen hervorbricht: ein mystisch-magisches, das magisch-archaische Denken nach Reis und Storch. Mit Recht haben diese es in Anlehnung an Freud mit dem Denken der Primitiven verglichen; vgl. in einem späteren Kapitel die „Kollektiv-Vorstellungen" der Individuen primitiver Stammesgemeinschaften nach Levy-Brühl. Dergleichen psychotische Zustände mögen beinhalten: sei es ein Rückgreifen auf primitive Mechanismen des Denkens wie zugleich auf „Urphantasien" der Kindheit im Freudschen Sinne (Allmacht des Ich, Allmacht der Gedanken, Gottähnlichkeit, König d. i. der Vater, Held d. i. der siegreiche Empörer und Sohn usw.), sei es wenigstens ein von mir als „unfertiges Denken" (1918) beschriebenes Abweichen auf dem Wege zum „vollendeten orientierenden Denken mit Objektivität und Ichgerichtetheit". So kommt es wohl aus denselben Ursachen, welche die Abschluß- und Bilanzfähigkeit im Denken stören, welche die Halbfabrikate von Gedanken liefern, und welche das magisch-archaische Denken hervorbrechen lassen — zu dem von verschiedenen Seiten für solche Zustände hervorgehobenen „Verschwimmen der Ich-Grenzen" besonders in ekstatischen Erlebnissen. Aber auch bei einer durchaus besonnenen und nicht geisteskranken Patientin mit Depersonalisation fanden sich vorübergehend Zustände, welche sie selber folgendermaßen charakterisiert: „Mein Körper saß wohl auf der Bank unter den Kolonnaden, mein Geist aber war um die ganze Welt" (Aktionsgefühle 1908). Andere unter meinen Patienten mit vorübergehenden Depersonalitationszuständen (noch nicht veröffentlicht) erlebten zugleich oder in momentaner Abwechslung die Anwesenheit samt Examen in meinem Ordinationszimmer, wie das Versetztsein an einen anderen Ort, ähnlich wie es ja Hughlings Jackson in seinen dreamy states der Epileptiker beschrieb.

Wenn auch in diesen letzteren Beispielen die Beziehungen zu einer Schichte unterhalb des Oberbewußten nur an einem einzigen Zeichen, dem Mangel der Bewußtheit: in bestimmten Akten psychisch zu agieren, aufzuzeigen ist, verfügen wir in der Psychopathologie doch noch über reichlich Fälle mit offensichtlichem Einbruch des Unbewußten ins Oberbewußtsein. So spricht sich das Unbewußte und Vorbewußte aus in ganz zusammenhanglosen, faseligen sprachlichen und schriftlichen Entäußerungen evtl. bei guterhaltener Satzform, im „Wortsalat" und „Satzsalat" der Schizophrenie, oder in verworrenen Wahnideen,

Digitized by Google

wie auch in scheinbar durch den Erklärungswahn begründeten, den motivierten Wahnideen der Dementia praecox und Paranoia. Wahnideen und Gefasel kann man zum Teil mit Hilfe der psychoanalytisch festgestellten typischen Traumsymbole Freuds und anderer Bezugssysteme im Unbewußten nach Freud enträtseln. Ganz allgemein konnte ich solche Erscheinungen als Produkt des „unfertigen Denkens", als entäußerte Halbfabrikate des Denkvorgangs auffassen (Hypnosenarbeit 1918, und nochmals Dementia-praecox-Monografie 1923). In letzterer Arbeit habe ich das unfertige Denken und noch anderes bei solchen Kranken als im Grunde motorische „Zuwendungsgestörtheit" aufzuklären versucht. Psychisch habe ich dergleichen Störungen (1908 Aktionsgefühle) auch als „Überleitungsstörungen im Fringe" bezeichnet und (Lotos 1909) nicht nur von Übererregbarkeit des Bemerkens (Gedankenatmosphären) sondern auch von Untererregbarkeit des Bemerkens, von erschwerter „Fringe-Erweckung" je ein Beispiel bringen können. Ich erinnere hier wieder an den ebenfalls schon erwähnten Kranken, dem die Gedankenatmosphären — wenigstens in ihrer Wirksamkeit — fehlten, d. h. nicht erweckbar waren, so daß ihm das Verstehen abstrakter Worte unmöglich war, weil sie ihm nichts besagten, weil nichts dazu auftauchte.

Fehlen der Fringeerweckbarkeit vermute ich auch in jenen seltsamen von mir (Festschrift für Helouan 1914, Cairo, Société orientale de Publicité) beschriebenen Zuständen nach epileptischen Anfällen, in welchen bei anscheinend voller Besonnenheit eine geradezu groteske Suggestibilität, eine Gehirngefügigkeit im Sinne Bernheims d. h. fast wie in der Hypnose bestand. Nach mehreren Anfällen wird ein jugendlicher epileptischer Schuhmacher von der Polizei wegen tobsüchtiger Erregung zur Klinik gebracht und zwar im „Etui" des Volksmundes, d. h. in einer geschlossenen Tragbahre. Ich lasse ihn losbinden, und er geht neben mir von der Aufnahmekanzlei durch den beschneiten Hof zur Klinik. Auf dem Wege fällt mir aus der zerrissenen Tasche des Ärztemantels ein Schlüssel in den Schnee, der Pat. bückt sich sofort, reicht mir den Schlüssel und sagt: „Bitte, Herr Dr., hier ist der Schlüssel". Nachdem wir die 2 Stockwerke zur Klinik emporgestiegen waren, entwickelte sich ungefähr folgendes Gespräch. Befragt, wer er sei? Pat.: Ich bin Jesus Christus. Und wer bin ich? Sie sind Gott Vater. Wo sind wir hier? Im Himmel. Was liegt da draußen? Schnee. Gibt es Schnee im Himmel? Nein. Wo sind wir also? Auf der Klinik. Wer bin ich? Der Arzt. Und Sie? A. W. (nennt den richtigen Namen) Schuhmacher aus Bl. Ich dachte, Sie sind Jesus Christus? Pat.: Ja, der bin ich. Und wer ich? Sie sind der liebe Gott. Wo sind wir? Im Himmel. Was ist da draußen? Schnee. Wie ist der Schnee gefärbt? Weiß. (Ich): Nein, der ist doch rosenrot. Pat.: Ja. (Ich): Nein, der ist doch blau. Pat.: Ja blau. (Ich): Erst sagen Sie rosenrot, dann sagen Sie blau. Wie ist der Schnee also? Pat.: Violett. (Ich): Ich glaube aber, das ist gelb und braun, wie Pech und Schwefel? Pat.: Ja. (Ich): Wo sind wir? Pat.: In Sodom und Gomorrha. (Ich): Wir sind doch auf der Klinik. Pat.: Ja. Wer bin ich? Der Arzt. Und Sie? A. W. Schuhmacher aus Bl. (Ich): Sie sagen doch, Sie sind Jesus Christus? Pat.: Ja, der bin ich. (Ich): Können Sie Stiefel machen? Ja. (Ich): Macht Jesus Christus Stiefel? Nein. Wer sind Sie? A. W. aus Bl. In diesem Beispiele gehört das Moment, daß

Digitized by Google

sich Pat. spontan als Jesus Christus bezeichnet hat, als Symptom der sogenannten „Gott-Delirien" wohl einem vorausgegangenen epileptischen Delirium an. Danach bestand aber ein durchaus besonnen scheinender Zustand, in welchem es gelang, durch suggestive Fragestellung den Gedankengang, ja auch die Orientierung des Pat. über sich selbst und seinen Aufenthaltsort zu lenken — und gewiß nicht weniger zu beeinflussen als im hypnotischen Experiment. Dieses Spiel ließ sich in verschiedenen Modifikationen noch tagelang wiederholen, trotzdem sich Pat. in der Klinik leicht zurechtfand und ganz geordnet benahm.

Ähnliche Versuche konnte ich in der Schlaftrunkenheit eines durch meinen Eintritt ins Wartezimmer plötzlich aus dem Mittagschlafe geweckten jugendlichen Ordinationsdieners von mir machen. Man kann vermuten, daß in diesen Zuständen Beziehungen einer mangelhaften Erweckbarkeit des unser oberbewußtes Denken begleitenden und auch lenkenden Unbemerkten zum suggestiven Effekte, d. i. zur Störung der Orientierung durch die Fragestellung usw., zur mangelhaften Sicherung der Denkresultate bestehen. Das stimmt zu jenem Schlusse, welchen ich aus anderen Prämissen in der Besprechung der intermediären psychischen Schicht (Lotosvortrag 1922 und Dementia-praecox-Monografie) gezogen habe. „Die unbemerkten Gedankenatmosphären bilden die apponierende Kondensdampfhülle und die Mutterlauge oberbewußter Gedanken, aus welcher diese auskristallisieren und woher sie ihre Denkrichtung und ihre Wirkungskraft, in beiden Sinne ihre Determination beziehen."

Nahen Bezug dazu, zum Fringe, haben — indem sie in ihn, resp. in die intermediäre psychische Schicht überhaupt eingehen: die Nachwirkungen früheren Erlebens, die „Remanenzen"; über deren Wesenheit ich aber damals (Dementia-praecox-Monografie) nichts auszusagen wußte. Das darauf Bezügliche nun, wie überhaupt das Einschlägige aus meinen biologisch-genetischen Anschauungen in der Psychologie und das, was sich daraus mit der Gestaltenpsychologie berührt, eben die Rolle und Wirksamkeit der „motorischen Zuwendung mit Hingenommensein", die Exoprojektion der Impressionen durch Hinaustendenz, wie ich es bis dahin formuliert hatte, für die Wahrnehmung: das alles läßt sich nunmehr besser formulieren und verstehen, auf Grund von O. Pötzls Forschungen. Pötzls neurologisch erarbeitete und fundierte Lehren können wir nun wohl folgendermaßen psychologisch formulieren.

Wir gelangen zur Objektgestaltung, zur Wahrnehmung von Gestalt und Struktur in unserem Erleben, indem die motorische Entladungsabfuhr — welche, von Triebspannungen und Oberflächenreizen herrührend, auf Triebziele und auf die Umwelt, auf die „Reizsender" Üxkülls zu gerichtet ist — gebremst wird, und indem die gebremsten Impulse einer Verteilung, einer Dispersion unterliegen, während aber ihre Bewegungsmelodie überlebt und gestaltend wirksam bleibt; ja indem vielleicht die Bewegungsmelodie, wie im Kapt. I angedeutet, bei Neuanregung etwa selber bremsend wirkt, wenn sie von früherem analogen Erleben her vorbesteht.

Nun auf einmal wissen wir durch Pötzl, was an der motorischen Zuwendung wahrnehmungsgestaltend wirkt und was die Gestalt sein könnte: Eben eine Be-

Digitized by Google

wegungsmelodie, eine spezielle, durch eine einzelne Art von Oberflächenreiz erweckte und daher gerade auf diesen Oberflächenreiz abgestimmte, jedoch nicht entladene, sondern als Tendenz und Bewegungsmelodie überlebende Impulsform, resp. Erregungsform mit Hinaustendenz; für die Gestalt mehrere derart (s. o.). Und wir wissen wohl auch noch etwas darüber hinaus, nämlich nun auch, was Engramme und Remanenzen sein könnten: nämlich wieder Bewegungsmelodien, als Reiz-Erregungs- und Impulsrest.

Bewegungsmelodien (dieser Art) also wären es, welche den Impressionen die Gestaltung zu Objekten schaffen, welche die Gestalt der Impressionen darstellen und vielleicht auch das darstellen, was als Remanenz (Ladungsrückstand) uns liefert: die „Erinnerung". Diese wäre das Wiedererleben von Situationen und die Wiederbelebung der zugehörigen Gestalten, und zwar, wie ich glaube, in jedem Wiedereinfallen wie bei jedem Reproduzieren willkürlicher Art (sog. passive und aktive Erinnerung) eine Art Neuentstehung gleichen Inhalts, indem die Bewegungsmelodie aus sich die Gestalten hier immer neu erschafft, während bei der erneuten Wahrnehmung die überlebende Bewegungsmelodie der Situationsergänzung und in deren Sinne der Objektgestaltung dient. So beantwortet sich uns vielleicht doch endlich — wenn auch nur teilweise und sehr hypothetisch — eine der großen Fragen der Psychologie, eben jene Frage, welche ein Fünfjähriger seinem Vater in folgender Form stellte: „Wenn man träumt, schläft man doch; wenn man schläft, hat man die Augen zu und man sieht die Sachen doch!" (Dabei bleibt vorerst der andere Problemanteil dieser Frage des Fünfjährigen, der Unterschied zwischen Bild [Traumbild] und Wahrnehmung [Objekt] noch außer Betracht.)

Greifraum, Sehraum, Orientierungsraum und deren Gliederung in Feldstrukturen (Vordergrundserlebnisse und Hintergrund) der Gestaltenpsychologie erscheinen im Sinne Pötzls betrachtet: als Hinausentwicklungsraum, als Richtungsraum gebremster und dispergierter motorischer Impulse, die Gestaltung darin als Produkt überlebender Bewegungsmelodien. Das Zeiterleben scheint zunächst anderen Ablaufsgesetzen zu folgen, denen des Gemeinempfindungsablaufes nämlich; aber vielleicht ist dieser Ablauf selbst wie die Gemeinempfindung in toto doch wieder zu denken: als Produkt auch einer Bremsung und Verteilung von Chemisch-Motorischem, und zwar aus dem allgemeinen Chemismus des Organismus entspringender Bedürfnisspannungen und damit (direkt aus dem Chemismus) sich ergebender Aktionen, also der Bremsung von Trieben und Triebhandlungen. Gegenüber dieser sekundären Herleitung des Zeiterlebens aber können wir schon primär die Feldstruktur im obigen Sinne, die Gestaltfunktion, die Wahrnehmung verstehen als Produkt aus der Bremsung motorischer Impulse und aus dem Überleben intendierter Bewegungsmelodien. Davon empfängt die Wahrnehmung ihre Struktur und Gestaltung.

Es ist, im Sinne Pötzls gesehen, der Vorklang und der Nachschall unserer Motilität, welcher unter der Mitwirkung einer bremsenden, absaugenden, ableitenden und verteilenden (zerteilenden) Querfunktion als Ganzheitsfunktion (Kurt Goldstein), als Gestaltfunktion (Wertheimer und Köhler) unsere Wahr-

Digitized by Google

nehmungen, unsere Außenwelt gestaltet. Man vergleiche z. B. nur (s. Kap. I) die Entstehung des einheitlichen Greifraumes, des Sehraumes, des Orientierungsraumes als Ganzheitsleistungen und als Entstehung von gestalteten Ganzen: durch diese Verarbeitung der Motilität. So verstehen wir vielleicht etwas von dem Wege, auf welchem die motorische Zuwendung ein Hingenommensein durch Impressionen liefern kann, und daß sie im weiteren durch Hemmungseinfluß und beim Ergreifen wie fernerhin beim Hantieren, Spielen und Schaffen eine wahrnehmende und orientierende Objektgestaltung liefern mag: eben durch Gebremstwerden und Überleben der Bewegungsmelodien angeregter aber nicht entladener Impulse.

Das wahrnehmende Erlebnis und das Wahrnehmungsobjekt, die Wahrnehmung und das Wahrgenommene, werden nun meines Erachtens erzeugt in unmittelbarem Zusammenstoß mit der Umwelt, geboren aus dem Schoße eines primären dumpfen Situationserlebens, entbunden durch den aktuellen Oberflächenreiz der die entsprechenden remanenten Bewegungsmelodien aufweckt. Dieser aufweckende Oberflächenreiz adäquater Art fehlt den Vorstellungen und deren Vorstufen, auch den „Bildern". Dagegen ist die „Hinaustendenz" hier als Denkgegenstandserstellung damit als Darstellungsfunktion und Bedeutungsfunktion der Bilder und Vorstellungen noch immer auffindbar: im „Meinend-Gerichtetsein" auf „Etwas". Dieser Probleme einer „Objektgestaltung je nach der Gegebenheitsweise" als Wahrnehmung, Bild und Vorstellung, wird später noch auch im Hinblick auf die Störungen des Gegenstandserkennens, d. i. die Agnosien, wie auf die Illusionen und auf die Traumbilder, zu gedenken sein, und zwar außerhalb des Rahmens dieser Arbeit. Denn so Bedeutsames gerade für eine motorische Psychologie die Genese dieser verschiedenen Gegebenheitsweisen von Gegenständen beinhaltet, fehlt hierfür hier doch der Raum.

Aus einer solchen motorischen Betrachtungsweise des Psychischen, wie sie hier vorgeschlagen wurde, ergibt sich vielleicht ein übersehbarer und gangbarer biologischer und psychogenetischer Weg: Ausgehend von dem Hineingepaßtsein der Organismen gerade in ihre jedeigene Umwelt nach Marc Aurel und J. v. Üxküll wie von des letzteren Freß-, Feind- und Fluchtreflexen bei Einzellern als deren Umweltreaktionen und Reizvernichtungsmittel, bis endlich zur psychischen und physischen Reizvernichtung und Wiederherstellung ihres Lebensgleichgewichtes bei den höchsten Organismen, zur Bewältigung der Umwelt mit Mitteln der Innenwelt, wie ich biologisch auch das Psychische definierte (Lotos 1922), und zur Psychisierung dieser Mittel der Innenwelt selbst.

Der Motilität haben wir diese zugleich biogenetischen und psychogenetischen Funktionen zugewiesen: also sowohl die primäre und grundlegende Funktion der unmittelbaren reflektorischen Reizvernichtung und Wiederherstellung des Lebensgleichgewichtes, wie die durch Hemmung der unmittelbaren Reaktionen sich ermöglichende Entwicklung und Psychisierung von Mitteln der Innenwelt zur Bewältigung der Umwelt. Die Aufzeigung der Bremsung der unmittelbaren motorischen Reaktionen, wie des Überlebens der Bewegungsmelodien als Grundlage der Remanenzen, wie die These der absaugenden und verteilenden Querfunktion als

Digitized by Google

Ganzheitsfunktion und Gestaltsfunktion, also von der Gegenwirkung der Zentren, begründet durch O. Pötzl, erscheint geeignet, den bislang im Dunkeln liegenden biologischen Weg vom Reflex zur Psychisierung, zur Wahrnehmung und zu den Remanenzen zu erhellen.

Mit gutem Grunde weist Pötzl dieser Verarbeitung der Motilität neben ihrer Funktion als Wahrnehmungsbildner (Quer-, Ganzheits- und Gestaltfunktion) auch eine morphogenetische Wirkung — (s. o. auch den Schlußsatz in Goethes Brief an Humboldt) — für die Differenzierung des Zentralnervensystems, speziell des Gehirnes zu. Schlagen wir diesen seinen Weg ein, so gelangen wir durch Pötzls hirnpathologisch erarbeitete hirnphysiologische Feststellungen auch auf sichereren Boden für die experimentell erarbeiteten Lehren der Gestaltenpsychologie und für meine biologisch-genetischen psychologischen Anschauungen, welch letztere bislang nur auf dem unsicheren und gefährlichen Boden der psychologischen Auswertung psychiatrischer und psychopathologischer Erfahrungen stückweise ertastet wurden, welche sich aber nunmehr auf die Wirksamkeit der Pötzlschen Bewegungsmelodien und die Gegenwirkung der Zentren für die Objektgestaltung und Wahrnehmung, wie für die Psychisierung unserer Innenweltsmittel überhaupt berufen können (nach S. 6, 7, 8, 9 meiner „Objektgestaltung und Wahrnehmung").

Vielleicht ist es möglich, auch ein Zwischenstadium zwischen Zuwendung zum Oberflächenreiz, zwischen der Impression einerseits und der Objektgestaltung andererseits und damit einen weiteren Beleg für die motorische Herleitung des Sensiblen und Psychischen herauszustellen. Als solches Zwischenstadium erscheint es mir, wenn man etwa nach eben vollzogener Entspannung nach der Arbeit, noch ohne sich neu gesammelt zu haben, die Zeitung nimmt und die Zeilen überfliegt, d. h. die Augen entlang der Zeilen bewegt, ohne noch den Sinn des Satzes oder die einzelnen Worte aufzunehmen. Hier wird die Zuwendung ausgeführt, man hat die Impressionen und das Situationserleben eines Zeitungslesers, aber noch ohne Objektgestaltung, ohne die Dispersion zu Sinn und Wort.

So ersehe ich wenigstens in Umrissen einen Weg, auf welchem aus physiologisch-motorischen Innenweltsmitteln (im Dienste der Umweltsbewältigung) die psychisierten Innenweltsmittel, „Sensibles" und „Sensorisches" werden können, ein „äußeres" Erleben, Situationserleben, ein Widerfahren, Erleiden, und endlich ein Erfahren: die Impression, das psychische Erlebnis, Beeindruckung und Hingenommensein, kurz die psychische Zuwendung aus der motorischen Zuwendung, und endlich eine gegliederte Außenwelt mit der Scheidung von Erlebtem und Erlebendem, Ich und Objekten in einem Bewußtsein. So bewegten wir uns bislang — anderes nur immer wieder streifend — vorerst hauptsächlich auf dem Gebiete der Umweltreaktionen, der Einzelimpression: zwecks Suche nach jenem entscheidenden Vorgange, welcher die Psychisierung der meines Erachtens primär motorischen Innenweltsmittel zur Bewältigung der Umwelt darstellt, welcher die Psychisierung der motorischen Mittel des Lebens für das Erleben bedeutet.

Wie hier nochmals zusammengefaßt sei, erblickte ich diese Mittel zur Bewältigung der Umwelt: in der Hinausentwicklung von Teilen des Organismus auf lokale Oberflächenreize, und eine weitere Machtsteigerung zugleich mit der Psychisierung dieser

Digitized by Google

Hinausentwicklungsmittel begründet: in der Retardation und Retention dieser Hinausentwicklungsimpulse zu „Zuwendungen", zu einem „Zuwendungsbetrag" (Zuwendungs- und Lustbetrag der Motilität, ZschNPs. 1924, Bd. 90, N. 1/2) und zu Impressionen, welche in ihrer Exoprojektion im „Erleben der Beeindruckung als von Außen kommend", den Stempel der Hinausentwicklungstendenz, also des Motorischen, tragen. Nach der vertieften und neurologisch fundierten Auffassung O. Pötzls ist in der Bremsung der Hinausentwicklungsimpluse unter und durch Dispersion derselben innerhalb des Zentralnervensystems und weiter im Erleben der Hinausentwicklungsimpulse als überlebende Bewegungsmelodien herausgearbeitet, was uns zur Erkenntnis der Wahrnehmung dienen kann. Unter diesem Gesichtswinkel gesehen, erscheinen auch Erfahrungs- und Erinnerungsmöglichkeiten, also die Wiederkehr von Wahrnehmungsinhalten als Vorstellungen usw., als ein Ladungsrückstand, welcher etwas dem ursprünglichen Hinausentwicklungsimpulse auf ein entsprechendes Erleben hin irgendwie Adäquates enthalten muß. Wie ich glaube, ist darin auch die Hinausrichtung dieses ursprünglichen Reaktionsimpulses noch immer gegeben: und zwar als Sinnesspezifizität der Vorstellung wie der Wahrnehmung. Dieses der Herkunft nach Motorische am Psychischen, d. h. am Sensiblen, an der Impression, an der Wahrnehmung wie der Vorstellung wird endlich fixiert, nicht nur in der Sinnesspezifizität des Sensiblen, sondern auch in einer gleichzeitig aus dem Hinausentwicklungsimpulse (unter interpolierter Bremsung zur Hinaustendenz) resultierenden Gerichtetheit, der intentionalen Gerichtetheit, welche zugleich noch die Bewußtheit, gerichtet zu sein, d. h. psychisch zu agieren, fundiert. So resultiert endlich eine immer wieder motorisch fundierte Scheidung von Erlebtem und Erlebendem mit der Bewußtheit des Gerichtetseins, mit „Zuwendungsbewußtheit", gegeben in einer jeweiligen Zuwendung mit der Bewußtheit des Psychisch-Tätigseins, psychisch zu agieren. Und so erfahren wir endlich auch etwas über eine Grundlegung des Ich, über eine von dessen Grundlagen, etwas von dem, was das Subjektive (nach P. Natorp ist dies eben das Psychische) eigentlich sei: in der Scheidung von Ich und Objekten in einem Bewußtsein und durch die Bewußtheiten der psychischen Aktionen, welche ich als Aktionsgefühle in Fällen, wo sie gestört waren, in ihrer Wirksamkeit für das normale psychische Geschehen erkennen und beschreiben konnte, und jetzt als die Bewußtheiten der Zuwendung und der jeweiligen Form derselben bezeichnen möchte, soweit sie sich auf die Außenwelt beziehen. Dieses Ich des Impressionserlebens habe ich ja schon oben bei den Reaktionen auf Oberflächenreize als deren endlichen Ausbau zusammen mit der Objektwelt herauszustellen versucht: als „Reaktions-Ich". Da zur Grundlegung des Ich, so einheitlich es uns im Erleben scheint, noch mehrere Faktoren zusammenwirken, welche ebenfalls als Motorisch-Psychisches, aber anderer Art, von mir angesprochen werden, so komme ich an entsprechender Stelle (im nächsten Kapitel) auf die anderen motorischen Ich-Grundlagen, die anderen Ich-formierenden Faktoren, noch zurück; sie sind oben schon genannt.

Noch eine allgemeine und aus dem bisherigen erfließende Erwägung ist oben schon in der Scheidung verschiedener Ichs (vielleicht auch eines passiven und aktiven Ich) angedeutet und sei nun genauer ausgeführt. Meiner Auffassung

Digitized by Google

nach steht der motorische Akt reaktiver Oberflächenreiz-Beantwortung in Hinausentwicklungstendenz und Exoprojektion: an der Wurzel des Sensiblen. Es steckt eine reizbeantwortende Hinaustendenz in der Impression, also an der Wurzel einer Form der Psychisierung, eben der Psychisierung von Oberflächenreizeffekten und Oberflächenreizrelikten zum Sensiblen, und weiter in Wahrnehmung und Remanenz. Es mutet nun diese „Zuwendungsform" in „überlebenden Bewegungsmelodien" für den Beobachter, aber auch im Akte der aktiven Aufmerksamkeit für den Erlebenden selber, wenigstens dem Vorgange nach, aktiv an, eben als agierte Reaktion. Aber indem der Hinausentwicklungsimpuls eine Retention, eine Hemmung zur Hinaustendenz, oder im Sinne Pötzls ausgedrückt, eine Bremsung und Verteilung innerhalb des zentralen Nervensystems erfährt, wird er psychisiert zur Beeindruckung, und erscheint damit im Erleben des Sensiblen und Psychischen passiv. Die Hinaustendenz wird ein passiver Erlebnisvorgang und das zugehörige Reaktions-Ich ein passiv Erlebendes.

Das Erleben dieser Beeindruckungen ist eben immer — sogar auch im aktiven Aufmerken — ein Widerfahren, ein Erleiden: die gebremste motorische Reizbeantwortung, die überlebende Bewegungsmelodie, soweit sie zur Impression oder zu deren Ausgestaltungen wird, liefert also „psychisiert" als ihr Sensibles ein irgendwie passives Erleben. Und hier erinnern wir uns an Pötzls Formulierung: „Daß die Wahrnehmung ein Mittel ist, sich einer ‚erteilten' Situation zu bemächtigen", vgl. Pötzls Ableitung dieser Auffassung aus der paradoxen Kontraktion bei passiver Stellungserteilung an seinem Falle von Lagegefühlsstörung. Ich möchte hier Pötzls Auffassung unterstreichen: der Wahrnehmung als einer Bemächtigungsform einer „erteilten" Situation. Das würde bedeuten, daß ein reaktiver motorischer Vorgang in Psychischem und Sensiblem zu einer passiv erlebten Situation wird. Dabei ist es allgemein eine physiologisch-passiv erteilte lokale physikalisch-chemische Veränderung der Körperoberfläche (Oberflächenreiz), welche reaktiv das erste Psychogenetische dieses Vorgangs, die reaktive Hinausentwicklungstendenz setzt, welche ihrerseits zum passiv erlebten Sensiblen des Beeindrucktwerdens, des Widerfahrens und Erleidens führt, ja wird. In den Reaktionen und Impressionen in und mit den zugehörigen „Oberflächenmethoden der Umweltbewältigung und Reizbewältigung", wie ich es nennen möchte, und in den „orientierenden Methoden", wodurch sich der Organismus zwar einer einwirkenden und bedrängenden Umwelt bemächtigt, aber indem er sich ihrer zu erwehren hat und erwehrt (mittels Flucht- und Feindreflexen, und indem er weiterhin diese Umwelt zu Objekten und zu einer Außenwelt gestaltet): ist das passive Widerfahren, Erleben, Erleiden und Erfahren begründet und mit ihm das passiv Erlebende, das Reaktions-Ich.

Diesem Impressions-Erleben steht gegenüber die zweite Gruppe des Sensiblen, die Gemeinempfindung, welche meines Erachtens aus dem Triebleben herrührt. Die Gemeinempfindung wird, selbst wo sie unter äußeren Einflüssen des erreichten Triebobjekts, also durch Triebstillung Veränderungen erfährt, primär nicht als Beeindruckung, nicht als „von außen erteilt", erlebt, ebensowenig die Triebhandlung als reaktiv. Im Gegenteil, Trieb- und Triebhandlung werden als im höchsten

Digitized by Google

Grade aktiv, als aus dem eigenen Innern kommend, also wenn sich schon ein Ich ergeben hat, als „Ich-näher" erlebt (der Ausdruck Ich-näher stammt meiner Erinnerung nach von Freud, ist aber bei ihm in einer anderen Beziehung verwendet). Es verhält sich der Organismus in den Triebhandlungen nicht wie ein passiv reagierender Verteidiger einer Festung, welcher eine Stellung besetzt, um sich eines Angriffes von außen zu erwehren, also nicht wie in der Bewältigung der Umweltreize durch die Oberflächenreaktion, sondern aktiv wie ein Eroberer. In den Trieben geht der Organismus auf Triebziele, bemächtigt sich in den Triebhandlungen der jeweiligen Triebobjekte, um ihres Besitzes willen, er verleibt sich in gewissen aktiven Bemächtigungen vitaler Haupttriebe das ein, wozu sein innerer Chemismus ihn treibt, was dieser fordert. Daß auch die Willensaktivität, die Willkürbewegungen und somit, ich möchte sagen, das „Aktive in uns überhaupt" in letzter Linie auf Triebaktivität und somit auf den inneren Chemismus zurückgeht, wird noch zu erörtern sein (s. u.).

Dieser „aktive" Bemächtigungs-, respektive Einverleibungsvorgang charakterisiert die Triebe. Die Triebhandlungen bemächtigen sich des für den inneren Chemismus, vor allem für den Stoffwechsel des Organismus Notwendigen motorisch oder sie entladen motorische Spannungen, die der innere Chemismus erzeugt. Besonders in der Bemächtigung und Einverleibung des für den Stoffwechsel Notwendigen gehen sie auf einige Bestandteile der Umwelt des Organismus, aber auf ganz bestimmte, nicht etwa von zufälligen unter den „Reizsendern" (Üxkülls) aus der Umwelt dargestellte. Im Triebe richtet sich der Organismus auf spezielle Reizsender, auf dasjenige unter den Umwelteinflüssen, was für seine biologische Selbsterhaltung nötig ist. In diesem Zusammenhange aber gewinnt — entsprechend den Selbsterhaltungstrieben, den sogenannten „Ichtrieben" — der Begriff „Selbsterhaltung" eine andere Bedeutung, eine aktive: während davon abzugrenzen sind „die Selbsterhaltungstendenzen der Oberfläche", die Unlustscheu und Unlustprophylaxe gegenüber Beeindruckungen, als passive Selbsterhaltungstendenzen, als Entgiftung und Verdauung (Pötzl) an der Oberfläche gesetzter Reize oder von starkem Reizzuwachs wirksam, eine Verteidigung gegenüber Schädlichkeiten seitens der Umwelt, ein „Sich-seiner-Haut-Wehren" und ein „Sichbewahren". Die aktiven Bemächtigungen der Triebe aber gehen, wie erwähnt, wenn auch nicht auf Bedrohendes, so doch auf Bestimmtes. Auch sie sind also, zum Teil — eben vom Bewegungstriebe und Schlaftrieb abgesehen — wie die Zuwendungen, auf Äußeres hin gerichtet; aber die Triebaktionen sind zum Unterschiede von den Oberflächenreaktionen nicht aus lokaler Einwirkung entsprungen, sondern aus einem „Allgemeinen und Innern". Sie sind aus dem innern Chemismus erflossen, und gewisse von ihnen stehen zugleich wieder im Dienste des allgemeinen Chemismus, indem sie ihm „aktiv" das zur „aktiven Selbsterhaltung" Notwendige zuführen. (Über einen entsprechenden aktiven Ich-Anteil siehe später bei der Willkürbewegung.)

Daß Triebhandlungen aus dem inneren Chemismus kommen, und ihm wieder direkt dienen, zeigt sich direkt im Durst und im Nahrungstrieb. Weniger deutlich

Digitized by Google

und offensichtlich ist dieser rückläufige Weganteil in anderen, ebenfalls vitalen Trieben. Immerhin habe ich auch den Bewegungstrieb, wenigstens der wachsenden Kinder, als dem Stoffwechsel entsprungen und wieder der Stoffwechselförderung dienend, im Kapt. I nach Schloßmann und Walko erwähnt. Desgleichen entspringt der „Schlaftrieb" dem Rhythmus des allgemeinen Stoffwechsels, der Schlaf erscheint als eine aktive Leistung des Gehirns und der Motilität, hier aber sozusagen auf den eigenen Körper gewendet, als Triebobjekt, im Sinne der Abwendung und Absperrung vor der Umwelt und dient dem Stoffwechsel und Organismus, nämlich zur Erholung, auch hat er wohl eine Entgiftungsleistung. Daß auch der Geschlechtstrieb aktiv treibend und handelnd ist, Lust sucht und in der Regel ein Objekt sucht, soll an dieser Stelle noch nicht ausführlicher dargestellt werden. An ihm wird aber auch eine Entgiftung — des allgemeinen Stoffwechsels, nicht etwa äußerer Reize wie in der Reizverdauung zur Impression und Außenwelt — deutlich. Vielleicht ist diese entgiftende Funktion bei ihm noch deutlicher als an anderen direkt dem Stoffwechsel dienenden Trieben (s. u.). Über die „Vergiftung durch Liebe" wird später noch etwas beigebracht werden. Daß ungestillter Hunger, Durst und vielleicht auch dauernde Hemmung des Bewegungstriebs vergiftende Stoffwechselprodukte liefern, ist teils erwiesen (Azeton, Azidosis im Hunger), teils wahrscheinlich.

Hier können wir formulieren: Passiv ist das reaktive Erleben, Erleiden und Erfahren einer Außenwelt, aktiv ist die Triebaktion, das Suchen der Befriedigungslust in der Triebstillung, der Organlust Freuds, das Lust-Streben der Triebe wie das triebhafte Sichbemächtigen und Einverleiben der jeweils triebgerechten Objekte aus der Umwelt. Triebbewegungen entspringen dem allgemeinen Chemismus und dienen ihm aktiv durch vom Organismus ausgeübte, also ebenfalls aktive motorische Einwirkung auf seine Umwelt, während der Organismus dieser gegenüber passiv genannt werden kann, wenn er sie erleidet und erfährt, eben der die Umwelt erlebende und sie zur Außenwelt verdauende Organismus, respektive das Reaktions-Ich der Menschen.

In weiterer Verfolgung nun des anderen meiner Psychisierungswege, des zur Gemeinempfindung sind meines Erachtens noch einige besondere Ergebnisse zu ernten.

Wie es eine Bremsung der Hinausentwicklung auf Oberflächenreiz, also der Reflexe und Reaktionen gibt, wodurch diese Hinausentwicklungsimpulse zu Impressionen und Remanenzen werden und ein Oberflächen-Reaktions-Ich sich erlebend einem Erlebten, der Beeindruckung, respektive dem Objekt gegenüberstellt, wie es wohl auch eine Bremsung der Reflexe und Reaktionen aus und auf Lageveränderung des Gesamtkörpers gibt, welcher Bremsungseffekt als Relikt in ein „Körperstellungs-Ich" eingeht (s. u.): so gibt es auch eine Bremsung der Abkömmlinge des allgemeinen Chemismus, der Triebaktionen zur Gemeinempfindung, also auch eine motorische Entstehung dieses Psychischen und, soweit es bewußt wird, Sensiblen, und damit auch das „Gemeinempfindungs-Ich". Diese Bremsung von motorischen Aktionen aus dem allgemeinen Chemismus wäre, wie ja oben dargestellt, die motorische Grundlage von Gemeinempfindungszuständlichkeiten, Triebspannungen,

Digitized by Google

Bedürfnisspannungen, von Sehnsucht und Gelüsten. Im Hinblick auf Sehnsucht und Gelüsten nun wagte ich (Zuwendungs- und Lustbetrag 1924) zu sagen: Bremsung von Triebaktionen liefert meines Erachtens den „Lustbetrag" aus „restierender Triebaktivität". Auf diesen und auf die „Lustqualität" der Triebe überhaupt gehe ich später noch ein.

Vorerst noch die Darstellung eines weiteren Motorischen. Es ergab sich mir nämlich dort und anderweitig etwas, was vielleicht eine Einsicht in die psychische Beschaffenheit und Herkunft der „Willkürbewegung" bedeutet. Ich versuchte die Herleitung dieses Motorischen, der Willkürbewegung: aus einer Vereinigung des Lustbetrages (also restierender Triebaktivität, das ist von Chemisch-Motorischem) und des Zuwendungsbetrages (der Zuwendung, der Hinausentwicklungstendenz aus Oberflächenreizreaktion) zur Willkürbewegung. So analysierte ich die Willkürbewegung dahin: „Lustbetrag und Zuwendungsbetrag ergeben vereinigt die Willkürbewegung" mit Bewegungszielen, welche nun nicht mehr triebobjektgebunden und triebzielgebunden sind wie die Triebaktionen des allgemeinen Chemismus, nicht mehr reflexgebunden, nicht mehr „reflexunmittelbar" wie die lokalen Reaktionen der Oberfläche, die einseitig gerichteten Hinausentwicklungen auf Oberflächenreize in der Reizrichtung zu oder von ihr weg. Sondern die Willkürbewegungen werden angeregt von jener Zuwendung, jener Hinaustendenz, welche auch in den Remanenzen, in den Vorstellungen steckt, und erscheinen so als von der Reflexunmittelbarkeit befreit, als in „freiem" Antrieb von den Ich-eigenen, den „Ich-zugehörigen" Vorstellungen erregt. Diese Vorstellungen werden aber zugleich dabei zu frei gewählt erscheinenden „Triebziel-Äquivalenten", denn sie können anderes enthalten und enthalten es meist, als das Stillungsobjekt eines bestimmten Triebes. Vorstellungen würden so zugleich „Objekt der Zuwendung" und „Ziel eines Lustbetrages": Vorstellungen würden in diesem Vorgange Objekt und Ziel von restierender aus gebremsten Trieben stammender, aber vom Triebziel und Triebobjekt abgelenkter „entspezifizierter" und von der Zuwendung herbeigelockter und ihr addierter Triebaktivität, welche den Zielvorstellungen zugeführt wird. Um es mit Freud auszusprechen, würden diese Vorstellungen „besetzt" mit Strebungen, mit Libido, mit Quanten von Triebenergie (vgl. Zuwendungs- und Lustbetrag). So würde die Willkürbewegung frei von der unweigerlichen Richtungsgebundenheit des Reflexes und von der Unmittelbarkeit seines Ablaufs durch die Bremsung desselben zur Hinaustendenz und Impression, zur Zuwendung und zum Objekt, zur Wahrnehmung, respektive zur Vorstellung, zur Remanenz, letzteres beim Mangel eines aktuellen, eines momentanen Oberflächenreizes. Meines Erachtens entspringen ja Wahrnehmung wie Vorstellung beide im Grunde den überlebenden Bewegungsmelodien Pötzls (s. o.). Die Willkürbewegung ist also frei von der Unmittelbarkeit des Hinausentwicklungsimpulses, aber auch frei von der Unmittelbarkeit und von der Einseitigkeit der Triebzielrichtung auf das stimmende, das spezifische Objekt des Triebes, von der Einseitigkeit der Triebaktionsrichtung und des Triebobjektes. Vom Triebe bezieht die Willkürbewegung die Kraft, aber ohne Triebobjektsgebundenheit, den „Lustbetrag", vom Reflex und der Oberfläche, von der „Hinaus-

Digitized by Google

tendenz", von der Zuwendung bezieht sie die „freie Vorstellung" als Objekt und als Ziel und die Tendenz, die Richtung darauf zu, den Zuwendungsbetrag. Und endlich von der Bremsung beider Motilitätsformen hat sie die Freiheit überhaupt; man erinnere sich hier an Pötzls „durch Bremsung Freiheit gebende" Gegenwirkung der Zentren.

Diese Vereinigung entspricht aber einem schon lange durch Freud auf ganz anderem Wege, nämlich dem psycho-analytischen, grundlegend festgestellten Vorgange. Dieser Freudsche Vorgang ist: die Libidioverschiebung vom Triebziele weg auf Ich-Tätigkeiten, wenn die Triebbefriedigung auf Hindernisse stößt, also unter dem Einflusse der „Urverdrängung". Dem entspräche bei mir die Bremsung der Triebe, die Retention von Triebimpulsen, das Überleben von Triebaktivität. Nun ist es ja das gleiche Moment, welches von mir als bremsend und von Freud als „Verdrängungsanlaß" für den Trieb angenommen wird: nämlich der Zusammenstoß mit der Umwelt, die Außenwelt. Freud definiert diesen Vorgang durch: „Realitätsprinzip gegen Lustprinzip", ich sprach von Unlustscheu, Unlustprophylaxe seitens der Körperoberfläche; hier speziell ist das ein Wahren der eigenen Haut gegen die Folgen ungehemmter Triebe, Unlustprophylaxe, Unlustscheu gegen Trieblust, „Angst gegen Trieb", „Oberfläche gegen inneren Chemismus" (s. darüber noch unten).

In nächster Berührung mit den Willkürbewegungen steht meines Erachtens das Erleben unseres „Wollens". Dieses steht auf diesem Wege also ebenfalls in Bezug zu einer Form des Motorischen, eben zur Vereinigung von Zuwendungsbetrag und Lustbetrag. Auf das Erlebnis des Wollens, des „eigenen", des „freien" Willens komme ich noch zurück.

Vom Motorischen kennen wir nun sehr vieles, ohne dieses „Erlebnis" des Wollens, Motorisches, welches wir nicht als „willkürlich" bezeichnen, und auch nicht so erleben: das Zucken des Unterschenkels nach vorn bei einem Schlag auf die Kniesehne, der Kniereflex, wird als ganz unwillkürlich erlitten. Darin (und in anderem) stehen den Reflexen sehr nahe gewisse Reaktionsbewegungen: z. B. der Schlag nach einem stechenden oder uns umsummenden Insekt, einer belästigenden Mücke oder Fliege; der Herkunft nach ist auch dem wohl ganz ähnlich das Schlagen der Pferde mit dem Schweif nach den Wespen und Fliegen; auch noch fast reflektorisch wirkt der Augenschluß bei einem entsetzlichen Anblick, und das Ausspucken von Widerwärtigem. Alle diese Bewegungen tragen nicht das Erlebnis einer „Vornahme" einer Zielsetzung, Absicht, eines „Entschlusses", eben kein Bewußtwerden der wollenden Zuwendung. Ebensowenig haftet ein solches Erleben an: den Mitbewegungen und Mitausdrucksbewegungen beim Anblick von Handlungen und besonders Ausdrucksbewegungen anderer. Die Tendenz zum Mitlachen, Mitweinen, Mitgähnen ist ganz allgemein, wird aber nicht als „Tendenz des Mitgehens" erlebt, sondern wie die Ausdrucksbewegung bei eigenen Affekten als „unwillkürlich". Dieser „Mitvorgang" ist nun meines Erachtens die entscheidende Grundlage der „Einfühlung" in andere, des Verstehens der Gemütsbewegungen dieser, indem, wie ich es seinerzeit formulierte, auf „retrograd-assoziativem" Wege, unser Mitbewegungsimpuls in uns den gleichen Gemütszustand erweckt (1911). Heute

Digitized by Google

würde ich sagen, indem unser Mitbewegungsimpuls sich zu einem analogen oder zugehörigen Situationserleben ergänzt, etwa beim Anblick von Fäusteballen oder auch nur Stirnrunzeln eines Zornigen zu eigener Furcht oder zu eigenem Zorn gegen den Auslösenden oder gegen dessen Objekt des Ärgernisses: So erleben und verstehen wir, was im andern „vorgeht", weil bei uns etwas „mitgeht", mitvorgeht. Damals erwähnte ich auch, daß auch der unbelebten Natur gegenüber die Mitbewegung beim Bewußtwerden der Bewegungsvorgänge in der unbelebten Außenwelt zu einem Verständnis dieser Vorgänge führen kann; heute würde ich sagen: schon mit in die Objektgestaltung eingeht. Vergleiche hier die ja motorische Onomatopoese, welche zur Namensgebung für Vorgänge und Objekte führen kann. Jedoch liegt, wie eben erwähnt, auch bei der Auffassung und Beschreibung des Unbelebten oft ganz sichtlich das von mir supponierte Einfühlungsmoment vor: so in unseren Metaphern vom tobenden Sturm, vom sanftplätschernden Bach usw. Hier herein gehört auch wohl das Entsetzen der Schimpansen Köhlers vor einer Dämonenmaske, wie ich meine, nicht nur weil ihnen unbekannt, sondern auch weil uneinfühlbar für sie.

In den Mitausdrucksbewegungen vereinigen sich nun ganz ähnlich wie in den Willkürbewegungen: Oberflächenmotilität und Triebmotilität. Die Ausdrucksbewegungen unserer Affekte sind aller Wahrscheinlichkeit nach Relikt alter Triebbewegungen; vgl. hierzu in Johannes V. Jensens Roman „Der Gletscher", die Herleitung des ersten Lächelns aus dem Zähnefletschen des Hungers bei einem Menschenfresser, welcher tagelang seine Menschenbeute jagte und dann, erkennend, daß es ein Weib sei, sie am Leben läßt, wie ihres Lächelns aus dem Zähnefletschen der Angst entstehend als sie sich gerettet sieht. Dazu paßt, daß die Angstmiene der Menschenaffen Köhlers uns als Lächeln erscheint, wenn wir die Lichtbilder der Affen sehen. Ohne diese Konzeption Jensens als phylogenetische Wirklichkeit zu nehmen, können wir doch daran das hier Einschlägige illustrieren: Beim Menschenfresser erscheint das Zähnefletschen als Teil einer Triebbewegung, beim Weibchen und den Affen als Rest eines Feindreflexes. In der Ausdrucksbewegung berühren sich nämlich (wie in der Willkürbewegung auf Vorstellungsziele hin) die beiden Grundgebiete der Motilität: Reaktionsmotilität und Triebmotilität.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit unseren Zweckhandlungen mit einer Vornahme, einer Absicht, sozusagen einen Keim von Streben und den Keim eines „wertenden Verhaltens" tragen auch schon die Instinkte und Triebhandlungen der Nahrungssuche, z. B. gegenüber Freßbarem beim Hunger, sowie viele Sexualhandlungen der Tiere. Diese Ähnlichkeit und dieser Keim scheinen mir zu liegen in der Zielgerichtetheit einer aufeinanderfolgenden Reihe von Bewegungen oder Handlungen. Zielgerichtet, aber auch zielgebunden und unmittelbar ist der Reflex: es ist die Entfernung des Körpers aus dem Bereiche eines Oberflächenreizes (Fluchtreflexe) oder eines Oberflächenreizes von der Oberfläche, z. B. Kratzen bei einem Juckreiz, ähnlich der Schlag nach einem stechenden oder umsummenden Insekt (Abwehr- oder Feindreflexe). Zielgerichtet kann man auch die reflektorische Wiedersuche der aufrechten Körperlage nennen (Stell- und Haltungsreflexe). Zielgerichtet aber auch zugleich objektgerichtet, und zwar wiederum an ihr

Digitized by Google

spezielles Triebziel und Triebobjekt gebunden, „spezifisch" sind die Stillung des Hungers und die Stillung des Durstes, also Triebe und Instinkte. Auch Geschlechtsziel und Liebesobjekt sind in die Triebhandlung von vornherein eingebaut, wenigstens bei voller Entwicklungsreife der Sexualität und voller Höhe der Triebsituation. Ebenso sind in den Instinktablauf Triebhaftes und Reflexe zusammen eingebaut, was mir die Instinkthandlung zu charakterisieren scheint.

Somit ist in den Instinkthandlungen, wie in den Ausdrucksbewegungen eine Vereinigung von Reflexen, respektive Reaktionsbewegungen mit Triebaktionen, also beider Motilitätsformen gegeben. Aber Instinkthandlungen und Ausdrucksbewegungen sind — primär wenigstens — unbewußt und vor allem unfrei. Objektgebunden und richtungsgebunden in Ziel und Verlauf sowie unmittelbar im Abschnurren. Daß Reflexe, Reaktionsbewegungen, Triebe und Instinkte auch eine Entwicklungsgeschichte haben, sozusagen erlernt und erworben werden mußten und nicht ab ovo so starr gewesen sein müssen, ist für die Phylogenese gewiß zuzugeben. Aber dergleichen widerlegt nicht: das unmittelbare Erfließen der Grundlagen solcher Motilität aus dem allgemeinen Chemismus in ihrem Lustbetragsanteil und ihre derzeitige Gebundenheit im Zuwendungsanteil wie im Lustbetragsanteil. Ein Weiteres kann hier nur gestreift werden: Es erfüllen die Ausdrucksbewegungen einen biologischen Effekt der „entgiftenden Entladung", welchen Effekt sie mit Reflexen, Trieben und Instinkthandlungen teilen. Ebenso erfüllen die Ausdrucksbewegungen eine biologische Schutz- und Abschreckungsfunktion ähnlich manchen Abwehr- und Feindreflexen. Endlich aber haben sie noch eine biologische Leistung, welche gleichzeitig den Individuen und ihren Gemeinschaften dient. Dies ist die Funktion, die Individuen einer Herde oder eines Schwarmes (neben der gemeinsamen Lebensnot und dem Bewegungstrieb und Geschlechtstrieb, dem Spielen und Schaffen) miteinander zu verbinden. Die Ausdrucksbewegungen leisten dies mitbewegend und Mitbewegungen schaffend, einfühlend und Einfühlung auslösend und endlich „verstanden": als Mimik, Gestikulation und endlich Sprache, so die Gemeinschaft zusammenhaltend.

In einer bewußten Zielgerichtetheit aber, d. h. in der Vorstellungsgerichtetheit, zugleich im Bewußtsein eines begehrenden Sichrichtens, endlich zugleich in der Befreiung von der Gebundenheit ans Triebobjekt und von der Unmittelbarkeit der Reaktion: erblicke ich das unterscheidende Kennzeichen der Willkürbewegung, unterscheidend von den Reflexen, den Triebhandlungen, den starren Instinkthandlungen und den Ausdrucksbewegungen. So kann sich „entspezifizierte" d. h. nicht mehr triebzielgebundene Triebaktivität mit einer nicht mehr „reflexunmittelbaren" Zuwendung verbinden. Als nicht mehr „zwangsläufige" Gerichtetheit begehrender Art kann sich diese Art von Hinaustendenz einem Wahrnehmungsobjekt oder einem Vorstellungsziel zuwenden und bewußt werden. Dieses Vorstellungsziel wird dadurch zu einem frei gewählten Triebziel-Äquivalent unter dem Erlebnisse der „frei" gewählten Hinausentwicklung, der „freien Wahl" aus „eigenem" „freien Willen" (über das Erlebnis des freien Willens s. noch unten).

Digitized by Google

Die Willkürbewegung beinhaltet aber überdies schon — und das ist erst recht ein unterscheidendes Kennzeichen von allem nicht Willkürlichen — den wollenden Erlebenden und sich als wollend Erlebenden, d. i. zugleich ein strebendes Ich und ein Bewegungsziel. Sie beinhaltet zugleich das eigene Ich und ein wahrgenommenes noch häufiger vorgestelltes Objekt, ein wollend d. i. zugleich begehrend vorgestelltes, erst noch zu verwirklichendes Bewegungsziel, eine Situation, welche noch nicht besteht, aber als zu verwirklichend angestrebt, als zu ergänzend intendiert und begehrt, d. h. zugleich vorgestellt und erstrebt und in der Vorstellung zur Erfüllung ergänzt wird. Im Begriffe der Willkürbewegung liegen danach schon Objekte und ein ihnen gegenüberstehendes und darauf gerichtetes Ich, ein Vorstellen, ein Bewußtsein, ein vorstellendes aber darüber hinaus noch oder richtiger ein schon einleitend begehrendes, ein aktives Ich. Ich habe ja oben das Erfahren von Objekten aus einem Widerfahren, einem Erleiden, aus Impressionen abgeleitet, und als ein aus diesem Erleiden und der Reaktionsmotilität hergeleitetes passives Erleben.

Diesem passiven habe ich das aktive Erleben der Triebgerichtetheit in Triebaktionen und Triebimpulsen gegenübergestellt. In der Willkürbewegung und im Wollen scheinen mir nach der eben entwickelten Überlegung nicht nur Reaktionsmotilität und Triebmotilität ihre Wiedervereinigung zu finden, sondern auch passives und aktives Erleben; letztere beiden Erlebnisformen über die Instinkthandlungen und Ausdrucksbewegungen hinaus, bei welchen die Vorstellung resp. das Wahrnehmungsobjekt, der Bewußtseinsinhalt, fehlt, oder wenn vorhanden, nicht das für die Wiedervereinigung Entscheidende ist. Im Erlebnis des Wollens ergibt sich also eine Wiedervereinigung auf der höheren Ebene eines Bewußtseins mit Objekten und Ich. Wiedervereinigung darf ich deswegen wohl sagen, da allem Anschein nach die motorischen Entäußerungen des tierischen Organismus in ihrer allerersten Form, in den Flucht-, Feind- und Freßreflexen der Einzeller ungeschieden gegeben waren, und dann diese Keime in der weiteren Entwicklung zu verschiedenartiger Motilität auseinandergehende Differenzierungen erfuhren. Durch Interferenz von Oberflächenreizen und Oberflächenreizreaktionen käme es zur Bremsung derselben und zum Überleben von Bewegungsmelodien, zugleich zur Hemmung und Lockerung der Reflexe und Instinkthandlungen, zu ihrer Retardation, Retention und Regulierung. Eine solche Lockerung hat schon K. Bühler im „Plastischwerden der Reflexe und Instinkte beim Menschenkinde" herausgearbeitet, und O. Pötzl verdanken wir die ja im vorangehenden immer wieder verwertete Lehre von der Bremsung der Bewegungsimpulse und von dem Überleben der Bewegungsmelodien unter Verteilung der Erregung im Gehirne mittels seiner Querfunktion, mittels Goldsteins und Gelbs Ganzheitsfunktion und Wertheimer-Köhlers Gestaltfunktion (s. o.). So bleibt und klingt meiner Formulierung nach bei erneutem Reiz immer wieder eine Zuwendung und ein Zuwendungsbetrag an, welcher der Objektgestaltung, d. h. der Exoprojektion in den Impressionen und der Bildung von Wahrnehmungen und Vorstellungen dienstbar wird. Dieser Zuwendungsbetrag als Produkt der Interferenz, der Bremsung und Verteilung, sowie Retention von Oberflächenreaktionen und Hinausentwicklungs-

Digitized by Google

impulsen, wie als Produkt der Lockerung und des Plastischwerdens der Reflexe zu nunmehr psychischen Umweltreaktionen, dient aber nicht nur der Objektgestaltung, dem Wahrnehmen und Vorstellen. Dieser Zuwendungsbetrag dient auch der Gegenüberstellung eines Erlebenden zum Erleben, des Gerichtetseins auf Inhalte mit der Bewußtheit des Psychisch-Tätigseins, psychisch zu agieren, d. h. der gleichzeitigen Gestaltung eines Ich und endlich auch der Willkürbewegung und eines Wollens. Das erscheint mir als das Schicksal der Oberflächenreizrelikte, soweit ich es übersehen und mir eine Meinung darüber bilden kann. Auf diesem weiten Wege der Psychisierung haben sich auch passives Erleben (Erfahren und Erkennen) und aktives (triebhaftes) Erstreben und Begehren sozusagen abgeschieden, sie feiern ihre Wiedervereinigung im „Wollenserlebnis".

Erfahren haben wir auch schon das Schicksal der Triebaktionen, der Triebimpulse aus dem innern Chemismus und seinen periodischen Schwankungen im Zusammenstoß mit der Umwelt, mit der späteren Realität: und zwar in den Hemmungen der Triebe durch Oberflächenreizreaktionen, welche aus früherem Erleiden überlebend nun als passive Selbsterhaltungstendenzen den Warner spielen, als Unlustscheu, Unlustprophylaxe, als Angst. Die gebremste, die restierende Triebaktivität aber überlebt ebenfalls und zwar psychisch als Triebspannung und Unbehagen, als Gemeinempfindung mit Unlust und Lust, als Gelüsten, Sehnsucht, kurz als Gemeinempfindung und als Begehrung und Strebungen. Gemeinempfindungszuständlichkeiten und Lustsuche sowie die aktive Triebtendenz konstituieren meines Erachtens den Lustbetrag. Die von ihrem Triebobjekte und Triebziele abgedrängte restierende Triebaktivität überlebt also als Gemeinempfindung, psychisch als Gemeinempfindungszuständlichkeiten, und dynamisch als freier Lustbetrag.

Freud sprach schon im Beginne seines Aufbaus der Psychoanalyse vom freiflottierenden Affekt und von freier Libido. Meines Erachtens wird frei der Lustbetrag: durch Befreiung von Triebziel und Triebobjekt wie von der Zwangsläufigkeit der Triebhandlungen. Er überlebt spezifisch als Reizhunger, als Gelüsten, und dynamisch als „entspezifizierter Lustbetrag", zusammen als Strebung und Begehrung, Wollen, und findet sein Objekt in Zuwendungsergebnissen, die ihrerseits entstanden sind durch Befreiung von der Zwangsläufigkeit und Unmittelbarkeit der zugrunde liegenden Oberflächenreaktionen. So ergibt sich uns auch hier nicht nur von der Erlebnisseite her, sondern nochmals von der anderen, der genetischen und psychogenetischen her betrachtet: die Grundlegung des Erlebnisses der freigewählten Hinausentwicklung auf ein Vorstellungsziel zu, des Erlebnisses der „freien Wahl".

Diese ganze Lehre vom Zuwendungsbetrag und Lustbetrag und ihrer Wiedervereinigung in der Willkürbewegung kann auf die Pathologie des Nervensystems und der Psyche Anwendung finden und dadurch (rückgewendet) eine gewisse Stützung erfahren. Als „zuwendungsgestört" (Dementia praecox 1923, Zuwendungs- und Lustbetrag 1924) habe ich die Dementia praecox bezeichnet: mit ihren katatonen Akinesen (Stupores) und katatonen Hyperkinesen, darunter Kleists „Kurzschlußbewegungen", und mit ihrem „unfertigen Denken", wie ich es formuliert habe, der Entäußerung von Halbfabrikaten des Denkens, als Grundlage der

Digitized by Google

hauptsächlichen Denkstörungen der Dementia praecox (1918 und 1923), mit ihren autochthonen Ideen Wernickes, den eingegebenen Gedanken, wie es die Kranken nennen, als deren Kennzeichen der Herkunft aus dem Unbemerkten ich das Fehlen der Bewußtheit der eigenen Produktion hervorgehoben habe (1908); und endlich mit ihrem Rapportmangel und Autismus (Bleuler); diesen Rapportmangel habe ich (1912 meteoristische Unruhebilder) erklärt als Störung der feinsten Ausdrucksbewegungen dieser Kranken, welche sie verhindert, mitzuschwingen und sich so einzufühlen, und dem Beobachter erschwert, sich in den Kranken einzufühlen, ein Symptom das früher vom Untersucher in sich erkannt wird als am Untersuchten.

Demgegenüber habe ich bei der melancholischen Hemmung vermutet (1924): eine Störung in der Produktion des Lustbetrags oder in dessen Zufuhr zu den Reaktionen und Vorstellungen. Wahrscheinlicher ist es das Fehlen der Zufuhr als etwa ein Produktionsdefekt, weil es den Patienten vor allem Mühe macht, in Schwung zu kommen, ihre Handlungen und Willkürbewegungen, ihre Gedanken in Gang zu bringen — man beachte: die Reflexe sind bei der Melancholie meist gesteigert — während die Willkürbewegung einmal in Gang gekommen, zwar verlangsamt, aber doch vollzogen wird. Diese Störung der Lustbetragszufuhr berührt sich nun sehr nahe mit Freuds „narzistischer" Rückziehung der Libido von der Außenwelt in das eigene Ich bei der Melancholie. Freud führt diese „Einziehung des Libidobetrags" auf den Verlust eines geliebten Objektes zurück. Beides spricht also eher für Störung in der Verschiebung, in der Beweglichkeit des Lustbetrages als für eine Störung der Erzeugung desselben. Im Sinne der Beweglichkeitsstörung mehr als im Sinne einer Erzeugungsstörung des Lustbetrags kann es vielleicht auch verwertet werden, daß bei der Melancholie der Ruhe-Nüchternwert des Gasstoffwechsels und die spezifisch-dynamische Eiweißwirkung, also die Oxydationen, ungestört gefunden werden, im Gegensatz zur Dementia praecox (Fischer-Breslau „Gasstoffwechseluntersuchungen bei Geisteskranken"). Die Dementia praecox nun habe ich als motorisch und psychisch „zuwendungsgestört" aufgefaßt, im Sinne dieser Untersuchungen käme vielleicht auch noch eine Produktionsstörung, eine Störung der Energieerzeugung in Betracht; das wäre aber eine Herabsetzung der Triebenergie, was wieder zu den endokrinen Störungen bei der Dementia praecox stimmen könnte, und zusammen mit der Zuwendungsstörung in der Störung der Ausdrucksbewegungen eine Rolle spielen mag.

Dergleichen Beispiele aus der Pathologie werden zu solchen aber nur durch meine Deutung, sind also keine wirkliche Nachprüfung für die Scheidung der Motilität in Zuwendungsbetrag und Lustbetrag. Nun läge aber auch eine experimentelle Prüfung nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit. Man könnte zu diesem Zwecke kombinieren: Experimentelle Störung der Zuwendung zu dem Vorstellungsziel bei Willkürbewegungen, etwa mittels Zersplitterung der Gedanken oder hypnotisch oder medikamentös einerseits, andererseits durch vorausgehende Verminderung des verfügbaren Lustbetrags etwa mittels Übersättigung aller Triebe oder medikamentöser Lähmung der Triebe oder des Stoffwechsels überhaupt oder durch hypnotische Erschwerung der Zufuhr des Lustbetrags (Gleichgültigmachen usw.);

Digitized by Google

endlich durch Kombination sowohl der Störung des Zuwendungsbetrags als der Störung des Lustbetrags. Bei den letzteren Versuchen könnte unter Umständen eine volle Abulie des Untersuchten resultieren, wenn die Voraussetzungen richtig sind und die Methoden geschickt aufgebaut würden.

Nun erscheint mir auch das Bewegungstempo und der Bewegungsrhythmus der Willkürbewegungen, wohl auch der Ausdrucksbewegungen, wie der Reaktionsbewegungen, ja auch der Triebaktionen bei verschiedenen Menschen verschieden. Es gäbe danach individuell oder konstitutionstypisch verschiedene Formen des Bewegungsablaufes, und es wäre diese Verschiedenheit etwas direkt Motorisches, ja dem Kern der motorischen Leistungen angehörig. Natürlich hat auch die Trägheit oder Lebhaftigkeit der Reaktionsbewegungen und Reflexe noch andere Bedingungen: etwa einen allgemeinen Torpor oder eine Hypotonie der Muskulatur, beides z. B. beim Myxödem und Kretinismus, oder es kommt für die Lebhaftigkeit der Reflexe ein „Hemmungsmangel" gegenüber motorischen Impulsen in Betracht, also hier ein anderes im Kern des Motorischen Gelegenes, nämlich direkt in den primitiven motorischen Oberflächenfunktionen. Im allgemeinen ist aber die Verschiedenheit des Bewegungstempos und Bewegungsrhythmus als ein Ausdruck anzusprechen: der Verschiedenheit der somatischen und psychischen Konstitutionen und damit in letzter Linie des individuellen Stoffwechsels und so des Chemisch-Motorischen katexochen.

Nach der Lebhaftigkeit oder Trägheit der Triebhandlungen, Reaktionen, Ausdrucksbewegungen und besonders der Willkürbewegungen schätzen wir ja auch das „Temperament" der Menschen als lebhaft oder phlegmatisch ein. Man könnte daraufhin das Temperament als im Grunde bestimmt erachten: durch die Lebhaftigkeit oder Trägheit der Zuwendungen, besonders aber durch grundlegende Eigenschaften des Stoffwechsels, des allgemeinen Chemismus, welche den Entladungsvorgängen sowohl der Triebe wie von retiniertem Lustbetrag, wie in Reaktionen: den individuellen Impetus und Rhythmus verleihen, vielleicht auch über das entwickelte Quantum von Triebenergie, somit über Dynamik und Ökonomie in den Triebschicksalen entscheiden.

In der Tat habe ich im Kapitel: „Allgemeines und Theoretisches über die Konstitutionsgrundlagen der endogenen Psychosen" (Balneotherapie der Geisteskrankheiten, Handb. d. Baln. Bd. 5, 1926) und speziell im Absatz: „Somatische und psychische Konstitution" ausgeführt: „So wäre es je eine besondere Art des allgemeinen Chemismus, des Stoffwechsels, welche Art sich eine bestimmte Körperform baut ... Stoffwechselformen, welche je einen bestimmten Motilitäts- und Temperamentsrhythmus schaffen ..., welche für das Überwiegen dieses oder jenes Faktors in der vegetativen Äquilibrierung und auch für die endokrine Formel maßgebend wären ... So wäre es der Stoffwechsel, die Funktionsform des Protoplasmas, die noch in den höchsten Differenzierungen (selbst in der Scheidung von Ich und Außenwelt in einem Bewußtsein) und in den Einstellungen und Stellungnahmen, Reaktionen und Strebungen innerhalb der von der Menschenart und individuell geschaffenen Außenwelt entscheidet, wie auch der Stoffwechsel über den Aufbau der Körperform und Körperfunktionen überhaupt" (S. 62). Auf dieses für die somatische und psy-

Digitized by Google

chische Konstitution wie für die Charakter-„Anlagen", für Person und Persönlichkeit wichtige Problem wird anderweitig noch eingegangen werden.

Hier halten wir fest, daß sich das individuelle, also der Person angehörige Temperament im Bewegungstempo und Bewegungsrhythmus besonders deutlich ausdrückt. Nun hat A. Homburger (Heidelberg) für das Kindesalter auf die Bewegungsflüssigkeit und den Bewegungsluxus, welche dessen Anmut mitkonstituieren, hingewiesen, gegenüber der Steifigkeit und Bewegungsarmut des höheren Alters. Auch diese Motilität steht in naher Beziehung zu psychischen Verhaltungsweisen, was etwa so formuliert sei: Würde erzeugt eine steife, gemessene Haltung, gemessene Haltung erzeugt aber nicht nur für den Beschauer den Eindruck der Zurückhaltung und Distanz, sondern erzeugt, ja erzwingt gelegentlich diese Distanz auch im Träger; echte „natürliche" jugendliche Lebhaftigkeit findet auch bei Erwachsenen in flüssigem und raschem Bewegungsablauf Ausdruck, während andererseits ein organisch bedingter Bewegungsdrang psychische Unruhe macht, und zwar sowohl den Zwangshandlungen Ähnliches wie böse Streiche, beides als ständige unruhige Belästigung anderer, Handlungsdrang, Ideenflucht durch „Bewegungsenthemmung". Dergleichen zeigte uns seinerzeit die Athetose double mit ständigem Grimassenschneiden als Hauptkennzeichen, und zeigen neuerdings die Nachkrankheiten der Grippe-Enzephalitis. Andererseits gibt es auch torpide und träge alte Kinder und eine „lendenlahme" Haltung und Bewegungsart bei jugendlichen Dementia-praecox-Kranken. Das alles entspricht den „Zuwendungsstörungen", meinem Hauptcharakteristikum, und zwar einem motorischen bei der Dementia praecox, Zuwendungsstörungen im Sinne des Plus und Minus oder der Abwegigkeit (Parakinesen), wie dem Typus des Stoffwechsels und der Triebaktionen. Besonders bei der Bewegungsflüssigkeit und dem Bewegungsluxus der gesunden Kinder leuchten die Beziehungen zur triebhaften Bewegungslust durch. Auch die Ansprechbarkeit für Affekte (nicht nur die Ausdrucksform der Affekte) gehört hierher, wenn auch der Affektanlaß ein äußerer ist. Wie für die Ausdrucksbewegungen, ist auch für die Affektansprechbarkeit überhaupt etwas in uns die Voraussetzung, was verstehend oder richtiger einfühlend dem äußern Anlaß „entgegenkommt" und „mitgeht", was ansprechbar gerade für diesen Affektanlaß macht. Und gerade dieses Entgegenkommende gehört mit in die Gruppe der inneren Zuständlichkeiten von Triebherkunft, zu den Bereitschaften und Triebresten, zum Lustbetrag.

Daher mag es auch nicht wundernehmen, daß der Rhythmus in Stampfen und Gebrüll, in Tanz und Gesang eine entscheidende Rolle spielt. Wie in den Tänzen bei den Primitiven, so in unserem mitreißenden Sturmsignal und Angriffshurra, in unserem studentischen Rundgesang, in Reigentänzen mit Gesang der Kinder, im Kirchengesang der Gemeinde und im Schuhplattler: kommt im Rhythmus der Lustbetrag zur Wirkung und konstituiert — neben dem Gemeinschaftserlebnis — in rhythmischen Entladungen die psychische Seite der Vorgänge. Im Brüllen und Gesang wie in den Interjektionen, welch letztere ihre teils reflektorische teils triebhafte Herkunft noch unterscheiden lassen, kommt der Lustbetrag in die Sprache, ebenso der Zuwendungsbetrag in den Überraschungsrufen (Interjektionen reflektorischer Genese) und in den Mitbewegungen der Onomatopoese.

Digitized by Google

Auch in der Pathologie spielt der Ablauf der Entladung von Motorischem eine wichtige Rolle für das Psychische. So kann es, abgesehen von der Psychisierung motorischer Unruhe (enzephalitisches Pillendrehen der rechten Hand wurde von der Patientin als Zwangsstenographieren ihrer Gedanken erlebt und als motorisches Geschehen übersehen), bei Retention von überstarkem Reizzuwachs von außen oder überstarker innerer Bewegung zu nachträglicher heftiger Entladung oder zu lange fortgesetzten fraktionierten Entladungen kommen. Bei Schreckerlebnissen z. B., deren Abbau durch die Plötzlichkeit oder Intensität der Einwirkung gestört ist (aufzufassen im Sinne der alten „Hypnoid-Hysterie" von Breuer und Freud, oder am besten im Sinne Pötzls als „Erregungsfang"), kann es nachträglich zu Krampfanfällen einerseits als stürmische Entladung, andererseits zu langdauerndem Zittern oder heftiger Unruhe kommen (letzteres der sog. „erethische Schock" der Alten) oder zu Lachkrämpfen, Weinkrämpfen, stoßendem Schluchzen. Es muß aber nicht nur ein plötzlicher und starker äußerer Eindruck, eine Schreckeinwirkung sein, ja es muß überhaupt keine Unlustspannung sein, was zu so stürmischen Entladungen führen kann. Auch die Aufspeicherung von Lustbetrag kann zu starken oder langdauernden Bewegungsaktionen führen, welche überhaupt nicht oder doch nicht mehr unmittelbare Richtung auf Triebziel und Triebobjekt haben. Ein Beispiel mit reiner Entladungstendenz scheint mir der Bewegungstrieb der Kinder, ihr Schreien, Jauchzen, Hopsen, Springen, welche Entladungen sich von selbst oder unter Anleitung der Erwachsenen zu Spielen, Reigentänzen mit Gesang usw. modelieren und so rhythmisch modulieren. Auch die unbändige Lust der Erwachsenen ist nicht objektgebundene Lust, sondern ungebundene Lust, d. h. gespeicherter „entspezifizierter" Lustbetrag, und äußert sich z. B. im Brüllen. „Laßt mich wieder einmal aufbrüllen", sagte ein Betrunkener meiner Studentenzeit zu den Heimbegleitenden. Auch diese Lustbetragsentladungen rhythmisieren sich im Juchzen, Tanzen, Jodeln, Jubeln, Singen; unseren Enthusiasmus entladen wir im rhythmischen Händeklatschen, im Applaus. Die vielfach gewürdigte Rolle des Rhythmus für die Einübung und Automatisierung von Bewegungen und Spielen wie der Arbeit scheint mir ebenfalls mit der Verschiebung von Lustbetrag auf Ich-Tätigkeiten in Zusammenhang zu stehen. Diese Verschiebung von Lustbetrag auf Ich-Tätigkeiten, d. h. seine Entladung in Willkürbewegung ist wie seine Entstehung, d. i. seine Ersparung als restierende Triebaktivität von mir oben des Ausführlichen abgeleitet worden: aus der Bremsung der unmittelbaren Triebentladungen durch die „seitens der Oberfläche geübte" Unlustprophylaxe beim Zusammenstoße mit der Umwelt.

Die Triebe werden aber nicht nur aus direkter Unlustscheu, als Nachwirkung des „Sich die Finger Verbrennens" bei ungehemmter Triebbefriedigung gebremst: „Angst gegen Trieb". Zu einem anderen Teile werden sie auch gebremst, wenn und dadurch daß sie, um mit Freud zu sprechen, von der Gemeinschaft und konsekutiv vom Ich — als mit dem „Ich-Ideal" inkompatibel — „verpönt" sind. Aus diesem Grunde werde ihnen das Durchdringen zum Bewußtsein, also die Aufnahme ins „Oberbewußte" verwehrt, das Bewußtwerden verweigert. Diese „Verdrängung" wie das „Ich-Ideal" überhaupt, werden nach Freud hergestellt unter dem

Digitized by Google

Drucke der Umgebung: der Erwachsenen, der Eltern, der Erzieher und überhaupt der Gemeinschaft. Diese haben ja aus naheliegenden Gründen dringende Veranlassung zur Zähmung der Triebe des Kindes und des Wilden, kurz der primitiven Menschen, welchen wenigstens in dieser Beziehung auch die kleinen Kinder gleich zurechnen sind. Hergestellt zwar von Anderen, den Großen und Mächtigen in der Gemeinschaft, und durch die Gemeinschaft der Anderen überhaupt, wird fortab die Verdrängung (also wieder Angst gegen Trieb möchte ich sagen) in uns selber nach Freud geleistet, sowohl vom Ich (als „Hüter der Realität") und weiterhin auch vom „Ich-Ideal"; und wird repräsentiert durch unser Gewissen, durch die „Zensur" Freuds. Mit Recht sagt Freud: „Die Stimme des Gewissens ist die Stimme der Eltern, der Erzieher, der öffentlichen Meinung" (sc. die in uns nachklingt), s. u.

Ein solcher Vorgang liefert in uns ein Schuldbewußtsein. Und damit scheint mir etwas anzuklingen, was auch eine Beziehung zugleich zum Erlebnis des freien Willens wie zum Kausalitätsbedürfnis der Menschen und zu unserem Kausalbegriff hat. Jenes Kausalitätsbedürfnis, welches die Primitiven zuerst anzuerkennen scheinen, jedenfalls in ihrem Verhalten ausdrücken, ist nämlich, wie ich es benennen möchte: ein „Verschuldungsverhältnis", ein „Schuldbezug". Sie suchen die „Ursache" von Tod und Krankheiten in der „magischen Schuld" (Verletzungsabsicht und entsprechender Zaubertat) eines fremden Zanberers, wie sie auch selbst Zanbermaßnahmen üben zur Verhängung von Tod und Krankheit. Sie erstreben also dasselbe, was sie jenen als „Ursache" oder „Schuld" zurechnen, wenn das Leid sie selbst betrifft. Das Belegmaterial findet sich reichlich in der Völkerpsychologie (vgl. z. B. L. Levy-Brühl: „Das Denken der Naturvölker", Übersetzung von Wilhelm Jerusalem, Wien und Leipzig 1921 bei Braumüller). Wo von uns im logischen Denken eine „Ursache" gesucht wird, dort ist bei ihnen jemand „schuld". Krankheit und Tod, welche sie oder die Ihren aus für uns natürlichen Ursachen betreffen, sind ihnen Schuld eines Außenstehenden: sie behandeln die Krankheit eben wie einen magischen Angriff, wie eine ihnen durch Zauber zugefügte Verletzung. Auch wir sprechen noch vom „Hexenschuß" bei einer Lumbago, behandeln also diesen Schmerz wie „angehext", angezanbert, und wie einen plötzlichen tückischen Pfeilschuß. Zu beidem paßt, was Freud auf psychoanalytischen Wegen beim Kinde gefunden hat. Es gibt eine früh-kindliche Phase, welche alle Unlust als von außen kommend behandelt, und die Quelle aller Lust im eigenen Ich finde: Freuds „infantiles purifiziertes Lust-Ich", bis das kleine Kind lernt, die Unlust der Triebspannung ungestillter Triebe von äußerer Unlust („Unlust der Oberfläche" würde ich sagen), zu unterscheiden, und so nach Freud eine erste Unterscheidung von außen und innen zu erleben. Auch noch größere Kinder schlagen den Sessel, an dem sie sich gestoßen haben; sie behandeln ihn also wie einen ihnen gleichen Angreifer, welcher ihnen Schmerz zugefügt hat. So berührt sich vielleicht das Erleben eines Verschuldungsverhältnisses bei den Primitiven mit dem „der Verantwortung in unseren Gewissenserlebnissen", und vielleicht auch mit der Psychogenese der „Kausalität", eines Logischen katexochen.

Digitized by Google

Verschuldungsverhältnis und Verantwortungsgefühl scheinen mir nämlich zur Voraussetzung zu haben eine besondere Gegebenheit im Bewußtsein, eben die einer wenigstens scheinbaren „Freiheit". Und als solche kommt meines Erachtens in erster Linie in Betracht: Das Erlebnis der scheinbaren Freiheit in der Willkürbewegung. Eben in diesem wird sowohl die Befreiung der Zuwendung von der „Reflexunmittelbarkeit" wie die Befreiung des Lustbetrages von der Objektgebundenheit und Zielgebundenheit des Triebes, wie die Entstehung von „freien" Vorstellungen aus Remanenzen, wie endlich die Zuwendung eines Lustbetrages zu diesen Zuwendungsprodukten, den Vorstellungen z. B., wirksam. Und davon wird die Zuwendung des Ich zu der Vorstellung erlebt, bewußt erlebt, und zwar „als eine freie Zuwendung". Das alles scheint mir die Grundlage von dem, was als „freie Wahl", als „indeterministisch" in unser Erleben tritt. So paradox es klingen mag, kann dieser Vorgang nun zugleich die Grundlage dessen werden, was wir als Kausalität erleben, und was selbst die Grundlage des Determinismus ist. Dies geschieht meines Erachtens also auf Grund des Wollenserlebnisses im Sichrichten der Zuwendung (und des Ich) auf Vorgestelltes, wie auf dem Umwege über das Verschuldungsverhältnis, wenn dieses wirklich auf der Zurechnung von Willkürbewegungen und „Spontanhandlungen" bei uns und anderen, und auf der Zurechnung der eigenen Krankheit auf das Schuldkonto eines fremden Zauberers beruht. Psychogenetisch könnten sich also berühren: die Befreiung der Zuwendung von der Reflexunmittelbarkeit und des Lustbetrages aus Triebenergie von der Spezifität der Zielgebundenheit des Triebes, sc. beides durch Bremsung, wie ihre Vereinigung in der Willkürbewegung, wie weiter der erlebte Indeterminismus dieser „freien" Zuwendung, wie der Indeterminismus des Verschuldungs- und Verantwortungsverhältnisses: mit dem Kausalitätsbedürfnis des Menschen und speziell des logischen Denkens im Suchen „wer" — später „was" — „schuld" ist, als dem Keim des Determinismus für die Außenwelt und Innenwelt.

Ja es läßt sich noch etwas hinzusetzen: Das Kausalitätserlebnis wie das Wollenserlebnis haben meines Erachtens noch einen Bezug, und zwar gemeinsamen Bezug zum Erleben und zur Interpretation überhaupt eines Motorischen als Sensibles. In den aus Flucht- und Feindreflexen erwachsenen und ihre Leistungen substituierenden Reaktionsbewegungen wird, wenn sie als Impression, als Beeindruckung von außen, als Sensibles auftreten, dieses sensible Ergebnis sozusagen als „Ursache" solcher Bewegungen gestaltet und erlebt. So wird das Erleben eines Insektenstiches, wie im Kap. I ausgeführt, in das reagierende Hinschlagen der Abwehr eingebettet und zugleich, obzwar es meines Erachtens selber Ausdruck der Reaktionsbewegung ist, als deren Ursache erlebt; und zugleich das noch halbreflektorische Hinschlagen als Eigenhandlung, als „Willensakt".

Ähnlich vereinigt die Zauberübung nun das Verschuldungsverhältnis (Kausalität) mit dem Wollenserlebnis, mit der Absicht: als Schuld, Verantwortung und Haftbarkeit. Auf der gleichen Stufe der Menschheitsentwicklung ergibt sich nun im Kult als Beschwörung der Ahnen, als Methode sie zu rufen und zu wecken, wir würden sagen, in sich zu erwecken und zu erleben, die symbolische Darstellung eines äußeren Bezugs mittels Tanzens und motorischen Mimens einer Situation des Stammes-

Digitized by Google

mythos. Diese gemimte Situation wird aber den Zeugnissen der Völkerpsychologie nach nicht etwa als ein historisches Schauspiel von den Übenden und Zuschauern aufgefaßt, sondern als Selbsterlebtes (Identifikation, Partizipation, Inkarnation und Unio mystica mit dem Stammesahnen und Totemtier). Es steckt sonach genetisch: reichlich der Herkunft nach Irrationales in unserem Kausalitätsbedürfnis als phylogenetisches Erbe der primitiven Kausalitätserfassung. Vielleicht läßt sich so die Freiheit des begehrenden Sichrichtens auf Vorgestelltes in der Willkürbewegung und das Verschuldungsverhältnis der Primitiven wahrscheinlich machen als grundlegend sowohl für unser Kausalitätsbedürfnis, wie über das Wollenserlebnis in der Willkürbewegung und bei der Zauberübung für unser Gefühl der Willensfreiheit (sei diese auch nur eine Fiktion), und damit beides als genetische Wurzeln gemeinsam für die logischen Gegensätze Determinismus und Indeterminismus.

Vergleichen wir zur Willensfrage nun noch einiges andere: vorerst aus der Individualpsychologie Alfred Adlers („Menschenkenntnis" 1927, Leipzig bei S. Hirzel), S. 13, im Absatz Zielstrebigkeit des Seelenlebens: „Was wir aus den menschlichen Regungen zuerst erfassen können, ist selbst wieder Bewegung die auf ein Ziel gerichtet ist ... Schon im Begriffe der Anpassung liegt dieses Zielstrebige ... Das menschliche Seelenleben ist also durch ein Ziel bestimmt. Kein Mensch kann denken, fühlen, wollen, sogar träumen, ohne daß alles dies bestimmt, bedingt, eingeschränkt, gerichtet wäre, durch ein ihm vorschwebendes Ziel. Dies ergibt sich fast von selbst im Zusammenhange mit den Forderungen des Organismus und der Außenwelt und mit der Antwort, die der Organismus darauf zu geben genötigt ist ... Man kann also alle seelischen Erscheinungen in dem Sinne auffassen, als ob sie eine Vorbereitung auf etwas Kommendes wären. Es scheint, daß das seelische Organ gar nicht anders betrachtet werden kann, als daß es ein Ziel vor sich habe; und die Individualpsychologie nimmt alle Erscheinungen der menschlichen Seele so auf, als ob sie auf ein Ziel (sc. der Selbstbehauptung) gerichtet wären". S. 11: „Wir können zuerst feststellen, daß die Entwicklung des Seelenlebens an die Bewegung gebunden ist, und daß der Fortschritt alles dessen, was die Seele erfüllt, durch diese freie Beweglichkeit des Organismus bedingt ist. Beseelung schreiben wir eigentlich nur beweglichen Organismen zu. Die Seele steht in innigster Beziehung zur freien Bewegung (gemeint ist die Fähigkeit zur Ortsveränderung), bei Organismen, die festwurzeln, gibt es kein Seelenleben, es wäre für sie auch überflüssig." S. 23: „Aus der Situation des einzelnen Menschen ist auch sein Wollen zu begreifen. Der Wille stellt nichts anderes vor, als eine Regung aus einem Gefühle der Unzulänglichkeit zu einem Gefühle der Zulänglichkeit zu gelangen. Diese Linie vorschwebend fühlen und betreten, heißt „wollen". Jedes Wollen rechnet mit dem Gefühle der Unzulänglichkeit, der Minderwertigkeit, und löst den Zwang aus, die Neigung, einen Zustand der Sättigung, der Zufriedenheit, der Vollwertigkeit anzustreben." S. 21, 22: „Vom Standpunkt der Natur aus gesehen, ist der Mensch ein minderwertiges Wesen. Aber diese Minderwertigkeit, die ihm anhaftet, die ihm als Gefühl des Verkürztseins und der Unsicherheit zum Bewußtsein kommt, wirkt als ein fortwährender Reiz, einen Weg ausfindig zu

Digitized by Google

machen, um die Anpassung an dieses Leben zu bewerkstelligen, vorzusorgen, sich Situationen zu schaffen, wo die Nachteile der menschlichen Stellung in der Natur ausgeglichen erscheinen. Und da war es wieder sein seelisches Organ, das die Fähigkeit hatte, die Anpassung und Sicherheit durchzuführen (sc. durch die im Gemeinschaftsleben entwickelte Arbeitsteilung, Voraussicht, Sprache, Begriffsbildung und Logik usw.)."

Diese hier nur aphoristisch wiedergegebene Willenslehre und Psychogenese Alfred Adlers, ist wie die Erfassung des Willens durch L. Klages sowohl von der „Vitalität" als von der „Ich-Seite" her (s. u.) und wie die meine biologisch, und wenn auch in etwas anderem Sinne sogar motorisch; aber sie ist weit mehr auf die Grundlage des Bewußtseins, es als Ausgangspunkt nehmend, gestellt und „final", man könnte sagen „teleologisch vom Individuum her", gegenüber meiner kausalgenetischen Betrachtungsweise. Jedoch kann hier nicht näher darauf eingegangen werden.

Etwas wie eine genetische Erfassung des Willensproblems hat auch Coué aufgestellt. Gegenüber der üblichen Definition des Willens „als die Fähigkeit, sich frei zu irgendwelchen Handlungen zu bestimmen", wie gegenüber der anderen Definition des Willens als „jenes Begehren, welches mit der Vorstellung der Erreichbarkeit des Begehrten verbunden ist, und so sich vom bloßen Wunsche unterscheidet", hat Coué Phantasie und Willen als identisch angesprochen. Hierzu sei einiges angemerkt: Was wir von der Fähigkeit, „sich frei zu bestimmen", von meinem psychogenetischen Standpunkte aus zu halten hätten, ist oben an der Hand der Analyse der Willkürbewegung, des Wollenserlebnisses und Kausalitätsbedürfnisses dargelegt worden. Auch daß die „Erreichbarkeitsvorstellung" einerseits Wunsch und andererseits Wollen unterscheide, erscheint mir als eine recht sekundäre Rationalisierung, wenn man, wie ich hier, von einer biologischen Psychogenese des Wollens aus Trieb, Vorstellung und Willkürbewegung ausgeht. Daß aber Phantasie und Willen identisch seien, folgt durchaus noch nicht aus der Couéschen und eigenen Ablehnung dieser älteren Definitionen. Zwar können wir in der Tat die Phantasie zu einem entscheidenden Teile dem Bereich des Unbewußten zuschreiben, nämlich dem, was ich „illustrierendes Denken im Erlebnishintergrunde mit seinen Bildern" — gegenüber dem „Orientierenden", „Objektgerichteten", „dem logischen Denken des Bewußtseinsvordergrundes" — nennen möchte; in letzter Linie wäre die Phantasie jene Weiterentwicklung von triebhaften Strebungen und von Remanenzen der Reaktionsmotilität zu einer „imaginierenden" Tätigkeit, welche im Vorstellen ausmündet, aber aus Wunschhaftem und Bildhaftem besteht. Aber das Imaginieren und Phantasieren enthält an sich noch nicht das „Direkt-Aktive" des Ich, d. i. nichts von einem „wollendem" Verhalten, sondern nur eine Form des Gerichtetseins, also eine gemeinsame Eigenschaft alles Motorischen und Psychischen. Nur in der Willkürbewegung wie im Wollen vereinigen sich das Gerichtetsein des Denkens und Erregungsquanten des Triebs, die Kraft und Spannung des Triebs und die Ziel- und Zweckgerichtetheit des Ich. Mit Recht hebt Klages hervor, daß „Zweck" ursprünglich den Kernpflock der Scheibe bedeutet, auf den der Armbrustschütze mit dem Bolzen zielt.

Digitized by Google

Kehren wir noch einmal zur Frage des freien Willens und des Kausalitätsbedürfnisses zurück, so erweisen sich die deskriptiven Gegensätze Indeterminismus und Determinismus nicht nur ihrer Herkunft nach verwandt, sondern auch beide als lebensnotwendige Fiktionen, richtiger als Denknotwendigkeiten zur Orientierung in der dem Ich sich ergebenden Außenwelt und von ihm erlebten Innenwelt, kurz im bewußten Wachdenken des Erwachsenen.

Die Erwachsenen unseres Kulturkreises üben ein Wachdenken, welches so betrachtet werden kann, als ob es sich nach einigen für uns lebenswichtigen „Voraussetzungen" orientiert hätte, sich nach diesen Voraussetzungen halte. Man kann diese im Sinne der „Philosophie des Als-Ob" von Vaihinger „Fiktionen" nennen, ohne daß damit gemeint ist, sie seien schon formuliert in uns gegeben und so von uns „absichtlich" unseren Denkakten und Verhaltungsweisen zugrunde gelegt, und müßten selber der Grundlegung durch zugehörige Erlebnisse und Erlebnisweisen entbehren.

Diese „Voraussetzungen" selber sind:

1. eine Ich-Konstanz,
2. eine Außenwelt außerhalb von uns und unserem Ich gegenüberstehend,
3. eine Kausalität in der so geschaffenen Außenwelt und in uns,
4. ein „freier Wille", der in dieser Außenwelt schaltet, über unser Ich und die Außenwelt verfügt, danach „indeterminiert" ist und selber determinierend wirkt, ohne daß dem Handelnden und Denkenden dieser Widerspruch zu einem ja durch die Kausalität mitgesetzten „Determinismus" auffiele.

Trotz des scheinbaren Voraussetzungscharakters dieser Fiktionen aber können wir für sie, wenn wir uns überhaupt ein kausales Denken und das Suchen von Grundbedingungen für so geartete psychische Gegebenheiten und Erlebnisweisen gestatten dürfen, gewisse Grundbedingungen finden. Und Derartiges haben wir schon gefunden, nämlich bei der Analyse dessen, was wir lebendigen Organismus in seiner jeweiligen Umwelt, seine Aktionen darin und Reaktionen darauf, sein Psychisches und das menschliche Psychische nennen. Vielleicht ist das im Obigen angeführte biologische Psychogenetische und Motorisch-Psychologische (über die Entstehung und Erzeugung einer Gegenstandswelt als Außenwelt, eben die Objektgestaltung, über das „Reaktions-Ich" und „Körper-Ich" [Gemeinempfindungs-Ich und Körperstellungs-Ich] all das Abkömmlinge der motorischen Zuwendung, der Triebaktivität und der Stellungserhaltung des Körpers; weiter über die Willkürbewegung und die Befreiung derselben von der Reflexunmittelbarkeit und der Triebzielgebundenheit, sowie über das Verschuldungsgefühl der Primitiven und das purifizierte Lust-Ich) ein gangbarer und zwar motorischer Weg zur Auffindung der biologischen und psychogenetischen Grundlagen solcher „Fiktionen".

Und hier vergleichen wir noch etwas nach Ludwig Klages „Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches" (Jahrbuch der Charakterologie II u. III, 1926), S. 103: „Der Satz vom Widerspruch enthält gar kein Kriterium der Wahrheit, sondern einen Imperativ über das, was als wahr gelten soll ... Tatsächlich gilt

Digitized by Google

die Logik nur von fingierten Wesenheiten, die wir geschaffen haben. Logik ist der Versuch, nach einem von uns gesetzten Seinsschema die wirkliche Welt zu begreifen" (Nietzsches Wille zur Macht 1886—1888). „Wir können nur eine Welt begreifen, die wir selber gemacht haben" (ibidem). Klages fügt bei: „Diese eine Enthüllung der begreifenden Tätigkeit wiegt schwerer als Berge von Erkenntnistheorien, wird aber an Genialität fast noch überboten vom Satz des jugendlichen Novalis: „Wir wissen etwas nur insofern wir es ausdrücken, d. h. machen können."

Hierzu meine ich, daß dergleichen fast motorisch-psychologisch klingt, mindestens aber nach Pragmatismus und Subjektivismus, sowie nach unserer Objektgestaltung, wie nach Intentionalität, nach der intentionalen mentalen Inexistenz der Objekte in uns bei Fr. Brentano, und wohl auch noch nach Kants Kritik unseres Denkens. Weiter ergeben sich Berührungspunkte mit den Richtungsfaktoren für unser Handeln und Denken, wie ich sie als „orientierende" Innenweltsmittel zur Bewältigung der Umwelt und Gegenwelt mittels Gestaltung zu einer Außenwelt, oben dargestellt habe; weiter mit den „determinierenden Tendenzen" im Begriffe der „Aufgabe" in der Experimentalpsychologie, und endlich auch mit Richtungsfaktoren wie sie in Freuds Tiefenpsychologie aufgestellt wurden. Rudolf Allers („Psychologie und Psychiatrie", Wien 1927 bei Springer) formuliert S. 6 letzteren Zusammenhang dahin: „Übrigens besteht offensichtlich zwischen der Determinierung, wie sie die Psychoanalyse kennt (sc. durch unerledigt Gebliebenes, „Eingeklemmtes", Verdrängtes, durch die „Komplexe") und den determinierenden Tendenzen bei Ach oder den Komplexbestimmtheiten bei Selz eine gewisse Verwandtschaft, während andererseits nicht zu verkennen ist, daß der Begriff der Aufgabe (sc. entsprechend erweitert . . .) weitgehend mit der Konzeption der „Leitlinie" im Sinne der Individualpsychologie Alfred Adlers übereinkommt. In diesem sehr interessanten Werke deckt Allers als die herrschenden Leitsterne unseres Zeitalters, welche unabhängig von den verschiedensten Wissenschaften entdeckt wurden, folgende auf: 1. Die phänomenologische Einstellung, 2. die Denkpsychologie, 3. die Gestaltenpsychologie, 4. die Intentionalität, 5. die Idee der Genese, 6. die Typologie (sc. der Erlebensarten und der Erlebenden), 7. die Ganzheitsidee (sc. betreffs des Erlebenden wie des Erlebten, ja des Lebens überhaupt).

Doch soll hier die mögliche Vergleichung dieser Leitsterne und der lebensnotwendigen „Fiktionen", unserer Denknotwendigkeiten, welche in letzter Linie ja Lebensnotwendigkeiten sind, nicht weiter verfolgt werden. Denn meine psychogenetische Betrachtung soll ja nur etwas aussagen: über die Erlebnisgegebenheiten des freien Willens und der Kausalität und über deren mögliche Genese nebst Vermutungen, was solchen Erlebnisgegebenheiten psychogenetisch und phylogenetisch zugrunde liegen könnte. Sie sagt aber nichts aus und könnte es auch nicht: über eine Kausalität außerhalb des Erlebens und unabhängig von einem Erlebenden, von einem so wie wir Erlebenden. Dieses Grundproblem der Philosophie und Metaphysik, etwa vom „Ding an sich" und von den „ewigen, ehernen Gesetzen" des „Naturgeschehens", von solchen, welche nicht im Grunde unsere Denkgesetze wären: gehört eher in das Gebiet der Physik und Metaphysik als in das der Psychologie. Und doch möchte ich mir nicht versagen, jenes der Goethe-

Digitized by Google

schen Urworte zu zitieren, welches — sowohl metaphysisch als psychologisch orientiert — von ihm „Anangke, Nötigung" überschrieben ist:

„Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille,
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
Dem harten Muß bequemt' sich Will' und Grille,
So sind wir scheinfrei denn nach manchen Jahren,
Nur enger dran, als wir im Anfang waren."

Kehren wir, wie schon öfters nach einem Exkurs, welcher sich aber vielleicht durch die von ihm auch auf unser Thema geworfene Schlaglichter rechtfertigt, wieder auf das engere Gebiet „Trieb und Gemeinempfindung" zurück.

Ist in der Gemeinempfindung die Psychisierung des Lebensvorganges ausgedrückt, damit — wie ich meine auf dem Umwege über die Bremsung von Triebaktionen — eine psychische Repräsentation des allgemeinen Chemismus erstellt, so sehen wir (im Zusammenhalte mit der Psychisierung des lokalen Reaktionsvorganges auf Oberflächenreiz, welcher Vorgang vorher ausführlich dargestellt ist), wieder eine Unterscheidung hervorspringen, wie sie sich uns schon einleitend und (zum Probleme der Psychologie überhaupt) ergeben hat. Es war dies die Einteilung des Psychischen in Sensibles und Motorisches und eine Unterscheidung, welche sich in beiden dieser Gruppen ergeben und bewährt hat: die Unterscheidung zwischen einem Lokalisierten und zeitlich Diskontinuierlichen einerseits und andererseits dem Diffusen und allgemeinen Kontinuierlichen. Letzteres ist wieder gegeben im allgemeinen Chemismus und der Gemeinempfindung. Eben aus dem allgemeinen Chemismus entstünde dieses kontinuierliche Psychische und Sensible, auf dem Wege über die dem allgemeinen Chemismus zugehörige Motilität.

Es läßt sich sonach auch bei der Gemeinempfindung — also abgesehen von dem Miteintreten der labyrinthären Reflexe der Körperstellung in die Gemeinempfindung, sonach auf dem Gebiete der Psychisierung des Lebensvorganges selbst, auf dem der „Lebnisse" eine motorische Psychologie entwickeln: unter der Annahme, daß auch hier die Vermittlung zwischen dem allgemeinen Chemischen, dem Leben und Erleben im weitesten Sinne, zwischen dem Lebensvorgang im Physiologischen einerseits und dem Psychischen andererseits, d. i. dem Sensiblen und Subjektiven durch ein Motorisches, durch ein Chemisch-Motorisches erstellt und abgegeben wird. Dieses Chemisch-Motorische aber wird nach meinem vorhergehenden Darlegungen dargestellt: durch die Triebbewegungen, die Triebhandlungen. Die Grundlage einer motorischen Psychologie auch auf diesem Gebiete bildet sonach die im vorhergehenden (und nochmals im weiteren) dargelegte chemisch-motorische Entstehung der Triebbewegungen und mittels einer Bremsung dieser die Entstehung der Gemeinempfindung und des Lustbetrages aus restierender Triebaktivität.

Auch für dieses Gebiet habe ich oben, wie auch schon 1924, eine motorisch-psychologische Auffassung vertreten, dahingehend: ebenso, wie zwischen lokalem,

Digitized by Google

chemisch-physikalischem Oberflächenreiz und Impression ein Motorisches — die Reaktionsbewegung — interpoliert erscheint und die Übergangsbrücke ist, erfolgt auch hier zwischen dem Chemischen (des allgemeinen Chemismus) und dem Psychischen der Gemeinempfindungszuständlichkeiten die Interpolation durch ein Motorisches, nämlich durch eine Modifikation der Triebhandlungen, durch in ihrer Auswirkung gehemmte Triebimpulse, durch restierende Triebaktivität (s. Zuwendungsbetrag und Lustbetrag der Motilität 1924), also durch Bremsung von Triebaktionen.

Hier erinnern wir uns nun noch meiner Erörterung und Ablehnung (Kapt. I, 1928) der Herkunftsmöglichkeit sensibler Oberflächeneindrücke, der Beeindruckungen, der Impressionen, direkt aus dem Oberflächenreiz, d. i. der etwaigen Annahme primär sensibler Gegebenheiten aus lokaler physikalisch-chemischer Veränderung, zugleich als die psychischen Ursachen für erst durch das sensible Erlebnis bewirkte Reaktionsbewegungen; resp. der Erörterung und Ablehnung eines etwaigen Nebeneinanderstehens beider, des Sensiblen und Motorischen direkt aus dem physiologischen Oberflächenreiz. Analog zu dieser Erörterung ergibt sich uns nun auch hier die Vor- und Zwischenfrage der parallelen Möglichkeiten auf dem Gebiete der Triebbewegungen. Die entsprechenden Einwände gegen meine „primärmotorische" Auffassung auf diesem jetzt in Frage stehenden Gebiete ließen sich etwa dahin formulieren: Die Situation des allgemeinen Stoffwechsels sei vorerst nur die Grundlage von Gemeinempfindungszuständlichkeiten und erst diese wären als Triebspannungen und Triebregungen Grundlage und Anlaß der Triebbewegungen und Triebhandlungen. Das wäre eine Herleitung der Allgemeinempfindung direkt aus dem allgemeinen Chemismus, und weiter, wie es ja phänomenologisch den Eindruck machen könnte, unserer Triebhandlungen aus entsprechenden vorbestehenden Gemeinempfindungen. Die Frage lautet also hier kurz gefaßt: Geht der Weg vom allgemeinen Chemismus zum Triebimpulse, und von dort rückgebremst zur Gemeinempfindung, zu Triebspannungen, Bedürfnisspannungen, Gelüsten, Sehnsucht, Regungen, Gefühlen, zum Lustbetrag, wie ich es annehme; oder geht er etwa „direkt sensibel" vom allgemeinen Chemismus zum „Sensiblen und Psychischen" der Gemeinempfindung und dann erst vom Begehren zur Triebaktion.

Für die direkte Herkunft von Motorischem, vorerst Physiologisch-Motorischem aus dem allgemeinen Chemismus konnte ich nun schon im Beginne dieser Arbeit wenigstens ein Greifbares beibringen: zumindesten ein Trieb, der Hunger, läßt uns seine physiologische Grundlage ohne weiteres erkennen, nämlich im Stoffwechsel. Der Gesamtstoffwechsel braucht und verbraucht Nahrung, und der Organismus verschafft sich sie überwiegend durch Bewegungen. Es äußert sich der Nahrungsbedarf des Organismus in den Bewegungen der Nahrungssuche und Nahrungsaufnahme, in Freßreflexen und Freßbewegungen, in instinktiven Triebbewegungen und Triebhandlungen, alles zugehörig dem Nahrungstriebe des Hungers, welcher zugleich eine Gemeinempfindungszuständlichkeit darstellt und als solche erlebt wird. Es hieße nun den gleichen Bruch und Zwiespalt in den physiologischen Vorgang der Bewegungsentstehung aus dem Chemischen hinein-

Digitized by Google

tragen, wie er schon bei der Entstehung von Reflexen und Reaktionsbewegungen aus den entsprechenden Oberflächenreizen im I. Kapt. erörtert wurde: wollte man die Freßreflexe aus dem Oberflächenreize des Freßbaren direkt chemotaktisch oder aus dem allgemeinen Chemismus direkt, die Triebhandlungen des Hungers aber indirekt aus dem Sensiblen der Gemeinempfindungszuständlichkeit hungriger Triebspannung ableiten, während doch die chemotaktischen Freßreflexe als die Vorstufe und Keime der verschiedenen Formen von Nahrungssuche und Nahrungsaufnahme auf differenzierteren Lebensstufen imponieren.

In Analogie dazu habe ich auch für den diffusen Bewegungsdrang, den Bewegungstrieb und die Bewegungslust der Kinder eine direkte Herkunft aus dem allgemeinen Chemismus des kindlichen Organismus für wahrscheinlich gehalten an der Hand der Feststellungen von Schloßmann und Walko, daß dem erhöhten Stoffwechsel des noch wachsenden kindlichen Organismus ein erhöhter Bewegungsdrang der Kinder entspricht und entspringt, wie zugleich wieder der Erhöhung des Stoffwechsels dient.

Ich durfte mich oben zu der Annahme berechtigt halten: auf einen speziellen lokalen Oberflächenreiz erfolge gleichsinnig eine entsprechende Hinausentwicklung vom Reize weg oder darauf zu, in beiden Fällen in der Richtungslinie der Reizeinwirkung, durch einen reizflüchtenden oder reizvernichtenden, in beiden Fällen reizbewältigenden Reflex. Das gleiche wird auf differenzierterer Stufe erreicht in einer adäquaten reizbewältigenden Reaktionsbewegung, und bei letzterer interpoliere sich machtsteigernd ein Psychisches zwischen Oberflächenreiz und Bewegung mittels Retardierung, Hemmung und Retention der angeregten Hinausentwicklung unter „Verteilung der Erregung im Zentralnervensystem", welch letztere Klarstellung wir O. Pötzl verdanken. Trotzdem nun die Reaktionsbewegungen als „von außen veranlaßt" erscheinen, und ebenso dieses interpolierte Psychische als die erst „auslösende" Beeindruckung von Außen und phänomenologisch als psychische „Ursache" der Reaktionsbewegungen erlebt wird, erachte ich aber beide als Ergebnis der Hemmung primär reflektorischer Hinausentwicklung. Von dieser tragen sie noch immer die Eierschalen an sich: in der speziellen Richtung der Reaktionsbewegungen wie in der Hinaustendenz bei Bremsung, und in der „Wahl" des reagierenden Körperteils: allgemein in der Hinausentwicklungstendenz nach Ort und Richtung, und speziell im Exoprojektionscharakter der Impression im allgemeinen und als deren „Sinnesraum" und „Sinnesspezifizität" (Tasteindrücke, Gesicht, Gehör, Geschmack und Geruch) im Speziellen. Der Weg führt also in diesem Oberflächenbereiche, im Gebiete der Umweltreaktionen, der „Auseinandersetzungswelt" Vera Strassers vom lokalisierten Chemischen zum Physiologischen-Motorischen (Reflex) und über dieses Chemisch-Reflektorische, welches als Hinausentwicklungskeim überlebt, zum Psychischen, sowohl Sensiblen, als auch Motorischen.

Konnte ich auf diesem Gebiete des Erlebens, wo die Kluft zwischen Reflex und Wahrnehmung, Vorstellung oder gar Gedanken phänomenologisch abgrundtief zu klaffen scheint, psychogenetisch diese Kluft gerade in ihrer Tiefe überbrücken, und biogenetisch die motorische Herkunft des Erlebnisses vertreten:

Digitized by Google

so steigt die Wahrscheinlichkeit für dergleichen auf jenem Gebiete, wo im Erleben von Trieb und Gemeinempfindungszuständlichkeit auch phänomenologisch weitgehende Zusammenstimmung besteht, auf dem Gebiete der Triebe und Triebhandlungen.

Unter diesem Gesichtswinkel motorischer Herleitung der Triebe und Gemeinempfindungen werden dann vielleicht auch gewisse Zusammenhänge in diesem Bereiche durchsichtiger und einsichtiger: so an unserem speziellen Beispiele der direkten Herkunft der Triebbewegungen aus dem allgemeinen Chemismus im Bereiche der Nahrungszufuhr. Wir sehen in sicherer Abhängigkeit von der jeweiligen Situation des Stoffwechsels, des allgemeinen Chemismus: die Freßreflexe der Einzeller. Aber auch weiterhin in der Tierreihe davon abhängig die „Instinkte" und „Triebe" der Nahrungszufuhr und des Nahrungserwerbs, der Nahrungssuche usw.: von den Freßbewegungen beim großhirnlos gemachten Hund, dem man, da er blind, taub, ohne Geruch und ohne Geschmack ist, den Kopf in den Futternapf tauchen muß, um Freßbewegungen auszulösen, bis zur Gemeinschaftsjagd der Wölfe, zur Sammlung von Wintervorräten bei den Insekten (Bienen usw.), den Nagern und Vögeln. Etwas Paralleles, vielleicht aber noch viel Differenzierteres zeigt sich im Reiche der Insekten: die Nahrungssuche der Bienen durch Kundschafter usw., das Züchten und Melken von Blattläusen bei gewissen Ameisen, wie berichtet wird bei exotischen mit Anlegung von Plantagen für diese ihre Kühe, das Narkotisieren von Insekten durch andere mittels eines vergiftenden Stichs, um sie gelähmt, aber lebend, zur Nahrung für die eben als Eier abgelegte künftige Brut bereitzustellen usw.

Eine solche Beziehungsreihe kann man also bis zum „Broterwerb" des Menschen herstellen, (abgesehen von der Arbeitsüberwälzung durch die Stärkeren und Halter des „Brotkorbs"), eine Beziehungsreihe zwischen der Stoffwechselsituation des Hungers einerseits und andererseits der ernährungsdienstbaren Instinktbewegungen, Bewegungen der Nahrungsaufnahme, der Nahrungssuche und des Nahrungserwerbs. Immer mehr Psychisches interpoliert sich sowohl in die Ausführung der Nahrungssuche, als in die Gemeinempfindungszuständlichkeit des Hungrigseins, des Appetits bis zur Vorlust der Gourmandise. Und wie der Hunger, der Appetit schon ohne im Sicht- und Greifbereiche liegende Nahrungsstoffe bei uns und bei vielen Tieren von reflektorischen, nicht ohne weiteres als motorisch offensichtlichen Erscheinungen begleitet wird: Magensaftfluß, Speichelfluß, dem „Zusammenlaufen des Wassers im Munde", also von Funktionen, welche der Aufbereitung der aufgenommenen Nahrung für den Stoffwechsel dienen, ließen sich solche Vorbereitungsaktionen des Stoffwechsels auch durch Andressieren von Situationszusammenhängen: Glockensignale, oder eine Farbe zusammen mit dem Vorzeigen der Speise, später auch ohne diese als „bedingte Reflexe" beim Pawlowschen Hund auslösen. Diese Einbettung des Hungergefühls in die Beziehungsreihe: allgemeiner Chemismus, Freßreflexe, Instinkthandlungen, besonders Bewegungen der Nahrungssuche und sekretorische Reflexe der Nahrungsaufbereitung für die Resorption (sowohl bei Hunger und Appetit ohne Speise, wie nach hypnotischer Suggestion der Nahrungsaufnahme, als beim Vorzeigen der Speise,

Digitized by Google

als bei Glockensignal oder Farbendarbietung ohne Speise als bedingter Reflex): machen vielleicht meine motorisch-psychologische Herleitung auch der Triebe und Gemeinempfindung aus einem der Psychisierung von Oberflächenreizreflexen analogen Vorgang, d. i. aus einem primär chemisch-motorischen Vorgang, hier also aus dem allgemeinen Chemismus und aus den sowohl zu postulierenden als zu beobachtenden motorischen Triebaktionen desselben wahrscheinlicher.

Einen besonderen Beleg glaube ich auch in der oben gegebenen Herleitung des Bewegungstriebes der Kinder aus der gesteigerten Oxydationstätigkeit und Stoffwechseltätigkeit in der Wachstumsperiode nach Schloßmann und Walko erblicken zu dürfen.

Endlich kann wohl als unbestritten angeführt werden, daß der Trieb zur geschlechtlichen Vereinigung, der Sexualtrieb im engsten Sinne, dem inneren Chemismus, speziell der inneren Sekretion der Genitaldrüsen entspringt, und daß er sich prompt motorisch auswirkt: in der fast reflektorisch wirkenden Instinkthandlung des Geschlechtsverkehrs. Der Orgasmus ist ja eine hochmotorische Aktion mit einem in fixierter Reihe ablaufenden Eigenrhythmus bis zu fast krampfartig anmutenden Zuckungen und Spannungen und Ausgang in Erschlaffung. Wir dürfen aber auch hier Interpolationen und Psychisierungen erblicken: im Liebesspiel, im werbenden Suchen und Fliehen der Geschlechter, im Röhren der Hirsche, wie im Balzen, im Werbetanz der männlichen Vögel, wie in ihren Gesängen, bei einzelnen auch, wie berichtet wird, in der Herstellung „geschmückter" Stätten ihrer Liebestänze durch die Männchen, mit einer Farbenübereinstimmung der wenigstens für den Beobachter „schmückend" erscheinenden Beeren und Steinchen usw. zur „Liebesschmuckfeder" des Männchens, und endlich im Kämpfen, ja auch in Scheinkämpfen der Männchen um die Weibchen bei den Kranichen usw. In all dem sind in letzter Linie unmittelbare und mittelbare motorische und psychische Triebaktionen als Auswirkung der gleichen periodischen Veränderungen des allgemeinen Chemismus zu erblicken.

Wird mir nach dem allen nun auch meine Herleitung der Triebbewegungen direkt aus dem allgemeinen Chemismus und die Herleitung der Gemeinempfindungszuständlichkeiten aus restierender Triebaktivität zugegeben, dann darf ich Motorisches und besonders Chemisch-Motorisches als die Grundlage des Psychischen überhaupt, des Lebens und Erlebens, nach meiner motorischen Psychologie betrachten und durfte (Objektgestaltung und Wahrnehmung 1924 S. 12) formulieren:

Der allgemeine Chemismus der Organismen in seinem rhythmischen Ablaufe und im Zusammenwirken mit lokalen physikalisch-chemischen Veränderungen durch Umwelteinflüsse (mit den Oberflächenreizen) und die auf Triebstillung und Reizbewältigung gehenden Aktionen und Reaktionen der Organismen bedeuten das Leben der Organismen. Dieses alles und die Bremsung der Aktion und Reaktion (durch Interferenz usw.) erscheint als der Mutterboden des Psychischen überhaupt und speziell des Erlebens; (deren Genese vollzieht sich aus der Motilität mittelst Verteilung durch eine Querfunktion des Gehirnes und das Überleben der angeregten, aber nicht abgespielten Bewegungsmelodien, wie uns Pötzl lehrte).

Digitized by Google

So entstünde die Mutterlauge, aus welcher Triebe und Gemeinempfindung, das Körper-Ich, Impressionen, Remanenzen, Mneme, Situationserinnerung und Situationsergänzung, Objektgestaltung und Bewußtsein (Wissen von Etwas), Wahrnehmungen und Vorstellungen, Erinnerungen d. h. Objekte und darauf gerichtetes Ich (Reaktions-Ich) in einem Bewußtsein, und die Orientierung in einer Gegenstandswelt, Außenwelt: sich unter und mittels der Umwandlung der Motilität herauskristallisieren. Die Wahrnehmung mit oder besser durch Struktur und Gestalt der Objekte, wie die Remanenzen, somit unsere Außenwelt wie unsere psychisierte Innenwelt, ebenso das „Umwegnehmen" nach der Behavior-Psychologie, wie unsere Orientierung, wie das „einsichtige Verhalten" nach der Gestaltenpsychologie verdanken ihre Entstehung, und ebenso das Gehirn — zu einem Teile wenigstens — seine morphogenetische Entwicklung: einer Differenzierung der Motilität und zwar der Bremsung motorischer Aktionen und Reaktionen zur Hinaustendenz, zur Zuwendung oder zum Lustbetrag unter Überleben der zugehörigen „Bewegungsmelodien" respektive von Triebaktivität, in weiterer Verteilung und Umwandlung von beidem.

III. Weitere motorische „Ich-formierende Faktoren". Ich, Person und Persönlichkeit.

In dieser „motorisch-psychologischen" Ableitung der Impressionen, Wahrwahrnehmungen und Vorstellungen, der Objekte und des Ich, ist bislang die entscheidende Rolle zugeschrieben worden: der Hinausentwicklungstendenz unter Umwelteinflüssen, und der Remanenz, dem Überleben solcher Tendenzen, kurz motorischen Oberflächenreizrelikten (vgl. oben auch Pötzls Fall von Lagegefühlsstörung und paradoxer Kontraktion bei passiver Stellungserteilung), also den „Umwelt"-Reaktionen, d. h. auf lokalisierten Oberflächenreiz zu oder davon weg, und dem „Reaktions"-Ich.

Gewisse Einschränkungen haben sich schon durch die vielfachen Hinweise auf die Rolle auch eines anderen Motorischen, der Triebmotilität, für die Entstehung von Psychischem und Sensiblem (Gemeinempfindung) ergeben. Aber noch eine andere Einschränkung bezüglich der Ausschließlichkeit der „Oberflächenableitung" muß gemacht werden, welche aber zugleich eine Erweiterung im Sinne der Beherrschung der Umwelt durch die Beherrschung eines dritten Motorischen ahnen läßt.

Über ein solches Gegenstück, welches meinem Erachten nach aus einem anderen Gebiete des Motorischen stammt als die Hinausentwicklung auf lokalen Oberflächenreiz, entnehme ich das Material vorerst A. Gelb (Frankfurt a. M.) „Die psychische Bedeutung pathologischer Störungen der Raumwahrnehmung" (Bericht über den 9. Kongr. f. experimentelle Psychologie München 1925, S. 33/34). Dort ergibt sich an der Hand eines Falles von Kurt Goldstein (Frankfurt a. M.) „Über den Einfluß unbewußter Bewegungen, resp. Tendenzen zu Bewegungen auf die taktile und optische Wahrnehmung" (1925 Klin. Woch. Nr. 4, S. 294) unter anderen Fällen von Kleinhirn- und Stirnhirnerkrankungen: Pat. Jack. zeigte beim Vorgestreckthalten beider Arme nach Augenschluß eine deutliche Abwanderung des linken Arms nach außen unten (vom Körper weg), während der rechte

Digitized by Google

Arm in seiner ihm vom Patienten erteilten Stellung bleibt. Diese Abweichung des linken Armes wird dem Patienten durch keinerlei kinästhetische Empfindung bewußt. Der Patient glaubt den Arm, nachdem dieser schon eine Zeitlang gewandert ist, noch in der ursprünglichen Lage und faßt, beauftragt, ihn mit der rechten Hand zu berühren, rechts an dem linken Arm vorbei. „Nicht nur einzelne bewegliche Glieder, sondern auch die linke Körperhälfte, überhaupt die linke Seite war betroffen. Es handelt sich also hier um eine Störung des sogenannten Labyrinthtonus der ganzen linken Körperhälfte" (das heißt im Überbau des Gleichgewichtssystems des ganzen Körpers, wie ich es nennen möchte, welches auch eine Halbseitenorientierung wie die Reaktionen der Körperoberfläche aufweist — neben der Richtungsorientierung oben und unten, vorn und hinten; also um Störungen von stellunggebendem und stellungerhaltendem Motorischen).

Von diesem stellungerhaltenden und -gebenden Motorischen habe ich eine gewisse Gegensätzlichkeit gegenüber der reaktiven Hinausentwicklung und gegenüber den Hinausentwicklungstendenzen auf Impressionen hin und Objekte zu vermutet, und zugleich das Eingehen dieser „Gesamtkörpermotilität", dieser „Körperstellungsmotilität" in die Gemeinempfindung, wenn auch diese zu ihrem größeren Teile dem inneren Chemismus und den Trieben entspringen dürfte. Es bestünde sonach noch ein drittes Motorisches: neben der Motilität aus und auf Oberflächenreiz, das ist der Reflex- und Reaktionsmotilität, der Zuwendungsmotilität, welche ihre Psychisierung, ihr Sensibles im Erleben von Impressionen und in der Gestaltung von Objekten, in einer Gestaltung von erlebtem Etwas und erlebendem Ich, und in der Unlustscheu, der Unlustprophylaxe der Oberfläche gegenüber Umweltreizen und gegenüber den eigenen Trieben, das ist vor dem Zusammenstoß derselben mit der Realität, entwickelt; ein Drittes neben der Motilität des inneren Chemismus, das ist der Triebmotilität, welche ihr Sensibles (s. o.) als Triebspannung, Sehnsucht, Begehrungen, Strebungen, d. h. als Gemeinempfindungszuständlichkeiten, als Allgemeinempfindung entwickelt. Aber trotzdem findet auch dieses zweite Motorische, dieses innere und allgemeine Chemisch-Motorische als Trieb und Instinkt ebenso wie die Außenweltsreaktionen eine einseitige und eine Außenrichtung in Triebzielen und Triebobjekten (wohl aus einem Stadium allgemeiner Bewegungsunruhe heraus; vgl. hierzu auch den Bewegungssturm der Einzelligen auf zu starke Oberflächenreize). Dieses neue Dritte nun wäre ebenfalls ein Motorisches, welches gleichfalls eine Entwicklung zum Sensiblen hat. Dieses Sensible ginge wie das der Triebe in die Gemeinempfindung ein. Daß es ein Sensibles ist und in die Allgemeinempfindung eingeht, wie daß es aus Stellungswiederherstellungsversuchen, aus Gleichgewichtsreaktionen stammt, kann erlebt werden in der Nausea, der Übelkeit auf der Schaukel und in der Seekrankheit. Es sind das „sensible" Erlebnisse und doch keine Hauterlebnisse, keine Oberflächenerlebnisse. Es sind innere Erlebnisse, Allgemeinempfindungen, welche ursprünglich mit Lageveränderungen des Gesamtkörpers und zugehörigen motorischen Funktionen zusammenhängen, mit Motilitätsfunktionen, welche ursprünglich kein „äußeres" Ziel haben und keinen anderen Zweck, als die Wiederherstellung der dem Organismus, seiner Erhaltung

Digitized by Google

und seinen Lebensleistungen notwendigen und entsprechenden Körperlage und Körperhaltung. Mit der Nausea und Seekrankheit verwandt sind gewisse Zuständlichkeiten von Verlust der aufrechten Körperhaltung und Muskelspannung, von Verlust der Herrschaft über den Körper, Verlust der Spannkraft und Frische, von Schlappheit und Hilflosigkeit, kurz von Adynamie und Tonusverlust der Körpermuskulatur, aber auch (damit zusammenhängend) oft der Gefäßmuskulatur. Durch Störungen der Gefäßinnervation und durch verwandte Erscheinungen ergeben sich Blässe, Schweißausbruch, Erbrechen, alles in Zusammenhang mit den Funktionsstörungen der Gleichgewichtssysteme (Labyrinthfistel, Menièresche Krankheit, Nikotinvergiftung usw.). Gegensätzlich dazu und doch zum Teil nach ihrer Herkunft aus den Funktionsverhältnissen der Gleichgewichtssysteme damit verwandt mögen auch als polarer Gegensatz zum Tonusverlust und zur Adynamie manche Zustände von Frische, Schwung und Rhythmus, Spannkraft und Elastizität anzusehen sein. Das alles läßt sich eben mit mehr oder minderer Sicherheit einem Gemeinempfindungsbereiche von zur Zeit noch nicht bestimmbarem Umfang zuschreiben, welcher Beziehungen hat zu einer Motilität, zu einer Muskelinnervation, sowohl stellunggebender als besonders stellungserhaltender Art, welche nichts mit lokalisierten Oberflächenreizen zu tun hat, sondern der Gleichgewichtserhaltung des Gesamtkörpers dient, und im „übertragenen Wirkungskreise" als von einer „Expositur" des Gesamtkörpers, von den nervösen Gleichgewichtssystemen geliefert wird. (Vgl. die Stellreflexe der Wiederaufrichtung usw. und Haltungsreflexe in der neuesten Physiologie und Pathologie mit „tonisch-plastischer" Kontraktion und sehr langer Latenzzeit von 0,5—5 Sekunden gegenüber um $^1/_{100}$ Sekunde und sehr raschem Ablauf der Haut-, Periost- und Sehnenreflexe.)

Kurz, Psychisches und zwar Sensibles von Gemeinempfindungsart kann entspringen nicht nur dem inneren Chemismus, sondern auch einem nicht chemischen Gesamtverhalten des Körpers, einer Relation zur Umwelt: seinen Körperlagen, dem Gesamtlageverhältnis des Körpers zur Umwelt. Zum Unterschiede von dem anderen motorischen Verhältnis zur Umwelt, welches einem Teilverhalten der Körperoberfläche entspringt, das ist von den Oberflächenreizreaktionen ist das labyrinthäre Psychische (motorische und sensible) kein physikalisch-chemisches Lokales, und zum Unterschied von diesem und dem Motorischen aus innerem Chemismus kein direkt Chemisch-Motorisches, sondern wenigstens ein Allgemeines und primär ein Physikalisches. Ich möchte es, trotzdem ich natürlich weiß, daß auch hier Chemisches in nervöser und muskulärer Leistung nicht fehlen kann, unterscheidend das „Physikalisch-Motorische der Gesamtkörperlage" und die „labyrinthäre Gemeinempfindung" nennen. Trotz dieses Fehlens einer Richtung auf etwas zu oder davon weg, beziehungsweise des Fehlens der Hinaustendenz überhaupt, kommt aber mit dem Momente der Körperhaltung, der Stellungserhaltung und Stellungsgebung wiederum eine Beziehung dieser Motilität zur Umwelt zustande und zum Ausdruck. Es tritt auch dieses „allgemeine Physikalisch-Motorische" und „Labyrinthär-Sensible" wenigstens sekundär in eine Beziehung zu Einzelheiten der Umwelt, zur ge-

Digitized by Google

gliederten Umwelt, das ist zur Außenwelt und damit zur Entwicklung des psychischen Raums, zur Raumanschauung, zur Kinästhesie oder wenigstens zum Raumerleben. Dergleichen findet sich in vielem aus der Hirnpathologie, doch kann darauf hier nicht eingegangen werden. Nur soviel sei hier angeführt, daß wir den zentralen Überbau des Labyrinths im Hirnstamm, Kleinhirn und den Basalganglien und weiterhin im Stirnhirn zu suchen haben, das sind jene Gebiete, deren Störung: Adynamie und Akinese, und neben Störungen anderer Gebiete Hyperkinese und die „hypermetamorphotischen Bewegungen" Wernickes, d. i. Zwangsgreifen, Nachgreifen (P. Schuster) und ähnliches, Bewegungsarmut und Bewegungsschwäche oder auch Bewegungsenthemmung und Witzelsucht, die läppische witzelnde Narrheit, die Moria der Alten liefern kann. Diese Gebiete stehen auch nach dieser Ableitung sowohl dem Tonus des Gesamtkörpers, sowie einem gewissen allgemeinen Motilitätsverhalten und einem gewissen Gemeinempfindungsverhalten vor. Damit ist sowohl lokalisatorisch, wie auch im psychischen Raumerleben die Berührung mit Goldsteins Beobachtungen und Gelbs Feststellungen gegeben, was hier nicht näher ausgeführt werden kann. Auf diese Beziehungen des Labyrinths zur Stellungserhaltung durch seine Tonusfunktion und dadurch zur Gemeinempfindung und zu einem „Ich-formierenden Faktor" komme ich des letzteren wegen noch einmal zurück.

Immerhin glaube ich im Hinblick auf das Bisherige sagen zu dürfen: Wie die „Sinnesempfindungen" überhaupt, wird auch die Lage- und Bewegungsempfindung der Glieder und wohl auch des Körpers überhaupt in erster Linie von der Hinausentwicklungstendenz auf Oberflächenreiz geliefert: vgl. meine Hinausentwicklungsräume und die entsprechenden Stellen der Körperoberfläche, Auge, Ohr, Hautstellen als Grundlage der Sinnesqualitäten, Pötzls und Herrmanns obenerwähnten Fall von Gyrus-angularis-Störung mit der Unmöglichkeit, über die Mittellinie auf die andere Körperseite hinüber, in die andere Hinausrichtung im Raume zu greifen, also mit „Zerfall des einheitlichen Greifraums"; weiter Pötzls Fall von Lagegefühlsstörung mit paradoxer Kontraktion (s. o.). Ich leite also Sinnesempfindung und Raum zusammen ab, eben wie Impressionen und Objekte; ursprünglich aus motorischer Oberflächenreizreaktion d. h. als Oberflächenreizrelikte, aus gerichteter Zuwendung. Für die weitere Entwicklung des Raumes aber kommt natürlich auch bedeutsam in Betracht: einanderes Sensibles eben die „labyrinthäre Gemeinempfindung" des labyrinthären Tonus, d. h. ein Relikt der gleichgewichtserhaltenden, stellungserhaltenden Motilität des Gesamtkörpers. Auch diese ist in gewissem Sinne reflektorisch, nur nicht von der Oberfläche, sondern von der Lage des Gesamtkörpers aus angeregt und daher in ihrem Effekte auch den Gesamtkörper treffend: Stellung gebend und tonusliefernd. Und diese Physiko-Motilität bleibt zu einem überwiegenden Anteil reflektorisch, wird nur zu einem geringeren psychisiert und sensibel.

Während nun die abrollende Gemeinempfindung (das Produkt, Bremsung und Psychisierung der Motilität des allgemeinen Chemismus, der Triebaktionen), in letzter Linie also der Ablauf des allgemeinen Chemismus paradox scheinender Weise

Digitized by Google

Zuständlichkeit liefert, die Gemeinempfindungszuständlichkeiten; und während der einmalige Oberflächenreiz seine Psychisierung, sein Sensibles erhält: in einer Impression mit Vorgangscharakter und in dem Kontinuum der Raumgestalt, hat hier die labyrinthäre Motilität neben der „Stellungswiederherstellung" durch notwendigerweise einzelnbleibende Bewegungen einen Dauercharakter: sie liefert „Tonus" für die gesamte Muskulatur und liefert die dauernde Grundstellung des Gesamtkörpers. Sensibel geht sie in ein Ablaufendes, in die Gemeinempfindung ein, hat aber, wie diese überhaupt, ebenfalls Zuständlichkeitscharakter in ihrer endgültigen Psychisierung als Spannkraft, Frische, Rhythmus, wenn wir diese der labyrinthären Motilität als sensible Gemeinempfindungszuständlichkeiten zuschreiben dürfen. Sicher besteht Zuständlichkeitscharakter in gewissen dieser labyrinthären Motilität zugehörigen Störungen: in der Übelkeit, Seekrankheit z. B., aber auch Zuständlichkeitscharakter in dem zugehörigen Bewußtsein der aufrechten Lage, und in gewissen Komponenten des Bewußtseins vom eigenen Körper (der „Somatopsyche" Wernickes), und in gewissen Komponenten der Raumanschauung, in welchen Formen der Psychisierung eines somatischen Verhaltens die labyrinthäre Lagemotilität wohl eine wichtige Rolle spielt.

Und hier können wir noch einmal vergleichend A. Gelbs Lehren heranziehen (S. 36) über: „eine Raumverlagerung, die sich in speziellen Befunden beim Zeigen bestimmter Orte im Außenraume verrät, gleichviel ob die Lokalisation optisch, taktil oder akustisch vorgenommen wird. Diese Raumverlagerung ist ein Ausdruck der Grundveränderung, die sich auch im motorischen Gebiete zeigt, nämlich in dem Abweichen, bzw. in der Tendenz zum Abweichen der linken Körperhälfte (des betreffenden Falles)". Das Pendant hierzu, aber auf dem Zuwendungsgebiete als „Störungen im Zuwendungsraume", wie ich sie bezeichnen möchte, können wir nun in Pötzls und Herrmanns Fällen mit Lagegefühlsstörung und paradoxer Kontraktion, respektive mit Zerfall des einheitlichen Greifraums danebenstellen, wodurch illustriert wird, daß beide Formen der Motilität, Zuwendungsmotilität und Labyrinthmotilität, in der Raumgestaltung und damit in der Außenweltgestaltung fundierend wirksam sind, wie andererseits die Labyrinthmotilität zusammen mit der Triebmotilität die Allgemeinempfindung fundiert. Daß in die Gemeinempfindung meines Erachtens auch die Lage des Gesamtkörpers, die Gleichgewichtslage oder motorisch und damit wohl richtiger ausgedrückt, die gleichgewichtserhaltenden motorischen Funktionen (die Stellungs- und Tonusfunktionen seitens des Labyrinths und seitens dessen Überbaues im Zentralnervensystem) eingehen, ist oben wahrscheinlich gemacht worden. Eine Gemeinempfindungsänderung, nicht im Sinne einer solchen, die zur Objektgestaltung führt, also nicht im Sinne einer Beeindruckung, einer Impression, sondern im Sinne eines „Situationserlebens ohne Objektgestaltung, einer Gemeinempfindungszuständlichkeit": läge wie in der Übelkeit aus Vergiftung oder Stoffwechselgründen (z. B. bei der Harnvergiftung) vor in der Seekrankheit auf schlingerndem Schiff, am Ringelspiel (Karussel) oder auf dem Drehstuhl des Experimentators. In den letzteren Fällen spielt die labyrinthäre Motilität eine wichtige Rolle, sowohl als Tonusveränderung, als Erschlaffung der Muskeln, wie auch als

Digitized by Google

Reflex auf das vegetative Nervensystem als Erblassen, Schwitzen, Erbrechen usw. (s. o). Auf diesen Zusammenhang zwischen labyrinthärer, vegetativer und Vasomotilität im Zentralnervensystem soll aber hier nicht weiter eingegangen werden. Wichtiger wäre eine Untersuchung, ob hier das Motorische schon ungebremst, also ohne weiteres und primär für die Gemeinempfindungsänderung der Übelkeit maßgebend ist und damit seinen Gemeinempfindungsanteil liefert, oder ob es dafür ebenfalls einer Bremsung, einer Verteilung im Zentralnervensystem unterliegen muß wie die anderen Vorgänge der Psychisierung des Motorischen, welche überhaupt zu Sensiblem, zu Sensorischem wie zur Gemeinempfindung führen. Zur Klarstellung dieses Problems scheint mir nun weniger das Beispiel der Seekrankheit und der Nausea als das physiologische, ungestörte Verhalten des Körpers dienlich. Es erscheint näherliegend: eher die Intention zur Stellungsgebung, den unausgeführten Reflex mit Anschwellen zu Stellungsimpulsen, zu Spannungsimpulsen der stellunggebenden Muskeln (wenn der Anstoß dazu, das ist die Lageveränderung des Organismus noch unterschwellig bleiben kann, noch nicht bedrohlich geworden ist), und daraus zur Bewußtheit der Gleichgewichtslage, also der Körperlage, und zu einem Teile der „Somatopsyche" anzunehmen, als aus den Stellungsänderungen und den Bewegungen und Spannungen selber, das ist aus der Muskelsensibilität und Lageempfindung, wie bisher geschah, letztere Bewußtheiten abzuleiten.

Daß auch das Ich (und zwar dann die „Somatopsyche" Wernickes, das „Körper-Ich" möchte ich übersetzen) mit „Labyrinthärem" etwas zu tun hat, scheinen mir die eigenen, seit Jahren verfolgten Untersuchungen auf einem, dem ersten Aspekt nach ganz fernliegendem Gebiete, dem der Depersonalisation zu zeigen. Depersonalisatorisch heißen seit dem französischen Laryngologen Krieshaber Störungen mit dem Gefühle, nicht der Tätiger und Erzeuger seiner eigenen Bewegungen, Gedanken, nicht der Wahrnehmer seiner Wahrnehmungen zu sein, sondern wie ein Automat zu handeln, zu sprechen, zu denken und zu leben. „Es denkt sich in mir", „Ich bin nicht", „Ich existiere nicht", „Ich habe mein Ich verloren", oder in anderen Fällen: „Der Teufel oder Gott spricht aus mir, das sind nicht meine eigenen Gedanken, sie sind mir eingegeben" usw. oder ein Fernsein und Fremdsein aller Eindrücke eine Entfremdung der Außenwelt, hört man diese Kranken immer wieder klagen. In einem solchen Falle meiner Beobachtung, der solche Erscheinungen sowohl in depressiven, als in expansiven Phasen seiner Erkrankung zeigte, war es in den depressiven Phasen der Teufel, der den „Unsinn", in den expansiven Gott, der die Wahrworte und die Weisheit durch den Mund der Patientin entäußerte. Ich habe diese Störungen (1908 „Die Aktionsgefühle") durch Analyse der psychischen Symptome und auch aus manchen anderen Zeichen dieser Fälle, auf den Verlust von allgemeinen Aktionsgefühlen bei psychischen Akten, bei der psychischen Tätigkeit, heute würde ich sagen: der „Zuwendungsbewußtheit", der Bewußtheit der „psychischen Zuwendung", auf „Zuwendungsstörungen mit Verlust der Bewußtheit des Ichgerichtetseins und Ichgerichtetwerdens" zurückgeführt. Gleichzeitig habe ich dort darauf hingewiesen, daß es die Aktionsgefühle, die Bewußtheiten psychisch zu agieren, psychisch tätig zu sein, sind, durch welche

Digitized by Google

sich das Oberbewußte von dem unbemerkten Fringe, von dem Unterbewußten unterscheidet. „Cogito ergo sum": diesem Satz des Cartesius habe ich die Aktionsgefühle als psychologisches Fundament unterlegt. In der Tat fehlt auch einzelnen Gedanken, welche ohne daß allgemeine Depersonalisation bestehen muß, in gewissen Patienten auftauchen und von ihnen als fremd, nicht von ihnen erzeugt (also nicht nur inhaltlich fernstehend, sondern auch der Herkunft, der Erzeugungsstätte, nach dem eigenen Ich fremd) bezeichnet werden, die Bewußtheit: „vom Ich erzeugt zu sein", das Aktionsgefühl bei ihrer Erzeugung, die Ichaktivität, wie man es jetzt benennt (Berze, Kronfeld usw.). Diesen eingegebenen Gedanken, wie es die Kranken bezeichnen, den oben schon angeführten „autochthonen Ideen" nach Wernickes, den unterschobenen, „subditiven" Gedanken nach A. Heverochs Bezeichnung, habe ich auf Grund dieses Fehlens der Bewußtheit, sie erzeugt zu haben (heute würde ich sagen des Fehlens der „Zuwendungsbewußtheit"), auf Grund des Fehlens des Aktionsgefühles bei ihrem Auftauchen, der Verleugnung der eigenen psychischen Paternität (1908), diese Erscheinung als Merkmal des Unbemerkten hervorhebend, die unmittelbare Herkunft aus dem Unbemerkten zugeschrieben (wie auch den Halluzinationen aus dem gleichen Grunde) und von „Überleitungsstörungen im Fringe" gesprochen. 1918 habe ich diesen Vorgang einer Zuwendungsstörung in autochthonen Ideen Wernickes jener allgemeinen Zuwendungsstörung als Entäußerung von Halbfabrikaten des Denkens, dem „unfertigen Denken" der Schizophrenie, (Dementia praecox), wie ich es damals aufstellte, zugerechnet. Und das entspricht nun neueren Lehren vom Verschwimmen der Ichgrenzen und Hervorbrechen magisch-archaischen Denkens (Reiß und A. Storch) und der umfaßenden Definition von O. Pötzl vom allgemeinen Einbruch des Unterbewußtseins ins Oberbewußtsein bei der Schizophrenie (Ähnliches in A. Kronfelds Lehren, was alles schon oben gestreift wurde). Und nun finde ich seit Jahren in einem Teile dieser depersonalisatorischen Fälle, mögen sie nun der Dementia praecox- (Schizophrenie-) Gruppe angehören, oder manisch-depressiv, epileptisch, hysterisch, psychopathisch sein, labyrinthäre Störungen, welche noch einer näheren Untersuchung im Hinblicke auf Aktionsgefühle und Ichbewußtsein und „Körperstellungs-Ich" und „Körper-Ich" (s. u.) harren (eine Arbeit, zu welcher ich noch nicht die Muße gefunden habe).

Als verwandt seien die schon am Anfang dieser Arbeit erwähnten Fälle von Übererregbarkeit des Bemerkens mit „Gedankenchaos", störendem Bewußtwerden der „Gedankenatmosphären", sowie von Untererregbarkeit des Bemerkens mit Unfähigkeit, Abstrakta zu verstehen, in Erinnerung gebracht. Beide zeigten labyrinthäre Störungen und ihnen reiht sich bedeutsam der ebenfalls schon erwähnte Patient an, der anfallsweise unter „Schwindel" seine Gedanken in raschem Strom und Bogen von unten nach oben vorbeiziehen fühlte, und in einem solchen Anfalle zur Beobachtung der Lampe aufgefordert, diese kräftig pendeln sah; auch hier ist Verdacht auf Funktionsstörung im Labyrinthsystem. Auf diese, dem Pathologischen entnommenen Anhaltspunkte gestützt, darf ich wohl die Annahme wagen, daß auch „Labyrinthäres" und zwar wohl auf dem Wege der stellungserhaltenden Muskelspannung, des Labyrinthtonus der Muskeln in das Ich: als „Körperstellungs-

Digitized by Google

Ich" und in die Gemeinempfindung eingeht. Neben dem „Reaktions-Ich" bestünde ein „Körper-Ich" aus Körperstellungs-Ich und chemisch-motorischem „Gemeinempfindungs-Ich".

Der Umweg auch der Ich-Entstehung über Reaktions-Ich und Körper-Ich, dieses aus der von mir chemisch-motorisch abgeleiteten Gemeinempfindung und aus der labyrinthären Motilität und Gemeinempfindung, entspräche dann einem allgemeinen Gesetze der motorischen Psychologie: nämlich der Psychisierung über die Motilität, das ist einem Wege vom Motorischen zum Sensiblen, welch letzteres wir sonach auf dem Wege von der Labyrinthmotilität zum Körperstellungs-Ich als labyrinthären Anteil der Gemeinempfindung ebenso wie in den beiden anderen Gruppen des Motorischen und Psychischen gefunden hätten. Und vielleicht gilt sogar auch hier und dann wiederum allgemein (eben wie in den andern Gebieten des Sensiblen): das Grundgesetz der Psychisierung durch Überleben von Motorischem im Nervensystem, mittels und als Motilitätsretention. (Wollte man aber die Ursprungsstätte der Psychisierung von der Entstehung der Triebe und der Gemeinempfindung wie der Impressionen [von der Grenze zwischen motorisch und sensibel] über die Motilität noch weiter zurück und noch weiter weg vom Bewußtsein legen, z. B. ins Lebendige überhaupt, so käme man über das Psychologische und Neurologische, worüber ich etwas beibringen kann, hinaus, ins Metaphysische, wie ich glaube.)

Es wären auf unserem Ichgebiete und hier im Gebiete des dritten Motorischen: die stellungsändernden, stellunggebenden, stellungserhaltenden Impulse, immer bezogen auf den Gesamtkörper und seine Körperlagen, wie die Körperstellung, welche unterschwellig geblieben und retiniert als Spannungsimpulse und „Körperstellungstonus" eine Bewußtheit vom eigenen Körper, eben die seiner Lage und Haltung, also einen Teil des Bewußtseins vom eigenen Körper, der „Somatopsyche", liefern und als „Körperstellungs-Ich" in die Grundlegung des „Körper Ich" zusammen mit dem chemisch-motorischen „Gemeinempfindungs-Ich" eingehen.

Bleiben diese Ableitungen über das Ich zu Recht bestehen, so finden wir für die Entstehung jenes „zentralwerdenden Subjektiven", welches wir unser „Ich" heißen, folgende genetische Momente wirksam: 1. Ein Reflexgeborenes, ein durch überlebende Bewegungsmelodien von Hinausentwicklungsimpulsen Mitbewirktes, ein „Oberflächenreaktions-Ich", ein „Reaktions-Ich", „den Erlebenden gegenüber dem Erlebten"; 2. ein „Körperstellungs-Ich" als wohl vom Labyrinthtonus erzeugten Anteil des „Körper-Ich", geworden aus zu Muskeltonus gewandelten, vielleicht dazu gebremsten und zur Bewußtheit vom eigenen Körper sich gestaltenden unterschwelligen Impulsen der Stellungs-Äquilibrierung, und endlich 3. ein drittes Moment, von dem wir schon oben anläßlich der Erörterung der Herkunft wohl des Hauptanteils der Allgemeinempfindung, als „Psychisierung und Spiegelung des allgemeinen Lebensvorganges auf dem Umwege über seine Triebaktionen unter Bremsungseinfluß" gesprochen haben, ein chemisch-motorisches „Gemeinempfindungs-Ich", geboren aus der Bremsung von Triebaktionen des allgemeinen Chemis-

Digitized by Google

mus zu Gemeinempfindungs-Zuständlichkeiten und in letzter Linie beruhend auf dem allgemeinen Chemismus selber, dem Leben der Organismen, als Hauptanteil „des Körper-Ich".

Daß diese „Iche" nun etwa deskriptiv mit selbständiger Existenz summiert und trennbar, das ist um M. Wertheimers Spottwort über die Assoziationspsychologie als sehr illustrativ hier zu gebrauchen, in „Und-Summenhaftigkeit" nebeneinanderliegen, ist in dieser genetischen Betrachtung natürlich nicht gemeint. Es drehte sich mir bei dieser Unterscheidung eben nur um die Möglichkeit der Auffindung und Heraushebung verschiedener für die Ich-Bildung maßgebender Grundlagen. Und diese Ich-formierenden Faktoren erwiesen sich unter diesem meinem Gesichtswinkel wieder allesamt als motorischer Herkunft. Damit, aber haben sich alle Grundlagen des psychischen Geschehens und seiner Inhalte, des Erlebten (Wahrnehmungsinhalt usw.) wie des Erlebenden und des Erlebens überhaupt, als motorisch aufzeigen lassen, nach dem hiermit abgeleiteten allgemeinen Gesetze der motorischen Psychologie, nach dem Gesetze der Psychisierung über die Motilität, das ist des Motorischen zum Sensiblen.

Hier ist noch nachzutragen, daß sich meine Anschauungen, bezüglich der Ichlosigkeit des Unbewußten und Uubemerkten mit gewissen Ergebnissen der „Hypnotischen Selbstbesinnungsversuche" Kohnstamms begegnen, wie mit Psychologischem in Buddhas Reden, bei Laotse, bei den Mystikern späterer Zeiten, so bei Meister Eckhart und in Martin Bubers Einleitung zu den ekstatischen Konfessionen. Doch kann hier nicht näher darauf eingegangen werden.

Bezüglich des Bewußtseins scheinen gewisse zerebellare Anfälle (anatomisch als solche verifiziert) mit Glieder- und besonders Rumpfzuckungen, Leichenblässe vorerst bei erhaltener Besonnenheit und Sprache, dann unter Erschlaffen mit Bewußtseinsverlust (E. Hirsch, Prag), oder solche Anfälle durch Drehversuche und kalorische Labyrinthreizung (Klestadt, Breslau) mich darauf hinzuweisen, daß nicht nur das Reaktions-Ich Beziehungen zum Bewußtsein hat, sondern auch „das Körperstellungs-Ich" wie die aufrechte Körperhaltung überhaupt. Vor Jahren schon hat W. Wiechowski mir mündlich auf Grund pharmakologischer und besonders Narkosebeobachtungen die Anschauung geäußert, daß die Erhaltung der aufrechten Körperlage mit der Bewußtseinsfunktion etwas zu tun haben könnte, und zwar auf dem Wege über den Muskeltonus.

Paul Schilder (Med. Kl. 11. 2. 27, Jg. 23, Nr. 6, Referat vom Naturforschertag in Düsseldorf 21. 9. 26), „Über Gleichgewicht und Gleichgewichtsstörungen", berichtet Einschlägiges: „Goldstein hat gezeigt, daß nicht nur das Wissen von der Lage des eigenen Körpers während des Ablaufs des „induzierten Tonus" Goldsteins (welcher von den Zentren der Medulla oblongata und des Mittelhirns, vom Kleinhirn, Stirnhirn und der parieto-occipitalen Region abhängig ist), des Tonus der Haltungs- und Stellreflexe, der Bequemlichkeitsreaktionen (sc. bei Einhaltung erteilter Stellungen) und des Vorbeizeigens (sc. im Barany-Zeigeversuch) eine Umstellung erfährt; sondern auch die Wahrnehmung der Außenwelt, besonders aber die optische Wahrnehmung (z. B. Goldsteins Abänderung eines Sinnesreizes bei

Digitized by Google

Kleinhirnerkrankten durch einen anderen Sinnesreiz mittels des Zwischengliedes der Tonusänderungen); gleichzeitig wird das Gesamtbewußtsein abgeändert, wie Zingerle hervorhebt."

Auf dieses wichtige Gebiet hier einzugehen und diesen Anteil der motorischen Körperhaltungs- und Körperstellungsfunktion für die Objektgestaltung, Außenweltsgestaltung und das Bewußtsein hier darzustellen, erachte ich mich zur Zeit nicht hinreichend gerüstet. Es sei diesbezüglich auf die schon oben angezogene Arbeit Gelbs, auf Goldstein, Zingerle und Paul Schilder verwiesen.

Daß wir die von mir hier hypothetisch herausgearbeiteten genetischen Faktoren im Ich nicht als solche erleben, ist oben gestreift. Wir erleben ja „Ich-Konstanz" und „Ich-Kompaktheit", das Ich als Einheit, ja als die einzige Einheit, als „den ruhenden Pol in der Erscheinung Flucht", trotzdem ich das Ich, wenigstens das Reaktions-Ich, aus dem Erleben der Flucht der Erscheinungen abgeleitet habe. Deskriptiv erleben wir das Ich als ein fix-dauerndes Einheitliches und so Erlebendes wie Agierendes, und sonst so gut wie ohne nähere Bestimmungen. Wie erwähnt, könnte man versucht sein, die Ich-Konstanz, also die Dauer und den Zuständlichkeits-Charakter des Ich, das fixe andauernde Ich aus dem „Gemeinempfindungs-Ich" abzuleiten. Und dafür gab es ein Analogon, welches einleitend schon besprochen wurde, im Erleben der Gemeinempfindung selber: eben darin, daß diese selbst und ihre bewußten Spiegelungen mit Zuständlichkeitscharakter erlebt werden. Vielleicht kann man dem Fixsein und besonders dem Kompaktsein — wie der Einheit des Ich — auch eine Beziehung zum „Körperstellungs-Ich", zur Herkunft aus der Körperstellung zuschreiben. Der sich in der Stellung erhaltende, besonders bei uns Menschen die aufrechte Körperstellung im Wachen festhaltende Organismus steht während unserer Wachbewußtseinsphasen meist aufrecht als „eines im Raume" (s. u. über Individuum). Von beiden Seiten her ergeben sich sonach Beziehungen des Erlebnisses der kompakten und konstanten Ich-Einheit zu dem, was ich als „Körper-Ich" unter den Ich-bildenden Faktoren zusammengefaßt habe. Wie reimt sich das aber mit meiner Behauptung zusammen, daß wir das Ich in jeder psychischen Aktion, in jedem psychischen Akt, als Bewußtsein darin psychisch zu agieren, immer wieder erneut erleben und neu gestalten sollen. „Jedes Bewußthaben von etwas ist ein Bewußtwerden seiner selbst", habe ich (1908 Aktionsgefühle) formuliert und damit das „Cogito ergo sum" des Cartesius übersetzt. Aber diese Funktion bezieht sich auf etwas anderes, auf das Ich-Gerichtetsein und das Ichgerichtetwerden nämlich, auf die „Zuwendungsbewußtheit", wie ich jetzt formulierte, auf die immer wieder erneute, mit jedem Erleben von Impressionen, von Beeindruckungen seitens der Umwelt erneute Hinaustendenz, auf die Exoprojektion, sobald sie zur Scheidung von Ich und Etwas, von Objekt und Ich in einem Bewußtsein geführt hat. Und vielleicht ist mit diesem im Reaktions-Ich gelegenen Vorgangscharakter der, sit venia verbo, „Ich-hafteste" Faktor, der „Ich-Akt" gegeben. Mit dem Vorgangscharakter des Reaktions-Ich, mit der Zuwendungsbewußtheit, mit dem Bewußtwerden seiner selbst beim Bewußthaben von etwas, wird immer wieder im Bewußtsein das Sichselbst-Erleben erst voll aktualisiert: das ist die jedesmalige „Ich- und zwar Re-

Digitized by Google

aktions-Ich-Aktivierung"; „Ich-Akt im Etwas-Akt". Und wenn ich noch weiter mit Vermutungen gehen darf, bedeuten demgegenüber die Faktoren des Körper-Ich, das Gemeinempfindungs- und Körperstellungs-Ich, den erlebten, und zwar immer gleichzeitig erlebten Ich-Inhalt, der Vorgangscharakter des Reaktions-Ich aber den Ich-Akt.

In der Depersonalisation scheint vor allem der Ich-Akt gestört. Auch bei Fällen labyrinther Herkunft scheint mit das der Fall zu sein. Es finden sich aber auch bei verschiedenen Depersonalisationsfällen Erscheinungen, Formen der „Entfremdung der Wahrnehmungswelt" oder „ein sich an einen anderen Ort Versetztfühlen" trotz Wissens um seine Anwesenheit im Untersuchungsraum, welche auf Alienationen des Gemeinempfindungs-Ich und des Körperstellungs-Ich bezogen werden könnten. Ob gerade dieser Bezug den labyrinth-gestörten Depersonalisationen zukommt, bedarf noch genauerer Prüfung. Doch habe ich, wie schon erwähnt, noch nicht die Muße gefunden, diese meine Fälle unter den hier neu entwickelten Gesichtspunkten verschiedener Ich-Faktoren und darunter eines mit Labyrinthbezug zu studieren. Immerhin hat wie bekannt die Welt, wenn man sie, den Kopf zwischen den eigenen Beinen durchgesteckt, also Kopf unten, betrachtet, ein anderes Gesicht; das wäre eine Art experimenteller Entfremdung der Wahrnehmungswelt.

Mit dem über die Ich-Genese eben Entwickelten würde noch übereinstimmen, daß wir unser Ich zwar in Ich-Konstanz und als Einheit, aber sowohl als ein passives, wie als ein aktives erleben können. Passiv erscheint uns dieses Einheitlichgegebene als Erlebendes und Erleidendes, als Reaktions-Ich im Widerfahren von Beeindruckungen und Erfahren von Impressionen und Inhalten mit Wahrnehmungs- und Vorstellungscharakter, mit Vorgangscharakter und zugleich mit Ichgerichtetwerden und Ichgerichtetsein mit Zuwendungsgerichtetheit: kurz im Ich-Akt als denkendes und erfahrendes Ich. Aktiv erscheint uns das Ich als überhaupt Lebendes und als Agierendes, Begehrendes, Strebendes, Wollendes (zu letzterem Punkte s. o. und noch im nächsten Kapitel einiges über aktiv und passiv). Von diesen genetischen aber auch im phänomenalen Erleben irgendwie gespiegelten Bestimmungen abgesehen, erleben wir das Ich sozusagen bestimmungslos als das Erlebende und Lebende schlechthin, als „Sein an sich" und als „Erlebend-sein" als „Ich bin", das „Cogito ergo sum" des Cartesius. Wir müssen uns noch fragen: Ist das was wir als Ich ständig im Munde, in unseren Gedanken aber auch im Gemüte und in unseren Strebungen führen, jenes, welches sich dem „Etwas", das in der Außenwelt erlebt wird, als ein Erlebendes gegenüberstellt und zwar scheinbar dauerhaft in Ichfestigkeit, Ichkompaktheit und Icheinheit, dasselbe was im Volksmunde „das liebe Ich" heißt? Das liebe Ich bedeutet natürlich das „geliebte Ich" und drückt die Selbstliebe der Menschen aus. Dergleichen ist abgesehen von der Vieldeutigkeit des Wortes Ich (s. u.) kein Ich-formierender Faktor mehr. Das geliebte ist ja meist der Leib und erst auf dem Wege der Religionen „meine Seele", bei der man schwört. Aber „mein Leib" gehört meines Erachtens schon zur „Person".

Im übrigen: So sehr nämlich das Ich — beim Menschen wenigstens — die unumgängliche Grundlage des „Person-Seins", des Erlebens von Eines-Sein und Individuum-Sein, also der psychophysischen Person ist, wie des spezifischen Per-

Digitized by Google

sönlichen und Individuellen, d. i. der Individualität, der Persönlichkeit: Es hat außer dem Erwähnten — in unserem Erleben wenigstens — kaum irgendwelche weitere Bestimmungen. Es hat kaum individuelle Züge außer seinem Sein und Ich-Sein, kaum ein So- oder Anders-Sein. Man könnte sich ja versucht fühlen, dem Ich sozusagen wechselnde konstituierende Züge zuzutrauen, indem in der Konstituierung des Ich bei dem einen die Bewußtheit psychisch zu agieren, die Gerichtetheits- und Zuwendungs-Bewußtheit, das passive Ich-werden im Ich-Akt, im Ich-gerichtetwerden, das Reaktions-Ich stärker und bedeutsamer sei, bei dem anderen aber das Körper-Ich. Dergleichen könnte ein Entsprechung in manchem finden, was ich bei der Erörterung der somatischen und psychischen Konstitution (s. u.) beibringen kann, in jenem was bei dem einen Typus sich ausdrückt als Hingenommensein und Mitgerissensein durch Impressionen, als Hineingerissenwerden in den Fluß der Erscheinungen, während der andere den Impressionen ich-fester (s. das obige über Ich-Kompaktheit und Körper-Ich) und distanzierter gegenübersteht. Doch weiß ich über einen solchen vielleicht möglichen verschiedenen Ich-Aufbau nichts weiter auszusagen. Dergleichen ist auch nicht gemeint in der nun aufzustellenden Unterscheidungsreihe Ich — Person — Persönlichkeit. Darin bedeutet das Ich einfach das Lebende, Agierende und Erlebende schlechthin und unter Einem ohne darüber mehr auszusagen, wohl auch ohne mehr damit zu erleben: als das Sein an sich. Es ist gewiß auch genug für den Erlebenden, man könnte sagen, sein „Ein und Alles unter Einem". Etwas anderes und bestimmungsreicheres als ein „Ich" bedeuten aber wieder die Bezeichnungen: „ein Individuum" oder „eine Person". Während nämlich das „Ich" psychologisch immer von innen heraus, vom Erlebenden aus gemeint wird, weil es von ihm erlebt wird, ist die übliche Bezeichnung Individuum und Person wohl primär nicht „vom Ich aus" gemeint, sondern meint einen Anderen als Objekt der Betrachtung, eben als Gegenüberstehendes und besonders als Eines unter Seinesgleichen.

Ein Mückenschwarm besteht für den Beobachter aus Individuen, welche irgendwie zusammengehören, wohl auch zusammenhängen und zusammenbleiben, eben zum Schwarm gehören; aber jede Mücke ein Mückenindividuum, ein selbständig funktionstüchtiger Organismus, eine unter Vielen ihresgleichen. Der Begriff Individuum ergibt sich also wohl primär bei der Betrachtung, d. i. vom Standpunkt des Beschauers, desgleichen der Begriff Person, dieser meint einen anderen Menschen und zwar dessen Psychisches und Körperliches zusammen. Ein Individuum und eine psychophysische Person gelten uns also primär als ein Objekt, als ein Stück der Außenwelt und zwar als eines unter anderen Individuen. Daher kann man auch beschreibend eine „Pathologie der Person" (Fritz Kraus und Brugsch) durch biologische und medizinische Beobachtungen entwickeln, indem die individuelle, somatische und psychische Konstitution studiert wird, indem psychische und somatische Verschiedenheiten verschiedener Personen in ihren Konstitutionsgrundlagen erfaßt werden.

Gelegentlich meinen derartige Bezeichnungen aber doch die eigene Person; zwar meist nicht, wenn man von einem Individuum, aber wenn man von seiner Person spricht. Auch das kann nun wirklich der Hauptsache nach noch immer

Digitized by Google

reflektierend sein: die eigene Person in Gegenüberstellung zur Außenwelt meinen. Aber vielleicht steckt doch noch bei dieser Verwendung des Begriffes der Person ein Anklang an etwas aus dem eigenen Ich dahinter. Das wäre etwas was mit dem Gegenüberstehen zur Außenwelt in einem Körper gegeben ist, und so mit einem Körper-Ich zusammenhängt und zusammenklingt. Ein Individuum ist nämlich dieser mein Körper samt Psyche, nicht nur mit eigenem Leben und Erleben, wie schon das Ich, sondern auch mit eigenem Lebensraum und eigener Lebensberechtigung: das wäre mit einer bestimmten Raumerfüllung und Körperstellung als „Da-Sein" und mit „persönlichen" Triebansprüchen im Rahmen der Außenwelt. Es spielt also vielleicht hier noch das Körperstellungs-Ich und evtl. auch das Gemeinempfindungs-Ich in die Konstituierung eines menschlichen Individuums, einer Person mit hinein, wenigstens soweit die eigene Person gemeint ist. Danach würde weiter das Körper-Ich darstellen: das Persönlichste dürfen wir nicht sagen, weil dieser Ausdruck schon anderweitig vergeben ist, aber wir können sagen das „Personhafteste"; es konstituiert gegenüber dem „Ichhaftesten", dem „Ich-Akt", dem Reaktions-Ich, einen „Ich-Inhalt" (s. o.) und so eine Person, ein sich selbst erlebendes Individuum neben anderen Individuen gleicher Art im gleichen Lebensraum. Und zu diesen verschiedenen Personen können gehören und gehören auch verschiedene körperliche und psychische Konstitutionen. Zum Individuum gehört eine persönliche somatische und psychische Konstitution: neben dem „Dasein" ein „Beschaffensein". Das alles ergibt für die „psycho-physische Person" eine individualisierte Stellung unter anderen gleicher Art und in der Außenwelt, ergibt die Stellung als ein „Unteilbares" an „Körper und Geist" gegenüber anderen Personen, und ergibt auch gewisse „individualisierende", weil Personen unterscheidende, eben „individuelle" Eigenschaften, welche diese Individuen voneinander unterscheiden lassen. In diesen Bereich tritt auch der Eigenname ein. Da aber damit auch andere Momente, z. B. solche der Objektgestaltung und weiter mystisch-magische Momente aus primitiven Gemeinschaften wirksam werden, soll hier nicht darauf eingegangen sein.

Das bisher von der Person, vom Individuum Ausgesagte bedeutet aber noch immer nicht das, was wir im allgemeinen Sprachgebrauch eine „Persönlichkeit" nennen. Viele, besonders die niedrigen Tiere, haben für uns keine „Individualität", obzwar sie für uns Individuen sind. Sie haben für uns keine Persönlichkeit und der Grund dafür scheint mir, daß wir ihr Psychisches nicht einfühlend zu erkennen vermögen, d. h. nicht „verstehen". Die Beziehung der Einfühlung (ich habe sie 1908 aus unseren Mitbewegungen und Mitausdrucksbewegungen beim Anblick von Bewegungen und Ausdrucksbewegungen anderer abgeleitet) zum Verstehen der anderen, und die Herkunft der Mitbewegungen vielleicht aus dem Gemeinschaftsleben der Vorfahren, wird noch im Kap. V: „Das Individuum und die Gemeinschaft" berührt werden. Was wir aber an dem Menschen und an höheren Tieren, besonders an domestizierten Tieren, aber auch erst recht an den Menschenaffen einzufühlen und mit Einfühlungshilfe oder auch mit anderen Mitteln zu verstehen vermögen, was wir als ihre Individualität und ihre Persönlichkeit erfühlen, wie ich glaube, weil einfühlen: das ist neben ihrer individuellen Intelligenz haupt-

Digitized by Google

sächlich „ihr Charakter", die dem betreffenden Individuum zum Unterschied von anderen gleicher Art zukommenden Nuancen der Neigungen, Strebungen, Affekte, die Einstellungen und Stellungnahmen „persönlichster Art". So beschrieb man in ihrer Gruppe herrschende „Hackvögel" bei Hennen und Raben, welche Kampflust es ist, die ihnen Sieg und Herrschaft verleiht selbst über Stärkere.

Persönlichkeit, besondere Individualität bedeutet also mehr als ein erleidendes und erlebendes passives, denkendes und ein aktives begehrendes, strebendes und wollendes Ich, mehr als ein „Ich bin", als ein „Sein und Erleben", bedeutet mehr auch als ein abgegrenzt im Raume stehendes Individuum mit dieser oder jener somatischen und psychischen Konstitution, als ein „Da-sein" und „Beschaffensein". Es bedeutet darüber hinaus die Persönlichkeit: ein Individuum und eine Person mit für uns einfühlbarem Charakter solcher oder anderer Art und mit ihrer Intelligenz, ein „So oder So-Sein", ein „So-Einer-Sein". Dies mag zum Teil, wie noch im entsprechenden Kapitel zu erörtern sein wird, auf bestimmten der Person zugehörigen für verschiedene Personen verschiedenen und für deren Charaktere mitbestimmenden somatischen und psychischen Konstitutionen beruhen. Aber der Charakter bedeutet noch etwas darüber hinaus: Er hat eine individuelle Entwicklungsgeschichte, nicht nur die phylogenetisch fundierte und ontogenetische somatisch-psychische Entfaltung. Der Charakter trägt auch die Merkmale des persönlichen psychischen Schicksals, d. h. individueller und schicksalsbestimmter wie weiterhin auch schicksalsbestimmender Erlebnisse und Erlebnisreihen. Das drückt sich auch irgendwie in den Ausdrucksbewegungen, also in dem Augenblicksquerschnitt, den wir einfühlen können, aus. Zwar werden die Ausdrucksbewegungen im allgemeinen vom Motilitätsrhythmus und Tempo also von der konstanten somatischen und psychischen Konstitution bestimmt. Jedoch sind sie auch schicksalsgeprägt und verraten so die den Charakter bestimmenden Erlebnisreihen. Es bildet sich ein Charakter im Lauf der Welt, d. h. unter Einflüssen der Familie und der Gemeinschaft, wobei gerade die Familie es ist, welche die psychischen Lebensschicksale von der Kindheit her auch beim Erwachsenen bedeutsam bestimmt (s. u.). Die individuelle Persönlichkeit ergibt sich durch den Intellekt und besonders durch den Charakter. Es sind beide, besonders der Charakter, selber durch Anlagen, wie Lebensschicksale und, wie wir später sehen werden, Triebschicksale bestimmt, davon besonders durch solche der infantilen Triebe wie durch andere Kindheitsschicksale. Der Charakter ist gegeben und gegründet wie jede psychische Entwicklung: in der Wechselwirkung von Anlage und Milieu; hierin aber ist besonders das psychische Kindheitsmilieu bedeutsam.

Das Ich wird als ein dieses oder jenes Erlebendes gegenwärtig, und sonst als eigenschaftslos und charakterlos erlebt, es ist das bestimmungsfrei Erlebende an sich, das Sein und das Erlebendsein. Das Individuum, die Person ist ein im Raume Abgegrenztes und Stehendes bestimmter Art, Körper und Psyche unter Einem, zu gleicher Zeit und an einem Ort, also in der Außenwelt, und bei uns Menschen mit Icherleben und in menschlicher Gestalt, dabei die Individuen verschieden nach ihren körperlichen und psychischen Konstitutionen, d. i. für die naive Betrachtung in Gestalt, Aussehen und Verhalten, nach Geschlecht und Alter;

Digitized by Google

die „psycho-physische Person" ist ein „Da-Sein" und „Beschaffensein". Die Persönlichkeit, die besondere Individualität ist ein „So-oder-So-Sein" ein „So-Einer-Sein", und wird bestimmt durch ihren Intelligenzstand wie besonders durch ihren Charakter, d. i. durch bestimmte einfühlbare Eigenschaften speziell ihre Strebungsrichtungen. Durch letztere charakterisiert E. Utitz den Charakter. Und diese einfühlbaren Eigenschaften sind auf der Grundlage des konstitutionellen Motilitätsrhythmus und psychischen Tempos wie der Triebanlagen entwickelt. Sie entstehen als solche des Triebverhaltens wie der Strebungen und des Gemüts („Thymos") durch Ineinanderwirken und Ineinandergewirktwerden von Anlagen besonders Triebanlagen und von Milieueinflüssen, d. i. der Kindheitsschicksale in der Familie und der Schicksale in der weiteren Gemeinschaft (s. u.), aber auch des Klimas und anderer „unmerklich" wirksamer Faktoren.

Kehren wir nun nochmals etwas ausführlicher zu jenem Beispiel zurück, an welchem wir mit dem Problem des Individuums eingesetzt haben: Ein Mückenschwarm tanzt in der Sonne, er besteht für den Beobachter aus vielen Mücken, aus Individuen, welche aber zusammenbleiben, irgendwie zusammenhängen und so wohl zusammengehören. Vielleicht ist hier wie etwa auch bei einem neuen Bienenschwarm, der mit einer jungen Königin ausschwärmt, die Zugehörigkeit zur gleichen Generation das Ausschlaggebende. Es steht natürlich auch dahin, ob sich dabei das Mückenindividuum oder die Einzelbiene selbst erlebt, etwa als ein Ich oder als etwas was dem entspricht. Wir könnten uns auch fragen, was von den bekannten Grundbeziehungen der menschlichen Personen zueinander etwa in einem Mückenschwarm oder in anderen ähnlichen Organisationsformen von Individuen und Gemeinschaften erlebt werden kann: von der Beziehung Mann und Weib wenigstens in der triebhaften Sexualbeziehung, von jener zwischen Ich und Du in Angriff und Abwehr oder Flucht, d. h. im Sich-seiner-Haut-wehren, im Schützen seiner Oberfläche und neben diesen Selbsterhaltungstendenzen im Selbsterhaltungstriebe (Nahrungstrieb usw.), und endlich von der Beziehung zu Massen seinesgleichen, zur Gemeinschaft (beim Menschen als Gemeinschaftserlebnis, Kollektiverleben, Beruf usw.). Hiervon könnten wenigstens im Liebestanz der Mücken und ähnlich im Hochzeitsflug der Bienenkönigin, je nach dem Geschlecht verschiedene männliche und weibliche Triebaktionen und Instinkte aktiviert und irgendwie erlebbar gefunden werden; ebenfalls irgendwie erlebt ist, aber individuell aus dem einzelnen, aus dem Organismus kommend: der Hunger; desgleichen individuell bei Mücke und Biene im Spinnennetz ein Erleben und Erleiden, welches dem so verunglückten Individuum im entscheidenden Momente allein widerfährt, also nicht aus Gemeinschaftsaktionen und den Reaktionen in Gemeinschaft erfließt, sondern aus dem eigenen individuellen Körper, dem eigenen Leben und Erleben. Das alles konnte natürlich nur vom Standpunkte des Beobachters beigebracht werden.

Möchte dem sein wie es möge, man kann sich schon an diesem Beispiel allein dahin entscheiden, daß, vom Standpunkt des Beobachters wenigstens, ein Körperliches und Psychisches, unter einer Haut, ein Lebendes, Agierendes und Reagierendes von einer abgegrenzten und abgrenzenden Ober-

Digitized by Google

fläche umhüllt und geschützt, und von einem eigenen Stoffwechsel erhalten, schon ein Individuum ist.

Uns geht es aber um das menschliche Individuum, die Person. Ludwig Klages („Persönlichkeit", Einführung in die Charakterkunde 1927, Zürich und Potsdam, S. 12) definiert: Individuum kommt von in und dividuum, Teilbares, würde also in wörtlicher Übersetzung das „Unteilbare" bedeuten (im Griechischen Atomon), unteilbar in seiner Lebenseinheit, in der ihm eigentümlichen Lebendigkeit, ein „Eigenwesen". Bezüglich der Person wurde nach L. Klages, S. 146, Persönlichkeit: seitens der Psychologie der Romantik insonderheit von C. G. Carus darauf hingewiesen, daß Person von personare, hindurchtönen, herkomme und ursprünglich die Maske des antiken Schauspielers, dann auch seine Rolle bezeichnete (ich möchte hier mit vielleicht deutlicherem Doppelbezug die „Figur" sagen, des Schauspielers selbst und die Figur im Stück, also eine Person des Stückes). Erst später habe Person das bezeichnet, was man heute darunter versteht. (Doch wird diese Herleitung des Wortes Person neuerdings wieder bezweifelt.) Mit Recht reserviert Klages dem Menschen als einem „Vernunftwesen", dem homo sapiens, die Person, und fordert hierfür ein Ichbewußtsein, ein individuelles Selbst. Zugleich findet er als für Ich und Person unumgänglich die zugehörige Vitalität, die ganze Lebensvergangenheit, sowohl die erinnerliche als auch die ausschließlich erlebte (S. 95). So entstünde, meint er S. 146, das verhängnisvolle Verschmelzungsprodukt aus 2 Elementen: einem voll lebendigen (Es, Leben) und einem wenn nicht überhaupt bloß scheinbar, doch in ganz anderem Sinne lebendigen (Ich, Geist). S. 91 folgt der Hinweis, daß der Organismus polarisiert sei, einer Ellipse mit 2 Brennpunkten gleichend: dem spezifisch leiblichen und dem spezifisch seelischen Brennpunkt. In seinem Schema S. 90 steht diese Ellipse, Es genannt, dem Ich (Geist) gegenüber, ihre beiden Brennpunkte Leib und Seele stehen mit dem Ich (Geist, ratio, Vernunft) in einem Hin-und-her-Wirkungsverhältnis. Auch wird die Seele z. B. in den Gefühlen als deren Lebensseite oder Es-Seite der Ich-Seite der Gefühle gegenübergestellt, also Seele und Geist in Gegensatz gebracht, wie Geist und Leib, und Leib und Seele.

Aber demgegenüber möchte ich festhalten: mir sind das Ich und der Geist nicht ein fertiges Element, welches zur Verschmelzung mit dem Leben und dem Leibe kommt, sondern Ergebnisse eines bestimmten „motorischen" Entwicklungsganges zum Psychischen hin, welcher „durch Bremsung Freiheit gibt", Freiheit von der Unmittelbarkeit und Gebundenheit des Reflexes und von der Zielgebundenheit des Triebes (vgl. Kap. I, 1928). Nur so viel möchte ich zu diesem Entwicklungsgange der menschlichen Person hier nochmals zusammenfassen. Ich erachte als Ichsein und Icherleben: das Erlebende und Agierende, das Sich-Richtende (auf etwas) gegenüber diesem dem Erlebten; im Selbsterleben das Bewußtwerden seiner Selbst beim Bewußthaben von etwas, wie ich (s. o.) 1908 das cogito ergo sum des Cartesius übersetzt habe; als Individuum, als Person und Personsein: ein Da-sein und Beschaffensein, d. h. psychophysisch seinen eigenen Lebensraum einnehmend, mit eigenen Triebansprüchen, ein Eigenwesen, als menschliches Individuum mit einem Icherleben; als Persönlichkeit der

Digitized by Google

psychophysischen Person: ihre spezielle Beschaffenheit besonders nach Intelligenz und Charakter, ein So-oder So-Sein ein So-Einer-Sein; als Charakter endlich die individuelle Strebungsformel (s. o.).

Das Individuum aller Arten steht in seiner Umwelt und nach J. v. Üxküll in der seiner Art jedeigenen Umwelt. Auf eine andere Umwelt reagiert die betreffende Art nicht. Wir auch nicht auf Wellenlängen, die jenseits von 400—800 $\mu\mu$ liegen, und nicht auf Schwingungszahlen mit unserem Gehör über und unter einer bestimmten Grenze, außerhalb welcher Grenze doch manche andere Tierarten zugänglich scheinen. Schon Marc Aurel, der große Denker und Schüler der Stoa, formulierte dergleichen dahin, der Mensch habe eine menschliche, der Stier aber eine stierhafte Umwelt. Die Umwelt wird den Organismen nach Üxküll zur Gegenwelt der Reizsender, auf welche sie mit einem „Gegengefüge" ihres Organismus reagieren. Dem menschlichen Ich wird nach meinen Darlegungen in Kap. I seine Umwelt und Gegenwelt zur Gegenstandswelt, Objektwelt und Außenwelt, Orientierungswelt; für die menschliche Person und Persönlichkeit zugleich aber zu ihrer Beziehungswelt (Familie, menschliche Gemeinschaft und Gesellschaft) und zur Auseinandersetzungswelt, um letztere beiden Ausdrücke aus Vera Strassers „Beziehungspsychologie" zu übernehmen.

Diese Beziehungswelt ist in erster Linie für Tiere wie für die Menschen jene Gemeinschaft, in welcher sie leben. Sie ist gegründet — wie ich es formulieren möchte: in einem Eingebettetsein und weiterhin sich Eingebettetfinden und Eingebettetfühlen in ihrer Gemeinschaft. Dort entwickelt sich vorerst ein kollektives Leben, Agieren und Reagieren, ein kollektives Fühlen (Massenfühlen, homo animal sociale), weiter das sog. Kollektivdenken, die Kollektivvorstellungen der Naturvölker nach Levy-Brühl (s. u.), welches sich bedeutsam von unserem „objektivierenden" und realistischen Denken unterscheidet, und damit nach der französischen und englischen Soziologenschule wie nach Freud als erstes die Massenpsychologie.

Von vornherein findet sich schon in den Aktionen des Organismus in seiner Umwelt, in den Reaktionen und Aktionen desselben auf eine und in einer Gegenwelt, besonders aber in der Objektwelt des Ich, dort zugleich mit der und in der Objektgestaltung wirksam: ein triebhaftes Gerichtetsein auf Triebziele und Triebobjekte (etwa auf Einverleibung des Freßbaren), eine Art Wählen, natürlich erst instinktiver Art, d. h. aus Trieben und Reflexen in einer Ablaufsreihe, und damit der Keim eines wertenden Verhaltens, und weiterhin einer Wertewelt des einzelnen, welche für die Gemeinschaft eine entscheidende Rolle spielt.

Fassen wir nun auch noch ins Auge: die äußeren Kennzeichen der menschlichen Person (abgesehen von dem speziellen Anatomischen, Physiologischen, Serologischen beim Menschen). Als charakteristisch hierfür, für das Menschlich-Beschaffensein, für das Menschentum gelten uns: der aufrechte Gang des Zweibeiners, die Sprechfähigkeit (loquacitas), welche der interne Kliniker Naunyn vor Jahren schon als den zweibeinigen Vögeln und Menschen gemeinsam hervorgehoben hat, bei Menschen aber darüber hinaus die „Verständigungssprache" (s. u.); weiter der Besitz d. i. der Gebrauch und das Schaffen von Werkzeugen, der Besitz d. i. die Kenntnis, das Erhalten und das Erzeugen des Feuers, und endlich das Leben in einer Gemein-

Digitized by Google

schaft, welche nicht nur nach Geschlecht, Alter und Körperkraft, sondern auch nach Berufen usw. gegliedert ist, mit Religionen und Kulten, Gebräuchen und Traditionen und mit denkenden Individuen, homo sapiens.

Einzelnes und mehreres davon kommt auch anderen tierischen Organismen zu. Gemeinschaftsleben haben z. B. auch die Huftiere (Herden), die Affen (Herden oder Horden oder Einzelfamilien mit Nestbau) und die Vögel mit Nestbauten und Wanderflügen. Ähnliches (Nestbau und Wanderzüge) auch bei Fischen. Gemeinschaftstänze gibt es als Spieltänze bei den Affen, als Werbetanz bei gewissen Vögeln (besonders Hühnervögeln). Beruflich hoch gegliederte Gemeinschaften erreichen auch gewisse Insekten in ihren Staaten, aber die berufliche Gliederung wird hier gewonnen durch Verschiedenheiten des Körperbaus der berufsverschiedenen Individuen, z. B. bei den Bienen Arbeiterinnen, Königin, Drohnen; dabei gibt es auch Maßnahmen seitens der Arbeiterinnen zur Aufzucht einer notwendig gewordenen Königin aus einer Arbeiterinnenlarve. Vielleicht ist bei diesen hochdifferenzierten Arten auch eine optische Kundgabe (im Tanz der Kundschafterbienen vor den anderen im Stock) entwickelt, oder taktile Kundgabe im gegenseitigen auf den Schädeltrommeln der Ameisen mit den Fühlern, oder gar eine Verständigungszeichensprache darin enthalten.

Die „Werkzeugbildung" der allermeisten Tiere, auch dieser hochentwickelten Insekten, spielt sich, wie eben gestreift wurde, an ihrem eigenen Körper ab, ihre Anpassung an die Umwelt vollzieht sich durch die Entwicklung entsprechender Organe, welche einen für die notwendigen Funktionen geeigneten Bau gewinnen. Der Mensch aber bewältigt und verdaut seine Umwelt durch Leistungen seines Gehirns, durch „Organersparnis" und durch „Bewegungsersparnis" und speziell durch die Psychisierung seiner motorischen Reaktionen auf Oberflächenreize, auf Umweltreize, (wenn meine diesbezüglichen Darlegungen im Kap. I zu Recht bestehen bleiben). Diese Psychisierung geschieht durch die Hinaustendenz, aus Hinausentwicklungsimpulsen auf Oberflächenreize hin, und aus Remanenzen bis zur Objektgestaltung und Gestaltung einer Außenwelt in Wahrnehmungen, Vorstellungen und Benennungen bis zum Finden von, Hantieren mit, Schaffen an und von Werkzeugen, im „Umwegnehmen" und „Aufblitzen" von Zugangsmöglichkeiten und Gebrauchsmöglichkeiten; vielleicht gehört auch die Feuerfindung hierher. Für diesen Weg der Objekt-Gestaltung und Ich-Gestaltuug in einem Bewußtsein bis zur „Einsicht", oder nach K. Bühlers Dreistufen-Theorie „Instinkt, Dressur, Intellekt" ist die Voraussetzung meines Erachtens (Kap. I): die Retardierung, die Retention von motorischen Impulsen, ihre „äußere und innere Freiheit gebende" Bremsung zur Remanenz von überlebenden Bewegungsmelodien bis zur Interpolation von Psychischem. Dem entspricht von anderer Seite her betrachtet Bühlers Lockerung von Reflexen, Instinkten und Trieben bei Säugetieren, besonders beim Menschen, das „Plastischwerden" der Instinkte, welchen Vorgang er seiner Dreistufentheorie zugrunde legt. Ein meines Erachtens so fundiertes „Aufblitzen" des richtigen Weges zu einer begehrten Nahrung oder Betätigung nach verschiedenen vergeblichen Versuchen mit dem entsprechenden Gesichtsausdruck der „Erhellung" vor Antritt des richtigen Weges findet sich nach Wolf-

Digitized by Google

gang Köhler auch bei Menschenaffen. Bei dem Begabtesten derselben fand sich nicht nur Festhaltung des einmal so gefundenen richtigen Weges, sondern sogar das Herbeiholen von zum Erreichen der begehrten Nahrung nötigen Kisten aus einem anderen nicht sichtbaren Raume und fast regelmäßig der Gebrauch und das Adaptieren von Werkzeugen aus der Umwelt, so die Verlängerung eines Bambusstabes durch Ineinanderstecken von zweien usw. Auch wird eine Art Waffengebrauch der Affen als Schleudern von Baumästen und Steinen usw. berichtet.

Den Vögeln ist wie die Zweibeinigkeit die erwähnte loquacitas nach Naunyn gegeben. Einen Schlüssel für solchen Zusammenhang verdanken wir O. Pötzls Feststellungen an Fällen von Stirnhirnerkrankungen, dahingehend: Die Entwicklung der Sprache (wie die der Greifhand) hängt zusammen mit der Befreiung vom Quadrupedengang (sc. die Menschenaffen sind noch nicht ganz frei davon, noch keine wirklichen Zweibeiner), mit dem konsekutiven Freiwerden an diese Gangfunktion gebundener Impulse der vorderen Extremitäten für andere Zwecke, wie der zugehörigen Hirnpartien und der benachbarten Gehirngebiete für weitere Entwicklungen (vgl. in Kap. I Pötzl über die Gegenwirkung der Zentren, Absaugung und Verteilung der Impulserregungen durch Querfunktionen, Ganzheitsfunktion usw.). Gewiß gehören zur Entwicklung einer Verständigungssprache noch weitere Hebel der Entwicklung, so nach W. Trotter (herd instinkt s. u.) vor allem das Leben in der Gemeinschaft, natürlich erst recht die Entwicklung des Denkens. Da das Schaffen von Werkzeugen und schon das Hantieren mit gefundenen und für den Gebrauch ad hoc adaptierten, eben durch Gebrauchnahme, die „Greifhand" und das „Aufblitzen" voraussetzt, und wohl beides wie erst recht die Sprache die Befreiung vom Vierfüßergang: so könnte meines Erachtens in einer allmählichen Gewinnung der aufrechten Körperhaltung und der damit verbundenen Hirnveränderung (durch Befreiung vom Vierfüßergang) das Entscheidendste der „vermenschlichenden" Momente zu suchen sein.

Die Menschensprache ist nicht nur Gesang, auch nicht nur Nachsingen und Nachsprechen von Worten oder etwaige sich situationsgerecht wiederholende Ausrufung von Namen oder Phrasen wie bei einzelnen der sprechenden Vogelarten. Die Menschensprache besteht nicht nur aus verschiedenen Arten des Reflexschreis, aus Schmerzensschreien und Wehegeschrei oder Überraschungsrufen (letzteres als „ho" der Menschenaffen, wie Wolfgang Köhler beobachtete), nicht nur aus Warnrufen und Warnpfiffen, kurz sie hat nicht nur Kundgabe. Die Menschensprache ist darüber hinaus eine Verständigungssprache mit Darstellungsfunktion, Bedeutungsfunktion (in Gesten, Symbolen, Lauten, Worten, Sätzen, Zeichnungen und Bilderschriften) und mit Nennfunktion (Namen der Personen und Gegenstände, Eigenschafts- und Tätigkeitsbezeichnungen bis zu Silben- und Buchstabenschriften, Zahlzeichen — die römische Fünf etwa eine Hand mit abgestrecktem Daumen, Begriffszeichen und endlich Wissenschaften). Über Kundgabe und etwaige Situationstreffer der Vogelsprache hinaus vermag die Menschensprache: „aktuell nicht mehr Vorhandenes oder noch nicht Vorhandenes oder überhaupt nicht Existierendes" in uns zu erwecken, vorgestellte Objekte und Vorgänge lautlich oder durch Gesten zu bezeichnen, oder auf primitiver Stufe mindestens kollektiv erlebte Si-

Digitized by Google

tuationen und kollektive Gerichtetheiten mimisch, pantomimisch, d. h. mimend, symbolisch, herauszustellen; letzteres schon ist imstande, wenigstens im Keime einen „äußeren Bezug" agierend mitzubilden und so eine Situation innerlich nachzubilden und endlich vorzubilden. Solches mag vorerst geschehen sein, indem und während im Mimen, Tanz, Gesang, Rezitativ und in den symbolischen Handlungen der Gemeinschaftskulte solchem Erleben Ausdruck gegeben wurde. In der Darstellung eines solchen „symbolischen Situationsbezugs" mag „ein Keim des Kausalitätsverhältnisses" gelegen sein (neben dem Verschuldungsverhältnis der Primitiven dahin wirksam), und auch im „Agieren von Bezug" „ein Ansatz von Objektivierung".

Innerhalb dieses Rahmens des von der menschlichen Person Ausgesagten gibt es nun weiter die allergrößten Verschiedenheiten, so nach Geschlecht und Alter: Säuglingszeit, Babyperiode (Malinowskis) oder Spiel- und Dressurstufe Bühlers oder Spielalter (s. Kap. IV), Kleinkindesalter und Schulalter („Kampfalter" der Knaben entsprechend den Heroenzeitaltern der Völker), Pubertätszeit und anschließend das Alter der Jugendlichen, die juventus, adolescence nach Malinowski (s. Kap. IV), und dann die beginnenden Arbeitsjahre und endlich die Vollreife, das Arbeitsalter der Menschen (für die Frauen die Generationsarbeit und Aufzucht der Kinder) entsprechend den bürgerlichen Zeitaltern der Völker und Nationen. Es gibt Kinder, Backfische und Jünglinge, reife Männer und Frauen, Mütter und alte Jungfern, Greise und Greisinnen würdig oder geschwätzig, Matronen und alte Hexen, also alles recht verschiedener Art, wie in einem späteren Kapitel noch erörtert wird. Die Hautfarbe der Menschen variiert schon in derselben Rasse zwischen hell und dunkel, sowie rothaarig vom blonden und dem anderen Typus, in der Menschheit vom hellsten Weiß und Rosa der Haut bis zur Schwärze und zum Glanz des gewichsten Stiefels und dies auch bei ganz europäisch anmutendem Gesichtsschnitt. Die Körpergröße der Menschen hat eine weite Streuung um die Mittelgröße herum, es gibt Riesengeschlechter und Pygmäenvölker, und innerhalb dieser Zwergrassen, wie A. Biedl zeigt, auch solche Individuen, welche noch weit unter Durchschnittsgröße anderer Rassen, ihren Proportionen, besonders dem starken Überwiegen der Unterlänge über die Oberlänge nach Riesen unter den Ihren sind. Es gibt Muskelstarke und Körperschwache. Innerhalb wohl aller Rassen gibt es die Pykniker E. Kretschmers, gedrungen mit geräumigen Körperhöhen (Bauch, Brust und Kopf) und seine Leptosomen (die Hageren und Asthenischen), sowie Athletische und Dysplastische, aber wohl in verschiedenem Zahlenverhältnis innerhalb verschiedener Rassen unter verschiedenen Breitengraden und Lebensumständen (Land oder Stadt z. B.). Nicht nur nach Körperbau und Körperkraft, nach der motorischen Energie, sondern auch nach ihrem Motilitätstempo und Motilitätsrhythmus unterscheiden sich die Menschen. Es gibt nach dem „Temperament" phlegmatische und lebhafte, ruhige, stille und feurige Menschen, sanfte und rauhe, weiche und harte, es gibt weiche Gemüter mit rauher Schale und stille harte Menschen. Es gibt eitle und bescheidene, stolze, ernste und gemütlich umgängliche und behagliche, traurige und lustige Menschen, böswillige Menschen und gütige, oder ritterlich edle usw. (Darüber wird noch im Kapitel über Konstitution und Charakter manches

Digitized by Google

anzuführen sein.) Es gibt kluge und dumme Menschen in Mischung der Intelligenz also mit all den erwähnten Temperaments- und Charaktereigenschaften. Damit sind wir sozusagen unversehens aus dem Gebiete der menschlichen Person in das von Körperbau, Konstitution und Charakter ja auch der Intelligenz gelangt und befinden uns mitten im Bereich der menschlichen Persönlichkeit.

Ich bin mir bewußt: ebenso wie meine Grenzbestimmung zwischen Ich und Person durch das Hineinwirken des Körper-Ich in die Konstituierung der eigenen Person unscharf wird, ist dergleichen Unschärfe auch bei der Abgrenzung von Person und Persönlichkeit nicht zu vermeiden; dies liegt daran, daß die somatische und psychische Konstitution der Person auch für Charakterologisches und Intellektuelles, welche ja die Persönlichkeit charakterisieren, maßgebend ist. Auch bei den Autoren schwankt die Abgrenzung der Persönlichkeit, trotzdem sich eine Übereinstimmung im wesentlichen Kern herauslesen läßt. Einiges aus Klages zum Problem des Individuums und der menschlichen Person ist oben schon beigebracht. Bezüglich der Persönlichkeit äußert er in dem gleichen und gleichnamigen Buche S. 16: „Nur der Mensch von allen Wesen hat Ichbewußtsein, nur er heißt deshalb eine Person. Der Charakter (hier im weitesten Sinne des Wortes gemeint) wäre die unterscheidende Sonderheit des Wesens (S. 12); der menschliche Charakter oder die Persönlichkeit wäre als individuelles Selbst zu bestimmen, und die Charakterkunde hätte es mit Eigenschaften persönlicher Eigenwesen zu tun." „Wenn Goethe im ‚Tasso' dichtet: ‚es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt', so hat er mit Hilfe des Wortes ‚Talent' die geistigen Fähigkeiten vom ‚Charakter' als dem Bereiche des persönlichen Wollens unterschieden, und somit den Namen Charakter für die Schicht der persönlichen Triebfedern reserviert" (S. 14). Durch die Triebfedern des Wollens und Handelns erachtet danach L. Klages den Charakter einer Person konstituiert und die Charakterunterschiede angelegt. Etwas darüber hören wir noch im bald folgenden und Genaueres in späteren Kapiteln.

Mit der Darlegung der Anschauungen eines anderen nämlich von Georg Simmel „von der Unteilbarkeit nicht nur des Individuums, sondern auch von der Einzigkeit seiner Individualität" folge ich Emil Utitz „Charakterologie" 1925 (Pan-Verlag Rolf Heise, Charlottenburg), S. 118: „Einzelheiten und Besonderheiten in Schopenhauers Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung", mögen hier und da an andere Schöpfer erinnern, ihr Allgemeinstes, einheitlich Durchgehendes, ist schlechthin mit Schopenhauer und nur mit ihm synonym. Im Äußeren und Unlebendigen freilich gewinnt eine Erscheinung Besonderheit und relative Einzigkeit in dem Maße, in dem immer mehr einzelne Bestimmungen an ihr hervortreten, . . . ähnlich auch an seelischen Objekten, . . . obgleich ersichtlich die sichere Erreichung (sc. der Darstellung) einer wirklichen Individualität auf diese Weise eine unvollendbare Aufgabe wäre. Wird aber eine seelische Existenz von innen erfaßt, nicht als Summe von Einzelqualitäten, sondern als eine Lebendigkeit, deren Einheit jenes ganze Detail erzeugt oder bestimmt oder deren Zerlegung dieses ist, so ist solche Existenz von vornherein als volle Individualität da (die Individualität des Gebildes als Ganzen). Ebendort S. 122 G. Simmels Ausspruch: „Dem ganzen theoretischen und mora-

Digitized by Google

lischen Gezänk zwischen dem Seelischen und Körperlichen, oder den Sinnen und dem Geist, wird der Kampfplatz entzogen, sobald der Mensch Wesen und Sinn seiner Existenz darin sieht, daß er Individuum ist, eben das Unteilbare." (Auf die sehr sachliche und äußerst fruchtbringende Kritik dieser und anderer Lehren G. Simmels in E. Utitzs Charakterologie kann ich hier nur verweisen.)

Und Utitz selber, Charakterologie S. 14, 15: „Der Mensch ist weder Kopf, Leib oder Seele, sondern — wie schon Aristoteles wußte — eben der beseelte lebendige Leib ... Mit größtem Nachdruck spricht z. B. William Stern von der psychophysischen Neutralität der Persönlichkeitsforschung. Die Person ist nicht Geist oder Seele, sonder zielstrebige, individuelle Einheit und ihre seelischen wie ihre körperlichen Darstellungen erhalten erst durch jene psychophysisch neutrale Zusammenfassung Existenz und Sinn. Aus diesem Grunde nimmt die Körperlichkeit der Person ebenso teil an ihrem Telos und dem zielstrebigen Tun wie ihre Geistigkeit."

S. 137, 138, 139: „William Stern ist es, der in seinem dreibändigen Werk „Person und Sache" von der Psychologie aus am tiefsten in eine Philosophie der Persönlichkeit eindrang, und von dieser Philosophie her wieder die Notwendigkeit einer Persönlichkeitsforschung erkannte, die weit von der üblichen Psychologie abrückt, ja grundsätzlich über sie hinausführt. Seiner Meinung nach mußte die Wissenschaft vom Menschen erst einen seltsamen Grad von Wirklichkeitsfremdheit erreicht haben, um die Urgewißheit einzubüßen, daß der Mensch Persönlichkeit ist. Man achtete so sehr auf das, was im oder am Menschen war, daß der Mensch selbst darüber vergessen wurde. Die drei Merkmale: Vieleinheit, Zielstrebigkeit, Besonderheit bilden die konstituierenden Merkmale des Personbegriffes. Und damit scheint mir den drei entscheidenden Gesichtspunkten Rechnung getragen, der Sinnbeziehung auf die Gesamtheit der Persönlichkeit, der Teleologie und dem individuellen Gesetz. Und auch diese Gesichtspunkte dulden keine Isolierung, denn jeder von ihnen fordert die beiden anderen. Aber auch die „Person" darf nicht abgekapselt werden; denn sie braucht die Welt, um sich zu vollenden. Nun setzt das schwierigste Problem ein, wie denn fremde Werte aufgenommen werden von der Persönlichkeit und in sie; Heterotelie und Autotelie. Die In-Einsbildung beider Zweckgruppen, eine produktive Selbstentfaltung, die durch Erlebnis und Tat den fremden Zweck zum Inhalt des eigenen Seins und zum Zielpunkt des eigenen Strebens macht, sie fehlt beim Tier, sie bildet die Auszeichnung des Menschen. Der Charakter ist die Einheit aller Richtungsdispositionen des Menschen."

Hierzu möchte ich als eine genetische Theorie gerade für diesen Vorgang der Aufnahme fremder Zwecke in die eigene Person ansehen: Freuds unten (Kap. V) folgende Darlegung der „Ideal"bildung in der Gemeinschaft durch Führerbindung und konsekutive Identifizierung miteinander bei den Gliedern einer primären Masse und auch weiterhin in den „hochorganisierten künstlichen" Massenbildungen wie Kirche und Heer.

Utitz Charakterologie S. 139: „Die Theorie des Bewußtseins, die William Stern entwirft, dient vorzüglich den Zielen der Charakterologie, sie paßt völlig in den skizzierten Rahmen: Bewußtsein ist ihm Symptom für Konflikte, aber zu-

Digitized by Google

gleich auch Mittel, um den Konflikt zu überwinden, ein Spiegel, der auch Waffe ist. Die Aufgabe des Bewußtseins, der Person ihr eigenes Ich und die Welt rein zu vergegenwärtigen, wird durchkreuzt durch die andere Aufgabe, sie der Person zu vergegenwärtigen, wie es ihre individuellen Lebenszwecke erfordern. Selbsterfassung und Objekterfassung sind im Bewußtsein stets egozentrisch eingestellt. Darum erscheint auch W. Stern kaum ein charakterologischer Unterschied so tiefgreifend als der zwischen Individuen mit ganz überwiegend ichgemäßen Ichbewußtsein und Individuen mit stark täuschendem Ichbewußtsein. Die Frage des Echten und Unechten in allen ihren Variationen, das Problem der Maske, treten in den Vordergrund." Vergleiche hierzu in einem späteren Kapitel Alfred Adlers individual-psychologische Lehre von der Entwicklung des finalen Charakters mit seinem Lebensplan und den Sicherungen des letzteren als Kompensationen der eigenen Minderwertigkeitsgefühle, und sei es nur der kindlichen Kleinheit und Schwäche gegenüber den Erwachsenen zwecks Selbstbehauptung. Und auch in meiner motorischen Psychologie, wenn auch keineswegs final, sondern durchaus kausal-genetisch, betrachtend und erklärend, gemeint: sind dem Individuum als Innenweltsmittel zur Bewältigung der Umwelt erwachsen bewußtes Ich und die Objektgestaltung, eine Art Spiegel oder analysierendes Spiegelteleskop zur Auflösung der Nebel des Situationserlebens und zugleich Waffe, alles zu Zwecken der Selbsterhaltung.

Utitz fährt bezüglich William Sterns fort: „Die Deutungen und Erklärungen der Psychologie werden nun durchaus nicht auf das Bewußtsein verengt: die Person als solche ist nicht Bewußtsein, sie hat Bewußtsein. Dem Telos der Persönlichkeit sind die Kategorien zu entnehmen, welche den Kategorien der bloßen Bewußtseinserscheinungen übergeordnet werden müssen." (Hierzu sei angemerkt: Wie vielerorts das Leben, die lebendige Individualität, dem Ich und Bewußtsein übergeordnet wird, so reicht auch das Es bei Freud über das Ich und Bewußtsein hinaus, welche nur eine Instanz des Psychischen darstellen.) Gemeint ist eine funktionelle Richtungsteleologie; daß das Tun der Person auf Verwirklichung von Zwecken eingestellt sei, „die Zweckidee hält nun einmal den alleinigen Schlüssel zum wahren Verständnis persönlichen Daseins".

L. Klages in „Persönlichkeit" S. 107, 108: „Ist das Ichzentrum gleichbedeutend mit Behauptungstendenz und erscheint es um deswillen in seinem Dasein bald gesteigert und bestätigt, bald beeinträchtigt und gewissermaßen widerlegt, so müssen die Erlebnisse (Widerfahrnisse) der Persönlichkeit und somit alle Gefühle bald mit Mehrung, bald mit Minderung dessen einhergehen, wofür die deutsche Sprache das Wort „Selbstbewußtsein" bereitstellt, durchaus nicht etwa das Bewußtsein des eigenen Ichs, sondern das Gefühl des eigenen Wertes oder kürzer die Selbstschätzung darunter verstehend. Gemäß den unablässigen Auseinandersetzungen zwischen Ich und Es ordnen sich für die Persönlichkeit alle Widerfahrnisse, alle Verarbeitungen des Erlebnisstoffes, alle Leistungen, und dann aber auch alle vermeinten und wirklichen Eigenschaften in die eindimensionale Stufenreihe persönlicher Werte ein und werden demgemäß entweder als wertvoll oder als wertwidrig oder endlich allenfalls als wertgleichgültig (die Adiaphora

Digitized by Google

der Griechen!) mindestens erlebt, von den besinnlichen Geistern aber sogar bedacht."

E. Utitz selbst (Charakterologie S. 4): „Charakterologie hieß Wissenschaft von der gesamten Persönlichkeit unter dem Gesichtspunkte des Wollens, Bedeutung des Wollens im Gefüge und für das Gefüge der Ganzheit." Utitz hält aber (mit Recht) die Festlegung auf das Wollen für zu eng: „Das Wollen ist doch nur eine Form unter den Begehrungen und Strebungen ... Wir haben gar keine andere Wahl als die ‚Strebungen' nach ihrem ganzen Umfange heranzuziehen. Strebungen werden hier geflissentlich in der allgemeinen Bedeutung des Wortes gebraucht. Es sei nicht einmal entschieden, ob es neben bewußten auch unbewußte Strebungen gibt; und ob es sich jeweils um einzelne Akte dabei handelt oder um die Mobilisierung mehr oder minder aller Kräfte in einer gewissen Richtung. Charakterologie wäre demnach: die Persönlichkeit, gesehen unter dem Gesichtspunkte ihrer Strebungen, bzw. die Strebungen in ihrem Sinne für die Persönlichkeit." S. 210: „Die soundso beschaffene Persönlichkeit ist Rahmen und Quellgrund, in dem und aus dem das Drama ihres Lebens sich entwickelt in und durch Reibung mit Schicksal, Milieu usw., das zum Teil wieder Erzeugnis eben der Persönlichkeit ist. Aber nun birgt die Persönlichkeit eine Fülle von Anlagen, von denen manche überwuchern, andere verkümmern. Und manche ordnen sich ohne weiters in die durchschneidenden Richtungsbestimmtheiten ein, andere werden in sie gepreßt, widerstreben usw. Manche gehen ihres Eigenseins ganz verlustig, andere bewahren es. All dies widerspricht nicht der Einheit der Persönlichkeit, außer man wolle ihr Einförmigkeit unterschieben."

K. Jaspers „Allgemeine Psychopathologie", 2. Aufl. 1920, unterscheidet die subjektive Persönlichkeit — die Weise wie sich jemand seines Selbst bewußt ist, von der objektiven Persönlichkeit — dem „komplexen Gebilde", das wir als Charakter bezeichnen (S. 23). S. 309: „Bei der Persönlichkeitsforschung kommt es immer auf ein Verstehen umfassender Zusammenhänge an" ... S. 310: „Wir wollen wissen, welche menschlichen Charaktereigenschaften für unser Verständnis sich gegenseitig voraussetzen oder widersprechen, welche Eigenschaften mit bestimmten anderen für unser Verständnis verbunden sind, welche sich ausschließen" ... „Ein verständlicher Zusammenhang kann als Ganzes selten oder häufig vorkommen, er bleibt immer das idealtypische Persönlichkeitsgebilde, an dem wir die wirklichen Individuen messen" (verstandene Korrelationen).

S. 87: „Typische Ganzheiten gibt es mehrere: das aktuelle momentane Ganze des Seelenlebens, wie es im Bewußtsein ist, ... Intelligenz und Persönlichkeit als die Ganzheiten des dauernden Wesens eines Menschen." S. 30, bezüglich „Intelligenz und Persönlichkeit": „Die Gesamtheit der Begabungen, der zu irgendwelchen positiven Leistungen brauchbaren Werkzeuge innerhalb der seelischen Anlagen, nennen wir die Intelligenz, die Gesamtheit des genetisch verständlichen Seelenlebens in seiner durch die individuellen Charakteranlagen, Leidenschaften, besonders bestimmten Weise nennen wir die Persönlichkeit. Intelligenz und Persönlichkeit sind eigentümliche Begriffe umfassender Ganzheiten." S. 299:

Digitized by Google

„Als Intelligenz bezeichnen wir im allgemeinen eine dauernde Anlage, als Demenz einen dauernden Defekt.“ S. 296: „Das Ganze aller Begabungen, aller Talente, aller Werkzeuge, die zu irgendwelchen Leistungen in Anpassung an die Lebensaufgaben brauchbar sind, nennen wir die Intelligenz. Das Ganze der verständlichen Zusammenhänge, besonders des Trieb- und Gefühlslebens, der Wertungen und Strebungen nennen wir die Persönlichkeit. Intelligenz und Persönlichkeit bleiben für uns immer in hohem Grade unklare Begriffe. Sie sind Ideen eines Unendlichen; was wir damit meinen, können wir nie ausschöpfen.“

S. 306, 307, 308: „Wir sehen die Persönlichkeit in der besonderen Art, in der sich das Trieb- und Gefühlsleben eines Menschen äußert, in seiner Weise, Situationen zu erleben, auf sie zu reagieren, in der Weise wie er liebt, wie er eifersüchtig wird, wie er sein Leben führt, welche Bedürfnisse er hat, und welche Sehnsucht ihm eigen ist, welche Ziele er sich steckt, wie er Ideale bildet und welche Ideale er bildet, welche Wertungen ihn lenken usw. Mit einem Wort: Persönlichkeit nennen wir die individuell verschiedene Gesamtheit der verständlichen Zusammenhänge des Seelenlebens ... Nur das, was wir als individuell variierend in dem eigentümlichen Ganzen der genetisch verständlichen Zusammenhänge ansehen, ist uns eine Seite der Persönlichkeit. Endlich muß bei dem Individuum, das Persönlichkeit ist, ein Gefühl seiner selbst vorhanden sein, ein individuelles Ichgefühl, damit meinen wir nicht das abstrakte Ichgefühl, das in völlig identischer Weise alle psychischen Vorgänge begleitet, sondern das Ich-Gefühl, das sich seiner selbst als eines besonderen Ich bewußt ist. Es ist gegenüber dem bloßen Ichbewußtsein das Persönlichkeitsbewußtsein.“ „Zusammenfassend können wir also nun sagen: Alle psychischen Vorgänge, sofern sie über sich hinaus auf einen individuellen und durchgehends verständlichen Zusammenhang hinweisen, der von einem Individuum mit dem Bewußtsein seines besonderen Selbst erlebt wird, konstituieren die Persönlichkeit. Damit ist aber der Begriff der Persönlichkeit noch nicht umrissen. Zu all den verständlichen Zusammenhängen, den Triebregungen und Zielen und Idealen denken wir immer eine Anlage hinzu, die sich in diesen aktuellen bewußten Seelenvorgängen kundgibt. Auch diese Anlage (sc. als die außerbewußte Disposition zu dem Ganzen der verständlichen Zusammenhänge hinzugedacht — die persönliche Anlage) nennen wir die Persönlichkeit.“

Trotz des engen Zusammenhanges mit der Persönlichkeit wird von Jaspers die Intelligenz nicht zu dieser gerechnet. Sie sei nur ein passives Material in der Hand der aktiven Persönlichkeit, des im Ich seiner selbst bewußten Zusammenhangs; ebenso wird alles andere individuell Variierende nicht zur Persönlichkeit gerechnet: nicht die individuellen Variationen des psychophysischen Apparates, der der Persönlichkeit unterbaut ist. Auch werden nicht alle verständlichen Zusammenhänge zur Persönlichkeit gerechnet, nämlich alle diejenigen psychischen Zusammenhänge nicht, welche sich für sich isoliert betrachten lassen, welche wohl von innen gesehen sind, aber die wir wie lauter isolierte Bruchstücke in der Hand haben, die das Verständnis nicht über sich hinausführen, nicht auf Gesamtzusammenhänge hinweisen.

Digitized by Google

S. 319, 320: „Jede Persönlichkeit macht: 1. Im Wachstum die verschiedenen Lebensperioden durch und wird jeweilen die Eigentümlichkeiten des betreffenden Lebensalters besitzen (‚Wachstum der Persönlichkeit'). 2. Auf dieser Grundlage finden nun andere Persönlichkeitsentwicklungen statt. Abhängig von der Umgebung, von Lebensschicksalen und besonderen Erlebnissen wandeln sich die menschlichen Persönlichkeiten oft in tiefgreifender Weise, ohne daß dem Alter eine andere Rolle als die einer Vorbedingung gegeben werden könnte. Diese aus Erlebnis und Eigenart in Wechselwirkung entspringenden Veränderungen nennen wir die ‚Entwicklungen einer Persönlichkeit' (Verbitterung abhängiger Menschen, die Abstumpfung durch dauernde schwerste körperliche Arbeit, durch ein eingreifendes und das Gemüt belastendes Geschick). 3. Unabhängig von den Phasen der Altersstufen gibt es noch Schwankungen in der Erscheinungsform der Persönlichkeit, die als spontane (endogene) Phasen auftreten (... manchmals mehr als Veränderungen einzelner seelischer Phänomene, manchmals als Änderungen im ganzen Habitus der Persönlichkeit). 4. Jene Veränderung der Persönlichkeit, welche durch einen (sc. psychotischen) Prozeß für immer eintritt."

Mit dem was hier nach L. Klages, G. Simmel, W. Stern, E. Utitz und K. Jaspers dargelegt wurde, berührt sich nun: „die neue Forderung nach sinnsuchender Ganzheitsbetrachtung der Person und Persönlichkeit, nach personaler Betrachtung", wie diese (der interne Kliniker) Fr. Kraus formuliert, „als synthetische Erfassung des individuellen menschlichen Organismus nach Entwicklung, Bau und Leistungen in allen Zusammenhängen mit seiner lebendigen und leblosen Umwelt". „Denn durch die personale Betrachtung erhalten die elementaren Körperfunktionen einen Sinn und seelische ja geistige Vorgänge ihr biologisches Fundament" (Einführungsworte der Zeitschrift für ärztliche Psychotherapie 1927).

Es erübrigt noch die von mir trotz aller Schwierigkeiten festgehaltene Unterscheidung von Ich—Person—Persönlichkeit in Vergleich zu bringen mit Freuds Aufbau des psychischen Apparates aus „Systemen" und „Instanzen".

Meine eigenen bisherigen motorischen, biologisch-psychogenetischen Ableitungen galten der Genese des Psychischen überhaupt wie einer Außenwelt (des Bewußten) und eines Ich, fundiert: im Unbewußten und im Unbemerkten, in einer intermediären psychischen Schicht. Davon berührt sich nun vielerlei mit Freuds „Tiefenpsychologie".

Daher erscheint es mir an dieser Stelle schon an der Zeit, einen vergleichenden Blick — vorerst mittels einer provisorischen Zusammenfassung — auf einiges aus der Freudschen Tiefenpsychologie zu werfen. Dabei handelt es sich, um es vorläufig verkürzt und in meiner Formulierung darzustellen, um die Lehren Freuds vom „Es" und „Ich" und vom „Über-ich", dem „Ich-Ideal", sowie von den „Systemen" „Unbewußt", „Vorbewußt" und „Bewußt". Weiter gehört dazu die Beachtung jener Form der Abweisung von Psychischem an der Grenze zum Bewußtwerden, welche Freud als „Verdrängung" ins Unbewußte herausgearbeitet hat. Nach Freud (Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, Taschenausgabe 3. Aufl. 1926, S. 305—307) kann „ein psychischer Impuls mit dem Bestreben, sich in eine Handung umzusetzen, jener Abweisung unterliegen,

Digitized by Google

die wir Verwerfung oder Verurteilung heißen. Dabei wird ihm die Energie, über die er verfügt, entzogen und er machtlos, aber als Erinnerung kann er bestehen bleiben. Der ganze Vorgang der Entscheidung über ihn läuft unter dem Wissen des Ich (sc. im Bewußtsein) ab. Ganz anders, wenn wir uns denken, daß derselbe Impuls der Verdrängung unterworfen würde, dann behielte er seine Energie und es würde keine Erinnerung an ihn übrigbleiben; auch würde sich der Vorgang der Verdrängung (sc. eines mit dem Ich inkompatibel Befundenen) vom Ich unbemerkt vollziehen." Jedoch ist diese Abhaltung vom Bewußtsein, die Verdrängung nur ein Anzeichen des Schicksals, welches dieser Vorgang erfahren hat, nicht dieses Schicksal selbst. (Dieses spielt sich weiterhin im Unbewußten nach dessen Gesetzen und auf Grund der Wesensart des betreffenden Impulses ab.) Der seelische Vorgang, der zuerst in einer unbewußten Phase existiert, kann zum Bewußtsein übergehen, muß es aber nicht, er gehört zuerst dem psychischen System des Unbewußten an, kann unter Umständen in das System des Vorbewußten übertreten. Auch dann müsse er den Blick des Bewußtseins nicht auf sich ziehen, kann es aber. Das Schicksal der Verdrängung besteht für eine einzelne Regung darin, daß sie von einem Wächter des Bewußtseins, der Zensur, dem zensurierenden Ich, nicht ins Bewußtsein eingelassen wird, oder daraus wieder entfernt wird, wenn sie eingedrungen ist. Sie kann wieder Einlaß finden, wenn sie eine salonfähige Einkleidung oder Umwandlung erfahren hat.

Diese Lehre von der Verdrängung und von der Struktur des seelischen Apparates mit seinen aufeinanderfolgenden Systemen Unbewußt, Vorbewußt und Bewußt, mit dem Ich als Hüter des Bewußtseins, als Zensor im Vorbewußten, welcher Bewußtseinsunfähiges als nicht salonfähig von der Schwelle des Vorbewußten abweist oder ausweist, nennt Freud „topisch" (räumlich). Zugleich stellt er „dynamische" und „ökonomische" Arbeitsweisen des seelischen Apparates fest. „Dynamisch" sind die Triebkräfte des „Es", welche ihre Objekte, ihre Repräsentanzen, dem Bewußtsein präsentieren und zu diesem Zwecke ins Vorbewußte schicken möchten, weil das Bewußtsein derjenige Faktor sei, der über den Schlüssel zur Verwirklichung der Strebungen usw., über den Schlüssel zu den motorischen Innervationen verfüge.

Diese Triebkräfte des Es, im wahren Sinne des Wortes Kräfte der Triebe, bezeichnet Freud als „Libido" (S. 325): „Libido soll, durchaus dem Hunger analog, die Kraft benennen, mit welcher der Trieb, hier der Sexualtrieb, wie beim Hunger der Ernährungstrieb, sich äußert." Den Triebkräften des Es stehen dynamisch gegenüber die Funktionen des Ich, des Hüters des Bewußtseins. Auch dessen Kräfte leiten sich nach Freud durchaus aus dem Es her, sie haben keine andere Herkunft. Das Spiel geht um die Äquilibrierung zwischen dem Streben nach lustvoller Befriedigung der Triebe, d. i. zwischen der „Lusttendenz" des Es und den Selbsterhaltungsfunktionen des Ich in der Außenwelt, in der Realität. „Das Ich hat (Vorlesungen S. 375) die Aufgabe, Unlust zu verhüten, und erfährt bald, daß es unvermeidlich ist, auf unmittelbare Befriedigung zu verzichten, den Lustgewinn aufzuschieben, ein Stück Unlust zu ertragen und bestimmte Lustquellen

Digitized by Google

überhaupt aufzugeben. Das so erzogene Ich ist ‚verständig' geworden. Es läßt sich nicht mehr vom ‚Lustprinzip' beherrschen, sondern folgt dem ‚Realitätsprinzip', das im Grunde auch Lust erzielen will, aber durch die Rücksicht auf die Realität gesicherte, wenn auch aufgeschobene und verringerte Lust." Der Satz Freuds „Realitätsprinzip gegen Lustprinzip" kann als ein Grundgesetz des Ich und des Bewußtseins angesehen werden.

Nach Freud ist das Es mit seinen Trieben der innere Kern des psychischen Apparates, das Ich eine Art Fassade des Es, gleichsam eine äußere Rindenschicht, eine durch den Einfluß der Außenwelt, der Realität, modifizierte Schicht, welche ihre besonderen Eigenschaften dem modifizierenden Einfluß des äußern Mediums verdankt, an das sie anstößt. An der äußersten Oberfläche dieses Ichs befinde sich eine besondere, der Außenwelt direkt zugewendete Instanz, ein System, ein Organ des Ichs: das Bewußtsein. (1926 „Die Frage der Laienanalyse", S. 29—31.) In den Vorlesungen (S. 379) findet sich noch der hierher gehörige Satz: „Wie enge sich die Libido und das Unbewußte einerseits, das Ich, das Bewußtsein und die Realität andererseits verbunden erweisen, obwohl sie von Anfang an keineswegs zusammengehören."

„Ökonomisch" im Spiel der Kräfte des Es und Ich nennt Freud die quantitative Bewältigung eines äußern oder innern Reizzuwachses, der innere gegeben durch aktuell vorhandene Erregungsgrößen (in Beziehung zur Lust-Unlustreihe), d. i. durch Triebspannung, durch Libidostauung; ebenso nennt er ökonomisch (Vorlesungen S. 324) auch das Motiv der menschlichen Gesellschaft, die Sexualtriebe zu zähmen. Da sie nicht genug Lebensmittel habe, um ihre Mitglieder ohne deren Arbeit zu erhalten, müsse sie die Anzahl ihrer Mitglieder beschränken und deren Energien von der Sexualbetätigung weg auf die Arbeit lenken: „also die ewige, urzeitliche, bis auf die Gegenwart fortgesetzte Lebensnot". Mit der „Anangke" der Griechen vergleicht sie Freud an anderer Stelle, natürlich kennt er noch andere Gründe der Triebbewältigung und hat selbst das Bedeutsamste darüber herausgestellt (s. u.). „Verschiebung von Libido auf Ich-Tätigkeiten" nennt Freud wieder an anderer Stelle diesen quantitativen ökonomischen Vorgang der Nutzbarmachung von Triebaktivität.

Eine besondere Stellung nimmt nach Entstehungsart und nach seiner Bedeutung für die individuelle Entfaltung und für die Menschheitsentwicklung, für die Phylogenese wie für die Ontogenese in Lebenslinie und Charakterbildung des Einzelnen nach Freud ein: das „Über-Ich". Dieses ist im Bewußtsein als Stimme des Gewissens wie besonders im Unbewußten wirksam und ist ein „Ich-Ideal". Ein solches wird beim männlichen Kinde unbewußt dem Bilde des Vaters nachgebildet, ist eine „Vater-Imago" und gehöre zum „Ödipus-Komplex, d. i. zu der ambivalenten Bindung an den gleichgeschlechtlichen Elternteil, an denjenigen, welcher die Sexualbeschränkung der zu hemmenden infantilen „perversen" Partialtriebe auferlegt, die Sexualeinschüchterung übt. Diese Bindung besteht zugleich in (sich mit dem großen Vater identifizierender) Liebe und Unterwerfung wie im „Sohnestrotz", sie ist eben ambivalent und drängt zur Einverleibung (durch Nachahmung) und zur Überwindung (durch Übertreffen) des zugleich geliebten

Digitized by Google

und bekämpften Vaters. So wird nach Freud (Laienanalyse S. 57) „der Ödipuskomplex eine allgemein menschliche, schicksalgebundene Formation".

Das „Über-Ich" als „Vaterimago" aufgefaßt, damit als Abkömmling des „Ödipuskomplexes" und als Erbe von dessen in der Verdrängung überlebenden Triebenergien, Libidoquanten und als eines der Produkte jener Libidoschicksale, welche die infantilen Triebe der endgültigen Sexualorganisation wie dem Ich und den Zwekken der Gemeinschaft unterwerfen: würde zugleich ein Hebel und Regulator für die Lebensentwicklung, besonders Charakterentwicklung des Einzelnen, wie für die Gestaltung der Gemeinschaft. Vielleicht darf ich gerade an diesem Punkte der „Tiefenpsychologie" (d. i. am „Familien-Kernkomplex" nach Malinowski, s. Kap. V) in der Psychoanalyse eine der Berührungs- und Abzweigungsstellen suchen: für die „Individualpsychologie" Alfred Adlers. Einer deren Kernpunkte ist ja der allgemein-menschliche „Machtwillen", das Machtstreben des Kindes, sein „Vornean"-Kommenwollen, sein „Obenauf"-Seinwollen, als „finales Prinzip", als „Lebensplan"; dieser ursprünglich als Lebensleitlinie entwickelt zwecks Kompensation eines „Minderwertigkeitsgefühles" der Menschenkinder wegen ihrer Kleinheit, Schwäche, Hilflosigkeit und Machtlosigkeit gegenüber den großen Erwachsenen und den mächtigen Eltern. Freud selber (Vorlesungen S. 429) macht das Bewußtsein der Kinder von ihrer Schwäche und Hilflosigkeit als „Realangst" (s. u.) mit zu einem Faktor der „neurotischen Angst" und der Neurose, wenn sich dieses Bewußtsein der Kinderzeit ins reifere Leben fortsetzen kann.

Die hier gegebene aphoristische Darstellung solcher Lehren ist natürlich ganz unzureichend. Doch mag sie für dieses Kapitel genügen, bis ich in den späteren Kapiteln noch auf vieles aus der Tiefenpsychologie zurückkommen kann. Einiges, was in dieses Kapitel schlägt, muß hier noch abgehandelt werden und auch hier schon festgestellt sein: das Freudsche Ich enthält mehr als das von mir im vorhergehenden charakterisierte „einheitliche kompakte Ich" aus Reaktions-Ich samt Körper-Ich (Gemeinempfindungs-Ich und Körperstellungs-Ich). Vor allem scheint mir nämlich Freuds Ich auch zu enthalten: eine „Ich-Funktion des Realitätsgewissens", wie ich in Anlehnung an Kohnstamms Mangel des „Gesundheitgewissens" der Hysterischen usw. sagen möchte. Diese Ich-Funktion ist, wenn ich es recht auslege, notwendigerweise zugleich Realitäts- und Erinnerungsfunktion im weitesten Sinne, und entspräche vielleicht in dieser nach Freud als „topisch" anzusprechenden Wirkung der „Autopsyche" Wernickes, von diesem als „Summe aller persönlichen Erinnerungen, d. i. der Erlebnisse" gefaßt. Darin liegt aber schon etwas, was über meine Definition des Erlebenden (Reaktions-Ich) und Lebenden (Körper-Ich) hinaus schon der Person und Persönlichkeit angehört: eben ein individuell Bestimmendes und Bestimmtes gegenüber meinem „Ich-haften" (im Reaktions-Ich) und „Person-haften" (im Körper-Ich) darstellend. Es enthält ja ein solcher Freudscher Hüter der Realität irgendwie implizite eben auch Remanenzen von Erlebnisinhalten aus der Außenwelt, ist nicht nur passiv Erlebendes und aktiv Lebendes, sondern hat auch eine dynamische Wirkung auf

Digitized by Google

das Bewußtsein zu der „Remanenzen" Bewußterhaltung oder Verdrängung. Es übt nämlich im sagen wir „Remanenzenreiche" und im Dienste des „Realitätsgewissens" das Ich nach Freud diese dynamische Wirkung, und zwar mittels ihm zugeführter resp. von ihm angezogener Triebkräfte. Darin liegt wohl auch der berechtigte Kern jener Freudschen Lehre: das Bewußtsein und das Ich seien es, welche über den Schlüssel der motorischen Innervationen verfügen. Zugleich ist damit noch etwas der Person und der Persönlichkeit Zugehöriges, und zwar etwas Ökonomisches gegeben, nämlich schon in der individuell verschiedenen quantitativen Ausbildung dieser Erinnerungsfunktion, dieser Realitätsfunktion im Freudschen Ich (ähnlich wohl William Sterns „ichgemäßes Ichbewußtsein").

In der letzten dieser Instanzen, im „Über-Ich" Freuds als „Ich-Ideal" und als Abkömmling der „Vaterimago" ist aber nicht nur ein dynamischer, sondern zugleich auch ein direkt der individuellen Charakterbildung dienender Persönlichkeitsfaktor von Strebensart und Umgebungsherkunft erfaßt. Das ist also ein Milieueinfluß als Erziehungsmittel und Selbsterziehungsfaktor zu einem individuellen Charakter: durch nachahmende „Identifizierung" mit dem Vater, mit den Führern der Gemeinschaften, deren Heroen der Vorzeit und bewunderten Helden der Gegenwart, wie nach Freud zugleich ein „Hebel der Menschheitsentwicklung" durch „Tradition" (Weitergabe).

Es muß hier schon, weil einschlägig und anderswo nicht unterzubringen, noch Genaueres über die Entwicklung des Freudschen Ich-Ideals beigebracht werden. Ich folge dazu vorerst Freuds Massenpsychologie und Ich-Analyse 1921, S. 1: „Im Seelenleben des Einzelnen kommt ganz regelmäßig der Andere als Vorbild, als Objekt, als Helfer und als Gegner in Betracht, und die Individualpsychologie ist daher von Anfang an auch gleichzeitig Sozialpsychologie in diesem erweiterten aber durchaus berechtigten Sinne." S. 2: „In den Verhältnissen zu Eltern, Geschwistern, zur Geliebten, zum Freunde und zum Arzt erfährt der Einzelne immer nur den Einfluß einer einzigen oder einer sehr geringen Anzahl von Personen, von denen jede eine großartige Bedeutung für ihn erworben hat." Im weiteren verweist Freud auch auf die Rolle eines bestimmten Einzelnen durch sein Vorbild auch in der Masse und für die Entwicklung derselben als Gemeinschaft (Urvater der Horde und ihr Führer). Doch wird darauf erst im Kap. V des Genaueren eingegangen.

Ibidem S. 19, 20, nach einem Hinweise auf das lange ungestörte Nebeneinanderbestehen ambivalenter Regungen (sc. Liebe und Haß unter Einem) gegen ein und dasselbe Objekt beim Kinde und in den Neurosen der Erwachsenen, wird dargelegt, daß „sich plötzlich einmal, gewöhnlich infolge einer Steigerung der affektiven Besetzung (der einen Seite dieser Regungen) der Konflikt zwischen dieser und dem Ich herausstellt. Dabei erledigt das Kind diesen Konflikt oft dadurch, daß es das Objekt wechselt, d. i. die eine der ambivalenten Regungen auf ein Ersatzobjekt verschiebt. Im Fortschritt der Entwicklung vom Kinde zum Erwachsenen kommt es überhaupt zu einer immer weitergreifenden Integration der Persönlichkeit, zu einer Zusammenfassung der einzelnen unabhängig voneinander in ihr gewachsenen Triebregungen und Zielstrebungen. Der analoge Vorgang auf dem Gebiete des Sexuallebens ist als Zusammenfassung aller Sexualtriebe zur definitiven Genital-

Digitized by Google

organisation der Psychoanalyse schon lange bekannt. (Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie 1905.) Daß die Vereinheitlichung des Ich dieselben Störungen erfahren kann wie die der Libido, zeigen vielfach sehr bekannte Beispiele wie das der Naturforscher, welche bibelgläubig geblieben sind." (Einige der hier angezogenen Begriffe wie Libido und endgültige Organisation derselben nach der Psychoanalyse werden in späteren Kapiteln zur Erörterung gelangen.)

Nach Freud (Massenpsychologie S. 64, 65) „ist die Objektbesetzung (sc. durch Triebe als Triebobjekt und durch Liebe) nicht die einzige Art der Gefühlsbindung an eine andere Person". „Wir erfahren tatsächlich aus der Psychoanalyse, daß es noch andere Mechanismen der Gefühlsbildung gibt, die sog. Identifizierungen" .. S. 66: „Die Identifizierung ist der Psychoanalyse als früheste Gefühlsbindung an eine andere Person bekannt. Sie spielt in der Vorgeschichte des Ödipuskomplexes eine Rolle. Der kleine Knabe legt ein besonderes Interesse für seinen Vater an den Tag. Er möchte so werden und so sein wie er, in allen Stücken an seine Stelle treten: er nimmt den Vater zu seinem Ideal. Dies Verhalten hat nichts mit einer passiven oder femininen Einstellung zum Vater (und zum Manne überhaupt) zu tun, es ist vielmehr exklusiv männlich. Es verträgt sich sehr wohl mit dem Ödipuskomplex (sc. Sohnestrotz), den es vorbereiten hilft. Gleichzeitig mit diesen Identifizierungen mit dem Vater oder etwas später hat der Knabe begonnen, eine richtige Objektbesetzung der Mutter nach dem Anlehnungstypus vorzunehmen."

S. 67: „Diese (vorbildliche) Identifizierung mit dem Vater unterscheidet sich von einer Objektwahl, wo man etwas haben möchte, hier ist der Vater das, was man sein möchte. Für die Identifizierung mit einem Objekt, für die „Introjektion" (Ferenczi) eines Objektes ins Ich, und zwar eines aufgegebenen oder verlorenen Objektes bringt Freud ein schönes Beispiel (Massenpsychologie S. 74): Ein Kind, das unglücklich über den Verlust eines Kätzchens war, erklärte frischweg, es sei jetzt selbst das Kätzchen, kroch dementsprechend auf allen Vieren, wollte nicht am Tisch essen usw. (nach Markuszewicz, Beiträge zum autistischen Denken bei Kindern, Zsch. Psa. VI 1920). Nun verfüge ich über ein ähnliches aber etwas komplizierter gegründetes Beispiel beim Erwachsenen: Ein Stubenmädchen, etwa Ende der Zwanzigerjahre, war von dem von ihr gepflegten Hunde ihres jungen (sc. von ihr geliebten) Dienstherrn gebissen worden. Bei der Gerichtsverhandlung lehnte dieser jeden Schadenersatz ab und beschwor, daß der Hund nicht bissig gewesen sei. Fast unmittelbar anschließend erkrankte das Mädchen dahin, daß es sich als wutkrank bezeichnete, als „Sully", so der Name des Hundes, auf der Klinik unter den Betten umherkroch und bellte. Sie zeigte also die altberühmte „Kynanthropie", das alles bei sonst ungestörter Orientierung und Besonnenheit. Sie schrieb mir Briefe über ihr Ergehen an der Klinik, als ich diese verlassen hatte, und unterschrieb „mit ergebenem Haff, Haff Ihr Sully". (Ausgang in Genesung nach einer Reihe von Monaten.) Man könnte formulieren: die Patientin fühlte sich von dem von ihr geliebten jungen Herrn behandelt wie ein Hund, war wütend und benahm sich fortab wie der vom Herrn mehr als sie selbst geschätzte Hund Sully. Sie machte den ihr unliebsamen Zwist mit dem Herrn und die Bevorzugung des Hundes durch eine Identifizierung mit diesem Hunde, welcher ihr die Beziehung zum Herrn be-

Digitized by Google

deutet hatte, wenigstens für ihr Erleben wett und rückgängig und hielt doch dabei eben als Sully die erstrebte Beziehung zum Dienstherrn aufrecht.

Freud (Massenpsychologie S. 81—83) führt aus, daß bei der Verliebtheit die Sexualüberschätzung des geliebten aber unerreichbaren oder noch nicht erreichten Liebesobjektes, die Hingabe an dieses Objekt zu seiner „Idealisierung" führt. In den höchsten Graden dieser Verliebtheit (die man Faszination oder verliebte Hörigkeit heißt) setzt sich das Objekt an die Stelle des Ich-Ideals, wird selber zum Ideal und sammelt alle Wertung auf sich. Der Unterschied der Identifikation von diesem Vorgang liegt in folgendem: bei dieser verliebten Idealisierung hat sich das Ich dem Objekte hingegeben und dasselbe an die Stelle seines wichtigsten Bestandteiles gesetzt, es ist so verarmt; bei der Identifizierung dagegen hat sich das Ich um die Eigenschaften des Objektes bereichert, sich dasselbe nach Ferenczis Ausdruck „introjiziert" (S. 83). S. 84 wird die Frage erhoben, ob bei der Identifizierung das Objekt an die Stelle des Ich oder des (etwa schon bestehenden) Ich-Ideals gesetzt wird. Und sie wird dahin gelöst, daß durch die Unterscheidung des Ichs vom Ich-Ideal eine doppelte Art der Bindung ermöglicht werde: Identifizierung und Einsetzung des Objektes (sc. der nichtsexuellen Bindung) an die Stelle des Ich-Ideals. „Das Ich tritt nun in die Beziehung eines Objektes zu dem aus ihm entwickelten Ich-Ideal, so daß möglicherweise alle Wechselwirkungen, die wir zwischen äußerem Objekte und Gesamt-Ich in der Neurosenlehre kennengelernt haben, auf diesem neuen Schauplatz innerhalb des Ich zur Wiederholung kommen" (eine „neue Stufe im Ich", S. 114, 115). Freuds alte Definition der Stimme des Gewissens als Stimme der Eltern, Erzieher und öffentlichen Meinung, welche nunmehr im Ich erklingt, ergänzt sich so dahin, daß durch die Identifizierung mit den betreffenden Autoritäten in Form der Ich-Ideale eine solche Wirkung zustande kommt. Massenpsychologie S. 10: Der Kern des sog. Gewissens ist „die soziale Autorität". S. 117: „Als Ausdruck der Spannung zwischen Ich und Ideal kann auch das Schuldgefühl (und Minderwertigkeitsgefühl) verstanden werden ... Die Idolbildung wäre von seiten des Ich die Bedingung der Verdrängung."

Hierzu hören wir noch Dr. Wilhelm Reich, „Der triebhafte Charakter, eine psychoanalytische Studie zur Pathologie des Ich", 1925, S. 85, 86: „Normalerweise paßt sich das Ich des Kindes der Außenwelt an, indem es Teilstücke der Außenwelt als Über-Ich aufnimmt und dadurch Reaktionsbildung und Sublimierung einleitet. Die Entwicklung des Kindes ist eine allmähliche, Stück um Stück der realen Außenwelt werden als Über-Ich-Forderung aufgenommen und mit dem bestehenden Ich aufs innigste verschmolzen. Sie werden zum Teil verändert, der eigenen Ich-Struktur angeglichen, ein lebendiges Trieb-Ich ist gezwungen sich zu modifizieren, und tut es durchaus auf dem Wege des Kompromisses. Bei der Analyse Normaler oder geringfügiger neurotischer Störungen ist man gar nicht imstande Ichidealbildungen auf bestimmte Identifizierungen zurückzuführen, und wenn es einmal gelingt, so findet man das Ichideal in den mannigfachsten und kompliziertesten Bindungen, oder besser Verlötungen, mit dem Sexuellen und anderen Ichteilen vor. Je weiter wir die Reihe vom Normalen gegen das schwer Pathologische verfolgen, desto klarer wird uns die Erscheinung des ‚isolierten Überich', desto

Digitized by Google

mehr erkennen wir, welche Bedeutung es für die seelische Gesundheit hat, daß die Ichideale organisch mit der sich entwickelnden Persönlichkeit verschmelzen."

Nun ist das, was bei Freud und der Psychoanalyse als Wirksamkeit des Ich einschließlich des Ichideals herausgehoben ist, von mir zum guten Teil direkt motorisch erklärt worden. So haben nach Freud (s. o.) das Ich und das Bewußtsein den Schlüssel zur Motilität, während von mir beide selbst aus der Motilität als Bremsungsprodukte, Objekte und Ich in einem Bewußtsein von den Impressionen als Hinaustendenz und Remanenz usw. abgeleitet wurden (Kap. 1, 1928). Aber nicht nur die Objekte und so auch das Bewußtsein (von „Etwas") und das Ich, sondern auch die Ichkonstanz, Ichkompaktheit, Icheinheit im Erleben des Ich habe ich auf Motorisches, auf Ich-formierende Faktoren zurückzuführen versucht. Das Restliche am Freudschen Ich entfiele teils auf das „Remanenzenreich" des Erlebten und Erstrebten in der „Autopsyche" Wernickes, teils auf Funktionen des Bewußtseins und Denkens, wie z. B. zum Teil die Erinnerungsfunktion und das „Realitätsgewissen", teils auf Funktionen und Eigenschaften der menschlichen Person, endlich auch der speziellen Persönlichkeit, des Charakters zum Beispiel. Wie schon mehrfach berührt, bin ich mir bewußt, daß das alles im Fundament, etwa in der intermediären psychischen Schicht, zusammengehört und zusammenhängt und auch weiterhin nicht scharf zu trennen ist.

Auch der gemeine Sprachgebrauch — und er ist oft ein nützlicher Führer im Psychologischen — scheint eher Freuds weiterer Auffassung des Ich günstig zu sein. Zwar „Ich sehe etwas", „ich stelle mir etwas vor", „es fällt mir etwas ein", „das leuchtet mir ein" meint eher noch rein das wahrnehmende und vorstellende Ich, das reaktiv erlebende Ich, mein Reaktions-Ich in seiner Beteiligung an den wahrnehmenden und denkenden Leistungen. Aber schon im „ich erlebe etwas", „ich will", muß dessen Zusammenwirkung mit dem Körper-Ich als notwendig angesehen werden (de facto wirken sie natürlich immer zusammen). Aber Beides das meint noch das Ich im Sinne seines geistigen Erlebens als Geistigerlebendes, als Bewußtwerden seiner selbst beim Bewußthaben von etwas. Jedoch weiter „ich habe Hunger", „Ich bin's der Räuber Jaromir" (in der Ahnfrau von Grillparzer), „Ich bin es, der vor der Türe steht", „die Anderen und Ich" meint das Körper-Ich und zugleich schon die psychophysische Person, meinen Leib und das Bewußterlebende, meinen Geist unter Einem, mein psychophysisches Dasein unter Einem. Und endlich „ich armer Sünder" und anderes ähnliches meint nicht nur mein Dasein und Beschaffensein, sondern ein So-Beschaffensein, ein So-Einer-Sein, meine Persönlichkeit.

Unbestritten bleibt und unbestreitbar ist als auf Beobachtungstatsachen und deren richtiger Ergründung und Formulierung durch Freud beruhend: Es bestehen Idealbildungen, und zwar solche der eigenen Persönlichkeit als Vorbild gesetzte von großer Bedeutsamkeit beim Menschen. Sie entstehen besonders beim Kinde und beim Jugendlichen. Aus der Beobachtung des Kindes, aus Psychoanalysen an Neurosen und Psychosen, aus der Persönlichkeitsgenese des Einzelnen, wie aus der Phylogenese (Stammesgeschichte und Urgeschichte des Menschen), aus der Massen-

Digitized by Google

psychologie und der Soziologie bestehen gute Gründe dafür: Hauptsächlich den gleichgeschlechtlichen Elternteil oder dessen Vertreter, für den Knaben also den Vater (in matrilinearen primitiven Gemeinschaften s. Kap. V den Bruder der Mutter) als das erste Vorbild dieser Art anzusehen. Dieses Ideal wird hauptsächlich durch Nachahmung, im Sinne Freuds durch „vorbildliche" Identifizierung gewonnen. Ein solcher Einbau des Idols, der Vaterimago, in die eigene Persönlichkeit, geschieht nicht etwa nur reaktiv durch nachahmendes Verhalten (d. i. durch einfühlende Mitbewegungen und weiterhin durch bewußtes Nachmachen), sondern entspringt entsprechenden Begehrungen und gipfelt in dem Wunsche wie der Vater zu werden und eine Vaterstellung einzunehmen; bei Mädchen das Streben nach der Mutterrolle: ein Kind zu haben und zu pflegen wie schon im Puppenspiel. Es bedeutet dergleichen nicht nur den Wunsch so groß und stark zu werden wie der Vater, sondern vorerst: gerade so zu sein, wie er auch sonst ist, und seine Machtstellung in der Familie einzunehmen. Unter besonderen Umständen äußert sich dergleichen aber im Streben den Vater zu übertreffen oder gar sein Gegenteil, Anderes (etwas Besseres oder Schlechteres) zu werden, jedenfalls unter keiner Bedingung so zu sein wie der Vater. Unter allen Umständen kommt diesen Strebungen ein bedeutsamer Einfluß, eine phylogenetisch und ontogenetisch durch den „Familienkernkomplex" der Psychoanalyse (s. u.) fundierte und richtungsbestimmte wie richtungsbestimmende Einwirkung zu: auf die Entfaltung der individuellen Strebungen und Verhaltungsweisen auch sonst im Leben, auf die Entfaltung des Charakters und die Ausgestaltung der Persönlichkeit. In weiterer Ausführung des Persönlichkeitsproblems sei nochmals an Emil Utitz, diesmal an sein neuestes Buch „Die Überwindung des Expressionismus, charakterologische Studien zur Kultur der Gegenwart"(1927, Stuttgart bei F. Enke) angeknüpft. Utitz spricht mit Recht in Gegenüberstellung von Geist und Leben, von Logos und Trieb. Davon ausgehend möchte ich nun festlegen:

Das dem „Leben", dem Leibe und einer Seite des Unbewußten u. seines Triebleben Gemäße ist das biologisch-physiologische Geschehen. Das dem Triebleben und Es im Bewußtsein Gemäße ist das Begehrte, auf welches hin die Triebe im Bewußtsein sich richten, weil sie im Unbewußten schon darauf gerichtet werden. Das dem Ich, dem Bewußtsein und dem Geiste Gemäße, das im Bewußtsein Gegebene, auf welches sich das Ich im bewußten Denken richtet, das dem Reaktions-Ich Gegenüberstehende, ist das Gemeinte, sind die Objekte und die Außenwelt und was uns darin orientiert. Das dem Über-Ich, dem Ich-Ideal im Bewußtsein Gemäße ist (trotzdem ein wertendes Verhalten als Keim schon in der Triebrichtung auf Objekte angelegt ist und dessen Objekte, soweit sie nicht verworfen, sondern vom Denken und Gewissen anerkannt, also übernommen werden), ist das Gewertete. Die „Motive" (Triebfedern) unseres Meinens und die unseres Wertens und Wollens können im Bewußtsein zusammenfallen, z. B. bei der Selbsterhaltung oder in der Willkürhandlung. (Vergleiche meine Herleitung, 1924, der Willkürbewegung aus Zuwendungsbetrag und Lustbetrag, d. i. aus motorischer Zuwendung von Oberflächenherkunft und aus ersparter, retinierter Triebaktivität des Innern.) Diese Motive können sich mit ihren Richtungen in einem

Digitized by Google

Objekte treffen, d. h. sie können in ihrem Objekte übereinstimmen, eben in jenem, welches von der Oberflächenreaktion als Wahrnehmung und Vorstellung geliefert wird und zugleich oder vorher schon ein Begehrtes ist, also im Weiteren ein Gewertetes. Aber die Motive können auch einander widerstreiten, und so den Freudschen „inneren Konflikt" konstituieren: zwischen Angst (der Oberfläche, weiterhin den Selbsterhaltungstendenzen) und Trieb, zwischen Freuds Ich und Es, zwischen seinem „Real-Ich" und seinem „Lust-Ich", zwischen dem Realitätsprinzip des ersteren und dem Lustprinzip des letzteren, oder zwischen Freuds Über-Ich, dem Ich-Ideal und seinem Ich. Unter diesem Gesichtswinkel steht Freuds Ich nunmehr wirklich wie ein Objekt, bejaht oder bekämpft, vor dem richterlichen Über-Ich, in meinem Sinne zugleich als Gegenstand der „Reflexion" und der Bewertung, d. i. der „Selbstschätzung" (L. Klages) da. Die Herkunft von alledem aus der psychophysischen Person unter Einem und meines Erachtens aus dem Motorischen einer intermediären psychischen Schicht, welche in ihrem bewußten Überbau zu den verschiedenen höheren Differenzierungen auseinanderstrebt, erscheint mir für folgendes wichtig. Dergleichen läßt nämlich manche Jaspersche Auffassungen als zu weitgehend erscheinen: d. i. die bei ihm auf Grund der begrifflichen Forderung von „verständlichen Ganzen" verschiedener Art im Seelenleben als führende Einteilungen durchschimmernde Zusammenlegung von genetisch-verständlichem, also bewußtem oder wenigstens bewußtseinsfähigem Seelenleben mit Charakter und Persönlichkeit und seine Abscheidung der Intelligenz von der Persönlichkeit. Charakter halte ich wie den Intellekt, wie das Bewußtsein und das Ich für Seiten des einen Individuums speziell der menschlichen Person (vgl. ähnliches bei W. Stern und E. Utitz). Dabei sei nicht bestritten, daß auch bei Tieren derselben Art etwas vorkommt, was wir beim Menschen als „Charakterunterschiede" bezeichnen müßten; dergleichen wurde an „Hackvögeln", welche die anderen dominieren, bei Hühnern und Raben nachgewiesen. Endlich erachte ich die Persönlichkeit, deren Intellekt und Charakter, für individuelle Ausgestaltungen einer mit Trieben, Ich und Bewußtsein ausgestatteten Person, Intellekt und Charakter von ihr erworben unter Entwicklung und Entfaltung ihrer Körper- und Hirnanlagen, wie ihrer Triebe, zugleich unter Hemmung, unter Kindheitsschicksalen, Schulung und Leben, nach erreichter Objektgestaltung und Ichgestaltung, und unter Wiederzusammenströmen, unter Zusammenfassung der erreichten Differenzierungen zur „Integration" einer eigenen Persönlichkeit.

Zusammenfassend läßt sich formulieren: Als Ich-sein das Erlebende und Agierende, das Sich-Richtende gegenüber dem Erlebten, das Bewußtwerden seiner selbst beim Bewußthaben von Etwas (die Übersetzung des cogito ergo sum), hauptsächlich als Reaktions-Ich formiert, daneben aber auch als Körperstellungs-Ich und Gemeinempfindungs-Ich, zusammen Körper-Ich; und das alles zusammengefaßt zur bewußten Icheinheit (durch Körper-Ich) in Ichdauer (durch Gemeinempfindungs-Ich) und Ichkompaktheit (durch Körperstellungs-Ich). Kurz das Ich als „Sein und Erlebendsein". Als psycho-physische Person, als „Person-sein" Körperliches und Psychisches unter Einem, unter einer Haut; im Selbsterleben darin wirksam das Körper-Ich und wohl besonders das Körper-

Digitized by Google

stellungs-Ich; „Einer gegenüber den Anderen" mit eigenen Triebansprüchen (Gemeinempfindungs-Ich) und eigenem Lebensraum (Körperstellungs-Ich), „Da-sein", „mein Leib und meine Seele", Physisches und Psychisches unter meiner Haut; für den Beobachter Einer unter Seinesgleichen, einer unter vielen seiner Art; für den Beobachter sowie im Selbsterleben Träger der Lebensfunktionen, „der Lebnisse" wie der Erlebnisse; ein „Da-sein und Beschaffensein" meist mit Eingliederung und Wiederheraushebung innerhalb einer Gruppe oder Masse von Individuen gleicher Art, der Gemeinschaft. Persönlichkeit setzt ein Ichsein und Personsein voraus, bedeutet aber nicht nur Dasein und Beschaffensein, sondern ein „So- oder So-sein", ein „So-Einer-Sein", das personeigene (Klages) Wesen und Gehaben mit „persönlichen Eigenschaften" gegenüber anderen Eigenschaftskombinationen des Anderen, mit charakteristischen Eigenschaften. Der persönliche Charakter bedeutet mir mit E. Utitz die Richtungsdispositionen der Person, besonders die „Strebungsseite an der Persönlichkeit".

Der Motilitätsrhythmus, der Körperbau und Stoffwechsel spielen sowohl für Person und Persönlichkeit und damit für den Charakter (hier ist es besonders die Triebseite) und auch für die Intelligenz (hier besonders das Motilitätsverhalten in der Reaktion usw.) die tonangebende Rolle, vielleicht aber auch schon über das Körper-Ich in der Ich-formierung. Erlebendes (Ich); Daseiendes und Beschaffenes mit eigenem Lebensraum und eigenen Triebansprüchen (Individuum, Eigenwesen [Klages] und bei der Menschenart, mit Ich-Erleben, Person); So-Einer-sein (spezielle Beschaffenheit nach Intellekt und Charakter, Persönlichkeit); Strebungsformel (Charakter): scheint mir die kürzeste Formulierung der hier erörterten Sachverhalte, soweit in diesem Rahmen überhaupt Unterscheidungen gestattet sind.

IV. Die Triebe und ihre Psychisierung.

Die bisherigen Darlegungen über die Entstehung des Sensiblen, des Psychischen überhaupt aus dem Motorischen, über die Grundlagen des Ich, wie über Leben und Erleben des Organismus und speziell über den allgemeinen Chemismus haben uns schon ergeben, daß wir die Wirksamkeit der Triebe vor der Entstehung eines bewußten Ich oder wenigstens unabhängig von einer solchen anzusetzen haben. Das gleiche gilt wohl auch für die Gemeinempfindung, wenigstens für deren unbemerkten Ablauf: Dergleichen bedarf nicht der Konkretisierung exoprojizierter Gemeinempfindungsänderungen als Voraussetzung, sondern bedeutet im Psychischen und soweit es überhaupt in Bewußtseins-Ähnlichem zum Ausdruck kommt, vielleicht nur ein diffuses Situationserleben, in Wechselwirkung mit unbestimmten Beeindruckungen anläßlich des Entstehens von Reaktions- und Hinaustendenzen aus Reflexen, und bei oder statt Triebaktionen. Auch ist schon im obigen für die Herkunft der Gemeinempfindung aus der Triebaktivität beigebracht worden: die Ableitung aus gebremsten Triebaktionsimpulsen (gebremst von der Unlustscheu der Oberfläche her, vielleicht mittels eines Gegenimpulses der Flucht), und Belege für die Herkunft der Triebbewegungen und der Triebe aus dem Stoffwechsel an der

Digitized by Google

Hand des Hungers, Durstes und Bewegungstriebes. Dies war der von mir vermutete Hergang der Psychisierung des allgemeinen Chemismus, der Psychisierung des Lebensvorganges der Organismen, und er ging auf dem Umwege der Psychisierung der Triebbewegungen durch Triebhemmung hin zu restierender Triebaktivität und zur Gemeinempfindung. Erinnern wir uns nur an die vorläufige Zusammenfassung in Kapitel I über das Chemisch-Motorische, das ist betreffs einer chemisch-motorischen Fundierung des Psychischen überhaupt und an die Hinweise auf das Zusammenfallen von Instinkthandlungen, Triebhandlungen und Triebspannungen mit gleichsinnigen Gemeinempfindungszuständlichkeiten: anläßlich der Darstellung des Ablaufcharakters sowohl der Gemeinempfindung als des allgemeinen Chemismus. Des besonderen wurde die Psychisierung des allgemeinen Chemismus respektive seiner Triebbewegungen noch am Schlusse des II. Kapitels in der Weiterführung über „restierende Triebaktivität und Lustbetrag" sowie über „Trieb und Gemeinempfindung" dargestellt.

Vorerst halten wir resumierend fest: Die Gemeinempfindungszuständlichkeiten, Bedürfnisspannungen, Triebspannungen, ja zum Teil auch die prämonitorische und initiale Triebunruhe, sind „schon ein Psychisches" und zugleich noch ein erlebbar Motorisches, und sind ersichtlich, ja „manchmal noch fast erlebbar" ein Chemisch-Motorisches und „Inneres".

In gewissen sprachlichen Bezeichnungen scheint mir nun ein Niederschlag auch dieses Sachverhaltes fixiert. In den Benennungen: Bewegungstrieb, Bewegungsdrang, Trieb, Drang, Hang und Zug zu einem bestimmten Tun leuchten noch durch sowohl das Moment des Motorischen im Triebe, wie zugleich das Moment des Kommens aus dem Innern, aus einem allgemeinen Zustande als Grundlage solcher motorischer und zugleich triebhafter Phänomene. Zugleich klingt selbst das Chemisch-Motorische solchen Triebgeschehens nicht selten mit an, in der Angleichung an ein Toxisches. Vergleichen wir hierzu etwa das Lied aus der Kellerszene in Goethes Faust, welches auf eine „Liebesintoxikation" also einen Trieb anspielend, die Folgen einer richtigen Intoxikation besingt, bei der „Ratt' im Kellernest":

„Die Köchin hat ihr Gift gestellt, da ward so eng ihr in der Welt, als hätte sie Lieb im Leibe." „Sie fuhr herum, sie fuhr heraus . . . sie tät gar manchen Ängstesprung . . . bald hat das arme Tier genung, als hätte es Lieb im Leibe." „Da lachte die Vergift'rin noch: sie pfeift auf dem letzten Loch, als hätte sie Lieb im Leibe."

Das berührt sich also sehr mit der im Vorhergehenden, besonders im II. Kapitel, bei der Besprechung der „Aktivität und Stoffwechselherkunft" der Triebe schon erwähnten „Entgiftungsfunktion" von Triebstillung und Triebentladung.

Gehen wir nunmehr auf die Aktivität, Stoffwechselherkunft, Stoffwechseldienstbarkeit (Selbsterhaltungsfunktion samt Entgiftungsfunktion) der Triebe nochmals näher ein: Es besteht ja kein Zweifel, daß Hunger und Durst den Bedürfnissen und dem periodischen Rhythmus des Stoffwechsels entspringen, daß ihre Stillung dem Stoffwechsel und der Lebenserhaltung dient. Auch daß im Hungerzustande, wie im „innern Hunger" des Diabetikers, welcher die Kohlehydrate nicht verbrennen kann, giftige intermediäre Stoffwechselprodukte entstehen, und zwar der gleichen Gruppe

Digitized by Google

angehörige (Azetonkörper usw.) ist hinreichend belegt. Die Entstehung toxisch anmutender Erscheinungen beim Dursten ist beobachtbar, über ihre Grundlagen vermag ich nichts Genaueres auszusagen, doch dürfte darüber den Fachleuten manches bekannt sein. Man kann wohl an der Vergiftungswirkung beider Triebe, wenn sie ungestillt bleiben, und an der Entgiftungswirkung der Triebstillung festhalten. Für den Bewegungstrieb konnte ich sowohl auf die Herkunft aus dem allgemeinen Stoffwechsel hinweisen, wie nach Schloßmann und Walko darauf, daß seine motorischen Effekte, wenigstens beim wachsenden Kinde, dem Stoffansatz, also dem Stoffwechsel dienstbar sind. Auch eine Entgiftungsfunktion durch Verbrennung von Stoffwechselprodukten, welche unabgebaut giftig wirken können, möchte ich, auf Grund gewisser Erfolge der Bewegungstherapie beim Diabetes, den Bewegungsleistungen in Spiel, Sport und Arbeit zutrauen. Daß der „Schlaftrieb" dem Stoffwechsel entspringt, daß seine Stillung, der Schlaf, der Erholung und Entgiftung des Stoffwechsels dient, und eine aktive Leistung des Gehirns und der Motilität in Abwendung und Absperrung vor der Umwelt darstellt: ist zwar hier im einzelnen nicht in Kürze zu belegen, hat aber sowohl die allgemeine Erfahrung, als die Ergebnisse der Physiologie über Dissimilation in der Funktion und Assimilation in der Ruhe usw. für sich. Auch vom Geschlechtstrieb ist wohl unzweifelhaft: die Herkunft aus dem innern Chemismus, speziell aus Einflüssen des endokrinen Systems, dem die Geschlechtsdrüsen angehören, und welches einer der bedeutsamsten Differenzierungen unter den „Aktionssystemen", wie ich sie genannt habe, des innern Chemismus darstellt, eine seiner „Exposituren des übertragenen Wirkungskreises" im Dienste des Gesamtorganismus. Auf die Vergiftung durch Sexualspannung ist in dem „chemisch-motorischen" Liede von der Ratt' im Kellernest schon angespielt worden. Auch Freud ist geneigt (Vorlesungen), die „gemeine Nervosität" und gewisse Angstneurosen mit einer solchen somatischen Intoxikation in Beziehung zu bringen. Zwar hänge ich gerade diesem Anteile der Freudschen Neurosenlehre, soweit er sich auf die „gemeine Nervosität" bezieht, nicht an, sondern habe den Hemmungsmangel, die Unruhe, die Unlustintoleranz d. i. Affektintoleranz und Arbeitsintoleranz der Neuropathen und Psychopathen als ein Konstitutionszeichen aufgefaßt (1910, 1917), und zwar ist es ein motorisches, eine Anlageschwäche und Unfähigkeit, Impulse und Spannung unentladen in Schwebe zu halten. Das berührt sich aber doch wieder mit Freuds allgemeinem Zeichen der Neurosen, „mit einer der infantilen ähnlichen Unfähigkeit, länger dauernde Libidostauung zu ertragen, Libido in Schwebe zu halten". Wir können als gesichert erachten, daß der Geschlechtstrieb zu motorischer Entladung drängt, unbefriedigt motorische und psychische Unruhe und nach Freud Angst — wenigstens bei Disponierten — bedingen kann, und daß der so resultierende Zustand den Eindruck einer somatischen Intoxikation macht. Natürlich ist eine etwaige Entgiftungsfunktion durchaus nicht die Hauptfunktion des Geschlechtstriebes. Diese besteht ja in seiner biologischen, ja teleologisch anmutenden Aufgabe der Erhaltung der Art durch Fortpflanzung. Über die Entstehung dieser Funktion, wie des Geschlechtstriebs überhaupt und auch des Nahrungstriebs, wie des Lebendigen überhaupt, besteht nun eine geniale Konzeption Ferenczis. Diese kann ich nur resumierend

Digitized by Google

wiedergeben, da mir die Originalarbeit zur Zeit nicht zugänglich ist. Ferenczi hat ungefähr entwickelt, daß es die Entstehung des Lebendigen gewesen sein könne, die vielleicht über eine Urkatastrophe, welche die unbelebte Substanz betraf, hinüberrettete: indem sie durch Entwicklung der Assimilation, kurz der Nahrungsaufnahme, die Erhaltung von Substanz sicherte. Hierzu möchte ich etwas aus Goethes „Urworten" heranziehen, falls dies nicht schon in der Originalarbeit Ferenczis geschehen ist. Die Schlußzeilen der „Dämon" betitelten Strophe lauten: „Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt geprägte Form, die lebend sich entwickelt." (Schutz gegen auflösende Verdünnung z. B.)

Eine neue Katastrophe, etwa die einer Eintrocknung, welche die lebendige Substanz bedrohte, mochte nach Ferenczi weiter zum Ausgangspunkte der Vermischung, der Konjugation lebendiger Schleimklümpchen geworden sein, welche, indem sie einander „auffraßen", ihren Bestand und ihre Teilung und Wiederteilung sicherten und so die Erhaltung des Lebendigen. Ich selbst habe auf ähnlichem Wege (Zuwendungsbetrag und Lustbetrag s. u.) über die „orale" Lust am Fressen hypothetisch die Geschlechtslust abzuleiten versucht; und auch Freud meint wenn ich recht verstehe, das gleiche, indem er von der primären Anlehnung sexueller Libido an die großen Körperbedürfnisse und insbesondere an die Lust des Saugens spricht, und (Massenanalyse S. 67) von der ersten „oralen Phase der Libidoorganisation", in welcher man sich das begehrte und geschätzte Objekt durch Essen einverleibte und es dabei als solches vernichtete. (Anthropophagie diente aber vor allem der Identifikation.)

Eine weitere Katastrophe, etwa ähnlicher Art durch Austrocknung, indem sich das Meer zurückzog, mag nach Ferenczi nunmehr dem höherdifferenzierten Organismus, das Eindringen in feuchte Körperhöhlen eines anderen Organismus gleicher Art, bzw. die Aufnahme feuchter Körperprodukte eines solchen nahegelegt haben, und so zum Ausgangspunkt von sexuellen Akten, das ist der geschlechtlichen Fortpflanzung, Sexualorganen, Sexuallust und der Zweigeschlechtlichkeit geworden sein. Zwar erhebt sich hier mancher Einwand, so z. B. daß die männlichen Schnekken einen Liebespfeil abschießen, die Spinnenmännchen ihre Sexualprodukte sozusagen manuell in die Geschlechtstasche der Weibchen bringen usw. Doch sind solche Spezialdifferenzierungen kein Gegenbeweis. Auch ist es nicht meine Befugnis, die biologischen und phylogenetischen Grundlagen dieser alles Lebendige und Leben umfassenden Konzeption Ferenczis nachzuprüfen. Sie ist aber hier angeführt, weil sie Berührungspunkte hat: mit der Stoffwechselbeziehung des Geschlechtstriebs, um die es sich hier mir besonders handelt, und zwar nicht nur zur Entgiftung, sondern auch zur sozusagen „speziell sexuellen" Funktion der „Substanzvermischung" (Fortpflanzungsfunktion) auf dem Boden einer „Einverleibung" (aktiv und passiv), und zur „libidinösen" Eigenschaft des Geschlechtstriebs, das ist zur „Anziehung" von Individuen gleicher Art zwecks Einverleibung artspezifischen Protoplasmas, und zur Anziehung der Geschlechter, wie immer sich diese nun ausgestalten mag, und ihre Exposituren und Spezialfilialen in den Geschlechtsmerkmalen und „erogenen Zonen" des Körpers (Lippen, Zunge, Haut, Haare, Bart usw.) und im Psychischen finden mag,

Digitized by Google

also in den primären und den sogenannten sekundären und tertiären Geschlechtsmerkmalen. Und diese Anziehung ist mit Lust prämiiert. Zum letzteren Punkte, zur Lustprämie der Triebe überhaupt, zu ihrer Lustqualität und Lustsuche, kehre ich im weiteren nochmals zurück.

Vorerst möchte ich noch etwas anknüpfen: an diese Theorie von der Entstehung des Lebendigen und der Triebe (des Freßtriebs, des Konjugationstriebs und „Kopulationstriebs", d. i. des Fortpflanzungstriebs und des speziell sexuellen Vermischungstriebs) an sich. Man könnte nämlich denselben Goethe, den ich in einem einzelnen Punkte zur Bestätigung herangezogen habe, auch als Gegenzeugen führen gerade gegen eine solche „Katastrophentheorie" Ferenczis, wie ich sie nennen möchte, im ganzen. Goethe neigt ja, wenigstens in der Geologie, gegenüber einem „Vulkanismus", „Plutonismus", als Erklärungsmittel für die Entstehung der Gesteine zu: einer Sedimentierung, dem „Neptunismus". Und doch erscheint von unserem Standpunkte, wie von dem einer „Sedimentierung" aus auch eine solche Katastrophentheorie der Entstehung von Einrichtungen am Lebendigen möglich. Wir wurden ja oben nach O. Pötzl darauf hingewiesen, daß Einwirkungen, welche sich vorerst als zu vorübergehend oder zu schwach nicht auswirken, unterschwellig und unerledigt bleiben, im stillen morphogenetisch wirksam sein können, um sich dann in nur scheinbar plötzlich auftretenden neuen Funktionen, Anpassungen und Organen auszuwirken. Das könnte nämlich dann geschehen, wenn die bildende und in Generationen unmerkliche Einwirkung den Boden hinreichend vorbereitet und umgewandelt hat, und nunmehr in weiterem Anstieg als letzter Tropfen das Maß vollmacht. So etwas wäre im Sinne des Sprichworts: „Wenn die Not am höchsten ist, ist die Hilfe am nächsten." Ich möchte dieses Sprichwort in unserem Zusammenhange so lesen: es ist die Hilfe da, weil die Not ihre unterschwellig gestaltende Wirkung im Sinne einer Gegenanpassung des Organismus (beim Gehirne im Sinne einer Gegenwirkung der Zentren nach Pötzl) zu ihrer eigenen Vernichtung schon lange geübt hat. Und hier vergleichen wir auch Freuds Hinweis auf die Lebensnot, die ewige, urzeitliche, bis auf die Gegenwart fortgesetzte Lebensnot, die Anangke als Motiv und Mittel zur Bändigung der Triebe, wie bei Ferenczi zu ihrer Erzeugung.

Kehren wir nach diesem Flug ins unbekannte Land wieder auf etwas festeren Boden zurück. Ein Keim des Triebhaften kann schon erblickt werden im Freßreflex der Einzeller. Dieser ist ja wegen seiner Abhängigkeit von der Zuständlichkeit der Sättigung — volle Sättigung hebt ja im allgemeinen die Ansprechbarkeit des Organismus durch Freßobjekte auf —, also von einem Zustande des allgemeinen Chemismus: stigmatisiert als Ausfluß des allgemeinen Chemismus. Der Freßreflex ist somit als ein Triebkeim charakterisiert: durch seine Stoffwechselherkunft und als chemisch-motorische Entladung von Stoffwechselgegebenheiten, wie durch seine Dienstbarkeit unmittelbar für den allgemeinen Chemismus. Für den Freßreflex gilt eben, soweit er ein Triebkeim ist, schon der oben von mir belegte Satz über die Triebe: Triebbewegungen entspringen dem allgemeinen inneren Chemismus und dienen ihm.

Die Rolle der vitalen Triebe — andere sogenannte Triebe (der Herdentrieb z. B.) sind komplizierter und wohl zum Teil anderer Herkunft — kann man kaum kürzer

Digitized by Google

formulieren, als Friedrich Schiller: „Einstweilen bis den Bau der Welt Philosophie zusammenhält, erhält sie ihr Getriebe durch Hunger und durch Liebe". Es sind damit als die „Haupttriebfedern" (sowohl im mechanischen Sinne des Wortes als im biologischen gemeint) für das Leben herausgestellt: der Hunger, also das, was man als einen Selbsterhaltungstrieb, und die Liebe, die man als Arterhaltungstrieb, Fortpflanzungstrieb bezeichnet hat. Natürlich ist es richtig, daß der Hunger der Selbsterhaltung des Organismus dient, der Geschlechtstrieb aber die biologische Leistung der Fortpflanzung der Art und damit ihrer Erhaltung übt.

Und doch kann man die Linien der beiden Triebe nicht absolut parallel, nicht rein gleichlaufend nennen. Denn der Hunger entspringt dem reinen Chemismus, sein Triebziel ist die Nahrungsaufnahme und die Lust des Fressens und der Sättigung, sein Triebobjekt das Freßbare, also zusammengenommen Selbsterhaltung durch Zufuhr an den inneren Chemismus, dem der Hunger entsprang und dessen Befriedigung in der eigenen Befriedigung des Hungers liegt. Darin mag wohl zugleich die Ruhe der Sättigung, die Stillung der Unruhe des Hungrigen durch die Befriedigung des ungesättigten Nahrungstriebes und die Wurzel der Lustprämie des Fressens wie der vollzogenen Sättigung gelegen sein. Der Geschlechtstrieb entspringt zwar ebenfalls dem inneren Chemismus, respektive dessen Exposituren mit übertragenem Wirkungskreise, der Sekretion und Einwirkung der Hormone usw.; aber sein Ziel ist primär, nicht die ihm parallel und polar zur Selbsterhaltung zugeschriebene Arterhaltung, nicht die biologische Funktion für die Art, nicht die Kindererzeugung und das Kind: sondern das unmittelbar erstrebte Ziel ist die Geschlechtslust, welche der Vereinigung der Geschlechtsteile anhaftet, oder die Vorlust im Liebesspiel oder Surrogate dafür faute de mieux respektive in der Perversion. Im allgemeinen ist sein Objekt doch der Partner, dessen man sich bemächtigt; das Finden eines Partners und die Vereinigung der Geschlechtsteile unter Befriedigungslust sind das Triebziel.

Bei dieser Sachlage aber kann man durch die Fortpflanzungsfunktion den Geschlechtstrieb nicht einseitig charakterisieren. Ebensowenig aber von der anderen Seite, von der Geschlechtslust her, etwa einfach als „das Unanständige". Freud, der diese „Schwierigkeit des Begriffes sexuell" herausgearbeitet hat, belegt das an der Hand eines Scherzes. Ein Forscher, dem seine Schüler zum Beweise dafür, daß die Symptome der Hysterie so häufig sexuelle Dinge darstellen, eine Hysterische zeigten, deren Anfälle unverkennbar den Vorgang einer Entbindung darstellten (sc. den Gebärakt mimten), hatte eingewendet: „Nun, eine Geburt ist doch nichts Sexuelles." Freud meint dazu ironisch: „Gewiß, eine Entbindung muß nicht unter allen Umständen etwas Unanständiges sein" (Vorlesungen S. 314).

Man kann auch den Geschlechtstrieb, weil Arterhaltungstrieb, und etwa, weil er auf einen Partner geht und mit Liebe einhergeht, nicht etwa als sozial und altruistisch den egoistischen Selbsterhaltungstrieben, den sogenannten Ichtrieben, speziell dem Hunger polar entgegenstellen. Wie oben angeführt, ähnelt er dem Hunger durch Bemächtigungs- und Einverleibungstendenz, also mehr als dem Schlaftrieb und Bewegungstrieb. Sozial und altruistisch ist er nur im Endeffekte, in seinen Auswirkungen als Kindererzeugung und Liebe zum Partner und den

Digitized by Google

Kindern, und in der Aufzucht dieser, meinethalben auch im Plane der belebten Natur, nicht aber an sich. Und mit Recht hat Freud auf Grund des psychoanalytischen Studiums von Perversionen und der „infantilen Partialtriebe" in der Sexualentwicklung des Menschen überhaupt auf die „oralen" und „sadistischen" Züge in der Liebe der Menschen hingewiesen, was dem Einverleibungs- und Bemächtigungsstreben und dem bekannten Aggresionsfaktor der Sexualität entspricht.

Wie die Fortpflanzungsfunktion, die Zweigeschlechtlichkeit vielleicht auch die Geschlechtslust geworden sein könnten, deutet uns Ferenczis Konzeption für die Phylogenese an. Die ontogenetische Entfaltung des Geschlechtstriebs hat Freud grundlegend herausgestellt. Bezüglich der Definition des Begriffes „sexuell" meint er (Vorlesungen S. 315): „Etwas, was aus der Berücksichtigung des Gegensatzes der Geschlechter, des Lustgewinns, der Fortpflanzungsfunktion und des geheimzuhaltenden Unanständigen zusammengesetzt ist, wird im Leben für alle praktischen Zwecke genügen. Aber es genügt nicht mehr in der Wissenschaft." An anderer Stelle bei Freud findet man die Darstellung, daß unter dem Drucke der Gemeinschaft und aus welchen Motiven und auf welche Weise der erwähnte Charakter des Sexuellen als geheimzuhaltendes Unanständiges zustande kommt: primär eben als vor den Erziehern und der Gemeinschaft geheimzuhalten. Unter dem „Pfui" der Erzieher und Dresseure, welches Menschen und Tiere zimmerrein macht, möchte ich sagen; aber auch nicht vergessen, worauf Freud schon hingewiesen hat, daß derzeit derartige Hemmungsmechanismen der Triebe auch ohne den entsprechenden äußeren Einfluß wirksam gefunden werden können, also hereditär geworden sein dürften.

Zur endgültigen Klarstellung der Sexualität entwickelte nun Freud an der Hand der psychoanalytischen Untersuchung der Neurosen wie besonders der Perversionen und der zum Teil auch direkt beobachtbaren infantilen Sexualentwicklung: seine Trieblehre. Diese enthält die Libidotheorie und Sexualtheorie besonders von den infantilen „Partialtrieben" und „prägenitalen Trieborganisationen" der Zeit vor der Pubertät, von den Triebschicksalen, Triebentwicklungen und Triebumwandlungen, z. B. als Verkehrung von Begehrungen in Abscheu, also die Entwicklung der „Ekel-Scham- und Inzestschranke", wie die Umwandlung von Grausamkeit der Kinder („sadistisch-anale" Trieborganisation) in Mitleid usw., kurz die Lehre von der „Triebverdrängung" mit Entstehung infantiler Triebfixierungen einerseits, andererseits von Triebverschiebungen (Energieverschiebungen, Affektverschiebungen), d. i. Libidoverschiebungen auf anderes „harmloserer" Art, d. i. auf zärtliche Regungen und auf Ich-Tätigkeiten, alles „Sublimierungen" im Interesse sowohl der Gemeinschaft als der Realitätsanpassung des Individuums. Jedoch soll nicht an dieser Stelle schon alles, sondern nur Einiges des Genaueren angeführt werden. Die „Trieblehre" Freuds ist einer der Grundpfeiler der Psychoanalyse und Tiefenpsychologie und hat allernächsten Bezug zu deren anderen Grundpfeilern vom „Unbewußten" und der „Verdrängung", sowie zu den Lehren von der Struktur (Topik) des psychischen Apparates: in den „Systemen" Unbewußt, Vorbewußt und Bewußt, und von seiner Dyna-

Digitized by Google

mik und Ökonomie, in den „Instanzen" Es und Ich und Über-Ich und deren Wechselwirkungen, und überdies zum Charakterologischen. Ein Teil davon ist an entsprechender Stelle schon herangezogen, das Charakterologische, welches aus Freuds „Sexualtheorie" erfließt, wird in einem späteren Kapitel dargestellt werden, soweit ich es zur Zeit vermag.

Doch gebührt an dieser Stelle schon der Hinweis, daß es Freud war, welcher entscheidend herausgearbeitet hat: das Gerichtetsein der Triebe auf ein Triebziel, und damit auf die Triebstillung, auf die Aufhebung einer Bedürfnisspannung in einer Triebhandlung; weiter die Trieberfüllung an für den Trieb charakteristischen und spezifischen Triebobjekten, aber auch „die Verschieblichkeit, die Plastizität der Triebe", infolge deren die Triebe sich geneigt zeigen, auch Surrogate ihrer spezifischen Objekte und Triebziele anzunehmen; das bedeutet also die Verschieblichkeit von Libido, Triebenergie, auf andere verwandte oder ursprünglich triebfremde Ziele und Objekte; das geschieht, wenn der Trieb unter dem Drucke der Realität und der Versagung seitens des Ich oder auch des Über-Ich, des Ich-Ideals, auf sein ursprüngliches Ziel und Objekt verzichten muß; weiter auf Freuds Hervorhebung von der Aktivität der Triebe, des „Aktivitätsmomentes".

Freud (Vorlesungen, S. 372, 373) bezüglich seiner scharfen und „nicht selbstverständlichen" Sonderung der Ich-Triebe (Selbsterhaltungstriebe) von den Sexualtrieben: „In der Beurteilung der beiden Entwicklungen, des Ichs wie der Libido, müssen wir einen Gesichtspunkt voranstellen, der bisher nicht oft gewürdigt worden ist. Beide sind ja im Grunde Erbschaften, abgekürzte Wiederholungen der Entwicklung, welche die ganze Menschheit von ihren Urzeiten an durch sehr lange Zeiträume zurückgelegt hat. Der Libidoentwicklung, möchte ich meinen, sieht man diese phylogenetische Herkunft ohne weiteres an. Denken Sie daran, wie bei der einen Tierklasse der Genitalapparat in die innigste Beziehung zum Munde gebracht ist, bei der anderen sich vom Exkretionsapparat nicht sondern läßt, bei anderen an die Bewegungsorgane geknüpft ist, Dinge, die Sie in dem wertvollen Buche von W. Bölsche anziehend geschildert finden. Man sieht bei den Tieren sozusagen alle Arten von Perversion zu Sexualorganisationen erstarrt. Nur wird der phylogenetische Gesichtspunkt beim Menschen zum Teil durch den Umstand verschleiert, daß das, was im Grunde vererbt ist, doch in der individuellen Entwicklung neu erworben wird, wahrscheinlich darum, weil dieselben Verhältnisse noch bestehen und auf jeden einzelnen wirken, die seinerzeit zur Erwerbung genötigt haben. Ich möchte sagen, sie haben seinerzeit schaffend gewirkt, sie wirken jetzt hervorrufend (sc. z. B. bei den und als die erogenen Zonen). Außerdem ist es unzweifelhaft, daß der Lauf der vorgezeichneten Entwicklung bei jedem einzelnen durch rezente Einflüsse von außen gestört und abgeändert werden kann. Die Macht aber, welche der Menschheit eine solche Entwicklung aufgenötigt hat und ihren Druck nach der gleichen Richtung heute ebenso aufrechthält, kennen wir; es ist wiederum die Versagung der Realität, oder wenn wir ihr ihren richtigen großen Namen geben, die Not des Lebens: die Ἀνάγκη. Sie ist eine strenge Erzieherin gewesen und hat viel aus uns gemacht. Die Neurotiker gehören zu den Kindern, bei welchen die Strenge üble Folgen gebracht hat, aber das ist bei jeder

Digitized by Google

Erziehung zu riskieren. Diese Würdigung der Lebensnot als des Motors der Entwicklung braucht uns übrigens nicht gegen die Bedeutung von ‚inneren Entwicklungstendenzen' einzunehmen, wenn sich solche beweisen lassen. Nun ist es sehr beachtenswert, daß Sexualtriebe und Selbsterhaltungstriebe sich nicht in gleicher Weise gegen die reale Not benehmen. Die Selbsterhaltungstriebe und alles was mit ihnen zusammenhängt, sind leichter zu erziehen; sie lernen es frühzeitig, sich der Not zu fügen und ihre Entwicklungen nach den Weisungen der Realität einzurichten. Das ist begreiflich, denn sie können sich die Objekte, deren sie bedürfen, auf keine andere Art verschaffen; ohne diese Objekte muß das Individuum zugrunde gehen. Die Sexualtriebe sind schwerer erziehbar, denn sie kennen zu Anfang die Objektnot nicht. Da sie sich gleichsam schmarotzend an die anderen Körperfunktionen anlehnen und am eigenen Körper autoerotisch befriedigen (s. u.), sind sie dem erziehlichen Einfluß der Realnot zunächst entzogen, und sie behaupten diesen Charakter der Eigenwilligkeit, Unbeeinflußbarkeit, das, was wir ‚Unverständigkeit' nennen, bei den meisten Menschen in irgendeiner Hinsicht durch das ganze Leben. Auch hat die Erziehbarkeit einer jugendlichen Person in der Regel ein Ende, wenn ihre Sexualbedürfnisse in endgültiger Stärke erwachen. Das wissen die Erzieher und handeln danach; aber vielleicht lassen sie sich durch die Ergebnisse der Psychoanalyse dazu bewegen, den Hauptnachdruck auf die ersten Kinderjahre, vom Säuglingsalter an zu verlegen. Der kleine Mensch ist oft mit dem vierten oder fünften Jahr schon fertig und bringt später nur allmählich zum Vorschein, was bereits in ihm steckt."

Vorlesungen S. 435, 436 folgt der Hinweis, „daß die Ich-Triebe, Selbsterhaltungstriebe in Gegensatz zu den anderen treten können, die letzteren formell unterliegen ... aber in ihrer Unbezwingbarkeit eine Entschädigung für ihre Niederlage finden, ... und endlich daß die Sexualtriebe durch weit engere Bande mit dem Affektzustande der Angst verknüpft sind als die Ich-Triebe, ... daß die Unbefriedigung von Hunger und Durst, der zwei elementaren Selbsterhaltungstriebe niemals deren Umschlag in Angst zur Folge hat, während die Umsetzung von unbefriedigter Libido in Angst (s. o.) zu den bestbekannten und am häufigsten beobachteten Phänomenen gehört ... Beide Arten von Trieben treten uns als Energiequellen des Individuums entgegen ... der Name Libido bleibt aber mit Recht für die Triebkräfte des Sexuallebens vorbehalten" (S. 437).

Mit Hilfe der gesonderten Verfolgung von Sexualtrieben und Ich-Trieben findet Freud den Schlüssel der Neurosen „in der grundlegenden Situation, daß die Sexualtriebe in Zwist mit den Erhaltungstrieben geraten oder biologisch — wenn auch ungenauer — ausgedrückt, daß die eine Position des Ich als selbständiges Einzelwesen mit der anderen als Glied einer Generationsreihe in Widerstreit tritt. Zu einer solchen Entzweiung kommt es vielleicht nur beim Menschen, und darum mag im ganzen und großen die Neurose sein Vorrecht vor den Tieren sein." „Die überstarke Entwicklung seiner (sc. des Menschen) Libido und die vielleicht gerade dadurch ermöglichte Ausbildung eines reich gegliederten Seelenlebens, scheinen die Bedingungen für die Entstehung eines solchen Konfliktes geschaffen zu haben. Es ist ohne weiteres ersichtlich, daß dies auch die Bedingungen der großen Fortschritte

Digitized by Google

sind, die der Mensch über seine Gemeinschaft mit den Tieren hinaus gemacht hat, so daß seine Fähigkeit zur Neurose nur die Kehrseite seiner sonstigen Begabung wäre."

S. 438 werden genauer die Energiebesetzungen untersucht, die das Ich den Objekten seiner Sexualbestrebungen zuwendet, und Libido genannt, alle anderen, die von den Selbsterhaltungstrieben ausgeschickt werden, „Interesse". S. 439 wird auf Ergebnisse der Psychoanalyse hingewiesen, dahingehend, daß die Libido, welche an den Objekten (sc. Personen, denen Liebe und Sexualüberschätzung zugewendet wird) eine Befriedigung zu gewinnen sucht, auch von diesen Objekten ablassen und an ihrer Statt das eigene Ich setzen könne (Abraham 1908); sie wird auf das eigene Ich zurückgewendet. „Den Namen für diese Unterbringung der Libido — Narzißmus — entlehnten wir einer von P. Näcke beschriebenen Perversion, bei welcher das erwachsene Individuum den eigenen Leib mit all den Zärtlichkeiten bedenkt, die man sonst für ein fremdes Sexualobjekt aufwendet. Man sagt sich dann alsbald, wenn es eine solche Fixierung der Libido an den eigenen Leib und die eigene Person anstatt an ein Objekt gibt, so kann dies kein ausnahmsweises und kein geringfügiges Vorkommnis sein. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß dieser Narzißmus der allgemeine und ursprüngliche Zustand ist, aus welchem sich erst später die Objektlibido herausbildet, ohne daß darum der Narzißmus zu verschwinden braucht (sc. wie sonst die Perversionen ein Bestehenbleiben ‚infantiler Partialtriebe' bedeuten, s. u.). Man mußte sich ja aus der Entwicklungsgeschichte der Objektlibido erinnern, daß viele Sexualtriebe (sc. des Säuglings) sich anfänglich am eigenen Körper, wie wir sagen autoerotisch befriedigen und daß diese Fähigkeit zum Autoerotismus das Zurückbleiben der Sexualität in der Erziehung zum Realitätsprinzip begründet. So war also der Autoerotismus die Sexualbetätigung des narzistischen Stadiums der Libidounterbringung". Es folgt der Hinweis auf die „Aussendung von Libido zu den Objekten (Liebesobjekten), während die Hauptmenge im Ich verbleiben kann." „Und wir nehmen an, daß unter normalen Verhältnissen Ichlibido ungehindert in Objektlibido umgesetzt und diese wieder ins Ich aufgenommen werden kann."

Hierzu möchte ich anmerken, daß eine solche Baubewegung mit dem Libidomaterial auf dem Grund und Boden der vitalen Triebe sich doch schon recht weit entfernt: von dem somatisch bestimmten Anschwellen der toxischen Aufladung des Organismus mit Stoffwechselprodukten und Verwandtem samt nachfolgender Entladung in Triebaktionen. So erhebt sich die Frage, ob es biologisch berechtigt ist, dem Organismus von vornherein eine solche paratliegende Ichlibido, welche ja über retinierte Triebmotilität hinauszugehen scheint, zuzuschreiben. Eine Antwort auf diese Frage könnte man in Freuds Betrachtung des Schlafes finden: „Der Schlaf ist ein Zustand, in welchem alle Objektbesetzungen, die libidinösen wie die egoistischen, aufgegeben und ins Ich zurückgezogen werden. Ob damit nicht ein neues Licht auf die Erholung durch den Schlaf und auf die Natur der Ermüdung überhaupt geworfen wird? Das Bild der seligen Isolierung im Intrauterinleben, welches uns der Schlafende allnächtlich wieder heraufbeschwört, wird so auch nach der psychischen Seite vervollständigt. Beim Schlafenden hat sich der Urzustand

Digitized by Google

der Libidoverteilung wiederhergestellt, der volle Narzißmus, bei dem Libido und Ichinteresse noch vereint und ununterscheidbar in dem sich selbst genügenden Ich wohnen" (S. 441). Von psychoanalytischen Ergebnissen abgesehen ist daran sicher, daß bei vielen Menschen im Schlafe die „Embryonalstellung" beobachtet werden kann, daß der Schlafzustand die Zuwendung zur Außenwelt und die Motilität stark reduziert, daß sein Stoffwechsel einen anderen Gang als im Wachen hat, nämlich im periodischen Wechsel aus der Schlafmüdigkeit, dem Schlaftrieb, zur Munterkeit und zum Bewegungstrieb führt.

Freud meint (Vorlesungen S. 444) bezüglich der Unterscheidung von Libido und Interesse, also von Sexualtrieben und Selbsterhaltungstrieben: „Die einzige Behauptung, die nicht direkter Niederschlag unserer analytischen Erfahrung ist, geht dahin, daß Libido Libido bleibt, ob sie nun auf Objekte oder auf das eigene Ich gewendet wird, und sich niemals in egoistisches Interesse umsetzt. Und ebenso das Umgekehrte. Diese Behauptung ist aber gleichwertig mit der bereits kritisch gewürdigten Sonderung von Sexual- und Ichtrieben, an der wir bis zum möglichen Scheitern aus heuristischen Motiven festhalten wollen" (S. 445). Hierzu sei bemerkt, daß es in meiner Herleitung der Triebe auf eine solche Unterscheidung von Interesse der Selbsterhaltungstriebe als „Egoismus" vom „Narzißmus", von der Ichlibido als einem Reservoir der Objektlibido und Ursprungstätte derselben nicht sehr ankommt. Triebquellen sind für mich die verschiedenen Bedürfnisse des inneren Chemismus, verschiedene chemische Veränderungen des Organismus, welche sich beim Hunger auf Freßbares richten, beim Sexualhunger auf andere Formen der Entladung und Stillung. Auch ist es meines Erachtens, wie in etwas auch der Bewegungstrieb, besonders der Geschlechtstrieb, der durch die Aufschiebbarkeit seiner Befriedigung ausgezeichnet ist, sozusagen als ein „Luxustrieb". Überdies kommt nach Freuds Aufhellung gerade ihm die Richtungsverschiebbarkeit auf verschiedene Teilziele und Ersatzobjekte zu. Beide diese Eigenschaften lassen mir den Geschlechtstrieb zum Unterschied von den despotischeren Anforderungen anderer vitaler Triebe (Hunger, Durst, Schlaftrieb) und damit gegenüber der Lebensnot, besonders „plastisch" erscheinen, also in gewissem Grade vor den anderen nachgiebig zurücktreten, wenn sie mit ihm konkurrieren. Und so mag gerade der Geschlechtstrieb reichlich restierende, retinierte Triebaktivität, weil „spezifisch" unanbringlich gewordene, zu liefern befähigt sein; es wäre das „entspezifizierte" Triebaktivität, dasselbe was Freud „desexualisierte" Libido nennt. Diese Konstellation macht meines Erachtens gerade den Geschlechtstrieb zu einer Hauptquelle „verfügbaren Lustbetrags": wenn nicht schon für die Willkürbewegung, wo wohl vor allem retinierte Bewegungstriebimpulse in Betracht kommen, so doch für viele höhere Leistungen. Das rechtfertigt aber erst recht, daß Freud gerade der „Libido"-Überproduktion und -Ersparung eine entscheidende Rolle für die Entwicklung des Einzelnen und der Menschheit zuschreiben durfte.

Zu diesem Punkte und wohl auch zu meiner Auffassung, daß gerade dem Geschlechtstriebe die Aufschiebbarkeit (mittels Verschiebbarkeit) und damit die Ersparung von Triebaktivität im besonderen Maße zukommt, paßt noch etwas von Fr. Nietzsche: „Die meisten Triebe — mit Ausnahme des Hungers — geben sich

Digitized by Google

„mit erträumter Speise" zufrieden. Manche Triebe z. B. der Geschlechtstrieb sind großer Verfeinerung durch den Intellekt fähig (Menschenliebe, Anbetung von Maria und Heiligen, künstlerische Schwärmerei); Plato meint, die Liebe zur Erkenntnis und Philosophie sei ein sublimierter Geschlechtstrieb. (Vergleiche hier Freuds Sublimierung der infantilen Sexualforschung, der Sexualneugierde zur Wißbegierde.) Daneben bleibt seine alte direkte Wirkung bestehen. Grad und Art der Geschlechtlichkeit eines Menschen reicht bis in die letzten Gipfel seines Geistes hinauf. Die Triebe wirken sich, wenn es möglich ist, einfach widerstandslos aus. Diesem Auswirken stellen sich Widerstände entgegen: Alle Instinkte, welche sich nicht nach außen entladen, wenden sich nach innen ... Die ganze innere Welt, ursprünglich dünn zwischen zwei Häute eingespannt, ist in dem Maße auseinander und aufgegangen, hat Tiefe, Breite, Höhe bekommen, als die Entladung des Menschen nach außen gehemmt worden ist." Solche Hemmung kommt aus der realen Situation oder durch aktive Unterdrückung. In beiden Fällen wirken sich die gehemmten Triebe in veränderter Gestalt aus, und zwar: 1. durch Aufsuchen inadäquater jedenfalls anderer Inhalte, durch Befriedigung in Verkleidungen und Symbolen; 2. durch Entladung entstehender Spannungen, Verstimmungen auf inadäquatem Wege; 3. durch den Vorgang, den Nietzsche Sublimierung nennt. Es gibt strenge gefaßt weder ein unegoistisches Handeln, noch ein völlig interesseloses Anschauen, es sind beide nur Sublimierungen, bei denen das Grundelement verflüchtigt erscheint und nur noch für die feinste Beobachtung sich vorhanden erweist (zitiert nach K. Jaspers Psychopathologie).

Ähnlich wie Freud Libido (der Sexualtriebe) und Interesse (der Selbsterhaltungstriebe) unterscheidet, trennt auch Ludwig Klages Interessen (Triebfedern) von Trieben. In seinem Buche „Persönlichkeit" S. 51, 52: „Daß beide Wörter Verschiedenes bedeuten, unterliegt keinem Zweifel. Vom Kaufmann, der aus Erwerbssinn handelt, heißt es zutreffend, er habe seine Interessen gewahrt; aber niemand wird den Geschlechtstrieb des Bullen ein Geschlechtsinteresse nennen, den Hunger ein Eßinteresse, den Durst ein Trinkinteresse, den Wandertrieb der Zugvögel ein Fortbewegungsinteresse, den Trieb der Schwäne zu ihrem Elemente ein Schwimminteresse! Gesetzt also, wir kommen überein, „Interesse" mit Triebfedern zu verdeutschen, so sind Triebe und Triebfedern voneinander verschieden. Sofern der Mensch zu den Tieren gehört, hat er Triebe wie sie; sofern er außerdem ein Ichwesen ist, hat er daneben Triebfedern oder Interessen. Auf die Frage, was Triebe seien, lautet die wenn nicht erschöpfende, so doch ausreichende Antwort: vitale Bewegungsursachen (Ursachen vitaler Bewegungen). Im Gegensatz zu mechanischen Bewegungen aus einer anstoßgebenden „Kraft" seien im Zusammenhange des Organismus dergleichen „Kräfte" allemal determiniert durch das „Ziel". S. 53: „Setzt sich ein dürstendes Tier in Bewegung, um eine Wasserstelle zu finden, so ist es das Ziel, nämlich die Vereinigung mit dem Wasser durch den Vorgang des Trinkens, was die Bewegung veranlaßt hat. Und gleichermaßen verhält es sich immer. Flüchtet z. B. der von den Jägern verfolgte Hirsch, so trachtet er den Jägern zu entkommen. Nur muß man sich hüten, die Zielbestimmtheit, der keine vitale Bewegung entriete, mit dem Wissen um das Ziel zu verwechseln." S. 54:

Digitized by Google

„Wir können dafür (sc. für das treibende Ziel) auch sagen: Der Trieb ist unter anderem gefühltes Mangelleiden, und dieses hat die eigentümliche Gabe, aus sich selbst Bewegungen zu entwickeln, die ihr Ende finden in der Behebung des Mangels."

Gerade wegen mancher Berührungspunkte mit dem oben von mir über die Triebaktionen, über Triebherkunft, Triebziele, Triebobjekte und Triebspezifizität Ausgeführten, muß hier das Unterscheidende hervorgehoben werden. Die Flucht des Hirsches wäre mir in erster Linie eine Fluchtreaktion aus Selbsterhaltungstendenzen; bei den echten Trieben ist ebensowenig wie ein Wissen um das Ziel etwa dieses Ziel selber die treibende Kraft, sondern eine chemisch-motorische Unruhe des Organismus, welche aus dem „Mangel" im inneren Chemismus erfließt. Ein solcher treibt den Organismus in der Zielrichtung des Triebes etwa primär chemotaktisch, dann in einen Instinkt eingebaut zum Wasser. Im Eingebautsein der Triebe in Instinkthandlungen liegt schon, ich möchte sagen eine adaptive Berücksichtigung der Umwelt, eben die adaptive Modifizierung des Triebablaufs durch Schutzreflexe oder Fluchtreaktionen (evtl. auch Feindreflexe, Angriffsreaktionen) mit Angriffsaktionen des Triebes in einem Ablaufe. Es steckt darin schon eine Andeutung der Vereinigung von Zuwendungsbetrag und Lustbetrag, wie sie sich in den Willkürbewegungen dort aber mit einem vorstellungsmäßigen Bewegungsziele als Triebziel-Äquivalent abspielt. Dieses Ziel der Verwirklichung einer Vorstellung, die zielrichtende (weil begehrte Objekte darstellende) Vorstellung steckt auch in den Interessen im weiteren Sinne, wie sie Klages meint, während Freud damit die primären Ziele der vitalen Selbsterhaltungstriebe gegenüber der Libido bezeichnet. Der Erwerbsinn des Kaufmanns von Klages etwa dient der Selbsterhaltung, aber sein direktes Ziel ist nicht Brot, sondern Geld, und dieses Geld ist vorgestellt.

Die Wirkung des lebengekoppelten Geistes auf die Triebe bestände nach Klages (S. 58) darin, einen Teil ihrer Energie zur Regelung eines anderen Teiles (der Person) zu verbrauchen, behufs Verwirklichung des gedanklichen Zweckes. „Soweit das tatsächlich geschieht, sprechen wir nicht mehr von Trieben, sondern von Triebfedern oder Interessen und nicht mehr von triebhaften Impulsen, sondern vom planmäßigen Willensakt." Im weiteren folgt (S. 59, 60) als Unterscheidungsmerkmal für Willenshandlungen das Kennzeichen der Tätigkeit auf lange Sicht: „Triebe regen sich, wachsen, befriedigen sich, klingen ab, sei es auf Eindrücke hin, sei es aus inneren „Reizen"; nur aber der Teil von ihnen, der in die Botmäßigkeit des Willens geriet und dadurch in ein Interesse verwandelt wurde, arbeitet Jahre und selbst Jahrzehnte lang an der Erreichung ein und desselben Zweckes. Ein Tier kann flüchten, Nahrung suchen, Wintervorräte aufspeichern, Eier bebrüten, Tausende von Kilometern durchmessen: seine Bewegungen und Verhaltungen (sc. Verhaltensweisen) sind gleichwohl immer so unmittelbar wie möglich auf das seiner Regung innewohnende Ziel gerichtet. Was aber kein Tier, was ausschließlich der willensbefähigte Mensch vermag, ist: Bewegungen auszuführen, die nur der Ermöglichung anderer Bewegungen dienen, von denen dasselbe gilt, und so durch eine unübersehliche Reihe von Zwischengliedern hindurch bis zum weit in der Zukunft liegenden Zweck ... Nur solche Bewegungen (sc. mit der alleinigen Be-

Digitized by Google

deutung von Mittelgliedern im Dienste der Verwirklichung eines Entschlusses, der schon am Anfang feststand) tragen mit Recht den Namen einer Handlung." S. 40: „Aber auch bewußte und gewollte Unterlassungen zählen zu den Handlungen, und so sind denn Pflichtgefühl, Gewissen, Sittenstrenge, ferner auch Gesinnungsfestigkeit, Gerechtigkeitsliebe, Überzeugungstreue usw. wirkliche Triebfedern, wenn auch vorwiegend Hemmtriebfedern." S. 150: „Zum Wollen gehört das bewußte Setzen des Zieles, gehört der Vorsatz; fehlt es an ihm, so fehlt es am Wollen. Wir sagen dasselbe nur aus anderer Sicht, mit dem Hinweis darauf, daß alle Triebe gattungsmäßig, alle Wallungen (Übersetzung von Affekt — neben Stimmungen für Gefühle — bei Klages), alle Wollungen persönlichen Gepräges sind." Gewiß muß Klages zugegeben werden, daß das Wollen als Bewußtseinsvorgang ein Ich im Individuum, also Personales voraussetzt und daß die Triebe gattungsmäßig, ja lebensmäßig gesetzt sind. Aber für meine Auffassung der Willkürbewegung und Willenshandlung als Vereinigung von Zuwendungsbetrag und Lustbetrag existiert eine so prinzipielle Differenz zwischen Triebaktion (Antriebsbewegung) und Willkürbewegung (Handlung) wie bei Klages nicht: es ist das Hinzukommen der Umweltreaktionen, der Außenweltobjekte, von Etwas, Ich und Bewußtsein, was den Zuwendungsbetrag und die Zielvorstellung liefert und mit der, für oder gegen die Zielrichtung eines Triebes, das bewußte Wollen einsetzt.

Im weiteren folge ich nun einer zusammenfassenden Darstellung von H. Hartmann („Die Grundlagen der Psychoanalyse", Leipzig 1927, Georg Thieme) über die Triebe im Sinne Freuds. S. 110:

„So kommt im Gegensatz zum Willen dem Triebe eine besondere Resonanz im Körperlichen zu und wir werden darauf aufmerksam gemacht, ein kennzeichnendes Moment der Triebvorgänge darin zu suchen, daß sie sich in der vitalpsychischen Sphäre abspielen. Vom Standpunkt einer biologischen Psychologie gesehen, bedeutet das gleichzeitig, daß ihnen eine strukturell zentrale Rolle im Seelenleben zukommt. Die Verknüpfung des Triebes mit der Körpersphäre ist einmal in der nahen Bedingtheit seiner aktuellen Manifestationen durch organisches Geschehen nachweisbar. Freud (‚Triebe und Triebschicksale'. Ztschr. f. Psan. III, 1915 oder Kl. Sch. z. Neurosenlehre IV. S. 252) vergleicht ihn den physiologischen Reizen und will ihn geradezu als Sonderfall dem übergeordneten Reizbegriff einordnen; die spezifische Differenz gegenüber anderen Reizen sei aber darin gelegen, daß er nicht als momentane, sondern als konstante Kraft wirkt und nicht aus der Außenwelt, vielmehr aus dem Innern des Organismus stammt. Daraus folgt ein weiteres Merkmal: die Unmöglichkeit, sich dieser Art von Reizen durch die Flucht zu entziehen. Ihre Aufhebung (Befriedigung), ‚kann nur durch eine zielgerechte (adäquate) Veränderung der inneren Reizquelle' erreicht werden. Den somatischen Vorgang, der in diesem Sinne als ‚Reiz' wirkt, bezeichnet Freud als die Quelle des Triebes."

„Eine weitere Beziehung des Triebes zum Somatischen liegt in den körperlichen Äußerungen, welche seine Befriedigung begleiten; sodann ist aber auch das eigentliche Trieberlebnis vor der Entspannung zumeist mit charakteristischen Organempfindungen verschmolzen. Dies gilt wieder nur für den

Digitized by Google

‚Schulfall', in welchem der Triebablauf phänomenologisch repräsentiert ist. Ist er dies nicht, übt er seine Wirkung zur Gänze im Uubewußten aus, so fehlen in der Regel (nicht immer!) auch die somatischen Begleiterscheinungen. Dagegen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch dann, wenn er von seiner eigentlichen Befriedigung abgelenkt und auf Gebiete verschoben wird, die von seinem ursprünglichen Ziel weit abliegen (dieser Fall ist vor allem bei den Sexualtrieben häufig) ... daß auch dann für das Auftreten und die Intensität solcher transponierter Triebe körperliche Vorgänge von maßgebender Bedeutung sein können ... Freud (‚3 Abhandlungen zur Sexualtheorie', S. 12) hat mit Recht hervorgehoben, daß man sich die Verknüpfung von Trieb und Triebobjekt meist als eine zu innige vorstelle (dies gilt in erster Linie von den Sexualtrieben)."

„Ziel des Triebes ist die Entspannung, die Befriedigung; der Gegenstand aber, auf welchen er sich richtet, vor allem das Mittel, diese Befriedigung zu erreichen. Voraussetzung für die Wahl eines Gegenstandes zum Triebobjekt ist in erster Linie seine Eignung, die Erreichung des Triebziels (sc. der Entspannung, der Entladung) zu vermitteln."

S. 114, 115: „Die Gefühle der Lust- und Unlustreihe setzt Freud („Jenseits des Lustprinzips" S. 6) mit dem Maß der im Seelenleben aktuell vorhandenen Erregungsgrößen in Verbindung, so zwar, daß die Lust im allgemeinen einer Verringerung, Unlust einer Vermehrung dieser Quantität entspricht.... Wir hätten nach der Freudschen Hypothese in den Lust-Unlustgefühlen Indikatoren für den aktuellen Zustand der psychischen Energieverteilung zu erblicken. Nicht die Gefühle selbst wären also der Ursprung des dynamischen Faktors; ihr energetischer Wert würde ihnen von den Trieben her zugeführt; welche wir ja als die Hauptquelle psychischer Energieproduktion überhaupt ansehen."

„Das Lustprinzip deckt sich nach dem Gesagten teilweise mit einer Tendenz, welche die Aufgabe hat, die Erregungsgröße im Seelenleben entweder konstant oder möglichst niedrig zu halten. Das Lustprinzip leitet sich aus dem Konstanzprinzip ab" (Freud, „Jenseits des Lustprinzips" S. 7); doch ist die Entsprechung keine vollständige.

„Dieselbe Auffassung von den Beziehungen der Lust- und Unlustgefühle zu den Stabilitätsverhältnissen des ‚seelischen Apparats' hat übrigens schon Fechner vertreten (zit. bei Freud, a. a. O.). Nun stehen dem Es, welchem ja im wesentlichen die Funktion zufällt, alle aus den Triebbedürfnissen zuströmenden Erregungsgrößen zu erledigen, verschiedene Wege offen: so für den Fall der Sexualtriebe die direkte Sexualbefriedigung oder die Sublimierung. Im letzteren Falle werden sie also den Zwecken des Ich dienstbar gemacht. Man darf das nicht so verstehen, als sollte es heißen: der Trieb strebt im Grunde nach ‚Reizlosigkeit', nicht aber nach ‚Lust' (‚Reizlosigkeit' und ‚Lust' bezeichnen freilich auch seelische Qualitäten) ... Die Freud-Fechnersche These besagt, daß gewisse bewußtseinstranszendente Energieverschiebungen (Erregungsverminderung und -Steigerung) der Qualität Lust (Unlust) zugeordnet sind." (Hierzu möchte ich anmerken, daß von meinem Gesichtspunkte aus die Lust das

Digitized by Google

der Triebaktivität beigeordnete Moment ist, das Primäre aber die chemisch-motorische Triebaktion (s. u.).

S. 116: folgt Hartmanns Anführung, „daß das Lustprinzip geeignet ist, die Ausführung biologisch-zweckmäßiger Reaktionen (hier würde ich ‚Aktionen' sagen) zu garantieren, insofern auf biologisch zweckentsprechende Verhaltungsweisen eine ‚Lustprämie' gesetzt wäre; jedoch sei diese Beziehung nicht ausnahmslos. So verweist Hartmann nach Brun auf E. Wasmanns Gastpflege der Ameisen (Berlin, 1920): Ameisenstaaten halten und pflegen als ‚Gäste' oder ‚Symphile' Tiere, welche von den Ameisen gierig aufgesaugte, vielleicht berauschende Exsudate aussondern. Über deren Pflege wird gelegentlich die eigene Brut der Ameisen vernachlässigt, auch gehören manche von diesen Gästen zu den gefährlichsten Feinden der Ameisen; es würde so durch die Macht des Lustprinzips die Existenz dieser Staaten in Frage gestellt."

S. 117: „Wir haben im Lustprinzip einen Regulationsmechanismus von großer Allgemeinheit kennengelernt. Aber er ist nach Ansicht Freuds weder der ursprünglichste, noch der allgemeinste" (s. o. Freuds Satz: „Das Lustprinzip leitet sich aus dem Konstanzprinzip ab, aus der Tendenz, die Erregungsgröße im Seelenleben entweder konstant oder möglichst niedrigzuhalten"). „Jenseits des Lustprinzips" ist der „Wiederholungszwang" wirksam, der sich zwar in der Regel in Anlehnung an das Lustprinzip kundgibt, sich aber auch, wo er rein auftritt, darüber hinaussetzen kann. Das „Schicksalsmäßige", das uns im Leben mancher Menschen so rätselhaft entgegentritt, das sie immer wieder in ähnliche psychologische Situationen hineinzwängt, ebenso wie mancher Zug der Traum- und der Neurosenpsychologie verraten uns das Walten dieses allgemeinen Prinzips, das es uns ermöglicht, die Einheitlichkeit der Person (erklärend) tiefer zu begreifen, als aus der (relativen) Konstanz der „Charaktereigenschaften". Vergleiche nun hier die im Kap. I schon dargestellte Rolle der „Remanenz" und der „überlebenden Bewegungsmelodien" in der Hinaustendenz, wie vielleicht auch bei Triebretention. Ein „schicksalsbestimmender" und zur Persönlichkeit „integrierender" Wiederholungszwang wäre so betrachtet: Ausfluß schicksalsmäßiger und gattungsgemäßer Remanenzen. Auch möchte ich Freud gegenüber auf meine Herleitung der Einheitlichkeit der Person aus dem Körper-Ich und besonders dem Körperstellungs-Ich verweisen, welchen „Ich-formierenden" Faktor ich als das „Personhafteste" im Ich bezeichnet habe und auf die individuelle somatische und psychische Konstitution (die Anlage): als Kennzeichen der „Person". Doch meint Freud unter Ich ja mehr als in meinem erlebenden und sich selber einheitlich erlebenden Ich gemeint ist, und vielleicht auch unter Person mehr als von mir gemeint, nämlich die Persönlichkeit.

H. Hartmann, S. 117: „Im Wiederholungszwang haben wir mit Freud einen allgemeinen Charakter der Triebe zu erblicken; ihr allgemeines Merkmal wäre ihre konservative Natur, ihr Bestreben, einen früheren Zustand wiederherzustellen. Die organische Analogie zu dieser ‚konservativen Natur der Triebe' hätten wir in der Tatsache der Erblichkeit und des ‚biogenetischen

Digitized by Google

Grundgesetzes' (sc. die Ontogenese eine verkürzte Wiederholung der Phylogenese) vor uns (Freuds Jenseits S. 35). Die Statuierung des Wiederholungszwangs durch Freud ist nur eine konsequente Übertragung dieses im Biologischen längst bekannten Prinzips auf das Seelische."

Wenn ich recht verstehe, ist primär mit Wiederholungszwang gemeint: sowohl die gleichartige Wiederholung der spezifischen Triebhandlung jeder Triebart unter den für die Auslösung des Triebs maßgebenden Umständen, als die Tendenz aller Triebhandlungen, einen bestimmten inneren Zustand wiederherzustellen, wie er vor dem Anschwellen des Triebes zur Triebspannung statthatte. Diese primäre Bedeutung des Wiederholungszwangs wäre also in Kürze: sowohl das Freudsche Konstanzprinzip der Reizlosigkeit durch Mäßighalten der psychischen Energiegröße, wie die Gleichförmigkeit der Triebhandlung innerhalb jeder Triebart. Beides würde sich triebgenetisch erklären, und wenn diese meine Auffassung des Freudschen Wiederholungszwanges richtig ist, auch dieser selbst. Er würde sich wenigstens für die vitalen Triebe ohne weiteres aus ihren Quellen ergeben: eben wenn wir den Ablauf des Stoffwechsels, den Rhythmus des allgemeinen Chemismus, den Lebensrhythmus zur Grundlage und zum Ausgangspunkt der Triebhandlungen nehmen, und wo diese noch nicht erfolgt sind oder zur gegebenen Zeit nicht erfolgen können, zur Grundlage der Triebspannungen, Bedürfnisspannungen und Gemeinempfindungszuständlichkeiten. Schon im ersten Kapitel und auch weiterhin habe ich ja wiederholt ausgeführt: Die Triebhandlungen entladen sich motorisch auf das Triebziel hinwirkend, teils mittels Einverleibung von Triebobjekten wie beim Nahrungstrieb, teils an sich wie beim Bewegungstrieb und Schlaftrieb (letzterer ist ebenso wie der Bewegungstrieb motorisch, nur im Sinne einer Abwendung und Absperrung von der Umwelt, im Niederlegen samt Ausstrecken oder samt Zusammenrollen zur Embryonalstellung); und sie haben eine biologische Leistung und Funktion für den Organismus und zwar gerade für dessen Stoffwechsel. Indem sie motorisch der Ausgangssituation wieder zustreben, den Ausgangszustand des Stoffwechsels, respektive das Lebensgleichgewicht wiederherstellen, üben sie eine Entgiftungsfunktion und dienen wie überhaupt besonders in dieser „konservativ" gesinnten und so wirksamen Richtung alle der Selbsterhaltung des Organismus.

Den Wiederholungszwang kennen wir auch aus der Nervenpathologie und gerade aus dieser. Freud selbst hat für ihn durch Psychoanalyse bei den Zwangsneurosen die Herkunft aus im letzten Grunde Triebhaftem festgestellt, welches in der Verdrängung überlebt. O. Pötzl hat die wiederholten Krampfanfälle, die Delirien und das Zittern der traumatischen Neurotiker und Hysterischen (von mir 1911 als Perseveration, als Nachdauer, der somatischen Affektbegleiter, wie andere hysterische Symptome auch, aufgefaßt, im Kriege von K. Bonhoeffer als „Affektfixierung" bezeichnet), sowohl in toto als gerade in diesem Wiederholungscharakter durch die Vergleichung mit dem „Erregungsfang" (s. oben bei Üxküll) als Ausdruck des unentladen gebliebenen psychischen Schocks und als nachgelieferte resp. fraktionierte (Zittern) Entladungen erkannt. Auch auf dem Gebiete organischer Hirnerkrankungen, besonders von mancher epilep-

Digitized by Google

tischen Aura hat Pötzl den Erregungsfang als Grundlage gewisser Erscheinungen herausgestellt. Der Wiederholungszwang bedeutet mir also einen ähnlichen Ausdruck der „Unentladenheit im Motorischen, respektive neue Aufladung von solchem“ und das gilt auch im Triebhaften, und wohl gerade da.

Vielleicht spielt im Anklang an das Überleben der Impulse usw. beim Wiederholungszwang auch eine Rolle: die Erleichterung der gleichartigen Wiederholung der Triebhandlungen durch Remanenz aus ähnlichem Vorangegangenen. Wenngleich überlebende Bewegungsmelodien im engeren Sinne sich mir bislang nur als Remanenzen gebremster Reflexe und retinierter Reaktionsimpulse der Oberfläche ergeben haben, und mir auch die restierende Triebaktivität von in ihrer Entladung gehemmten Triebhandlungen nicht mehr gerichtet, nicht mehr von spezifischer Triebrichtung, sondern „entspezifiziert“ erscheint, wie Freuds zielgehemmte „desexualisierte“ Triebenergie in den Sublimierungen, vielleicht auch schon in der Verschiebung von Libido (Triebenergie) auf Ich-tätigkeiten: so halte ich eine solche erleichternde Wirkung früheren gleichartigen Wirkens und Erlebens von Trieben zugunsten von gleichartig wiederholten Triebaktionen für durchaus möglich. Selbstverständlich gleichartig ist auch die Vererbbarkeit von Trieben und Instinkten, wie von Reflexen aus der Phylogenese.

Unbestreitbar ist dem Triebe eine Wiederholungstendenz zuzusprechen, doch meine ich nicht als immanenter Wiederholungszwang, sondern als Auswirkung des den Triebhandlungen überhaupt zugrunde liegenden Chemisch-Motorischen, als Ausdruck des Ablaufcharakters im allgemeinen inneren Chemismus und der Wiederaufladung des Organismus mit Motorischem. Durch die gleiche Eigenschaft, durch den rhythmischen Ablauf des Stoffwechsels, wird auch etwas verständlich, was wohl weder Freuds Konstanzprinzip noch sein Wiederholungszwang zu erklären vermöchte: die „Polarität“ gewisser Triebformen und der zugehörigen Gemeinempfindungszuständlichkeiten, z. B. Schlaftrieb und Bewegungstrieb (Schlafmüdigkeit und Munterkeit), Hunger und Sättigung, sexuelle Begierde und Befriedigung oder Überdruß. Ich wäre also geneigt, sowohl das Konstanzprinzip, soweit es mit dem Ablaufsrhythmus des allgemeinen Chemismus und den Folgen dieses Rhythmus vereinbar ist, wie den Wiederholungszwang der Triebe, wie die Polarität gewisser Triebe und Gemeinempfindungszuständlichkeiten, wie endlich die Entgiftungsfunktion der Triebe: auf den periodischen Rhythmus des Stoffwechsels und auf die Herkunft der die Entgiftung und Wiederherstellung leistenden Triebhandlungen aus diesem, d. h. auf den allgemeinen inneren Chemismus, zurückzuführen.

Gegen diese Annahme der diffusen und inneren Herkunft der Triebe könnte man einwenden, daß sie ein spezielles Triebziel und Triebobjekt und eine spezielle Triebrichtung haben und auch eine gewisse Lokalisation in bestimmten Entäußerungsstätten und Erfüllungsorganen. Den Hunger spüren wir im Magen und stillen ihn durch dessen Füllung; den Durst spüren wir im Munde besonders an Gaumen, Zunge, Lippen und netzen diese; Liebe bewegt uns „das Herz“, sie wie Scham und Zorn röten das Gesicht, welches in der Angst erblaßt; Bewegungsdrang, Tanzlust

Digitized by Google

und Rhythmus bewegen uns die Beine, ebenso Munterkeit und Freude, diese lassen uns auch in die Hände klatschen. Wie schon oben mal gestreift, besagt aber spezielle und lokalisierte Entladungsrichtung noch nichts gegen diffuse innere Entstehung wie ein allgemeiner Bewegungssturm nichts gegen Oberflächenreiz-Reaktion. Es gibt durch ihr Spezielles als verschieden charakterisierte Triebe und Triebleistungen des Organismus, wie er verschiedene Oberflächen-Reaktionen hat.

Weiter aber scheint mir, trotzdem der Wiederholungszwang ja etwas Motorisch-Psychisches und meines Erachtens etwas Chemisch-Motorisches ist, und bei Freud das Konstanzprinzip zur Grundlage der Lustbeziehung der Triebe wird, also beide meiner Gesamtauffassung des Psychischen in einer „motorischen Psychologie" näherliegend erscheinen könnten, durchaus nicht überflüssig: die weitere Auffindung von Grundlagen und Entstehungswegen der „Lust" im Trieberleben insbesondere in der Triebstillung, also die Genese der Lustprämiierung vollzogener Triebhandlungen, wie des Vollziehungsaktes schon, wie der Lusttendenz, der Lustsuche, des Gelüstens, der Sehnsucht in den Triebregungen, und der Unlust der Bedürfnisspannungen. Daß die Triebhandlung schon im Vollzuge also vor Wiederherstellung des Lebensgleichgewichtes Lust liefert, scheint mir aber gegen das Konstanzprinzip als Lustquelle zu sprechen. Natürlich wäre erst recht wichtig eine genetische Aufklärung der Lust- und Unlustqualität überhaupt, doch weiß ich dazu nur ganz Weniges auszusagen (s. u.).

Etwas Einschlägiges finde ich in K. Bühlers Dreistufentheorie der geistigen Entwicklung als „Instinkt, Dressur und Intellekt". Danach erfährt die starre Fixierung der Instinktabläufe in der Dressur, natürlich auch in der Selbstdressur der freilebenden Tiere eine lebenswichtige Modifikation. Die Tiere, die der Dressur fähig sind, können ja lernen, und insbesondere vom menschlichen Säugling und Kinde betont Bühler das „Plastischwerden der Reflexe und Instinkte". Diese „Lockerung" der Reflexe und Instinkte bedeutet die bekannte Hilflosigkeit des Menschenjungen. So betont Josef K. Friedjung, ein Wiener Kinderarzt, in den Fortbildungskursen der Wiener medizinischen Fakultät (Sonderbeil. der Wiener klin. Wochenschrift, 1927 Jahr. 40. H. 2): „Vom normalen und krankhaften Triebleben des Kindes": „Das Menschenjunge bedarf der Brutpflege in einem viel ausgedehnteren Maße als das Tierjunge, um am Leben zu bleiben. Was bei diesem mit primitiven Mitteln gelingt, ist beim Menschen die Aufgabe einer ziemlich verwickelten zielbewußten Technik." Diese wird meines Erachtens bei Tieren und insbesondere beim Menschen geleistet durch Spiel und Dressur und endlich durch Erziehung und Intelligenzentwicklung. Es bedeutet so diese Lockerung der Reflexe und Instinkte, vielleicht mittels interferierender Hemmungen, zwar eine anfängliche Hilflosigkeit, aber mit dieser zugleich die Vorbedingungen für weitere Entwicklung; durch die Ergebnisse derselben die Möglichkeit, sich auch in nichtinstinktgegebenen Situationen zu erhalten, also erhöhte Freiheit. In der Diskussion zu einem Vortrage Bühlers habe ich das so formuliert: Die Dressur schafft nach Bühler gegenüber dem instinktstarren

Digitized by Google

Fliegen der Insekten usw. in die Leuchtturmflamme Modifikationen des starren Instinktablaufes, also in meinem Sinne Unlustprophylaxe, das Vermeidenlernen der Gefahr. Das ist aber „Individuenersparnis" durch Bewegungen; der Intellekt schafft weiter „Bewegungsersparnis" durch Einsicht, Voraussicht, in Erwartungen und Vorstellungen, endlich aber auch „Organersparnis" durch Entwicklung des Gehirns und von Psychischem und darauf beruhender Verwendung und Besitz (Findung und Schaffen) von Werkzeugen, ausgehend vom Spielen und Hantieren an Objekten. Hantieren und Schaffen stammen zum Teil aus der Spiellust, das ist aus dem Bewegungstrieb.

Neben diesen biologischen Leistungen findet sich auch eine von Bühler hervorgehobene Abstufung der Lustbeziehung zu diesen seinen drei Stufen. Die Instinkte (sc. auch die Triebe) finden die „Nachlust"; das Spiel usw. ist gekennzeichnet durch die „Mitlust" (Bewegungslust); die intellektuellen Leistungen durch die „Vorlust", „Vorstellungslust", und „Schöpferlust".

Soweit die Instinkthandlungen nicht einfache oder komplizierte Schutzfunktionen, Flucht- oder Feindreflexe sind, sondern Triebhandlungen enthalten, Trieb und Reflexe in einer Ablaufsreihe, darf man sich wohl berechtigt halten: diese Nachlust der Instinkthandlungen als die Lustprämie biologisch wichtiger Triebhandlungen aufzufassen; ebenso die Mitlust, Bewegungslust als die Lustprämie des Bewegungstriebs. Inwieweit die Schöpferlust und Vorstellungslust der geistigen Tätigkeit eine Bewegungslust ist, scheint mir fraglich, ich möchte sie — außer einem „motorischen Abschlußbedürfnisse" (s. o.) — mit Freud der den Ich-Tätigkeiten zugeschobenen Libido zuschreiben. Vielleicht ist die Lustprämie der Triebhandlungen die erste „Gemeinempfindungsqualität" gewesen, eben die erste Form der Psychisierung des Motorischen an den Trieben und überhaupt, also eines primären Chemisch-Motorischen. Jedenfalls ist sie ein Sensibles und Psychisches am Motorischen, am Bewegungsablaufe, nicht nur an dessen Ende, sondern auch schon während der Ausführung von Triebhandlungen: so bei der Bewegungslust, bei der Lust am Ausstrecken oder Zusammenrollen im Einschlafen und bei der Lust während des Orgasmus, und wohl auch schon während des Fressens beim Kauen.

Man kann also die Trieblust nicht ohne weiteres der Erniedrigung der Erregungsgröße gleichsetzen, was Freuds Konstanzprinzip nahelegt. Erst recht psychisch und sensibel ist das Gelüsten und die Sehnsucht der Triebregungen, und die Unlust der Bedürfnisspannungen. Dieses Gelüsten findet ja als „Vorlust im Sinne Freuds" in jenen infantilen Triebresten des Beschauens und Betastens usw. Ausdruck und Verwendung, welche als Akte des Liebesspiels dem Geschlechtsakt der Erwachsenen zur Einleitung dienen. Ebenso betrachte ich als eine Psychisierung der Triebhandlungen und zwar als ihre wichtigste die Gemeinempfindung, indem die Gemeinempfindung als Produkt besonders von gehemmten Triebimpulsen zusammen mit einer aus dieser Hemmung erfließenden restierenden Triebaktivität, mit einem „Lustbetrag der Motilität", ihre Entstehung fände: aus retiniertem Motorischen, aus retinierten Triebimpulsen.

Digitized by Google

Es hat meine Bezeichnung von retinierten Triebimpulsen, welche meines Erachtens auch die Gemeinempfindung liefern oder sie darstellen, von retinierter Triebaktivität als „Lustbetrag" (in „Zuwendungsbetrag und Lustbetrag der Motilität: Psychologische Erwägungen zur Trieblehre", Ztschr. f. Ps. u. Neur. 1924) nicht besagen sollen, daß diese restierende Triebaktivität eine Lustqualität sei, höchstens daß sie sie besitze: im Gelüsten als Vorlust. Dergleichen ist jedenfalls kein Quantum wirklich erlebter Lust, sondern nur ein Vorklang davon, welcher durchaus nicht etwa dieselbe Erlebnisqualität in geminderter Intensität sein muß. Der retinierte „Lustbetrag der Motilität" schafft zwar oder ist vielleicht zugleich ein Gelüsten, eine Sehnsucht aus gehemmter Lustsuche, aber keine erlebte Voll-Lust. Unpräjudizierlich hätte ich sagen sollen: „restierende Triebaktivität aus gehemmten und wohl retinierten Triebimpulsen", „gestaute Triebenergie" oder „Libidostauungsbetrag". Freud (Vorl. S. 328) definiert recht unpräjudizierlich, weil nicht im qualitativen, sondern im dynamischen und ökonomischen (energetischen) Sinne: „Libido soll durchaus dem Hunger analog die Kraft benennen, mit welcher der Trieb, hier ein Sexualtrieb, wie beim Hunger der Ernährungstrieb, sich äußert." (Oder wie oben ausgeführt: Freuds Einordnung des Triebes unter den Reizbegriff als aus dem Innern kommende nicht momentane, sondern „konstante Kraft".)

Unterbleibt die Triebaktion, so kommt es zur Libidostauung Freuds, zu ungelöster Triebspannung, zur Bedürfnisspannung und zur Unlust. Diese Unlust ist eine „Spannungsunlust", welche meines Erachtens auch im Erlebnis die motorischen Eierschalen trägt, hier die der Triebimpulse, wie die sinnesspezifischen Eindrücke solche der Hinausentwicklungsräume tragen, welche Räume der Hinaustendenz von Reaktionsimpulsen bestimmter Oberflächenstellen zugehören. Sonach scheint mir die Spannungsunlust wie eine Spannungsunruhe: Zeichen gehemmter motorischer Entladung. Nach Freud führt diese Libidostauung zur Unlust, während die Triebbefriedigung mit Lust prämiiert ist.

Man kann nun fragen, warum ich also trotzdem bei retinierten Triebimpulsen, bei restierender Triebaktivität von „Lustbetrag" und nicht etwa von „Quanten restierender Triebenergie" oder von einem „Libidostauungsbetrag" oder „Libidobetrag" sprechen will. Nun erscheinen mir die beiden ersteren und richtigeren Bezeichnungen gegenüber der Benennung Lustbetrag zu langstielig, Libidobetrag kann ja auch entladene Triebkraft meinen, enthält also nicht das Moment der Retention von angeregten, richtiger seitens des Stoffwechsels aufgeladenen Triebimpulsen, auf welches hier entscheidende Moment es mir gerade ankommt. Der Ausdruck „Lustbetrag" entstand mir auch nicht im Hinblick etwa auf eine erlebte Lustqualität dieses Energiebetrages, sondern nur im entfernten Anklang an die Lust: durch das „Gelüsten", aber vor allem in Gegenüberstellung zum „Zuwendungsbetrag". Dieser ist gemeint als motorisches Oberflächenreizrelikt, als Remanenz retinierter Reaktionsimpulse der Oberfläche und für Hinaustendenzen zum Erlebten, also als exoprojizierend wirksames, psychisierendes Moment in der Genese der Impressionen, Wahrnehmungen

Digitized by Google

und Vorstellungen. Demgegenüber bedeutet der Ausdruck „Lustbetrag der Motilität" die Herkunft aus der anderen Art von Motilität als es die Reaktionsmotilität ist, nämlich aus Triebimpulsen. Es stehen einander also gegenüber retinierte Reaktionsmotilität, gebremste Oberflächenmotilität im Zuwendungsbetrage und der Lustbetrag der Motilität, die restierende Triebaktivität. Der Bequemlichkeit halber habe ich statt „Lustbetrag der Motilität" die Bezeichnung „Lustbetrag" gebraucht, zugleich mit dem Seitenblick auf das Gelüsten in den ihm zugehörigen Gemeinempfindungserlebnissen der Triebspannung, welches Gelüsten erlebt wird, wenn es zu einem bewußten Erleben dieser Retention von angeregten, richtiger seitens des inneren Chemismus aufgeladenen Triebimpulsen kommt. Es gelüstet einen etwas zu haben oder zu tun, aber es muß eine Anregung von außen für Triebhandlungen nicht immer erfolgen, besonders wo kein Triebobjekt besteht wie im Schlaftrieb und Bewegungstrieb, also nur das Triebziel „Entladung", und immer ist der Hauptanreger der innere Chemismus.

Im allgemeinen stehen einander gegenüber: in Freuds Dynamik des seelischen Apparates das Lustprinzip der Triebe und damit des Es einerseits, andererseits das Realitätsprinzip des Ich und der Außenwelt. Und ganz entsprechend finden sich in Gegenüberstellung in meinen genetischen Ableitungen des Sensiblen und Psychischen: die Triebimpulse des innern Chemismus mit ihrer Richtung auf Entladung und Lustgewinn, mit ihrer Lustsuche einerseits, und die Remanenzen der Reaktionsimpulse, die Unlustscheu, die Unlustprophylaxe der Oberfläche andererseits. Wie bei Freud das Lustprinzip und Realitätsprinzip, so äquilibrieren auch bei mir die beiden genannten Faktoren „Trieb und Angst" einander gegenseitig.

Nun muß aber nicht alle Lust direkt triebhaft und nicht alle Unlust eine solche der Oberfläche sein. Man kann ja finden: Lust bereitet uns auch ein lauwarmes Bad, Vergnügen schaffen uns Geschmacksreize, Geruchsreize und die Musik, und der Türmer im Faust preist sich des „Schauens selige Lust". Es sind aber die Sinnesorgane und ihr Überbau bis zu den feinsten Differenzierungen des Gehirns und die zugehörigen psychischen Leistungen meiner obigen Darstellung nach zugehörig den Reaktionssystemen (Haut, Willkürmuskulatur, animales Nervensystem und Psyche), also den Exposituren der reagierenden Oberfläche, und auch die Schleimhäute gehören primär und ihrer Funktion nach zur Oberfläche, sind sozusagen eingestülpte Oberfläche. Jedoch zeigen pathologische Fälle, Thalamusherde von Head und A. Pick, Eigentümlichkeiten, welche auf einen Triebbezug der Lust an Oberflächensensationen sowohl dem Sitze im Thalamus, dem auch eine Beziehung zur Schlafregulierung, also doch zu einem Triebe, und zur Mimik zukommt, als der Form nach hinweisen könnten: „eine Art Verliebtheit, ein Bedürfnis nach Gestreicheltwerden" bei der Berührung der betroffenen kontralateralen Hand dieser Kranken. Das möchte ich als „Lustbetrag, der in die Glieder fährt", auffassen und damit auch an diesen organischen Fällen einen Zufluß aus den Aktionssystemen der Triebe zu den Reaktionssystemen der Extremitäten, zu deren Motilität und Sensibilität

Digitized by Google

vermuten. Auch könnte in der Lust am warmen Bade eine ähnliche Freudsche „Verdichtung" mitspielen: mit Resten infantiler Partialtriebe. So spricht Freud anläßlich der „koprophilen" Säuglingstriebe von der Lust, mit der sich der Säugling wälzt: in der warmen salbenartigen Masse (eigener Produktion). Auch eine Verdichtung der Sensation im warmen Bade mit Freuds „autoerotischer Lust des Säuglings an der ganzen Körperoberfläche als Lustquelle" kommt in Betracht. Ähnliche Verdichtungen könnten auch für die Geschmacksreize mit der oralen Lust des Saugens und für die Schaulust mit der „infantilen Schaulust der Sexualforschung" in Anspruch genommen werden. Doch möchte ich auf diese und andere der komplizierten Möglichkeiten in der Lust-Unlustreihe hier nicht näher eingehen.

Ebenso zeigen sich Schwierigkeiten und komplizierte Verhältnisse, wenn der Triebbegriff im Hinblick auf den Drang, auf das Getriebenwerden und Gezwungensein über den Rahmen der vitalen Triebe hinaus ausgedehnt wird. Der „Herdentrieb" z. B. ist gewiß nicht unmittelbar dem inneren Chemismus entsprungen, ist keine direkte motorische Entladung oder motorische Entladungstendenz von rhythmischen Schwankungen des inneren Chemismus, dient nicht unmittelbar dem Stoffwechsel, hat kein unmittelbares Konstanzprinzip zur Ermäßigung der psychischen Energie nach Freud, sondern höchstens den Wiederholungszwang Freuds als Wiederholungstendenz. Ich meine, der Herdentrieb kann etwa aufgelöst werden als „ein Instinkt": in Reflexe und Reaktionen einerseits und Triebhaftes andererseits. Als Abkömmling der Lebensangst, der Selbsterhaltungstendenz (nicht Selbsterhaltungstrieb), also der Unlustscheu, der Unlustprophylaxe der Oberfläche, als Wahren der eigenen Haut und Schutz vor Gefahren, ein Instinkt, überkommen aus Gemeinschaftsreaktionen und Gemeinschaftserlebnissen der Herdenvorzeit oder der Hordenvorzeit des Menschen, weiter als Abkömmling der „Bindung" an die Horde, d. i. des phylogenetischen Gemeinschaftserlebens und des daraus erfließenden Gemeinschaftsgefühls. Dieses entspringt wohl ursprünglich der „Bindung an die Familie", dem, was später zum „Kernkomplex" der Psychoanalyse wird, und ist damit, wenn auch nicht mehr direkter, so doch wohl abgeleiteter sexueller Herkunft, also von Triebherkunft. Bedeutung im Gemeinschaftserlebnis haben (neben der gemeinsamen Lebensnot und deren Bekämpfung) auch die Gemeinschaftstänze der Primitiven und sind teils Ausfluß vitaler Triebe (Bewegungstrieb und Sexualtrieb), teils des Gemeinschaftserlebens, und dienen auch der Verstärkung des letzteren. So die Liebestänze, Kriegstänze, Kult- und Zaubertänze orgiastischer, ekstatischer und mimischer Art. Einiges davon scheint mir schon angelegt in den Spiel- und Reigentänzen der Menschenaffen mit rhythmischem Stampfen und Ergreifen von Zweigen und anderem, um sich damit zu behängen (zu „schmücken"), und gelegentlichen sexuellen Annäherungshandlungen spielerischer Art, wie es aus der Schilderung W. Köhlers hervorgeht. In diesen Tänzen von Affen und Menschen, wohl auch der Vögel, kommen sowohl der Bewegungstrieb, die Bewegungslust, der „Wiederholungszwang", wie Sexuelles und noch anderes zum

Digitized by Google

Ausdruck. Sie tragen aber doch hauptsächlich Triebcharakter, besonders auch wenn man den Spielcharakter der Tänze zum Bewegungstrieb und zur Bewegungslust rechnet, wozu ich mich berechtigt glaube. Ähnlich sind in diesem Punkte auch trotz aller Kunst darin der Schuhplattler und das Jodeln usw. eben hauptsächlich motorischen Triebentladungen zuzurechnen. Die Rhythmisierung in Tanz, Spiel und Gesang ist, wie im vorhergehenden schon durchgeschimmert, als Moderierung und Modulierung von Triebbewegungen aufzufassen.

Eine komplizierte Zusammensetzung aus Schutzmaßnahmen und Triebhaftem zeigt auch der sogenannte Brutpflege-Instinkt, dessen schon oben im Anschlusse an den Nahrungstrieb kurz Erwähnung geschah. Die Gepflegten entwickeln dabei sowohl den Atzreflex resp. Saugreflex wie eine nach Freud „sexuell besetzte" Anlehnung an die Mutterbrust im Saugakt. Sie befriedigen so im Nahrungstrieb den hauptsächlichsten Selbsterhaltungstrieb; aber sie erfüllen auch Selbsterhaltungstendenzen, flüchten zur Mutter: als Anklammern an diese, als Flüchten unter die Flügel der Henne. Die Pfleger zeigen, um mit Freud zu sprechen, „Übertragungen" (Verschiebung von Ichliebe auf andere, auf die Liebesobjekte). „Die Übertragung des Mannes gilt dem geliebten Weibe, die Übertragung der Frau gilt ihrem Kinde", stellt Freud in anderem Zusammenhange fest. In dieser Übertragung ihres Interesses auf die Gepflegten und die Pflegetätigkeiten besteht auch Wiederholungszwang. Aber ebenso wie beim Herdentrieb kann man diesen Wiederholungszwang nicht mehr einfach von der Triebspannung, nicht von einer überfließenden Erregungsmenge, und somit nicht vom Konstanzprinzip, von der Tendenz zur Gleicherhaltung der psychischen Energien ableiten. Man kann also bei diesen Instinkthandlungen nicht von einem unmittelbaren Erfließen aus motorischer Aufladung seitens des inneren Chemismus und von dessen unmittelbarem Sichauswirken in motorischen Entladungsimpulsen sprechen.

Ähnlich kompliziert liegt es wohl mit dem meisten, was über die vitalen Triebe hinaus noch zu den Trieben gerechnet wird. Ich gehe daher in diesem motorischen Rahmen nicht darauf ein, außer noch auf eine sehr bestechende Unterscheidung aus dem Rahmen der erweiterten Triebdefinitionen. Es ist dies eine Unterscheidung und Reihenfolge auf dem Entwicklungswege des Kindes, welche, wie ich glaube, von P. Ranschburg (Budapest) stammt, wenigstens hörte ich ihn Jahre vor dem Kriege auf einem Kongresse entwickeln: Die Aufeinanderfolge von „Spieltrieb", dann „Kampftrieb (Wettbewerbstrieb)" und (nach der Pubertät) „Arbeitstrieb".

Daß die Lust an der Arbeit eine sehr komplexe Grundlegung und einen besonderen Entwicklungsgang hat, ist ja von Freud herausgearbeitet: mit seiner Formulierung von dem Verzicht auf unmittelbare Triebbefriedigung zugunsten der Realitätsanpassung des Individuums und zugunsten der Erhaltung der Gemeinschaft (unter deren Druck und dem „der ewigen urzeitlichen Lebensnot"), wie in der daraus resultierenden Verschiebung von in ihrer Triebrichtung unverwendbar gewordener Libido auf Ichtätigkeiten.

Der Wettbewerbs- und Kampftrieb wird sich wohl in meinem oben dargestellten Sinne analysieren lassen: teils als Ausfluß von Oberflächenfunktionen der Unlustprophylaxe, von Selbsterhaltungstendenzen der Wahrung der eigenen Haut, im

Digitized by Google

Sinne der Feindreflexe oder ihnen entsprechender Reaktionen; zu einem anderen Teil aber als Triebabkömmling sowohl des Nahrungstriebs, des Selbsterhaltungstriebs, wie hauptsächlich des Bewegungstriebs und auch des Aggressionstriebs als sexuellen Partialtriebs (s. u.). Man beobachte nur mal spielende Böcklein Kopf an Kopf und ähnlich sich mit den Stirnen gegeneinander stemmende Knäblein. Der Aggressionstrieb wäre nach Freud (s. u.) ein „Partialtrieb" der infantilen Sexualität auf der sogenannten sadistischen (sadistisch-analen) Stufe prägenitaler Trieborganisation, schon jenseits der „autoerotischen" Stufe, welche ihre Lustquellen am eigenen Körper findet. Die raufenden Kinder bedürfen schon eines Gegners als Objekt und Partner, sonst spielende Kinder (Bewegungslust, Bewegungstrieb) verwenden wohl Objekte, wo sie sich ihnen bieten, brauchen sie aber nicht unbedingt zu ihren Spielen. Der „Spieltrieb" gehört in der Hauptsache der Bühlerschen Dressur- und Spielstufe und dem Bewegungstriebe zu. Der Bewegungstrieb kann sich ohne Objekt entladen, der Spieltrieb als Bewegungstrieb ist sozusagen autoerotisch.

Wenn auch die ganze Reihe nicht durchwegs rein triebhaft ist, wie ich am „Arbeitstriebe" und auch am „Kampftriebe" gezeigt zu haben glaube, so scheint mir damit doch eine wichtige ontogenetische und phylogenetische Stufenfolge der Entwicklung des Kindes dargelegt, welche sowohl bezüglich der Lebensstufen des Kindes wie in ihrem Triebanteil nahe Beziehungen zu psychoanalytischen Lehren von der Entwicklung der Triebe und der geistigen Entwicklung des Kindes hat. So berührt sie sich mit den von Dr. Bronislaw Malinowski, Dozent der sozialen Anthropologie an der Universität London, in soziologischer und psychoanalytischer Nachprüfung der Trieblehren von Freud, E. Jones usw. an den melanesischen Trobriand-Insulanern wie an den verschiedenen Schichten europäischer Völker beobachteten und gewonnenen vier Perioden der Entwicklung des Kindes: 1. Die Säuglingszeit von der Geburt bis zur Entwöhnung, bei den Primitiven 2—3 Jahre, bei den Zivilisierten etwa 1 Jahr dauernd. 2. Die Babyperiode, in der der Knabe oder das Mädchen, wenn auch noch an der Mutter hängend und unfähig eine unabhängige Existenz zu führen, sich schon bewegen, reden und frei um sie herumspielen kann, Dauer 3—4 Jahre, etwa bis zum 6. Lebensjahr des Kindes. 3. Die Kindheit, bei den Primitiven die Zeit der vorbereitenden Weiheriten, bei den anderen und auch bei unseren Bauern und in der Arbeiterschaft Anweisung des Kindes für seine künftige wirtschaftliche Existenz, respektive des Schulunterrichts; Dauer vom 6. Lebensjahr bis zur Pubertät. 4. Das jugendliche Alter (adolescence) zwischen der physiologischen Pubertät und der vollen sozialen Reife; bei den Primitiven die wichtigsten Initiationsriten, bei anderen Stämmen Unterwerfung unter die Ordnung und das Recht des Stammes, bei den Zivilisierten die zweite und höhere Schulung oder Abschluß der Lehrzeit. Auf diese sehr wichtige Arbeit („Mutterrechtliche Familie und Ödipuskomplex", 1924, Internat. psychoanal. Verlag) wird im nächsten Kapitel noch zurückzukommen sein.

Hier können wir in Parallele dazu, in Ranschburgs Stufenfolge und in unpräjudizierlicher Namensgebung von „Lebensaltern" und nicht von Trieben sprechend

Digitized by Google

aufeinander folgen lassen: Ein „Spielalter" der frühen Kindheit, eben entsprechend Bühlers Spiel- und Dressurstufe und Malinowskis Babyzeit, und vergleichend danebenstellen die Spieltänze der Menschenaffen zu den Reigenspielen unserer Kindergärten; weiter „ein Kampfalter" der Knaben entsprechend Malinowskis Kindheit und Freuds „sexueller Latenzperiode" vom 6.—10. Jahre (Indianerspiele, Räuber und Polizei), und dementsprechend vielleicht die Heroenzeitalter aller Völker. Darüber, was bei den Mädchen dieser Phase entspricht, ob etwa das Puppenspiel usw. wage ich nichts auszusagen. Nach der Pubertät und in der Adoleszenz beginnen wohl „die Arbeitsjahre" und sind im Mannesalter auf der Höhe. Bei den Frauen entsprechen dem die Jahre der Gebärarbeit, der Aufzucht des Nachwuchses, die Ausübung des Brutpflegeinstinkts usw. Das Arbeitsalter der Nationen und Staaten wird wohl durch ihre „bürgerlichen Zeitalter" dargestellt (s. Kap. V).

All diesem zum Triebhaften gerechneten, aber Komplexen haftet wohl die Tendenz nach triebhaftem Lustgewinn an, aber das Ganze geht weit über die vitalen Triebe (mit ihrer unmittelbaren Beziehung zum inneren Chemismus und zu dessen motorischen Entladungen, den Triebhandlungen, respektive zu den Triebimpulsen) hinaus, wenn wir von der Bewegungslust des Spielalters absehen. Auch sind die komplexen Triebe nicht unmittelbar auf „egoistischen Lustgewinn", d. h. auf direkte Triebstillungslust gerichtet.

Mit Recht hat Freud betont, daß primär alle (vitalen) Triebe „egoistisch" sind. Da aber die biologische Hauptfunktion des Geschlechtstriebs (also abgesehen von seiner Lustprämie, Spannungsentladung und etwaigen Entgiftungsfunktionen für das Individuum) nicht dem Einzelorganismus, sondern „den Absichten der Natur", den Zwecken des Lebens, der Erhaltung der Art und des Lebendigen überhaupt dient, kann Freuds „Egoismus der Triebe" wohl nur die Lustsuche meinen und bedeuten, daß allen vitalen Trieben eine Lusttendenz anhaftet.

Dem Geschlechtstrieb (der meines Erachtens egoistisch in bezug auf Triebstillung, Triebentladung und Lustgewinn, eventuell noch in seiner Bemächtigungs- und Aggressionstendenz genannt werden kann, aber einen Partner sucht und der Art dient) hat Freud seinerzeit (s. o.) gegenübergestellt: die „Ich-Triebe", welche im wesentlichen durch den Selbsterhaltungstrieb repräsentiert erscheinen. Aber trotz ihrer „egoistischen Lustsuche" und ihres Dienstes am Einzelorganismus, d. h. trotzdem sie auch biologisch dem Einzelindividuum dienen, möchte ich die anderen vitalen Triebe außer dem Geschlechtstrieb, das ist den Ernährungstrieb, Bewegungstrieb und Schlaftrieb, nicht als Ichtriebe bezeichnen. Wie schon zu Beginn dieses Kapitels erwähnt wurde, muß zur Zeit, wo wir solche Triebe wirksam finden, durchaus noch nicht gebildet sein: ein bewußterlebendes und ein sichselbsterlebendes Ich, jenes Ich, auf welches sich meine Übersetzung (1908, Aktionsgefühle) des Cartesianischen „cogito ergo sum" bezieht: Alles Bewußthaben von etwas ist ein Bewußtwerden seiner selbst. Ein Reaktions-Ich ist meines Erachtens durchaus nicht die Voraussetzung des Bestehens und der Wirksamkeit der vitalen Triebe, Ernährungstrieb, Bewegungstrieb, Schlaftrieb, welche ich als Selbsterhaltungstriebe betrachte, ebensowenig wie des Geschlechtstriebs. Auch ohne ein solches

Digitized by Google

Ich müssen Triebe wirksam sein, ja können alle vielleicht schon irgendwie erlebt werden, etwa als ein dumpfes Situationserleben von Drang und Unruhe, wenn sie anschwellen, respektive nach Stillung als „Beruhigung" sozusagen von minimalpsychischer Art. Auch muß für solch ein Erleben nicht einmal ein Körper-Ich, ein Gemeinempfindungs-Ich, fertig vorgebildet sein, sondern würde erst in solchem Erleben angelegt werden. Die vitalen Triebe also dienen dem Individuum, aber nicht dem Ich, sondern dem Organismus, der Geschlechtstrieb auch noch der Art.

Noch weniger möchte ich zur Voraussetzung dieser von mir gemeinten vitalen Triebe jenes Ich Freuds nehmen, welches sich darstellt als eine triebhemmende Instanz und als eine Repräsentanz des Realitätsprinzips, ich möchte sagen des „Realitäts-Gewissens", somit als Repräsentanz der persönlichen Erinnerungen (Wernickes „Autopsyche" als Summe aller persönlichen Erinnerungen, der Erlebnisse). Dergleichen hat Freud wohl auch nicht mit dem Worte „Ich-Triebe" ausdrücken, sondern damit eine vorläufige Unterscheidung schaffen wollen dessen, was zum Geschlechtstrieb gehört, von anderem Triebhaften; eine Unterscheidung, welche weiterhin noch Modifikationen erfuhr.

Ich folge diesbezüglich nunmehr Heinz Hartmann S. 118, 119: „Später erkannte Freud (Zur Einführung des Narzißmus, Jb. Psychoanalyse VI, 1914 oder kl. Schr. z. Neurosenlehre IV, S. 78), daß auch das Ich ‚libidinöse Besetzungen' erfahren kann (hier füge ich Freuds Beispiel der Hätschelung eines verletzten Körperteiles oder erkrankten Organs, des Magens z. B. ein); ja, daß das Ich — oder richtiger das Es — ‚das eigentliche und ursprüngliche Reservoir der Libido sei'. Jene Libidomengen, welche so primär oder sekundär an das Ich gebunden sind, wurden ‚narzistisch' genannt. Somit war ein Teil der Ichtriebe (ihre Natur war zunächst für die Psychoanalyse im Dunkeln geblieben), vermutlich auch der Selbsterhaltungstrieb, als zu den Sexualtrieben (im erweiterten Sinne der Analyse) zugehörig erkannt. An den Resultaten der analytischen Arbeit hat sich damit wenig geändert; es war aber damit eine in mancher Hinsicht zweckmäßigere Formulierung gefunden, daß der Gegensatz zwischen Ich und Sexualität jetzt als Gegensatz ich-libidinöser und objekt-libidinöser Strebungen gekennzeichnet wurde. In den Arbeiten der letzten Jahre (‚Jenseits des Lustprinzips' und ‚das Ich und das Es') hat nunmehr Freud beide als Sexualtriebe oder Eros zusammengefaßt und auf Grund biologischer Erwägungen einem ‚geräuschlos arbeitenden' ‚Destruktionstrieb' oder Todestrieb gegenübergestellt, als dessen einzigen Repräsentanten wir den Sadismus als Perversion anzuerkennen hätten. Die destruktiven Tendenzen dieses Triebs sind de norma durch Mischung mit den Sexualtrieben von ihrem eigentlichen Ziele abgelenkt und unschädlich gemacht; in pathologischen Fällen, z. B. bei der Zwangsneurose kann es zu einer ‚Triebentmischung' kommen, die eine Wiederbelebung archaischer Entwicklungsstufen (Regression) und Reaktivierung solcher Regungen zur Folge hat."

Die Unterscheidung nun von ich-libidinösen (narzistischen) einerseits und objektlibidinösen Trieben andererseits kommt meines Erachtens wohl für die psychoanalytische Praxis und Theorie, vielleicht auch für die Psychiatrie in Betracht, kaum

Digitized by Google

aber für die hier angestrebte Eingliederung der Triebe in eine „motorische Psychologie". Hier kann sie außer Betracht bleiben, soweit nicht schon in Kap. III dargestellt, so auch die neueste Scheidung zwischen Lebenstrieb (Eros) und Todestrieb, während wir von Freud die Heraushebung der Selbsterhaltungstriebe gegenüber den Sexualtrieben sowohl aus Gründen der Praxis des Lebens, wie auf Grund der Analyse des Sexualtriebs (s. o.) mit Vorteil übernehmen können.

Meinerseits möchte ich den vitalen Selbsterhaltungstrieben (Nahrungstrieb usw.), als einem in der biologischen Leistung (d. i. in seinen Folgen und Erfolgen) zwar selbsterhaltenden, aber primär triebstillenden und lustgebenden Motorischen gegenüberstellen: ein durchaus und primär auf Selbsterhaltung Angelegtes und Gehendes, die Selbsterhaltungstendenzen des Organismus. Es sind dies die Schutzfunktionen der Körperoberfläche, deren motorische Reizvernichtungsmethoden durch Reflexe und Reaktionen der Flucht oder Abwehr. Die primären Selbsterhaltungsfunktionen gehen eben von der Körperoberfläche aus und münden bei uns in ein orientierendes, „objektives" Denken, und sind in allen ihren Formen und Ausgestaltungen ein Sicherwehren seiner Haut gegenüber Umweltreizen, was man sehr irrtümlich als „Schutztrieb" bezeichnet hat. Gegenüber diesen Leistungen der Reizvernichtung in Abwehr oder Flucht, d. i. der Oberflächenprophylaxe, stehen die biologischen Funktionen der Triebe im Dienste des gesamten lebendigen Protoplasmas, des allgemeinen Chemismus, dem sie entspringen. Und die Triebe werden auch entscheidend charakterisiert durch ihre verschiedenen biologischen Funktionen (Geschlechtstrieb, Nahrungstrieb) und stehen mit den zugehörigen Organen Freßwerkzeugen, Geschlechtsorganen im Dienste der Selbsterhaltung und biologischen Zwecke (Lebenserhaltung, Arterhaltung).

Nach all dem mag also meine Formulierung lauten: Alle vitalen Triebe entspringen dem inneren Chemismus, dienen ihm mittels motorischer Triebaktionen (Aktionsmotilität), zielen primär auf eigene (motorische) Erledigung, auf Entladung, auf die eigene Stillung und Befriedigung, sowie darin auch auf Lustgewinn, auf Befriedigungslust. Sie werden als Gruppe am besten durch ihre Herkunft aus dem allgemeinen Chemismus, durch den Dienst an ihm, durch die Lustsuche und Lustprämie charakterisiert. Voneinander aber werden sie unterschieden durch die Verschiedenheit ihrer biologischen Funktionen und ihrer Erfolgsorgane.

Nun erhebt sich aber das weitere Problem, wieso es phylogenetisch zur Setzung der Triebe kam, wenn sie nicht etwa allem Lebendigen von vornherein anhaften. Denn bei der doch hauptsächlich deskriptiven Feststellung über die Wesensart der Triebe durch ihre Herleitung aus dem Stoffwechsel nun haltzumachen, und zwar gerade in einer biologisch-genetischen Betrachtung des Psychischen, und gar, wenn man von den Flucht-, Feind- und Freßreflexen der Einzeller ausgegangen ist, hieße sich auch noch einer Verschleierung eines wichtigen Anteils des Problems schuldig machen, welcher schon oben gestreift wurde. Es ist dies die Frage nach der Herkunft der Lustprämie der Triebe.

Selbst wenn man mir die physiologisch-psychogenetische Herleitung der Trieblust an der Hand der Mitlust (Bewegungslust und Freßlust, diese als Lust am Saugen und Kauen usw., s. o.) und der Gemeinempfindungszuständlichkeit des

Digitized by Google

Gelüstens (übrigens überwiegend von Unlustqualität) aus gebremsten Triebbewegungen, aus unabgespielt überlebenden Triebimpulsen zugestehen mag, kann man sich einer weiteren Frage nicht entschlagen, selbst wenn man sie nicht beantworten kann. Die ist: wie ist denn das Gelüsten und die Lust phylogenetisch zu den Trieben gekommen? Ja noch weiter zurück: wo sind denn die Triebe erstmals in der Phylogenese zu finden? Auch letztere Frage ist nicht etwa nur eine solche der Nomenklatur; denn wenn wir, wie recht und notwendig, an der Unterscheidung von Reflexen und Trieben festhalten wollen, müssen wir das Auftreten beider in der Phylogenese aufzufinden trachten. Es ergibt sich also die Vorfrage: wo in der Phylogenese ist etwa eine Vorstufe der Triebe nachzuweisen? Zu all diesen Punkten weiß ich aus Eigenem nicht viel anzuführen. Das Chemotaktisch-Motorische der Reflexe ist wie ihre „Erlernung" schon oben gestreift, aber ihre „Phylogenese" ist, wie jene der „Assimilation", überhaupt die Frage nach der Entstehung der „lebendigen Substanz", also eine Grundfrage der Biologie. Nach meiner Definition der Triebe wäre schon auf der Stufe der Reflexe, der Flucht-, Feind- und Freßreflexe der Einzeller, der Freßreflex — trotzdem er auf Vernichtung der von Freßbarem ausgeübten chemotaktischen Reize geht, also auf Oberflächenreiz antwortet — zugleich auch als vom allgemeinen Chemismus bestimmt anzusehen. Denn Einzeller verhalten sich anders gegen Freßgelegenheiten im Stadium der Sättigung als im gegenteiligen. Der Freßreflex also — habe ich oben schon daraus abgeleitet — enthält zugleich neben einer Hinausentwicklung auch schon den Keim eines Triebes in sich. Daraufhin könnte man auch versucht sein, die erste Lustbefriedigung phylogenetisch dem Fressen und ontogenetisch beim Menschen dem Saugakte des Säuglings zuzuschreiben, und so die erste Lust eine „orale" (Freud) zu nennen. Nun heißt aber „wollüstig" vor allem sexuell, und die Wollust katexochen ist die sexuelle Lust.

Zur Phylogenese der Sexualität meinte ich (1924, damals noch ohne Kenntnis der erwähnten schon länger vorliegenden Konzeption Ferenczis): „daß schon bei Einzellern Beziehungen zwischen dem Freßakte und der Fortpflanzung gefunden werden könnten. Denn wenn man will, ist auch die Konjugation geschlechtlich nicht differenzierter einzelliger Organismen ein gegenseitiger Freßakt, worauf dann — man wäre versucht zu sagen nach Neubelebung — eine Wiederteilung erfolgt. So stünde in der Tat der Freßakt an der Basis der Fortpflanzungsentwicklung. Für die phylogenetischen Beziehungen von Freßlust und Sexus beim Menschen liegen völkerpsychologische Anhaltspunkte vor, wenn es stimmt, daß bei den Weiberjagden der Kannibalen die orale Lust gelegentlich den genitalen Zweck überwog, so daß infolge des Jagdmahls der Jagdzweck verfehlt wurde und die Jagd wiederholt werden mußte. Auch bei uns finden sich noch, um mit Freud zu sprechen, „erogene Zonen an den Körperöffnungen", und der Kuß, also eine Mundaktion, ist bei den Weißen eine Form sexueller und erotischer Lust-Betätigung. Übrigens ist uns noch die Äußerung geläufig: „zum Fressen gern haben". Damit soll hier aber nicht mehr beigebracht sein, als ein paar Andeutungen: für die noch offenbleibenden Probleme der ersten Triebe, der ersten Lust und der ersten Liebe. (Vgl. Zuwendungs- und Lustbetrag S. 206, 207.)

Digitized by Google

Gehen wir hier nun, so gut ich es vermag, auf das Lust-Unlustproblem näher ein. Wir haben Unlust schon kennengelernt, als Unlustscheu und Unlustprophylaxe der Körperoberfläche, im derbsten Falle als Schmerz, und diesen wie solche Unlust überhaupt, als eingebettet erkannt in Hinausentwicklungsimpulse, als Abkömmling von Flucht- und Feindreflexen, und geübt in entsprechenden Fluchtreaktionen oder Abwehrreaktionen. Beim Insektenstich fanden wir den Schmerz noch in seiner Einbettung in Abwehrreaktionen erlebbar. Eine weitere und andere Form der Unlust lieferte die Triebspannung gegenüber der Lust der Triebentladung, was beides wir ja in Kap. I zusammen mit den triebentsprechenden polaren Gemeinempfindungszuständlichkeiten und als Formen, wie ich glaube, Grundformen der Psychisierung von Trieben kennengelernt haben: in Hunger, Durst (Ernährungstrieb), Munterkeit und Müdigkeit (Bewegungstrieb und Schlaftrieb). Die Unlust der Triebspannung fanden wir noch gemischt mit einer Lustreminiszenz oder Lustremanenz im Gelüsten, dem sensiblen Widerspiel des Begehrend-Gerichtetseins der Triebe. In der individuellen Entwicklung der Säugetiere und Menschen wird die erste spezielle, d. i. organlokalisierte Lust wohl am Saugakt beobachtet. Freuds ja natürlich vorher anzusetzende selige Isolierung im Uterinleben, wenn sie wirklich ein Lusterleben ist, kann nur ein allgemein autoerotisches sein, wie etwa die Lust des Säuglings am eigenen Körper, aber sie ist keine Speziallust, keine Organlust. Als die erste „Triebbefriedigungslust" wäre also wohl die orale Lust anzusehen. In interessanter Weise erscheint mir dieses Problem weitergeführt und auch zugleich mit etwas, was im I. Kapitel über Ich-Gestaltung und Objektgestaltung ausgeführt wurde, unter einen Gesichtswinkel gestellt bei Dr. Wilhelm Reich, „Der triebhafte Charakter" (eine psychoanalytische Studie zur Pathologie des Ich), 1925, S. 56, 57:

„Ein reines Trieb- oder Lust-Ich tritt (sc. primär) den Reizen der Umwelt entgegen, ‚identifiziert' sich mit ihnen, soweit sie lustvoll sind, lehnt sie ab, wenn sie unlustvoll sind, auch dann, wenn sie diesem Trieb-Ich selbst entstammen. Das ursprüngliche Lust-Ich hat weitere Grenzen als das spätere Real-Ich, soweit es sich um Lusterleben (Freud), engere, soweit es sich um Unlust handelt. Lustvolle Objekte der Außenwelt werden als dem eigenen Ich zugehörig aufgefaßt, und da das zentrale Objekt dieser ersten Phase die mütterliche Brust ist, glauben wir auch das Motiv verstehen zu können, welches die Aussendung von Objektlibido aus dem narzistischen Reservoir bewirkt: die Mutterbrust wird schließlich doch als der Außenwelt zugehörig erkannt, sie muß daher aus dem Ich „hinausverlegt" werden und zieht den an ihr hängenden Libidobetrag nach sich. So wird zum erstenmal narzistische Libido in Objektlibido verwandelt. In der Analyse zerfällt das Objekt allmählich in einzelne Organe, z. B. an der Mutter tritt dann besonders die Brust hervor. So wie in der Analyse rückläufig die zärtliche Libido letzten Endes zu reiner Organlibido zurückführt, so setzt sich die kindliche Organlibido fortschreitend in sublimierte Formen zärtlicher Libido um. Von der Mutterbrust breitet sich die Libido auf die Spenderin der Nahrung, Liebe und Ruhe, auf die Mutter aus." (Daß das Lust-Ich Freuds noch weniger als sein Real-Ich meinem engeren Ichbegriff — sondern beide Entwicklungsstufen des Individuums zur Person entsprechen,

Digitized by Google

und daß ich die Objektlibido Freuds — auch als Keim eines wertenden Verhaltens — noch direkt den Trieben zuschreibe, braucht hier nicht nochmals erörtert zu werden.)

Endlich sei hier nochmals auf Ferenczis Konzeption verwiesen, welche die Fortpflanzungsfunktion und die Zweigeschlechtigkeit (meines Erachtens damit auch die Geschlechtslust), um es in meiner Formulierung zu sagen, zuschreibt: „der Einverleibung gleichartigen, d. i. artspezifischen Protoplasmas"; und den Ernährungstrieb mit Einverleibung meist artfremden Protoplasmas (mit ihm auch den Bewegungstrieb und Schlaftrieb, wie ich hier beifügen möchte) und überhaupt die Entstehung der lebendigen Substanzen, des Lebens, zuschreibt: einem Vorgang in der Substanzerhaltung, welcher von der nichtassimilierenden anorganischen Substanz nicht geleistet werden kann. Lustvoll ist aber nicht etwa nur die Einverleibung, denn gerade der Hauptträger der Mitlust, der Bewegungstrieb, verleibt ja nichts ein. Alle vitalen Triebe dienen aber der Substanzerhaltung und zeigen Entladungen, Spannungsverminderungen. Es bleibt also die Frage: Ist die Funktion der Substanzerhaltung der Lustträger oder die Funktion der Erregungsverminderung (Freud) in der Entladung? Das Erleben besonders des Sexualtriebs spricht für Freuds Erregungsverminderung, dagegen aber spricht, wie schon erwähnt, daß gerade die Mitlust beim Bewegungstrieb von Anfang an besteht und daß die Ermüdung als Bewegungseffekt nur selten lustvoll ist. Es wäre dann die Triebaktion an sich zugleich Lust. Hier liegt noch manches ungelöste Problem.

Zum Lust- und Unlustproblem folge noch einiges nach L. Klages, was zugleich zum Problem der Beziehung zwischen Trieben und Gefühlen überleitet, welch letztere, nicht nur meines Erachtens, ein Kapitel der Psychisierung von Trieben darstellen müßte. Persönlichkeit S. 89: „Kein Gefühl, an dem nicht die Vitalität beteiligt wäre, und ebenfalls kein Gefühl, an dem nicht das Ich und der Geist beteiligt wäre; oder: alle Gefühle haben sowohl eine Ich-Seite, wie auch eine Es-Seite." S. 91, 92: „Aus dem Wechsel des Verkehrs mit dem Ich ginge danach die Verschiedenheit vorwiegend sinnlicher von vorwiegend seelischen Gefühlen hervor. Dies vorausgeschickt, überlegen wir: Hat ausnahmlos jedes Gefühl eine Ich-Seite, so müssen sich freilich alle Gefühle unter anderem auch rein aufreihen lassen zwischen einem Lustmaximum und einem Unlustmaximum. Gemäß seiner Behauptungstendenz erlebt das Ich als erfreulich jede Erweiterung, als unerfreulich jede Minderung seines Machtbereichs, und gemäß der Teilhabe aller Gefühle am Ich muß eben dasselbe für die Gefühle gelten, oder: „Lust" meint Erfolg, „Unlust" Mißerfolg.

S. 93, 94: „Auch die Lebensseite der Gefühle bietet Polaritäten dar (wie die Ich-Seite den Gegensatz von Lust und Unlust); und zwar sind die vorwiegend sinnlichen Gefühle zwischen Wollust und Angst ausgespannt, die vorwiegend seelischen zwischen Entzückung (Überschwang, Seligkeit) und Grauen. Jene beiden steigern sich zumal nach Stärke (Heftigkeit, Intensität), diese beiden zumal nach Tiefe. Jene sind deshalb bildarm, aber empfindungsnah, diese bildreich, aber empfindungsfern. Es bedarf ja nur einer vorurteilsfreien darauf gerichteten Besinnung, damit man die empfindungsstarke Wollust vom bildgesättigten Überschwang, und beide von den bild- wie empfindungsarmen Erfolgsgefühlen unterscheidet, oder die

Digitized by Google

empfindungsstarke Angst vom bildgesättigten Grauen, und beide von dem bild- wie empfindungsschwachen Mißerfolgsgefühl."

Gegenüber Klages „Ichseiten"-Herleitung s. Freuds Unlust aus der Reizvermehrung, sc. der inneren Reize, resp. aus der Zurückhaltung von unabgeführten Energiequanten aus derselben Quelle, und die Lust aus der Minderung der aufgestauten Energiemengen aus der Wiederherstellung der Reizlosigkeit, der Herstellung eines Energiegleichgewichtes im psychischen Apparat. Diese Herleitung aus dem „Konstanzprinzip", welches schon jenseits des „Lustprinzips" diesem zugrunde liegt, bewegt sich jedenfalls auf der Triebseite des psychischen Apparates, auf seiner Es-Seite. Auf derselben Linie bewegt sich meine Herleitung der Triebe und ihre Psychisierung in der Gemeinempfindung und den Gemeinempfindungszuständlichkeiten. Dabei habe ich sogar die Vermutung gewagt, daß dieses Erleben, diese „Lebnisse" von Gemeinempfindungszuständlichkeit (wie von Trieblust) nicht nur lange vor dem Icherleben möglich sind, sondern daß phylogenetisch und ontogenetisch diese Gemeinempfindungszuständlichkeiten der unbefriedigten unentladenen Triebspannung, wie die Lebnisse der befriedigten Lust, das erste Erleben überhaupt, d. i. die erste Psychisierung von Biologischem darstellen möchten. Ja es wäre sonach das erste Erleben ein solches in einem weiteren Sinne als dem des Widerfahrens von Beeindruckungen aus der Umwelt. Gewiß leugne ich nicht, daß sobald ein Ich formiert ist, das Erleben überhaupt und auch dieses Lust- und Unlusterleben vom Ich und Bewußtsein ausgeübt und erfahren wird, nicht nur das „äußere", das motorisch-reaktive Erleben, sondern auch dieses innere der Gemeinempfindungszuständlichkeiten usw. ... Wieso dieses innere Erleben (abgesehen von seinem unbewußt bleibenden Anteil) vom Ich als zu erlebend übernommen wird, wie es dem Ich präsent und präsentiert wird, wäre gewiß ein wichtiges Problem. Vielleicht geht diese Präsentierung an das Ich über das Gemeinempfindungs-Ich und überhaupt Körper-Ich, indem diese als ich-formierende Faktoren in das Ich und mit ihm in das Selbsterleben der psychophysischen Person eingehen, somit in deren Selbsterleben dem Bewußtsein präsent werden. Trotz dieser meiner prinzipiellen Einwände gegen die Herleitung der Lust-Unlust-Gegenüberstellung als Erfolg und Mißerfolg bei Klages, halte ich vieles von dem, was Klages zur Illustrierung beibringt, als höchst bedeutsam für die Gefühlslehre, kann es aber hier nicht anführen. Übrigens klingt seine Zugrundelegung von Erfolg und Mißerfolg und seine Orientierung daran fast wie Alfred Adlers finale Orientierung der Lebensleitlinien des Menschen am Machtwillen und Erfolgswillen des Individuums, speziell des Kindes (s. u.), und sogar an die Möglichkeit meiner „Substanzerhaltung als Lustquelle" an.

Meines Erachtens ergäbe sich aus Triebansprüchen des Inneren mit ihrer Lusttendenz und der Unlustscheu der Oberfläche eine Diagonale des Gegenspiels zwischen Triebaktionsimpulsen und sie hemmenden Fluchtreflexen und Fluchtreaktionen. Eine solche Diagonale wäre es, welche — neben den reinen Schutzreflexen — schon bei den primitiven Organismen ihre Lebenserhaltung sichert, ihnen eine gewisse Lebensdauer und damit das Erleben der Fortpflanzungsreife, somit die Erhaltung der Art ermöglicht. Und diese Diagonale drückt sich meines

Digitized by Google

Erachtens vor allem in ihren Instinkten aus. Bei den einfachen, den Einzellern, liegt das hier gemeinte Widerspiel zwischen den Freßreflexen einerseits und den Fluchtreflexen anderseits. Der Wettstreit zwischen Trieb und Angst bis zur Äquilibrierung in einem Auskunftsmittel, dem Instinkt, wiederholt sich auf der höheren Ebene der menschlichen Person in geänderter Form. Ihr Auskunftsmittel ist nun nicht mehr nur das der „reinen Natur", nicht mehr instinktiv, sondern es bestehen Mittel der Dressur und des Intellekts als „zerebrale Organersparnis" und endlich als „Bewegungsersparnis (s. o.) durch Vorstellungen, Werkzeuge, Arrangements usw.". Das berührt sich aber weiter sowohl mit Alfred Adlers Arrangement des Lebensplans (s. u.) wie mit Freuds ‚innerem Konflikt" und dessen Lösung durch ein Kompromiß zwischen Es und Ich, zwischen den Triebansprüchen des Organismus und der Realität der Außenwelt, dem Widerstand der Objekte, vor allem der Personen der eigenen Umgebung. Auf solcher Ebene äußert sich dieser Wettstreit zwischen Trieb und Gewissen und Scheu vor den Folgen des „Auslebens" als einer Gefahr; auch in dem bewußten Erleben der treibenden Kraft und zwingenden Macht der Triebe und ihrer nächsten Anverwandten, in dem Bewußtsein von der unwiderstehlichen Macht der „Liebe" wie anderer „Leidenschaften". Dieses Bewußtsein geht gelegentlich einher mit dem Gefühle des Unheimlichen, Dämonischen und Magischen: von Spielleidenschaft besessen, von Liebe bezaubert oder behext. Gerade bei den schwerst aufschiebbaren Trieben, Hunger, Durst und Schlaftrieb, denen wir wohl Unwiderstehlichkeit zuschreiben dürfen, tritt zwar die Organempfindung und beim Schlaftrieb die Müdigkeit ins Bewußtsein, aber ein „Zauber" ist nicht dabei. Die Unwiderstehlichkeit läßt sich vom Beobachter erkennen aus den Folgen, sie wird aber nicht mit dem Eintritt des Triebes erlebt. Dagegen zeigen gewisse Formen des Sexualtriebes und der Leidenschaften, besonders die Raserei des Zornes und die Spielleidenschaft, einen starken Impetus, oft starke Aggression, deuten auf den Einbau von infantilen Partialtrieben und auf „Primitivreaktionen", und bedeuten dem Träger selbst wie den Zeugen einen gewaltsamen Ausbruch, die Eruption elementarer Gewalten des Inneren, deren man sich nicht versehen hätte, auch der Träger selber nicht. 1918 habe ich darauf hingewiesen (Vortrag in der deutschen wissenschaftlichen Gesellschaft zu Prag), daß wir mystisch-magisch besonders solche Erlebnisse und Vorgänge nennen, deren Grundlagen und Zusammenhänge über die individuelle Erfahrung hinausgehen, speziell Erlebnisse und Verhaltungsweisen, welche phylogenetisch bestimmt sind, deren Verursachung also dem naiven Bewußtsein nicht gegeben sein kann. Das ist ebenso bei Reflexen, Instinkten und Trieben, welche doch ohne Verwunderung hingenommen werden, was aber wohl ihrer Zweckmäßigkeit zuzuschreiben sein mag. Über die individuelle Erfahrung hinaus und von phylogenetischer Richtungsbestimmtheit ist in letzter Linie auch jeder Bewußtseinsvorgang, kurz zusammengenommen, alles Psychische. Aber auch die Bewußtseinsvorgänge sind zweckmäßig und uns gewohnt, fast so wie das eigene Ich, über dessen Herkunft unserem Bewußtsein ja auch nichts gegeben ist. Im übrigen sind wir gewohnt, für die gewöhnlichen Erlebnisse in unserem Bewußtsein irgendeine „Begründung", einen „verständlichen Zusammenhang", eine Motivation zu finden, die uns befriedigen kann, wenn sie

Digitized by Google

auch nicht richtig ist. Es gehört also zum Erlebnis des Unheimlichen und Dämonischen, sowohl das Ungewohnte und der Mangel einer vernünftigen Begründung, eines verständlichen Zusammenhanges, sowie das Erlebnis des unerwarteten Hervorbrechens oder bei Wiederholung die erschreckende Unwiderstehlichkeit. Es steckt in diesem Mystisch-Magischen und Dämonischen sonach nicht nur Archaisches (Phylogenetisches), sondern speziell solches als ein Angsterlebnis des Ausgeliefertseins an eine unheimliche, gefährliche und unwiderstehliche Macht, eine äußere oder innere. Bei den Primitiven werden stets unheimliche Mächte vermutet und außerhalb gesucht (behext, verflucht, ein Zauberer, eine Hexe); für den Beobachter ist die Verzauberung eine körperliche oder psychische Erkrankung, ein Komplex des Trägers der Leidenschaften, der aus der Verdrängung wirksam ist (Kleptomane, Pyromane, Eifersucht), oder der Trieb und sein Objekt, das anzieht. Das was fürchten macht, ist das Tabu, das Verbot der Gemeinschaft, der sozialen Autoritäten Freuds, der Zorn des Urvaters der Horde oder weiter des ganzen Stammes, wenn das Tabu verletzt wird. Für den Beobachter wie das Individuum unseres Kulturkreises selber erscheint der Vorgang als ein unheimlicher Konflikt von Trieb und Angst, als des Schicksals Sterne in der eigenen Brust; im letzten Grunde aber ist es ein Ausfluß der Anlagen, der persönlichen Vergangenheit, besonders der Kindheit, und der Menschheitsvergangenheit, welche in uns weiterlebt.

Diese erste Darstellung von „Affektuösem" und „Gefühlsmäßigem" und Triebhaftem unter Einem ist vorerst noch sehr einseitig: sie berücksichtigt ja nur eine einzelne und eine gewiß seltene Quelle der Angst, das Angsterlebnis des Ausgeliefertseins, des wehrlos Dahingegebenseins an eine innere Gefahr, an eine Macht, welche als innerlich bewußt wird, aber fast wie eine äußere erlebt wird. Die allgemeinste Darlegung solcher Beziehungen der Angst zur inneren Gefahr des Triebs und speziell der Libido verdanken wir Freud, welcher dieser Beziehung ein großes Kapitel seiner Vorlesungen und noch viele andere Stellen widmet. Darin ist entscheidend der Nachweis geführt, daß unabgeführte Libido, unerledigte Sexualität zu Angst führen kann. Die Angst ist danach der Ausdruck eines inneren Konfliktes zwischen Realitätsprinzip und Lustprinzip, ja zugleich der Ausdruck einer Intoxikation durch Aufladung mit Sexualhormonen, woraus hervorgeht, daß dieser Angstaffekt mit dem Triebleben verbunden ist. Nur soviel kann ich hier davon anführen (aus den Vorlesungen S. 426): „Wenn wir die Situation (bei gewissen Psychoneurosen), aus welcher die Angst oder von Angst begleitete Symptome hervorgegangen sind, der Analyse unterziehen, so können wir in der Regel angeben, welcher normale psychische Ablauf unterblieben ist und sich durch das Angstphänomen ersetzt hat. Drücken wir uns anders aus: Wir konstruieren den unbewußten Vorgang so, als ob er keine Verdrängung erfahren und sich ungehindert zum Bewußtsein fortgesetzt hätte. Dieser Vorgang wäre auch von einem bestimmten Affekt begleitet gewesen, und nun erfahren wir zu unserer Überraschung, daß dieser den normalen Ablauf begleitende Affekt nach der Verdrängung in jedem Falle durch Angst ersetzt wird, gleichgültig, was seine eigene Qualität ist. Wenn wir also einen hysterischen Angstzustand vor uns haben, so kann sein unbewußtes Korrelat eine Regung von ähnlichem Charakter sein, also von Angst, Scham, Verlegenheit, ebensowohl eine

Digitized by Google

positiv libidinöse Erregung oder eine feindselig aggressive wie Wut und Ärger. Die Angst ist also die gangbare Münze gegen welche alle Affekterregungen eingetauscht werden, oder werden können, wenn der dazugehörige Vorstellungsinhalt der Verdrängung unterlegen ist."

S. 417: „Zumeist versteht man unter Angst den subjektiven Zustand, in den man durch die Wahrnehmung der „Angstentwicklung" gerät und heißt diesen einen Affekt. Was ist nun im dynamischen Sinne ein Affekt? Jedenfalls etwas sehr Zusammengesetztes. Ein Affekt umschließt erstens bestimmte motorische Innervationen oder Abfuhren, zweitens gewisse Empfindungen, und zwar von zweierlei Art, die Wahrnehmungen der stattgehabten motorischen Aktionen und die direkten Lust- und Unlustempfindungen, die dem Affekt wie man sagt den Grundton geben. Ich glaube aber nicht, daß mit dieser Aufzählung das Wesen des Affektes getroffen ist. Bei einigen Affekten glaubt man tiefer zu blicken und zu erkennen, daß der Kern, welcher das genannte Ensemble zusammenhält die Wiederholung eines bestimmten bedeutungsvollen Erlebnisses ist. Dies Erlebnis könnte nur ein sehr frühzeitiger Eindruck von sehr allgemeiner Natur sein, der in die Vorgeschichte nicht des Individuums, sondern der Art zu verlegen ist. Um mich verständlicher zu machen, der Affektzustand wäre ebenso gebaut wie ein hysterischer Anfall, wie dieser der Niederschlag einer Reminiszenz." Im weiteren wird die Angst mit den körperlichen Vorgängen und der bedrohlichen Atemnot beim Geburtsakt in Beziehung gesetzt: so daß „dieser das Vorbild der Wirkung einer Lebensgefahr geworden ist und seither als Angstzustand von uns wiederholt wird. Die enorme Reizsteigerung durch die Unterbrechung der Bluterneuerung (der inneren Atmung) war damals die Ursache des Angsterlebnisses, die erste Angst also eine toxische. Der Name Angst — angustiae, Enge — betont den Charakter der Beengung im Atmen, die damals als Folge der realen Situation vorhanden war und heute im Affekt fast regelmäßig wiederhergestellt wird. Wir werden es auch als beziehungsreich erkennen, daß jener Angstzustand aus der Trennung von der Mutter hervorgeht" (S. 418).

Bei L. Klages in „Persönlichkeit", finden wir im Kapitel von den Stimmungen (d. i. Gefühlen) und Wallungen (den Affekten) S. 41: „Jede Gefühlsanlage sei notwendig eine Antriebsgrundlage." S. 42: „Aus Worten wie Wallung oder Gemütsbewegung hören wir gleichsam unmittelbar heraus, was es mit der Intensität des Gefühls eigentlich auf sich hat. Werden doch dadurch innere Zustände mit Hilfe ihres Zutagetretens in Bewegungen des lebendigen Leibes benannt. Da nun der Leibesbewegung ein Bewegungsantrieb zugrunde liegt, so ist es ersichtlich die Stärke des Antriebes, die wir im Auge haben. Jedes Gefühl ist qualitativ besonders dank der Eigenartigkeit seiner Stimmung, und jedes Gefühl läßt sich nach Graden der Intensität abstufen dank der Steigerbarkeit eines von ihm untrennbaren Antriebs." Weiteres über die „Gefühlsfarben" oder „Gefühlstöne" sowie noch manches sehr Wichtige muß bei Klages selbst gelesen werden.

Was ich aus Eigenem zum Problem einer Herkunft der Gefühle und Affekte und zugleich über den Psychisierungsweg der Triebe beizubringen vermag, läßt sich zusammenfassend etwa so formulieren: Für eine Teilstrecke der Umwandlung ziel-

Digitized by Google

gehemmter Triebregungen, besonders der Libido, wie auch anschwellender noch nicht entladener Triebimpulse scheint gerade meine motorische Betrachtungsweise Anhaltspunkte zu geben. Wenn Impulse zu Triebaktionen einer Gegenwirkung unterworfen werden, reaktiven Gegenimpulsen, Fluchtreaktionen und einem Überbau solcher im Bewußtsein als Angst, Vorsicht usw., unterliegen, wie auch bei der initialen Triebspannung entsteht Aufladung mit Triebaktivität, Aufladung von noch nicht entladenen aber zur Entladung drängenden Triebimpulsen oder retinierten Triebimpulsen, welche weiter zur Entladung drängen. Daraus resultiert motorische Unruhe, oft sichtbar und auch dem Träger erlebbar als unbestimmte Unruhe und als Spannungserlebnis. Dieses beide trägt Unlustcharakter. Aber auch der spezifische Triebcharakter verrät sich in der Verschiedenartigkeit polarer Gemeinempfindungszuständlichkeiten, welche Verschiedenartigkeit ihnen von ihren Trieben überkommen ist. Sie äußert sich nicht selten in der aus Lust und Unlust gemischten Zuständlichkeit des Gelüstens, der Sehnsucht, der Vorlust, zugleich bestimmt gerichteter Art, Gelüsten nach etwas. Eine weitere Strecke erkannten wir an dem Angsterlebnis des Ausgeliefertseins an einen unwiderstehlichen Trieb oder eine Leidenschaft. Dieses Erlebnis des wehrlos Hingegebenseins an eine innere Macht behandelt den zugrunde liegenden Trieb wie eine ungeheuere äußere Gefahr, also ähnlich wie eine überwältigende äußere Übermacht. Das scheint eine phylogenetische Wurzel zu verraten: das Ausgeliefertsein an den Stärksten der Horde, den Urvater oder Hordenführer, den Despoten, oder weiterhin an die über eine Verletzung des Tabu empörte Stammesgemeinde. Die Tabus aber richten sich hauptsächlich gegen die Triebe, gegen verpönte Triebstillung; nach Freud (Totem und Tabu) gibt es bei den Primitiven nur zwei Hauptverbrechen, den Vatermord und den Inzest, und das bringt real schwerste äußere Gefahr. Weiter fanden wir: die Triebstillung, die Entladung oder dergleichen Agieren selber ergibt Mitlust (Bewegungstrieb) und Nachlust als Gemeinempfindungszuständlichkeit. Gemeinempfindung, Gemeinempfindungszuständlichkeiten, Spannungsunlust, Mitlust und Nachlust wären so erste Psychisierungen der Triebe und vielleicht erstes psychisches Erlebnis überhaupt, „Lebnisse". Die Affekte und Gefühle tragen, wie die Gemeinempfindungszuständlichkeiten außer ihrem Psychisiertsein und dem Lust- oder Unlustfaktor auch die Triebrichtung, das spezifische Ziel ihres Ursprungstriebs noch irgendwo in sich, in ihrer Art, in ihrer Tönung, der Gefühlsfarbe.

In alledem, wenn auch am deutlichsten in dem Paare „Trieb und Angst", kommen immer wieder jene zwei Prinzipien des Lebendigen und Psychischen zur Wirkung und zum Vorschein, welche zusammen am Anfange alles Lebens und Erlebens der Organismen stehen. Diese zwei Lebensprinzipien: sind 1. der Allgemeinchemismus in seinem rhythmischen Ablaufe, mit der Gemeinempfindung, welche sich aus seinen Triebaktionen ausgebaut hat (beide das kontinuierliche Prinzip), und 2. die diskontinuierlichen lokalen, physikalisch-chemischen Veränderungen unter Umwelteinflüssen, die Oberflächenreize mit Reflexen und Reaktionen bis zum Ausbau der Unlustscheu und Unlustprophylaxe der Oberfläche zu unseren Impressionen und unserer Erscheinungswelt (das diskontinuierliche Prinzip). Speziell in diesem Paare Trieb und Angst trifft meine motorische Auffassung der Reaktionen und Triebe,

Digitized by Google

des Zuwendungsbetrages und Lustbetrages als Bremsungseffekte von Motorischem und als Etappen auf dem Wege zum Sensiblen und Psychischen und als Komponenten der Willkürbewegung, zusammen: mit mancher Freudschen Schürfung, besonders mit Freuds Dynamik und Verschiebung von Libidobeträgen auf Ich-Tätigkeiten als Ergebnis der Hemmung und Zähmung der Triebe. Dies im Zusammenhalt mit meiner Ableitung nicht nur der Willkürbewegung, sondern auch des „freien Willens" aus der Vereinigung von Zuwendungs- und Lustbetrag bestätigt das, was Ferenczi über Freuds 3 Abhandlungen zur Sexualtheorie in der Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse anführt: „Dieser bescheiden klingende Versuch (Freud hatte im Vorwort vorangesetzt: mein Ziel war zu erkunden, wieviel zur Biologie des menschlichen Sexuallebens mit den Mitteln der psychoanalytischen Forschung zu erraten ist), bedeutet genau betrachtet den Umsturz alles Hergebrachten. Noch nie hat man bisher an die Möglichkeit gedacht, daß eine psychologische und zwar eine „introspektive" Methode ein biologisches Problem erklären helfen könnte ... Die Psychoanalyse zergliederte aber die menschliche Seelentätigkeit, verfolgte sie bis zur Grenze, wo Psychisches und Physisches sich berühren: bis zu den Trieben; befreite so die Psychologie vom Anthropozentrismus, und erst dann getraute sie sich den so gereinigten Animismus biologisch zu verwerten. Diesen Versuch zum erstenmal gemacht zu haben ist die wissenschaftliche Tat Freuds in dieser Abhandlung."

Digitized by Google